Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.

Im amtlichen Auftrage

von

Dr. Karl Peters.

Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe.





München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1895.

Vorwort.

Die nachfolgende Darstellung ist veranlaßt durch einen Erlaß der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, welcher mir auftrug, eine Beschreibung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes besonders nach der Seite seiner wirtschaftlichen Verwendungsmöglichkeit zu unternehmen. Es liegt auf der Hand, welchen Wert eine solche Arbeit für die praktische Erschließung eines neuen Landes zu gewinnen vermag. Thatsächlich kann nur sie die feste Grundlage bilden für eine objektive Beurteilung und Wertschätzung der neu erworbenen Gebiete, und sie ist die unumgängliche Voraussetzung für irgendwelche auf die wirtschaftliche Entwickelung gerichteten Berechnungen und Pläne.

Um diesen Zweck erfüllen zu können, mußte sich die Darstellung durchaus auf das streng Thatsächliche beschränken, und war es nötig, das gesamte vorhandene Quellenmaterial über Deutsch-Ostafrika nach den Gesichtspunkten der wissenschaftlichen Methode zusammen zu fassen und kritisch zu verarbeiten. Dabei bin ich bemüht gewesen, in der Behandlung meines Gegenstandes den trockenen Ton einer nüchternen Aufzählung nach Möglichkeit zu vermeiden, oder doch, wo die Natur der Aufgabe dies nicht gestattete, durch Schilderungen und allgemeinere Ausführungen die Darstellung zu beleben und ansprechender zu gestalten. Wie weit mir dies gelungen ist, vermag freilich nur der Leser selbst zu beurteilen. Ganz ließ sich die Tonart des Lehrbuches jedenfalls nicht vermeiden.

Dieses Buch ist demnach in erster Linie geschrieben für diejenigen Kreise, welche ein praktisches Interesse am deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet nehmen. Der Kaufmann, der Landwirt, der Verwaltungsbeamte; aber auch der Politiker in der Heimat, welcher Stellung zu den in Ostafrika sich erhebenden Fragen nehmen will, sie sollen hier die Gelegenheit finden, das, was sie über diese Kolonie zu wissen wünschen, in genauer und deutlicher Weise zu erfahren. In zweiter Linie, glaube ich, wird dasselbe auch allen solchen willkommen sein, welche überhaupt Interesse an der Schilderung fremder Länder und an der Erdkunde im allgemeinen nehmen.

Bei der Darstellung eines Landgebietes, in welchem die Forschungsarbeit unausgesetzt neue Ergebnisse schafft, läßt sich eine völlige Übereinstimmung der textlichen und kartographischen Bearbeitung nur sehr schwer erzielen. Die letzten Resultate der Forschung lassen sich schneller im Text, als in der beigegebenen Karte eintragen. So ist auch in dieses Werk manches schon aufgenommen, was sich auf der Karte nicht mehr darstellen ließ. Der Leser wird darin Nachsicht üben, wenn er sich vergegenwärtigt, daß ich, um diesen Mißstand zu vermeiden, bereits vorliegende wissenschaftliche Forschungsergebnisse hätte von der Hand weisen müssen, bloß, weil sie nicht mehr in die Karte zu bringen waren. Diese Karte, welche Dr. Richard Kippert ausgearbeitet hat, schließt mit den Forschungsergebnissen ab, wie sie Anfang 1894 vorlagen, während die textliche Darstellung auch im wesentlichen noch die Resultate des Jahres 1894 benützen konnte.

Für den praktischen Gebrauch einer Arbeit, wie die vorliegende, kommt es vornehmlich auch auf ein handliches und genaues Register an. Der Leser, welcher irgend etwas Bestimmtes über Ostafrika wissen will, muß durch ein übersichtliches Register in die Lage gesetzt werden, sofort zu finden, worum es ihm zu thun ist. Ein solches Übersichtsverzeichnis aller im Text vorkommenden Namen hat Herr Joseph Rindermann nach meinen allgemeinen Angaben für das Buch angefertigt.

Der Leser der nachfolgenden Ausführungen wird erkennen, von welchen kolonialpolitischen Grundgedanken ich sowohl bei meiner praktischen Arbeit in Afrika, wie auch bei dieser Darstellung unseres Schutzgebietes ausgegangen bin. Der Zweck dieses Buches wird erreicht sein, wenn es dazu beitragen hilft, Klarheit über die in Frage kommenden Aufgaben und Probleme zu schaffen, und wenn es objektive Fingerweise für die reale Entwickelung selbst zu bieten vermag. Hierzu wird es im stande sein, wenn es mir gelungen ist, in wahrheitsgetreuer und anschaulicher Weise zu schildern: Deutsch-Ostafrika, so, wie es ist!

Berlin im Januar 1895.

Karl Peters.

Inhalt.

I.

Wirtschaftliche Kolonialpolitik.

Koloniale Unternehmungen entspringen wirtschaftlichen Bedürfnissen der Völker. Wenn wir die Kolonialgründungen aller Zeiten, von denen der Araber am Indischen Ocean und der Phöniker im Mittelmeer an bis zu denen der Holländer und Engländer in unseren Tagen, prüfen, finden wir letzten Endes immer zwei Motive oder Ursachen, aus denen sie entstanden sind. Entweder galt es, den Überschuß der einheimischen Bevölkerung in der Fremde zu versorgen; dies führte zu Ansiedelungen, welche zunächst zwar in mehr oder weniger innigem politischen Zusammenhang mit dem Mutterlande blieben, später jedoch in der Regel zu selbständigen Gemeinwesen herauswuchsen. Oder es kam darauf an, für den Haushalt der Nation neue Erwerbsquellen zu eröffnen — dies führte zu Handelskolonien und zur Besitzergreifung von Ländern als Absatzgebieten für die heimische Industrie oder schließlich zur Eroberung von Territorien, in denen umgekehrt für den Verbrauch des Mutterlandes und den Weltmarkt fremdartige Produkte geschaffen werden konnten, d. h. zu Plantagen-Kolonien.

Die Fürsorge für die Angehörigen der eigenen Rasse, denen die Heimat eine Existenz nicht mehr zu bieten vermag, ist zu allen Zeiten von den energischeren und kulturtragenden Völkern als eine nationale Pflicht anerkannt worden. Besonders dadurch stempeln sie sich als die weltgeschichtlichen Nationen ab. Indem sie, in der Regel durch Einsetzen der politischen Machtmittel des Staates, dem Auswandererstrome neue Stätten in der Fremde sichern, bewirken sie die Ausbreitung der

Ackerbau-Kolonisation.

eigenen Art auf der Erde und tragen ihre Kultur und Sitte in die Ferne. Dies ist der arabischen, phönikischen, griechischen und römischen mit der portugiesischen, spanischen, englischen, russischen und holländischen Kolonisation gemeinsam; und, mag solche Entwickelung durch friedliche Niederlassung oder durch das brutale Recht der Waffen bewirkt sein; wenn nur das Endziel der Ausbreitung einer höheren Kultur über die niedere dadurch erreicht worden ist, hat die Weltgeschichte sie noch stets als berechtigt und notwendig anerkannt.

Perikles und Alexander d. Gr., Hamilkar Barcas und Hannibal, Tiberius Gracchus und Cäsar, die Pitts und die Oranier verkörpern in ihren Namen die energischesten Lebensäußerungen ihrer Nationen, weil ihre staatsmännische Wirksamkeit solche nachdrücklichere Bethätigung der eigenen Rasse auf die Gestaltung der Weltkultur zum Zweck oder zur Folge gehabt hat. In dem England unserer Tage ist das „Ellbogenraum für die angelsächsische Rasse" geradezu zum politischen Schlagwort geworden. Der „Little England"-Politik steht die „Greater Britain"-Politik mit ihrem gewaltigen kolonialpolitischen Unter- und Hintergrund gegenüber; und Lord Roseberry hat am 1. März 1893 im Londoner Kolonial-Institut diesem Programme einen staatsmännischen Ausdruck verliehen, indem er sagte:

„Wir sind verpflichtet, unsere Ansprüche für die Zukunft hinauszusichern. Wir haben zu erwägen, nicht, was wir jetzt nötig haben, sondern, was wir in der Zukunft nötig haben werden. Wir haben zu erwägen, welche Länder entwickelt werden müssen, entweder durch uns selbst oder durch eine andere Nation . . . . Erinnern Sie sich, daß die Aufgabe des Staatsmannes nicht nur in der Gegenwart, sondern in der Zukunft liegt. Wir haben über das Geschwätz der Rednerbühnen und die Parteileidenschaften hinüber auf die Zukunft der Rasse zu blicken, deren Vertrauensmänner wir gegenwärtig sind, und wir würden, meiner Ansicht nach, außerordentlich fehlgehen in der Aufgabe, welche uns auferlegt ist, wenn wir vor Verantwortlichkeiten zurückschrecken und es ablehnen würden, unsern Anteil an der Verteilung der Welt zu nehmen, welche nicht wir erzwungen haben, sondern welche uns aufgezwungen worden ist."

Ganz analog haben sich auch die Führer der konservativen Partei, insbesondere Lord Salisbury, wiederholt ausgesprochen. Überall tritt

uns das Bewußtsein gegenüber, daß eine der großen Pflichten englischer Staatsmannschaft die Ausbreitung und die Festhaltung der Vorherrschaft der angelsächsischen Rasse auf der Erde sei. Und aller Orten ist die Überzeugung lebendig, daß Großbritannien mit der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur einer nationalen Aufgabe nachkomme, sondern sich unmittelbar in den Dienst der Weltkultur als solcher stelle.

Eine Kolonialpolitik, wie sie hier gekennzeichnet ist, hat Deutschland im Laufe seiner Entwickelung nur nach einer Richtung hin in großem Umfang betrieben. Ich meine die zähe Eroberungs- und Ansiedelungspolitik der Welfen, Askanier und Hohenzollern, sowie des deutschen Ordens nach Osten hin, welcher wir die Germanisierung der Länder zwischen Elbe und Weichsel zu verdanken haben. Die gewaltigen Anstrengungen der deutschen Welt um die Vorherrschaft in Europa in der Völkerwanderung und der Weltmachtspolitik der sächsischen und hohenstaufischen Kaiser gehören nicht hierher, da sie nirgends zu dauernden nationalen Staatsbildungen geführt haben. In der Politik zählt nicht das Wollen, sondern ausschließlich das Vollbringen, d. h. der Erfolg. Aber die Angliederung des Landes östlich der Elbe an das deutsche Sprach- und Kulturgebiet ist eine der großen weltgeschichtlichen Thaten, welche völlig ebenbürtig der durch Cäsar eingeleiteten Römisierung von Westeuropa zur Seite steht; und es ist sehr kennzeichnend, daß es dies Kolonialgebiet gewesen ist, auf dem die Hohenzollern ihren Staat schufen, welchem Deutschland seine nationale Wiedergeburt verdankt.

Freilich, wenn wir die Entwickelung der letzten Jahrhunderte überblicken, werden wir doch aussprechen müssen, daß diese kontinentale gegen den slavischen Osten gerichtete Besiedelungsarbeit den wirtschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht genügt hat. Sie war nicht im stande, dem anschwellenden Überschuß unserer Volkskraft einen genügenden Ellbogenraum zu gewähren; und Deutschland ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr in die Notwendigkeit versetzt worden, einen immer breiter werdenden Auswandererstrom in fremde Sprach- und Staatsgebiete abzuschieben.[1]) Das hatte zwei Nachteile. Einerseits ging der Ausbreitung unserer Art auf der Erde alljährlich ein mächtiger,

[1]) Allein in den letzten 14 Jahren betrug die deutsche Auswanderung nach amtlicher Berechnung über eine Million und 300,000 Köpfe.

lebendiger Blutstrahl verloren, welcher von fremden Völkern aufgesogen und verarbeitet wurde. Besonders zum organischen Aufbau des englischen Kolonialgebietes mußte die deutsche Volkskraft unausgesetzt beisteuern. In welchem Umfang das geschehen ist, wird aus der Thatsache ersichtlich, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa neun Millionen englisch redender gegen 20 Millionen deutsch redender Menschen auf der Erde gab, während heute 110—120 Millionen Engländer etwa 60—70 Millionen Deutschen gegenüberstehen. »The world is rapidly becoming english«, ruft Sir Charles Dilke triumphierend aus. Wenn das so ist, so hat daran das Aufgehen der deutschen Einwanderung in das englische Sprachgebiet den hervorragendsten Anteil.

Nun ist die Ausbreitung des eigenen Sprachgebietes nicht nur von ideeller Bedeutung für ein Volk und für die Weltkultur. Es ist wiederholt darauf hingewiesen, welche unmittelbaren praktischen Vorteile sich für die Handelspolitik eines Landes daraus ergeben. Denn nicht nur in Kunst und Literatur bleibt im wesentlichen derselbe Geschmack unter Sprachangehörigen in den verschiedenen Ländern, sondern auch in allen möglichen anderen Bedürfnissen, und der Kolonist wird für den Ankauf seiner Bedarfsartikel, soweit er sie nicht selbst hervorbringt, unter sonst gleichen Bedingungen immer das gleichsprachige Mutterland bevorzugen. Und welche Sicherheit des individuellen Empfindens verleiht das Gefühl, einer die Welt beherrschend umspannenden Rasse anzugehören! Welche Vorteile im Kampf ums Dasein hat der Auswanderer, der auch in der Ferne in seiner eigenen Rasse bleibt, gegenüber demjenigen, welcher zunächst seine nationalen Sitten und Sprache abzustreifen und die der Fremde sich anzueignen hat, um den Wettbewerb mit seinen neuen Landsleuten auch nur aufnehmen zu können.

Neben diesen wirtschaftlichen Nachteilen, welche dem Deutschtum aus der mangelnden nationalen Organisation der Auswanderung erwuchsen, hatte dieselbe eine zweite Folge, welche, soweit ich sehe, sonst noch nicht hervorgehoben worden ist, obwohl sie unser Volkstum im ganzen vielleicht noch mehr geschädigt hat. Da Deutschland es versäumt hatte, für den Überschuß seiner Bevölkerung eigene Landgebiete zu erwerben, ist es seit Jahrhunderten gezwungen gewesen, die Fürsorge für denselben Fremden gewissermaßen „aufzuhalsen“. Dies hat auf der ganzen Erde zu einer außerordentlichen Herabminderung unseres

nationalen Ansehens geführt. Es muß ausgesprochen werden, daß die Angehörigen eines Volkes, welches an Kriegsruhm alle anderen übertrifft, welches den hervorragendsten Anteil an allen Gebieten der Weltliteratur und Wissenschaft hat, an allgemeiner Achtung in der Fremde noch bis vor kurzem fast überall die letzte Stelle unter den europäischen Nationen einnahmen. Der einzelne Deutsche gewinnt sich sehr häufig durch seine Tüchtigkeit die Achtung von Ausländern; daß das Deutschtum als solches nicht als Abstempelung der Vornehmheit auf der Erde gilt, ist eine Thatsache, welche jeder, der die außereuropäische Welt kennt, zugeben wird. Dies ist dann ein Hauptmotiv für die Eile, mit welcher die große Mehrheit der in die Fremde wandernden Deutschen ihre nationale Eigenart abzustreifen bemüht ist. Es ist eine für uns traurige Thatsache, welche nicht geleugnet werden kann, daß sich in der Fremde zum Deutschtum keiner bekennt, der nicht dazu gezwungen ist. Wer, auch von deutschen Eltern, in irgend einem fremden Staatswesen geboren ist, und sei es das kleinste und unbedeutendste Europas oder über See, zieht es vor, sich als dessen Angehöriger auszugeben; und noch immer kommt es vor, daß sogar deutsche Staatsangehörige eine fremde Nationalität affektieren, weil sie dadurch an Stellung vor anderen und ihren eigenen Landsleuten zu gewinnen glauben. Schon der Ausdruck, der bei uns für eine solche Verleugnung der eigenen Nationalität beliebt wird: sich als Engländer, Holländer, Franzose 2c. „aufspielen“, ist sehr kennzeichnend, weil er zugibt, daß die Zugehörigkeit zur Fremde für etwas Vornehmeres als die deutsche Volksangehörigkeit angesehen wird.

Diese Erscheinung, welche der Reisende auf der ganzen Erde, ja in Deutschland selbst, beobachten kann, ist zunächst völlig unverständlich; denn sie ist weder in der Machtstellung des deutschen Reiches, noch in unserer geschichtlichen Vergangenheit, noch auch in unserer nationalen Befähigung irgendwie begründet. Die Meinung, daß dieses minderwertige Nationalbewußtsein seinen Grund in unserer Jahrhunderte langen politischen Zerrissenheit und Ohnmacht habe, muß wegfallen vor der Thatsache, daß sogar die kleinen Völkerschaften der unteren Donau, welche seit Jahrhunderten Parias unter fremder Herrschaft waren, sich durch ihr nationales Selbstgefühl vor dem Durchschnitts-Deutschen auszeichnen. Wir haben es hier sicherlich nicht mit politischen, sondern mit sozialen Ursachen zu thun.

Und da glaube ich, nach langer Beobachtung, daß nichts unserem Ansehen in der Fremde so schädlich ist, als die Thatsache, daß das deutsche Volk, neben tüchtigem Auswanderer-Material, in alle Länder das Hauptkontingent des Proletariats liefert. Überall hin strömen deutsche Proletarier, welche teilweise sofort nach Ankunft der fremdländischen Armenverwaltung zur Last fallen. Die Not zwingt sie alsdann, häufig ihren Lebensunterhalt auch mit unehrenhaften Mitteln zu verdienen. So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellensuchenden armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers.[1]) Hierzu trägt auch besonders das sogenannte „gebildete" deutsche Proletariat bei, das man überall in unliebsamer Menge finden kann, in Chicago wie in Kairo, in London wie in Durban und aller Orten sonst. So hat der Ausdruck „German" besonders im Munde des gewöhnlichen Volkes einen geringschätzigen Beigeschmack, trotz der politischen Größe des deutschen Reiches. Dies ist ja sicherlich in der letzten Zeit, mit dem steigenden Wohlstand unseres Volkes, allmählich besser geworden. Aber gehoben könnte der Übelstand nur dadurch werden, daß wir unsere verarmte Auswanderung in eigene Kolonien ableiteten, anstatt der Fremde damit zur Last zu fallen. Es ist doch wahrlich einer großen Nation nicht würdig, daß in so vielen Ländern: in England, in Rußland, in Frankreich, in Amerika, geradezu „Deutschenfragen" entstehen, daß man anfängt, sich unserer Landsleute wie eines Gesindels zu erwehren, und Schutzmaßregeln gegen ihren Zudrang für nötig hält. Ein solcher Zustand muß schließlich auch auf das politische Prestige des Reiches nachteilig zurückwirken; und sicherlich hat jeder Deutsche, der in der Fremde zu thun hat, darunter zu leiden.

In diesem Umstand nun erkenne ich den Hauptgrund, weshalb diejenigen unserer Landsleute, welche es in der Fremde zu etwas bringen, sich in der Regel so schnell wie möglich von unserer Nationalität los zu machen suchen, und demnach die eigentliche Ursache der Entnationalisierung des Deutschtums auf der Erde. Die Tüchtigkeit oder Überlegenheit einzelner Deutscher in der Fremde kommt aus diesem Grunde dem nationalen Ansehen nur selten zu nutze, weil dieselben

---

[1]) Dies scheint in den deutschen Kolonien Rußlands, sowohl in den baltischen Provinzen, wie in den Bauerndörfern an der Wolga und um Odessa nicht zuzutreffen.

meistens, wenn sie zu etwas gekommen sind, sich bemühen, auch die Spuren ihrer geringgeschätzten deutschen Abstammung, welche sie als Makel empfinden, zu verwischen.

Ich erinnere an die Astors und Steinway in New=York u. A., auch an Göschen in London, der es für nötig hielt, öffentlich zu erklären, er sei nicht von deutscher Abstammung, trotzdem er nachgewiesenermaßen der Großsohn des Verlagsbuchhändlers von Goethe ist. Die Besseren lösen sich in dieser Art fortdauernd, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich, vom Deutschthum ab, und dieses bildet somit über See den „Kulturdünger" für fremde, oft feindliche Rassen.

Es ist schmerzlich, diese Dinge zu besprechen, aber es erschien nötig, sie aufzuführen, weil sie thatsächlich einen nationalen Mißstand darstellen und in unmittelbarstem Zusammenhang mit der ganzen Kolonialfrage stehen. Die Schaffung von Auswandererkolonien zur rechten Zeit würde Deutschland in den Stand gesetzt haben, seinen fortdauernd abströmenden Bevölkerungsüberschuß für uns selbst nutzbar zu erhalten.

Weil unser Volk auf solche nationale Organisation seiner Auswanderung verzichtete, ist sein Sprachgebiet, trotzdem kein anderes so viele Menschen über die See entsendet hat, im wesentlichen immer auf Mitteleuropa beschränkt geblieben, und füllt deutsches Proletariat die Großstädte der Fremde an. Das arbeitsamste und ehrlichste aller Völker genießt im Ausland vielfach eines Rufes, wie ihn Syrer und Griechen im alten Rom hatten. In der That, wenn einmal die Geschichte der deutschen Auswanderung geschrieben werden sollte, würde dieselbe kein Ruhmesblatt unserer Vergangenheit darstellen; sie würde eine Vergeudung kostbarster Volkskraft aufzudecken haben, wie sie die Weltgeschichte nicht zum zweiten Mal kennt.

Doch in dieser Thatsache stehen wir der Unterlassungssünde vergangener Jahrhunderte gegenüber. Deutschland hat nicht zugegriffen, als die europäische Welt mit den überseeischen Gebieten bekannt wurde, als in schneller Folge Süd=Afrika, beide Amerikas, Australien und Ost=Asien in seinen Gesichtskreis traten, und damit weite Striche der gemäßigten Zone für die europäische Auswanderung frei wurden. Damals spielte sich bei uns der letzte Akt des Verwesungsprozesses des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" ab, und lag unser Volk in den großen Krisen des religiösen Zwiespaltes. Wie bei einem

brennenden Schiffe waren alle Blicke angsterfüllt auf die um sich greifende Verwüstung im Innern gerichtet. Wie hätte man sich um die Dinge da draußen kümmern können, wo die Anderen gerade dabei waren, sich in den Besitz der Länder unseres Planeten zu setzen!

Deutschland ging leer aus, und nur die Zukunft kann zeigen, ob diese tragische Unterlassungssünde unserer Väter jemals wieder gut gemacht werden kann.

Plantagenkolonien.

Wesentlich andere Gesichtspunkte als die eben aufgeführten für Auswanderer- oder, wie man sie nennt, Ackerbaukolonien kommen für Plantagenkolonien in Betracht. Galt es bei jenen, den Überschuß der Bevölkerung so unterzubringen, daß er der eigenen Nationalität treu zu bleiben vermag, so ist der Zweck dieser ausschließlich die Vermehrung des Wohlstandes des Mutterlandes. Gemeinsam ist letzten Endes beiden Arten der Kolonialpolitik, daß sie in der Verfolgung ihres unmittelbaren Zieles zur Kultivierung fremder Länder führen, und hierin liegt das sittliche Moment bei beiden. Verschieden ist aber zunächst die Auswahl der für die beiderseitigen Zwecke in Frage kommenden Landgebiete. Denn, während der Auswanderer sich Verhältnisse sucht, welche denen des Mutterlandes möglichst gleichartig sind, um seine alten Lebensbedingungen wiederzufinden, also Länder gleicher Zone aufsucht, will der Pflanzer gerade Produkte bauen, welche in der Heimat nicht vorkommen, muß demnach an andere und zwar die tropischen Zonen sich wenden. Handelskolonien können die ersteren, wie die zweiten sein, wenn auch ein Blick auf die Entwickelung der großen Ackerbaukolonien der Weltgeschichte zeigt, daß sich dieselben einer einseitigen handelspolitischen Monopolisierung durch das Mutterland in der Regel entziehen, sobald sie sich stark genug dazu fühlen; während die Plantagen- oder Tropenkolonien dauernd in solcher Abhängigkeit verbleiben.

Wenn es gestattet wäre, auf den alten Aristotelischen Staatsbegriff zurückzugreifen, so würde man sagen dürfen, daß Tropenkolonien den volkswirtschaftlichen Zweck haben, die Autarkie oder Selbstgenügsamkeit eines staatlichen Gemeinwesens herzustellen, d. h. für diejenigen Bedürfnisse Sorge zu tragen, welche durch den Ackerbau der Heimat nicht befriedigt werden können. Wie stark dieser Teil der Konsumartikel für ein Volk wie das deutsche ist, kann jedes Kind bei einem Gang durch die Straßen einer Stadt, ja eines Dorfes erkennen, wenn

es sich den Inhalt eines sogenannten „Kolonialwaren-Ladens“ einmal ansieht.

Nun leben wir zwar nicht mehr in den staatlichen Anschauungen

Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Liesest du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Liesest du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Feuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von deiner Art keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswerthes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun fortfährst, unsere Bücher so achtlos zu behandeln, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

t einer wirtschaft-
, sondern daß er
handel vornehmen
rbringt, kann es
welche es seiner-
sich kaufen. Es
Volk seine eigene

tum einer Nation
lkswirtschaftlichen
e Erwägung, daß
ftlichen und In-
würde, wenn es
rte.
ines Landes sich
aß deshalb der
brauchte. Zum
antagen angelegt
jetzigen Kolonial-
und holländischen
darf doch aus-
allen Zeiten und
ste Anregung zu
t doch auch un-
ngen überhaupt
— , dann auch
aat selbst einen

lugheit der Eng-

Nun, dann wird man auch zugeben müssen, daß es für einen Staat vorteilhaft sein wird, sich so viele Tropenkolonien wie möglich zu erwerben. Denn diese praktischsten aller Völker haben das gethan, und die Engländer wenigstens

brennenden Schiffe waren alle Blicke angsterfüllt auf die um sich greifende Verwüstung im Innern gerichtet. Wie hätte man sich um die Dinge da draußen kümmern können, wo die Anderen gerade dabei waren, sich in den B

Deutschland ging
diese tragische Unterl
gemacht werden kann.

Plantagen-kolonien.

Wesentlich ander
Auswanderer- oder,
Plantagenkolonien in
Bevölkerung so unter
zu bleiben vermag, so
des Wohlstandes de
beiden Arten der Kol
mittelbaren Zieles zu
liegt das sittliche Mo
Auswahl der für die
gebiete. Denn, währ
denen des Mutterla
Lebensbedingungen n
sucht, will der Pflanz
nicht vorkommen, m
Zonen sich wenden.
sein, wenn auch ein
kolonien der Weltge
handelspolitischen Ma
entziehen, sobald sie
tagen- oder Tropenko

Wenn es gesta
begriff zurückzugreifen
den volkswirtschaftlich
samkeit eines staatlich
Bedürfnisse Sorge zu
nicht befriedigt werden können. Wie stark dieser Teil der Konsum-artikel für ein Volk wie das deutsche ist, kann jedes Kind bei einem Gang durch die Straßen einer Stadt, ja eines Dorfes erkennen, wenn

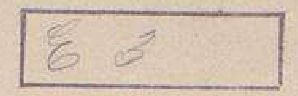
es sich den Inhalt eines sogenannten „Kolonialwaren-Ladens“ einmal ansieht.

Nun leben wir zwar nicht mehr in den staatlichen Anschauungen eines Aristoteles. Wir wissen heute, daß ein Staat einer wirtschaftlichen Autarkie oder Selbstgenügsamkeit nicht bedarf, sondern daß er den Ausgleich seiner Bedarfsartikel durch den Welthandel vornehmen kann. Was ein Volk nicht selbst an Artikeln hervorbringt, kann es sich durch ein Mehr von Gegenständen anderer Art, welche es seinerseits liefert, im Handel eintauschen, mit einem Wort, sich kaufen. Es ist also theoretisch durchaus nicht nötig, daß ein jedes Volk seine eigene Tropenkolonisation betreibt.

Aber, wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Reichtum einer Nation im wesentlichen mit dem zusammenfällt, was sie an volkswirtschaftlichen Werten hervorbringt, so ergibt schon eine sehr einfache Erwägung, daß ein Volk, wenn es Kolonialartikel neben landwirtschaftlichen und Industrieerzeugnissen produziert, reicher ist, als es sein würde, wenn es nur heimische Werterzeugnisse für den Weltmarkt lieferte.

Nun ist es ja freilich richtig, daß das Kapital eines Landes sich an derartigen Produktionen beteiligen kann, ohne daß deshalb der Staat eigene Kolonien zu erwerben und verwalten brauchte. Zum Beispiel sind deutsche Kapitalien seit lange in Tropenplantagen angelegt gewesen, noch bevor das deutsche Reich eine seiner jetzigen Kolonialerwerbungen vorgenommen hatte; sowohl in englischen und holländischen Kolonien, wie in der Südsee. Aber dem gegenüber darf doch ausgesprochen werden, daß eigene Koloniegründungen zu allen Zeiten und bei allen Völkern für das heimische Kapital die stärkste Anregung zu derartigen Unternehmungen gewesen sind. Und das ist doch auch unbestreitbar, daß, wenn tropische Plantagenunternehmungen überhaupt gewinnbringend sind — und kein Mensch bezweifelt dies —, dann auch der Besitz von geeigneten Tropenländern für einen Staat selbst einen in Zahlen auszudrückenden Wert darstellt.

An dem praktischen Sinn und der geschäftlichen Klugheit der Engländer und Holländer zweifelt bei uns kein Mensch. Nun, dann wird man auch zugeben müssen, daß es für einen Staat vorteilhaft sein wird, sich so viele Tropenkolonien wie möglich zu erwerben. Denn diese praktischsten aller Völker haben das gethan, und die Engländer wenigstens



sehen wir heute noch auf der ganzen Erde emsig bemüht, ihren Besitz an tropischen Gebieten soweit zu vermehren, wie immer möglich. Dort ist man eben durch jahrhundertelange Erfahrung darüber im klaren, daß Landbesitz auf der Erde ein im Preise immer steigendes Wertobjekt darstellt, und daß auch Gebiete, welche heute noch wertlos erscheinen mögen, durch Mineralfunde oder Entwickelung der landwirtschaftlichen Technik bereits schon in einigen Jahren von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sein können. „Deshalb", so ruft Cecil Rhodes seinen Landsleuten zu, „streicht soviel von der Landkarte mit dem britischen Rot an, als ihr irgendwie könnt, und denkt niemals, daß es irgendeinmal und irgendwo zuviel werden könnte." Dementsprechend verfährt auch die englische Politik, wie wir besonders in den letzten Jahren beobachten konnten, auf der ganzen Erde.

Wer die Entwickelung der Großstädte beobachtet, der weiß, wie die Grundstücke stetig im Preise wachsen. Erwerbung von Tropenkolonien möchte ich Terrainspekulationen der Völker im großen nennen. Denn trotz des Wertrückganges von Grund und Boden in einzelnen Ländern Europas, welcher vornehmlich durch den gesteigerten Mitbewerb der neu besiedelten Erdteile verursacht und durch die gleichzeitige Preissteigerung des Ackerlandes in diesen Gebieten ohne Zweifel weit übertroffen wird, wird man als allgemeine Thatsache aussprechen dürfen, daß mit der gesteigerten Entwickelung unserer Bedürfnisse und dem Anwachsen der Erdbevölkerung der Wert von Grund und Boden auf unserem Planeten im ganzen in einer fortwährenden Steigerung begriffen ist. Es kann demnach der englische Grundsatz, sich rechtzeitig von diesem immer wertvoller werdenden Objekt so viel wie möglich anzueignen, nur als im höchsten Maße klug und praktisch bezeichnet werden, und es würde kurzsichtig sein, von ihnen in dieser Beziehung nicht zu lernen. Denn eine Nation als Ganzes darf und soll sich im Interesse ihrer Zukunft auf so weit ausschauende Spekulationen einlassen, wo die geschäftliche Klugheit ein einzelnes Individuum vielleicht daran verhindern wird.

Auf die handelspolitische Bedeutung solcher Ländererwerbungen als Absatzgebiet für die heimische Industrie wies Lord Salisbury am 6. Februar 1893 in einer zu Liverpool gehaltenen Rede hin. „Wir fühlen," sagte er, „daß wir es nicht dulden können, mehr als wir irgend

müssen, daß die unbesetzten Teile der Welt, wo wir für neue Märkte für unsere Güter ausblicken müssen, durch fremdländische Gesetzgebung uns verschlossen werden sollen." In demselben Sinne sprachen sich bei Gelegenheit der Frage über die Annektion von Uganda auch sämtliche Handelskammern durch ganz England und Schottland aus.

Man ging in Großbritannien auch bei dieser Erwägung nicht kurzsichtig von dem gegenwärtigen handelspolitischen Wert solcher neu besetzten Länder aus, sondern von der unanfechtbaren Thatsache, daß mit der Schaffung neuer verkaufbarer Werte durch europäisches Kapital in ihnen, umgekehrt in gleichem Verhältnis auch ihre Kauflust wächst, und daß die Bedürfnisse mit der Kaufkraft gleichen Schritt zu halten pflegen. Je mehr demnach ertragsfähige Plantagen oder Bergwerke in einem solchen Lande emporkommen, desto mehr bedarf dasselbe umgekehrt an Handelsartikeln aus dem Mutterlande, und desto mehr vermag es zu bezahlen. Denn auch die eingeborene Bevölkerung verdient Geld durch große wirtschaftliche Unternehmungen und lernt Bedürfnisse von ihren Arbeitgebern. So ist die handelspolitische Bedeutung von Tropenkolonien eine stetig wachsende, und allerdings ist der Besitz von solchen für Industriestaaten von größter Wichtigkeit zu einer Zeit, wo die meisten Länder sich gegen fremde Einfuhr zollpolitisch abschließen, und die Zeit immer näher rückt, in welcher Ostasien mit seiner kolossalen Arbeitskraft sich aus einem Käufer in den gefährlichsten Konkurrenten umwandelt, den die europäische Industrie bislang kennen gelernt haben dürfte.

Durch Wechselwirkung von Mutterland und Kolonien entsteht eine gesunde wirtschaftliche Bewegung, dem Stoffaustausch in einem Körper entsprechend. Der Anbau von Kolonialartikeln, welcher an sich gewinnbringend ist, wirkt unmittelbar belebend auf Handel und Rhederei eines Landes und in zweiter Linie, wie soeben ausgeführt wurde, auf die heimische Industrie. Dies kann jeder sehen, welcher das englische und das holländische Volkswirtschaftssystem auch nur oberflächlich kennt. Dasselbe wäre ohne diese gesunde Wechselwirkung zwischen Mutterland und Tropenkolonien überhaupt gar nicht denkbar. Ihm aber verdanken die beiden uns stammverwandten Völker ihren beneidenswerten Wohlstand durch ihre breiten Mittelklassen und diesem die Möglichkeit ihrer unabhängigen individuellen Entwickelung, welche die Grundlage für ihre

guten nationalen Eigentümlichkeiten, besonders für das sichere Selbstgefühl nach außen, ist. Ihm verdanken es England und Holland mit, daß sie in der glücklichen Lage sind, den Überschuß ihrer Bevölkerung selbst zu versorgen, daß sie demnach vor den Übelständen bewahrt sind, welche wir bei Betrachtung der deutschen Auswanderung zu beklagen hatten. Somit hat eine verständige Tropenkolonisation dieselben erzieherischen Rückwirkungen auf die Charakterentfaltung einer Nationalität wie die Ackerbaukolonisation; und zwar wird man sagen dürfen, daß als Versorgungsanstalten für überschüssige Bevölkerungselemente Ackerbaukolonien mehr den unteren Volksklassen zu gute kommen, während die Tropenkolonien besonders den Söhnen der oberen und mittleren Volksklassen ein Thätigkeitsfeld bieten.

Was im Hinblick auf die in obigem angestellten Erwägungen insbesondere Deutschland anbetrifft, so geben wir laut Reichsstatistik fürs Jahr 1892 nach amtlicher Berechnung für unseren Bedarf an Kolonialartikeln jährlich über 850 Millionen Mark aus: für Kaffee rund 225 Millionen, für Kakao 11 Millionen, für Thee 5 Millionen, für Tabak 110 Millionen, für Baumwolle 200 Millionen, für Reis 55 Millionen, für Mais und Dari 80 Millionen, für Gewürze 10 Millionen 2c. 2c. Diese Artikel müssen wir zur Zeit vollständig von ausländischen Kolonien beziehen. Wenn nun auch an diesem Geschäft die deutsche Kaufmannschaft und Rhederei sich vorwiegend mitbeteiligt, so berechtigt ein Blick auf die Dividenden der großen Plantagengesellschaften, denen die Gewinne einzelner Unternehmer mindestens entsprechen werden, doch sicherlich zu der Annahme, daß das Ausland mehr als ein Drittel dieser Summe jährlich daran verdient, d. h. also, daß Deutschland jährlich an 300 Millionen Mark beim Einkauf seiner Kolonialwaren ans Ausland verliert, daß demnach das deutsche Volk, wenn wir auch nur im stande wären, unsern eigenen Bedarf an solchen Artikeln selbst zu bauen, am Abschluß eines jeden Jahres um 300 Millionen reicher sein würde, als es heute ist. Was eine solche erhöhte Jahreseinnahme für den gesteigerten Umsatz unseres gesamten Volkshaushalts bedeuten würde, das brauche ich nicht auszuführen. An solchem Einnahmestrom würde nicht nur der Unternehmer selbst, sondern mittelbar würden an ihm alle erwerbenden Klassen unseres ganzen Volkes teilnehmen. Hierbei lasse ich ganz außer acht, daß Deutschland, wenn es einmal in

großem Umfange anfinge, Plantagenbetrieb zu unternehmen, letzten Endes ja nicht nur für seinen eigenen Markt, sondern auch für den Welthandel im ganzen zu liefern im stande sein würde. Es würde ebensogut wie Holland und England auch nach Rußland, Österreich und allen andern Ländern verkaufen können; ja, entsprechend unsern eigenartigen zollpolitischen Verhältnissen in Europa, würden wir uns gewisse Märkte durch Verträge noch mehr als die Westmächte zu sichern vermögen. Das einzige, was zu solch einer neuen wirtschaftlichen Bethätigung Deutschlands bislang fehlte, war die entsprechende Produktion der Artikel, und dies nur deshalb, weil uns genügende Kolonialgebiete fehlten. Sobald unser Volk solche Unternehmungen mit der nötigen Energie betriebe, würden sich für seinen wirtschaftlichen Aufschwung in der That unabsehbare Aussichten eröffnen.

Der Einwand, daß, wenn auch Deutschland mit allem Nachdruck in diese Konkurrenz einträte, dann die Preise so heruntergehen müßten, daß das Geschäft unrentabel werden würde, trifft nicht zu. Denn einerseits, auch wenn bei gesteigerter Produktion die Preise sinken würden, wäre es immer noch die Frage, ob nicht gerade Deutschland gemäß seiner natürlichen Voraussetzungen die Konkurrenz mit den Westländern durchhalten könnte; andererseits aber steht fest, daß bei anwachsender Bevölkerung und gesteigertem Wohlstand, gerade nach solchen Artikeln wie Kaffee, Thee, Tabaken, Zucker, Reis und Baumwolle eine gesteigerte Nachfrage ist. Viele hunderte Millionen von Europäern und andern Rassen würden außerordentlich viel mehr von solchen Gegenständen verbrauchen, wenn sie nur die Mittel hätten, sich mehr davon zu kaufen. Es würde nötig sein, die ganze soziale Frage in den Kreis dieser Betrachtung mit hineinzuziehen, um diese Seite der Kolonialpolitik erschöpfend zu behandeln. Hiervon muß ich naturgemäß absehen. Es wird genügen, wenn ich ausspreche, daß die natürliche Konsumfähigkeit an den hier in Frage kommenden Artikeln an sich auf das Unberechenbare gesteigert werden könnte. Wenn man dies zugibt, so wird man auch einräumen, daß die Produktion mit der steigenden Kaufkraft der Menschheit stetig wachsen muß. Augenblickliche Krisen und Preisschwankungen ändern nichts an diesem allgemeinen national-ökonomischen Gesetz. Nach dieser Richtung hin gibt es demnach kein Bedenken, daß Deutschland, ja, daß alle andern Völker, die dazu im stande sind,

energisch mit in den Wettbewerb eintreten. Es wäre doch eine wunderliche Anschauung, wenn man annehmen wollte, daß einzelne bevorzugte Nationen diese so mächtigen Betriebe der Weltwirtschaft für alle Zeiten monopolisieren sollten.

Anders ist der Einwurf, daß die gewinnversprechenden Plantagenländer der Erde längst in festen Händen wären; demnach neu eintretende Völker gar keine Aussicht mehr hätten, mit Erfolg noch konkurrieren zu können. Soweit dieser Einwurf Deutschland angeht, werde ich mich mit demselben in den folgenden Kapiteln eingehender zu befassen haben. Hier möchte ich nur allgemein bemerken, daß die geographische Erforschung der Erdoberfläche noch zu wenig abgeschlossen, daß daneben die Entwickelung der Technik für die Zukunft viel zu unberechenbar ist, um theoretisch aussprechen zu können, wo gewinnbringende landwirtschaftliche Kulturen ihre Grenze finden werden. Der Einwand wird in der Regel auch nur von solchen erhoben, deren Anschauung von der Erdoberfläche sich auf einzelne Provinzen Deutschlands oder, wenn es hoch kommt, das eine oder das andere sonstige europäische Land erstreckt.

Wenn es mir in vorstehendem gelungen sein sollte, die wirtschaftlichen allgemeinen Gesichtspunkte für eine Kolonialpolitik in den verschiedenen Richtungen deutlich gemacht zu haben, so würden diese Ausführungen ihren Zweck erreicht haben. Ich habe dabei von den ideellen Erwägungen abgesehen. Ich hätte noch ausführen können, daß den Völkern der Erde, welchen die Segnungen der Kultur zu teil geworden sind, von der Vorsehung die sittliche Pflicht auferlegt worden ist, die tiefer stehenden Rassen, soweit dies angängig ist, heranzuziehen, so daß auch sie Anteil nehmen können an diesen geistigen Errungenschaften der Menschheit; und daß koloniale Unternehmungen noch immer das wirksamste Mittel solcher völkergeschichtlicher Erziehung gewesen sind. Denn schließlich verdankt doch auch die europäische Welt, welche jetzt fast alle Zonen der Erde in Besitz genommen hat, die Keime ihrer eigenartigen geistigen Entwickelung den Anregungen, welche sie vom Orient empfangen hat. Ich habe von der Ausführung dieser Gesichtspunkte Abstand genommen, weil solches erzieherische Moment einer kolonialen Politik in der Regel nur die Rückwirkung der Besiedelungsarbeit ist, deren Veranlassung immer auf wirtschaftlichem Gebiet liegt. Die Weltgeschichte bedient sich auch hier, wie in der Natur so oft, der egoistischen

Motive der einzelnen, um letzten Endes große kulturelle Ergebnisse zu erzielen.

Des zweiten sittlichen Ergebnisses kolonialer Unternehmungsarbeit habe ich schon kurz gedacht. Es besteht in der Rückwirkung auf den eigenen Volksgeist, wie sie solche über die engen Grenzen hinausgehenden, die Erde umspannenden Bestrebungen noch zu allen Zeiten ausgeübt haben.

Der Blick wird freier durch die Vergleichung des Naheliegenden mit dem Fernen, Mut und Energie werden gestählt durch die Übung im Einsetzen der ganzen Persönlichkeit für weitgesteckte Ziele, und zu allem kommt das noblesse oblige, welches das stolze Bewußtsein des Herrschens über weite Gebiete noch allen großen Völkern der Weltgeschichte aufgedrückt hat. So ernten die Nationen, welche ihre Kultur in die Ferne tragen und wilde Länder zivilisatorisch erschließen, rückwärts den Segen in ihrer eigenen Entwickelung, welchen ein großes Arbeitsziel jedem einzelnen bringt. Das „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken" gilt nicht nur von Individuen, sondern auch von ganzen Völkern.

Solche Vorteile und innere Segnungen freilich vermag eine Kolonialpolitik nur zu schaffen, wenn sie ihre eigenen wirtschaftlichen Voraussetzungen stets im Auge behält. Wo sie auf bloße brutale Eroberungen hinausläuft, wie z. B. in Persien mit seinem Satrapen- oder in der Türkei mit seinem Paschasystem, da wird der Segen zum Unsegen für Beherrschte wie für die Herren.

Da Koloniegründungen wirtschaftlichen Bedürfnissen entspringen, da sie wirtschaftliche Ergebnisse zum Ziele haben, so sind sie zu bewerkstelligen auch nur durch wirtschaftliche Arbeit. Diese ist demnach das vornehmlichste Moment, welches für die Verwaltung und Entwickelung in Frage kommt, und ihm hat sich alles unterzuordnen. Kolonialverwaltung.

Für den Staat in seiner theoretischen Eigenart, wenn man ihn nicht als die Summe der in ihm wirkenden Individuen auffaßt, auf deren Wohl und Wehe es ankommt, ist ja eine koloniale Politik zunächst ein Opfer an Geld und Blut. Wenn er sich dieses Opfer auferlegt, so kann dies doch nur geschehen, weil er damit Vorteile für seine Angehörigen erzielen will, womit er in letzter Linie seine eigene Kraft verstärkt. Wie wir gesehen haben, geschieht dies aber nur, wenn Kolonisten oder Unternehmer das in Besitz genommene Gebiet in

Bearbeitung nehmen, dadurch Gewinne erzielen und hierdurch Wohlstand, Handel und Gewerbe in der Heimat beleben.

Hierauf also kommt es an; jede Kolonialpolitik, welche von dieser Grundwahrheit nicht ausgeht und sie nicht zu ihrer alleinigen Richtschnur nimmt, verfehlt ihren Zweck und ist für den Staat anstatt ein Vorteil eine unnütze Belastung.

Die Hauptelemente bei kolonialen Unternehmungen sind demnach die Kaufleute und Pflanzer und, was sie an Kräften für ihre eigentlichen Ziele nötig haben. Der staatliche Verwaltungsapparat kann vernünftigerweise nur die Aufgabe haben, diese bei ihren produktiven Arbeiten zu schützen und zu unterstützen. Wenn der Staat sich die Unkosten einer solchen Verwaltung auferlegt, so kann das eben nur mit der Berechnung sein, daß die aufgewendeten Unkosten durch die Gewinne dieser Unternehmer in gesteigertem Umfange voll wieder zurückfließen.

So hat die englische Kolonialverwaltung von jeher gewirtschaftet, und diesem ihrem System verdankt sie ihre achtungerweckenden Erfolge. Sie hat Kolonialgebiete überall und stets nur betrachtet als wirtschaftliches Arbeitsfeld für ihre Bürger und alles, was produktiv mitarbeiten will, aus aller Welt. Deshalb hat sie den großen liberalen Grundsatz des »Fair chance for everybody« über unserem ganzen Planeten aufgerichtet, und dies ist der Grund, weshalb der »Union Jack« heutzutage die glücklichsten und blühendsten Kolonien der Welt deckt.

Ich will das englische Kolonialsystem nicht in jeder Beziehung vertreten. Die theoretische Emanzipierung der farbigen Bevölkerungen erzielt meistens das Entgegengesetzte von dem, was beabsichtigt war, anstatt der Erziehung die Verwilderung der einheimischen Rassen, und führt so oft überhaupt zu ihrer Ausrottung. Jedenfalls füllt sie englische Kolonien so häufig mit einem arroganten und geradezu gefährlichen farbigen Pöbel an. Aber darin können wir alles von ihnen lernen, in der unbedingten Hervorkehrung des wirtschaftlichen Gesichtspunktes bei allen ihren Kolonialunternehmungen und der völligen Anpassung der staatlichen Verwaltung an dieses Prinzip.

Der Staat hat dem Unternehmer militärischen und Rechtsschutz zu gewähren; darauf im wesentlichen beschränkt sich sein Eingreifen.

Alles andere wird den Kolonisten überlassen. Deshalb findet sich in den englischen Kolonien nirgends ein eigenmächtiges Beamtentum als Selbstzweck, welches in Wirklichkeit die Entwickelung meist mehr hemmt als fördert. Wer sein Geld, seine Gesundheit und sein Leben in neuen Ländern zu Markte trägt, weiß in der Regel selbst am besten, was ihm frommt, und braucht die Fürsorge polizeilicher Verordnungen nicht. Verschieden von den Bedürfnissen mancher europäischen Staaten wird man für die Kolonien unumwunden als den großen, Leben und Thätigkeit schaffenden Grundsatz proklamieren dürfen: Freien Spielraum für alle wirtschaftlichen Kräfte, soweit sie nicht sich gegenseitig hemmen, möglichste Förderung und Unterstützung der wirtschaftlichen Unternehmungen, soweit solche nicht zur willkürlichen Ausbeutung der eingeborenen Bevölkerungen führen, und, mit nüchterner Beobachtung der natürlichen Verhältnisse, nach Kräften Anregung zu neuen kulturellen, auf die Erschließung der Kolonie gerichteten Arbeiten.

Die großen angelsächsischen Koloniegründungen drängen aus der Beobachtung des eben aufgestellten Grundsatzes stets sobald als möglich zur kommunalen Selbstverwaltung der europäischen Bevölkerung, und ich glaube, daß dies für das Gedeihen solcher Ansiedelungen immer ein belebendes Element gewesen ist. Dagegen können wir aus der Geschichte der portugiesischen, türkischen und auch einzelner französischer Eroberungen erkennen, wie lähmend, ja geradezu tödlich die Aufrichtung einer öden, einseitigen, paschaartigen Verwaltung auf die Entwickelung solcher Länder wirkt.

Deutschland ist zu arm, um sich den Luxus einer unproduktiven administrativen Kolonialpolitik gestatten zu können, und hat daran auch gar kein Interesse. Was wir nötig haben, sind Kolonien, welche durch Plantagen und Handel emporblühen und im lebendigen Austausch mit dem Mutterlande anregend auf unseren Volkshaushalt und den Geist unserer Nation zurückwirken. Nicht daran kann uns gelegen sein, auf unsere Kosten durch deutsche Offiziere und Beamte große Gelände mit Eingeborenen zu „verwalten", von denen wir keinen praktischen Nutzen ziehen, sondern es kann uns nur darauf ankommen, der deutschen Arbeit neue Felder zu eröffnen und sie in den neuen Ländern mit staatlichen Mitteln da zu schützen und zu fördern, wo sie sich allein nicht helfen kann.

Dies ist die Auslegung des Programmes, daß der Staat in der Kolonialpolitik nichts thun kann, als dem Unternehmer mit seinem Schutz nachzufolgen, und daß der Kommis es sei, welcher Kolonialpolitik treiben müsse. Dieses Programm, welches unausführbar ist, wo es sich um die Annexion von Kolonialgebieten handelt, hat seine volle und gute Berechtigung, wo es dem Geist der Kolonialverwaltung gilt. Wirtschaftliche Kolonialpolitik muß das Schlagwort sein, welches wir bei unseren jungen Kolonialunternehmungen zu verwirklichen haben.

II.

Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Kolonialgebiet.

Bis etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts war die Anschauung in Europa geläufig, daß Afrika, mit Ausnahme einiger Länder im Norden und seiner Südspitze, im großen und ganzen einen heißen und trockenen kontinentalen Block darstelle, welcher sich kaum der Erforschung lohne; für koloniale Unternehmungen aber in keiner Hinsicht überhaupt in Frage komme. Da Afrika seine trockene und heißeste Seite, die Saharawüste, Europa zukehrte, verallgemeinerte man die aus ihr gewonnene Anschauung über den ganzen Erdteil, ohne zu prüfen, ob denn solche Verallgemeinerung auch durch die Thatsachen gerechtfertigt sei. Man ging von der ja im wesentlichen richtigen Annahme aus, daß die Erdwärme dem Äquator zu wächst, und schloß daraus, wenn Afrika bereits vom 12. bis zum 28. Grad nördl. Br. so heiß und trocken ist, wie muß es dann erst am Äquator selbst aussehen. Aus dieser Grundvoraussetzung entstanden dann alle die Fabeleien über Afrika, welche Europa Jahrtausende lang erfüllt haben, in denen Wahrheit und Irrtum in der Regel in so naiver und belustigender Weise gemischt sind. Afrika, der europäischen Kulturwelt so nahe liegend, blieb das geheimnisvolle Rätsel für die Völker des Abendlandes; zu seinem Sinnbild ward die Sphinx, welche Wache hält an den Pforten der Wüste, und deren Mund verschlossen blieb, so eindringlich und ernsthaft auch um Antwort geheischt ward.

Ehemalige Beurteilung Afrikas.

Im wesentlichen steht die große öffentliche Meinung von Europa auch heute noch unter dem Banne solcher Anschauungen — trotz zweier Menschenalter energischer und erfolgreicher Forschungsarbeit. Zwar hätte die Thatsache, daß ein Strom, wie der Nil, seine Wassermenge gegen Norden ergoß, auch schon den Laienverstand darauf führen können, daß Afrika nicht durchweg Wüstenei sein könne, daß in oder hinter der trockenen Wüste feuchte Hochplateaus und Gebirge vorhanden sein müßten, aus denen ein solcher Strom seine Nahrung entnehme. Diesen Schluß zog man nicht, wohl aber machte die Thatsache, daß ein Fluß wie der Nil einem Erdteil entsprang, den man für eine Wüste hielt, die Sache noch rätselhafter und völlig unverständlich.

Wohl klang aus dem Altertum die Kunde von großen Seen im Herzen von Afrika und von den „Mondbergen“, aus denen sie gespeist würden, in die Neuzeit herüber. Dorthin sollten im Winter die Kraniche ziehen, und Menschen und Pferde seien dort von unnatürlicher Kleinheit, so hatte schon Aristoteles erzählt. Aber das superkluge Europa warf solche Nachrichten einfach in die Rumpelkammer der Fabeleien, zusammen mit Schiffererdichtungen und Reisesagen, und, während alle anderen Kontinente eifrigst nach Schätzen und Ackerland durchforscht wurden, wurde das älteste aller in den Gesichtskreis der Erdkunde getretenen Festländer in stiller und unnahbarer Abgeschlossenheit fast gleichgültig liegen gelassen. Die Legende von der wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit afrikanischen Landgebietes schleppte sich durch die Jahrtausende bis auf unsere Zeit.

Neuere Forschung.

Wenn man sich solche Anschauungen klar vor Augen hält, wird man verstehen, welche Überraschung Livingstones Entdeckungen von mächtigen Strömen und Seen, von wasserspeisenden Gebirgen und grünen Grasländern im Innern Afrikas auf Europa machen mußten. Eine Aufklärung nach der anderen schloß sich daran. Burton, Speke und Grant entdeckten den mächtigen Victoriasee und die eigentliche Quelle des weißen Nils. Krapf und Rebmann brachten Kunde von Schneebergen unter dem Äquator im centralen Afrika, welche v. d. Decken als Thatsache bestätigte, und schließlich deckte Stanley den Riesenstrom des Kongo auf, welcher das ganze Mittelafrika wie eine mächtige Schlagader nach Westen hin durchzieht.

Wie ganz anders gestaltete sich nun das Bild des centralen Afrika! An Stelle der trockenen Sandwüste traten üppige Tiefländer und kühle, grasbestandene Hochplateaus, abfallend in quellreichen Randgebirgen. Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Erkenntnis sofort die Frage nach der Erschließung solcher Länder für europäischen Unternehmungsgeist sich aufdrängen mußte. An die Epoche der großen centralafrikanischen Forschungen schloß sich naturgemäß unmittelbar die Zeit der kolonial-politischen Aufteilung des neu entdeckten Landbesitzes unter die europäischen Mächte.

Praktische Schlußfolgerung.

Von den großen Entdeckungen der afrikanischen Forschung hatten besonders zwei Thatsachen großes Aufsehen in den beteiligten europäischen Kreisen erregt: das Vorhandensein großer mittelafrikanischer Seen und von Schneebergen unter dem Äquator. Hier schien der Angriffspunkt gegeben, wo man das spröde und unnahbare Afrika anzufassen hatte, um es der europäischen Gesittung zu erschließen. Hierhin verlegte Sturz den Schauplatz seines internationalen mittelafrikanischen Reiches[1]), und, daß hier die Zukunft des Erdteiles ihre Entscheidung finden müsse, war eine Ansicht, welche man in den sechziger und siebziger Jahren häufig ausgesprochen hören konnte. Denn von den natürlichen Voraussetzungen für wirtschaftliche Unternehmungen schienen zwei ja hier von vornherein gegeben zu sein: kühle Luft und reichliche Bewässerung, und alles andere mußte sich von selbst finden. Diese Hochplateaus, welche gekrönt werden von den Schneekuppen des Kenia, Kilima-Ndjaro und Runssórro, in denen Victoriasee, Tanganyika und Nyassa eingelagert sind, von denen nach Norden der Nil, nach Westen der Kongo, nach Süden der Schire und nach Osten ein System von kleineren Flüssen abströmen, sollten, so meinte man, zum Ausgangspunkt der europäischen wirtschaftlichen Besitzergreifung Mittelafrikas werden.

Deutsch-Ostafrika.

Die Entwicklung der letzten zehn Jahre hat diese Gebiete halb Deutschland und halb England zugeteilt. Insbesondere Deutschland hat mit seinen Erwerbungen recht eigentlich das Herz des Seengebiets genommen. Die Grenzen von Deutsch-Ostafrika umschließen den halben Victoriasee, den ganzen Tanganyika und die Nordseite des Nyassa. Die

[1]) J. J. Sturz: Der wiedergewonnene Weltteil, ein neues gemeinsames Indien. Berlin 1877.

wesentlichsten der alten Handelsstraßen ins Innere von Centralafrika, welche den Seen zustreben, gehören ins deutsche Gebiet; und von den Schneebergen Ostafrikas ist wenigstens der eine, und zwar der bedeutendste, der Kilima-Ndjaro, unserer Kolonie zugefallen. Die Küste von Deutsch-Ostafrika reicht von 4° 40′ bis zu 10° 40′ südl. Br. und enthält eine Reihe guter oder doch brauchbarer Häfen: Mwansa, Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa-Kisiwani, Lindi, Mikindani u. A. Unsere Küste ist wohl der hafenreichste Teil der ganzen Ostseite von Afrika überhaupt. Die westliche Grenze der deutschen Kolonie schließt an den Kongostaat an und reicht vom 1. bis etwa zu 9° 35′ südl. Br. hinunter, derart, daß sie bis zum 7. Grad etwa dem 30. Grad östl. L. folgt; von da ab mit dem Tanganyika nach Osten abbiegt und die Nordwestecke des Nyassa etwas westlich vom 34. Grad östl. L. trifft; während unsere Küste, natürlich mit Ausbuchtungen, von Nord nach Süd vom etwa 39. Grad östl. L. bis über den 40. Grad hinaus sich hinschwingt.

Umfang. Das so umschlossene Gebiet hat mit den dazu gehörigen Wasserflächen[1]) einen Umfang von mehr als 17 700 deutschen Quadratmeilen oder 974500 Quadratkilometern; es hat demnach etwa 1⅘mal den Umfang des Deutschen Reiches.

Bevölkerung. Es wird im wesentlichen von Bantubevölkerung bewohnt, und zwar sitzen in seinen südlichen Teilen Stämme, welche den Sulus verwandt sind, während die eigentliche Mitte und große Striche des Nordens von sogenannten Suahelibantus ausgefüllt werden. In die Steppen des Nordens ragen die Ausläufer der Massai hinein, welche der großen hamitischen Rasse von Nordostafrika angehören, indes die Sprache der Nilotischen Völker angenommen haben. Im Nordwesten unseres Gebietes, zwischen Victoriasee und Tanganyika, wohnen ebenfalls Hamiten in mehr oder weniger starker Vermischung mit Bantustämmen: es sind dies die Wahuma oder Watussi des Victoriasee-Gebietes und andere „bantu-hamitische“ Völkerstämme im Osten davon. Die Bevölkerungsanzahl der deutsch-ostafrikanischen Kolonie auch nur abschätzungsweise anzugeben, ist außerordentlich schwierig. Ich glaube nicht, daß sie die Zahl von vier Millionen Menschen übertrifft.

---

[1]) Einschließlich Tanganyika, Nyassa und Nyansa-Anteil.

Ich werde im folgenden Kapitel versuchen, eine anschauliche Schilderung der einzelnen Landschaften und Stämme Deutsch-Ostafrikas zu geben, und dabei auf die angedeuteten Fragen im besonderen zurückzukommen haben. Hier gilt es, im allgemeinen festzustellen, welche Stellung Deutsch-Ostafrika unter den im vorigen Kapitel aufgestellten Gesichtspunkten für eine wirtschaftliche Kolonialpolitik einnimmt. **Gesichtspunkte der Beurteilung.**

Für den Wert eines Landes, in welchem Teil der Welt solches auch liegen mag, sind die nachfolgenden Punkte von entscheidender Bedeutung:

1. Seine Temperatur.
2. Seine Bewässerungsverhältnisse.
3. Die geologische Eigenart seines Bodens.

Als wichtige Umstände für die Entwickelung einer Kolonie kommen hinzu:

4. Sein Reichtum an mineralischen Schätzen.
5. Seine Arbeiterverhältnisse.
6. Die natürlichen Hilfsmittel für die Entwickelung seines Verkehrs.

Für die Abschätzung der volkswirtschaftlichen Bedeutung eines Landbesitzes ist schließlich zu untersuchen:

7. Sein gegenwärtiger Handelsumsatz.
8. Die aus den ersten sechs aufgestellten Punkten sich ergebende mögliche Steigerung dieses Handelsumsatzes.

Wenn wir Deutsch-Ostafrika auf diese Gesichtspunkte hin prüfen, so müssen wir zunächst ins Auge fassen, daß seine geographische Lage es in seiner ganzen Ausdehnung der tropischen Zone zuweist. Afrika reicht ja überhaupt nach keiner Seite hin in die gemäßigte Zone hinein, und Deutsch-Ostafrika gehört zum Mittelstück des Erdteils. Aber das Klima eines Landes hängt nicht nur von seiner geographischen Breite ab; ein fast ebenso wichtiger Umstand ist seine Höhe über dem Meeresspiegel. Man kann polare Durchschnittstemperaturen ebensowohl durch Aufsuchung hoher geographischer Breiten wie hoher Luftschichten an einem Ort geringer geographischer Breiten erzielen, wenn auch freilich beachtet werden muß, daß man auf dem letzteren Wege niemals die durch den verschiedenen Stand der Sonne bedingten Schwankungen der Jahreszeiten gewinnt, sondern stets in stabilen Durchschnittstemperaturen **Klima.**

bleibt. Wenn man an einem Schneeberg unter dem Äquator emporsteigt, wird man zwar nach und nach die Durchschnittstemperaturen der höheren Breiten empfinden; aber, was das Charakteristische der Klimate gemäßigter und polarer Zonen ausmacht, der Wechsel zwischen Winter und Sommer, ist nicht vorhanden.

Für das centrale Ostafrika ist in dieser Beziehung nun die Thatsache maßgebend, daß das Innere desselben eine Hochplateaubildung in großem Umfang darstellt, der Erdteil demnach von der Küste landeinwärts überall ansteigt. Daraus folgt, daß von der Küste an verschiedene klimatische Zonen aufeinanderfolgen. Diese Plateaus erreichen im britischen Gebiet die Höhe bis etwa 2500 m im Leikipia und der Angata na Nyuki um den Baringosee herum; in Deutsch-Ostafrika, in der Wasserscheide zwischen Indischem Ocean und Victoriasee, die Höhe bis zu 2000 m.

Wegen ihrer äquatorialen Lage sind, wie gesagt, die Thermometerschwankungen nach Jahreszeiten nicht stark hervortretend; dagegen kommen wegen der starken Ausstrahlung die von Tag und Nacht, und zwar desto mehr, je entschiedener der Steppencharakter vorherrscht, sehr in Frage. Dazu müssen für unser Gebiet die einzelnen Bergländer, wie Usambara, Usagara, Ukami, dann das Kilima-Ndjaro-Gebiet, und wieder die Seenländer im Innern besonders berücksichtigt werden.

Ich glaube, man wird die Temperaturverhältnisse, welche durch diese Bedingungen entstehen, am besten sich veranschaulichen, wenn man die Thermometerablesungen von Sansibar mit denen auf der von mir angelegten Station am Kilima-Ndjaro zusammenhält. Sansibar hat Meereshöhe, die Marangu-Station liegt rund 1450 m hoch. In Sansibar ist eine Durchschnittstemperatur der Maxima von 32° C. des Tages und 28° C. des Nachts, während am Kilima-Ndjaro das Thermometer bei Tage bei voller Sonnenwärme auf 26° C. im Schatten stieg, dagegen fast Nacht um Nacht auf 6—8° C. sank. Auf dem Leikipia-Plateau (2300 m hoch) stieg das Thermometer bei Tage im Schatten bis auf 26° C. über Null, während es bei Nacht bis auf den Gefrierpunkt oder darunter sank. In Oda-Boruruwa am Tana stieg das Thermometer im September regelmäßig des Nachmittags über 45° C. und sank des Nachts bis auf etwa 30° C. Korvettenkapitän v. Halfern gibt in seinen noch ungedruckten „Segelanweisungen für Ostafrika“,

deren Benutzung ich der Güte des hydrographischen Amtes verdanke, folgende interessante Anführungen aus den Beobachtungen Sr. M. Kr. „Möwe“: „Infolge der starken Regengüsse im Monat Mai und der gleichzeitig zunehmenden Norddeklination der Sonne tritt eine bedeutende Abkühlung ein. Im Juni beginnt dann die kühle, dem Europäer zusagende Jahreszeit, welche bis Oktober anhält. Die Nächte sind in dieser Zeit besonders kühl und angenehm. Die Luft ist trocken, und daher selbst die immerhin noch bedeutende Mittagshitze nicht allzu empfindlich. Im Oktober wird es wieder heiß, und steigt die Temperatur von da ab langsam bis zum Eintritt bedeckten Himmels und der ersten Regengüsse im April. In den Monaten Januar, Februar, März und April ist es sehr heiß, die Luft feucht und drückend schwül. Im April 1891 betrug in Dar-es-Salam das Mittel der täglichen Maxima 31° C., das Mittel der Minima 24,5°, im Monat Juni betrugen dieselben 25,2° und 20,1°. Die höchste beobachtete Temperatur des Jahres war im April 32,0° C. und die niedrigste im Juni 18,9°. In einer Entfernung von nur wenigen Stunden von der Küste landeinwärts treten jedoch schon bedeutend höhere“ (aber, wie ich hinzufügen kann, auch bedeutend niedrigere) „Temperaturen auf.“ Man sieht schon aus diesen Zusammenstellungen, daß sich Durchschnittszahlen für ostafrikanische Temperaturen noch nicht geben lassen; dies ist überall lokal verschieden. Folgende Thatsachen werden sich jedoch als allgemein gültig aussprechen lassen.

Bei Beurteilung der ostafrikanischen Temperaturen muß man zunächst berücksichtigen, daß auch an der Küste die Zeit der entschiedenen Hitze auf die Stunden von 11 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags beschränkt ist, und daß die Nacht das ganze Jahr rund volle zwölf Stunden umfaßt. In Europa verbindet sich mit dem Begriff großer Sonnenwärme auch unwillkürlich der langer Tage, und instinktiv überträgt der Europäer diese Anschauung auf die Tropen, was unzulässig ist. Durchaus erträglich, ja oft angenehm, auch in den heißesten Teilen unserer Kolonie sind täglich die Stunden von 5 Uhr nachmittags bis 7 Uhr morgens; d. h. immer von 24 Stunden des Tages 14 volle Stunden.

Sodann muß man bei der Beurteilung der Wärmeverhältnisse von Deutsch-Ostafrika die durch die Rotation der Erde verursachte

größere Leichtigkeit jedes Gegenstandes, also auch des Luftmeeres am Äquator im Vergleich mit unserer Zone ins Auge fassen. Gleiche Temperaturen werden ganz verschieden in Berlin wie in Dar-es-Salam empfunden, weil dort das Drückende, was hier hohen Temperaturen ihr Qualvolles gibt, den größeren Teil des Jahres über in Fortfall kommt. Man darf demnach den Gemütszustand schwüler Hundstage nicht ohne weiteres auf die Temperaturen der Äquatorwelt übertragen. Mit der größeren Leichtigkeit der Luft ergibt sich auch ohne weiteres die entsprechende Leichtigkeit der Nerven- und Seelenstimmungen. Dies weiß ein Jeder, welcher die Seefahrt von höheren Breiten in die leichteren Zonen der Tropen gemacht hat und dann wieder umgekehrt aus der sonnigen Welt des Südens in unsern nicht nur kalten, sondern auch im vollen Sinne des Wortes schweren Norden gefahren ist.

Wenn somit die Temperaturverhältnisse Deutsch-Ostafrikas auch da nicht durchaus abschreckend genannt werden können, wo die Kolonie die vollen Eigentümlichkeiten der Tropenzone trägt, so ändern sich diese Verhältnisse ganz außerordentlich zum Vorteil, wenn wir in die höher gelegenen Gebiete kommen. Die Steppen sind des Nachts und an den Morgen geradezu kühl, wo nicht kalt. Denn dies ist in Ostafrika genau so wie in Ceylon oder in Indien. Die Köstlichkeit der leichten, kühlen und dabei doch sonnigen Bergländer in der Tropenzone wird von allen Reisenden ebenso gleichmäßig gepriesen, wie von allen Lesern fast ebenso gleichmäßig skeptisch oder ungläubig aufgenommen, eben weil dieselben unberechtigter Weise von Jugend auf sich daran gewöhnt haben, mit dem Wort Äquator den Begriff unerträglicher Hitze zu verbinden.

In dieser Beziehung bin ich berechtigt, aus Erfahrungen zu sprechen, und kann sagen, daß sich in Nordeuropa auch nicht annähernd so Köstliches findet, wie die herrlichen Morgen afrikanischer Steppen, oder die leichte, nervenerquickende Luft um den Kilima-Ndjaro herum, auf dem Hügelland von Usambara oder in Usagara. Selbst unsere berühmten klaren Septembertage werden an Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre von der Tropenluft in der Höhe von 1200—2000 m durchaus übertroffen.

Wenn die Sonnenwärme hier auch stets intensiver bleibt, so behält der Waldes- oder Hausschatten auch bei Tage das Erquickende unseres

September, und dazu kommt die so viel intensivere Lichtmenge, welche Flora und Fauna lebhafter sich entwickeln läßt.

Dazu muß man erwägen, daß diese Verhältnisse das ganze Jahr andauern, während in Deutschland die Natur während sieben Monaten vollständig feiern muß. In Deutsch-Ostafrika tritt zwar auch, besonders in den Steppen, zweimal des Jahres ein Erlahmen der zeugenden Naturkraft ein, in den Monaten größter Trockenheit; aber zweimal wiederum, wenn der lebenspendende Regen gefallen ist, drängt sich die Triebkraft des Bodens mächtig hervor. In Nordeuropa ist das Leben der Natur thatsächlich auf fünf Monate des Jahres beschränkt.

Dies sind die Vorteile der Tropenwelt im allgemeinen, welche schon von Alexander v. Humboldt in glühenden Farben und mit unvergleichlicher Künstlerhand geschildert worden sind, und welche auch auf Deutsch-Ostafrika ihre Anwendung finden. Soweit es sich um die bloßen Temperaturgrade handelt, liegen die Verhältnisse auch für den Angehörigen kaukasischer Rasse sicherlich nicht ungünstiger als daheim.

Aber dennoch ist das Klima so ungesund? Wie viele Europäer sterben nicht an Fieber und Ruhr (Dyssentrie), und wie viele sind nicht nach kurzer Zeit gezwungen, mit geschwächter Gesundheit in die gemäßigte Zone zurückzueilen! Wer hält es denn überhaupt länger als einige Jahre aus?

Noch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, wo der berühmte Fischersche Ausspruch: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund; und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar“, fast von der gesamten wissenschaftlichen Welt Deutschlands billigend unterschrieben und von der Menge infolgedessen gläubig angenommen wurde. Wie steht es nun mit der Wahrheit dieser geistreichen Antithese, und wie lassen sich meine bisherigen Ausführungen und Urteile damit verbinden? Wenn Fischer recht hat, so ist damit zwar noch nicht das Urteil über Deutsch-Ostafrika als Kolonialbesitz schlechtweg gesprochen, da sehr wohl noch die Fruchtbarkeit einzelner seiner Gebiete für den Unternehmer so verlockend scheinen könnte, daß er die Gefahr an Gesundheit und Leben mit in den Kauf nähme. Wohl aber würde man recht haben, wenn man diesen Ländern eine blühende Entwickelung wenigstens für absehbare Zeiten bestritte; und wenn man demnach die Frage stellte, ob sich für Deutschland ihre Festhaltung lohne.

Das Urteil Dr. Fischers stützt sich auf die Thatsache, daß die feuchteren, tiefer gelegenen Landstriche die Hauptherde des Malaria- und Ruhrbazillus, gleichzeitig aber die eigentlichen Ackerbaugebiete Deutsch-Ostafrikas sind. Anwendung von vorneherein findet es nicht auf die feuchten, gleichzeitig aber kühlen und im wesentlichen auch bazillenfreien Gebirgslandschaften der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, welche demnach aus dem Streit zunächst schon ausscheiden. Daß die Abhänge des Kilima-Ndjaro fruchtbar sind, wird niemand leugnen, welcher sie einmal gesehen hat; daß sie gesund sind, wird kein Mensch bestreiten, welcher längere Zeit ohne Unterbrechung an ihnen gewohnt hat. Und so ist es mit allen unseren Bergländern. Reisende, welche mit dem Krankheitsstoff im Blut auf einige Tage aus der Steppe zum Besuch kamen und dann dort erkrankten, zählen für die Entscheidung dieser Frage nicht mit. Anderes Beobachtungsmaterial hat dem Dr. Fischer aber überhaupt nicht vorgelegen.

Wenn man über diese Streitfrage zu einem objektiven und erfahrungsmäßig begründeten Urteil kommen will, so wird man bei der Prüfung der Krankheitsfälle zunächst scharf zu untersuchen haben, wo die Ursache für die Krankheit in den allgemeinen Verhältnissen Ostafrikas und wo in der besonderen Lebensweise des Betreffenden gesucht werden muß.

Der Reisende, welcher monate- oder jahrelang ununterbrochen in einem Zelt gewohnt hat, oder der neuankommende Kolonist, welcher eine Baracke in Bagamoyo oder am Victoriasee unbekümmert um die Jahreszeit bezieht, sich so kümmerlich wie nur möglich ernährt, erkrankt und stirbt. Todesursache: Malaria, also klimatische Krankheit. Ganz gewiß; dies ist nicht zu bestreiten. Aber ich frage, wenn derselbe Reisende oder Kolonist und mit derselben Unbekümmertheit um die Jahreszeit an der Weser oder an der Elbe im Zelt oder in der Baracke gelebt haben würde, wäre derselbe dann von Krankheit oder Tod verschont geblieben? Wenn er sich im Januar im Zelt einquartiert hätte, würde er vielleicht nicht dem Malariafieber, möglicherweise aber dem Fieber einer Lungen- oder Rippenfellentzündung erlegen sein?

Würde man deshalb behaupten wollen, daß das Klima Norddeutschlands nicht für die kaukasische Rasse geeignet ist? Doch wohl

nicht; sondern man würde höchstens sagen, daß der Betreffende nicht der Jahreszeit oder dem Klima Rechnung getragen hat. Nun; für die Beurteilung der klimatischen Bedingungen Deutsch-Ostafrikas gilt ganz dasselbe. Wir haben demnach von unserem Erfahrungsmaterial alle diejenigen Fälle abzustreichen, wo das den klimatischen Bedingungen nicht entsprechende Leben die Krankheitsursache war. Wenn die europäische Menschheit mit den Lebensbedingungen ihrer Zone zur Zeit besser vertraut ist, als mit denen der Tropen, demnach im stande, den ihr eigentümlichen Gefahren bessere Mittel gegenüberzustellen, als diesen, so beweist dies nichts für die prinzipielle Beantwortung der Frage. Diese kann immer nur bedeuten, ob der Europäer in Afrika bei gleichen Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen wie in Europa, bei gleicher Vorsicht gegenüber der Sonnenglut Afrikas, wie er sie gegenüber der Kälte und Nässe europäischer Winter anwendet, bei gleicher Erforschung der Lebensbedingungen des Malariabazillus, wie der Krankheitserreger der Masern, Lungenentzündungen, gastrischen Fieber, Influenza, und wie die Schwadron der Krankheiten gemäßigter Zonen sich benennen, und entsprechender Sorgfalt in Behandlung derselben, schlimmer sich befinden wird als daheim. Wenn man das Problem so auffaßt, wird man zu ganz anderen statistischen Ergebnissen gelangen, als wie sie heute vorliegen, wo einfach verzeichnet wird, hier ist einer gestorben, dort jemand erkrankt, ohne nachzuforschen, starb er oder erkrankte er, weil er so ganz abweichen mußte von der Sorgfalt, welche er in Europa auf seine Gesundheit verwenden konnte; oder würde er auch untergegangen sein, wenn er auf die klimatischen Verhältnisse Afrikas dieselbe Rücksicht genommen hätte, welche in Europa als ganz selbstverständlich jeder Handarbeiter auf die unserm Klima eigentümlichen Verhältnisse nimmt, wenn er sich des Nachts in ein trockenes Zimmer und in ein warmes Bett legt?

Als Tacitus nach Deutschland kam, galt dasselbe für ein unerträgliches Fieberland, und ich bin überzeugt, daß man im damaligen Rom die Besiedelungsfähigkeit dieses wilden Gebietes ebenso erörtert hat, wie man sich heute in Berlin oder London über die Bewohnbarkeit tropischer Striche unterhält. Nun, heute zweifelt kein Mensch mehr, daß auch ein Italiener in München oder Hamburg zur Not ganz gut fortkommen kann. Wo lag also der Grund, daß man zur Zeit des Tacitus, in

der man sicherlich reichlich so aufgeklärt und ohne Frage weltbürgerlicher in Rom war als heute, an solcher Thatsache zweifelte? Doch wohl daran, daß man bei Beurteilung derselben nicht in Abzug brachte, wie viele Italiener in Deutschland aus Mangel an gewohntem Komfort dem Fieber erlagen, und wie eine der römischen ähnliche Kultivierung des Landes alle diese Dinge ändern müsse. Nun, genau so ist es mit den Ländern Mittelafrikas der Fall.

Diejenigen Veränderungen, welche die fortgesetzte Einwirkung einer verschiedenartigen Temperatur auf das europäische Nervensystem ausüben wird, werden sich freilich niemals abwenden lassen und sich auch in den Eigentümlichkeiten eingesessener mittelafrikanischer Kolonisten zum Ausdruck bringen, genau wie dies mit der physiologischen Entwickelung der Yankees, der Transvaalboers und der Australier der Fall ist. Aber die Gefahren, welche dem eindringenden Europäer heute von Malaria und anderen afrikanischen Bazillen drohen, wird sein Verstand und seine Energie mit der Zeit zu beseitigen in der Lage sein. Diese aber sind es, welche man meint, wenn man von der Gefährlichkeit afrikanischen Klimas spricht. „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", das wird stets wahr bleiben, wenn auch in anderem Sinne, als der Alltagsverstand meint. Aber die Lebensgefahr durch klimatische Krankheiten weicht heute schon mit jedem neuen gesunden Haus, das in Sansibar oder in Tanga gebaut wird, und wird dereinst ebenso zur historischen Erinnerung geworden sein, wie das ungünstige Klima von Deutschland zur Zeit des Tacitus.

Wenn ich mein Urteil über die klimatischen Verhältnisse Ostafrikas abschließend zusammenfasse, so meine ich demnach, daß die Gebirge und Hochländer von 1200 m an für den Deutschen heute schon bewohnbar sind, und daß sie, soweit ihre übrigen Verhältnisse dies gestatten, sofort besiedelungsfähig sein werden, sobald sie durch Eisenbahnen in unmittelbare Verbindung mit der Küste und Europa gebracht sein werden. Aber ich bin überzeugt, daß die Zone der Bewohnbarkeit mit der fortschreitenden Erschließung und Zivilisierung des Landes fortdauernd wachsen wird, und daß ihr ihre Grenze nicht durch die Temperatur-, sondern durch die Bewässerungsfrage bestimmt werden wird. Mit der entwickelten Technik und medizinischen Prophylaktik werden schließlich auch tiefer gelegene ostafrikanische Landstriche für deutsche Einwanderung

geöffnet werden.[1]) Freilich wird eine deutsche Bevölkerung im Verlaufe der Geschlechter hier ebenso der Degeneration verfallen müssen, wie dies den Portugiesen in Brasilien und Indien, und den Spaniern auf den Philippinen und in Mexiko geschehen ist; eben deshalb, weil die abhärtenden Einflüsse, welche gerade in den ungünstigeren Eigenschaften des europäischen Klimas liegen, hier so ganz fehlen. Die europäische Rasse wird sich im Verlauf der Zeit physiologisch der Eigenart centralafrikanischen Klimas anpassen, und dies muß selbstverständlich im Verlaufe der Generationen zur Verweichlichung und Entartung führen. Schließlich kann unsere Rasse ihre volle Eigenart nur in den klimatischen Verhältnissen erhalten, wo sie dieselben entwickelt hat, in Europa selbst; und überall sonst, auch in Nordamerika und Australien, wird sie sich Umwandlungen ausgesetzt sehen, welche zum wenigsten keine Verbesserung darstellen. Mit diesem Vorbehalt aber wird man auch Deutsch-Ostafrika der Reihe der besiedelungsfähigen Gebiete anschließen dürfen.

Für die Frage, bis zu welchem Umfang Deutsch-Ostafrika kultivierbar und besiedelungsfähig ist, ist, wie gesagt, vornehmlich sein Wasserreichtum entscheidend. Denn bei der Wärmemenge des Erdteils ist es bei hinreichender Bewässerung immer nur eine Frage der Zeit, wann ein Landstrich kulturfähig wird; und thatsächlich sehen wir die feuchten Teile des Landes auch überall mit üppiger Pflanzendecke versehen. Mit Bewässerung.

[1]) Ein sehr lehrreiches kleines Buch für die Kenntnis der Malaria und die aus derselben sich ergebende rationelle Behandlung ist die soeben erschienene Schrift Dr. E. Steudels, welcher selbst gegen drei Jahr als Oberarzt an der deutsch-ostafrikanischen Küste thätig war, über „Die perniciöse Malaria in Deutsch-Ostafrika“. Dr. Steudel legt für die Bekämpfung dieser Gefahr ebenfalls das größte Gewicht auf die Entwickelung der Wohnungsfrage und glaubt, auf Grund seiner Erfahrungen, an eine energische Malariaprophylaxe. Seine Ansicht über die Behandlung akuter Fälle läuft darauf hinaus, daß er jeden Erkrankungsfall für absolut heilbar durch Chinin hält, wenn eben rechtzeitig eingegriffen wird. Er hält es für möglich, „dem menschlichen Körper so viel Chinin einzuverleiben, daß eine weitere Entwickelung der Malariaplasmodien in demselben abgeschnitten wird, ohne daß der menschliche Körper durch diese Chinisierung erheblichen Schaden nähme“ (S. 48). Dr. Steudel, der allerdings ausschließlich die Küsten kennt, sieht die Gesundheitsverhältnisse unserer Kolonie im übrigen keineswegs optimistisch an und ist als einer der besonnensten und gewissenhaftesten Ärzte der Schutztruppe bekannt. Von anderen notorischen Ärzten, z. B. Dr. Kohlstock, Dr. Plahe, wird der allzureichliche Gebrauch von Chinin stark bekämpft. Aber die Frage hier ist auch nur, ob es gegen die Malaria heute bereits ein unter allen Umständen sicheres Mittel gibt.

einer Abänderung des Fischerschen Ausspruches darf man sagen: wo Afrika feucht ist, da ist es auch fruchtbar.

Für seine Bewässerung nun ist Deutsch-Ostafrika wie jedes andere Land der Erde in ~~letzter~~ erster Linie abhängig von seinen Niederschlägen, und diese hängen wiederum ab von den Luftströmungen. Es ist bekannt, daß wir uns hier im Gebiet der Passate befinden, welche je nach dem Stande der Sonne in Südostpassat und Nordostpassat sich abwechseln. Von Mai bis September weht der Wind aus Südost, von Dezember bis März aus Nordost. Zwischen diese regelmäßigen Windströmungen fallen Monate mit wechselnden Winden, welche jedoch für unsere Kolonie der überwiegenden Überzahl nach aus der östlichen Seite des Horizontes kommen.

Sie treiben die Feuchtigkeit aus dem großen Wasserbecken des Indischen Oceans über das Festland von Ostafrika. Denn die Niederschläge folgen den herrschenden Winden und dem Stande der Sonne. In Sansibar und an der Küste finden demnach jährlich zwei regelmäßige Regenzeiten statt, deren größere von Anfang März bis Ende Mai dauert (die Masika), und deren kleinere etwa den Monat November ausfüllt (die Vuli). Dies Verhältnis hat im wesentlichen die Tendenz, auf jedes einzelne Land unserer Kolonie zuzutreffen; nur finden sehr starke örtliche Abweichungen und zwar oft ganz barocker Art statt. In Unyamwesi und am Nyassa vereinigen sich die beiden Regenzeiten zu einer einzigen, welche vom Dezember bis zum März reicht.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die vom Indischen Ocean kommenden Niederschläge sich vornehmlich an der Küste und den nach Osten abfallenden Randgebirgen (Usambara, Usagara, Uhehe) abschlagen. Dahinter liegt eine Zone von Steppen, welche von der Feuchtigkeit nicht recht mehr erreicht wird und demnach vorwiegend trocken bleibt. An der Westgrenze der Kolonie entstehen dann wiederum verschiedenartige Voraussetzungen durch die großen Wasserflächen der Seen.

Die Regenmenge in den verschiedenen Teilen der Kolonie genau anzugeben, ist heute noch nicht möglich. Für Sansibar liegen sorgfältige Beobachtungen vor, und diese ergeben als Mittelwert von neun Jahren die Höhe von 250 mm[1]), während sie für die einzelnen Jahre

[1]) Die norddeutsche Tiefebene hat eine durchschnittliche Regenmenge von 500 bis 600 mm das Jahr.

ganz auffallende Schwankungen und Unregelmäßigkeiten aufweisen. Dr. Kaiser, Böhm und Reichard stellten in Unyamwesi Beobachtungen an, welche mehr als ein Jahr umfaßten und eine Regenmenge von 1000 mm ergaben. An der nördlichen Gebirgsumrandung des Nyassa erreichte die Regenmenge einer Masika nach Merensky die Höhe von 2523 mm. In einzelnen Teilen dieses Gebietes, am Kilima-Ndjaro wie in Uganda, ist „Regen zu allen Jahreszeiten", wie in Nordeuropa, wenn auch der Regenfall ein Maximum nach den Perioden der allgemeinen ostafrikanischen Regenzeiten zu aufweist. Natürlich ist in solchen Ländern die Pflanzenwelt entsprechend energischer und frischer als anderswo entwickelt. Am ärmsten sind einzelne Savannen zwischen Kilima-Ndjaro und Viktoriasee, sowie Ugogo bedacht, wo die Regenmenge in manchen Strichen 40 bis 50 mm nicht übersteigen dürfte, und der Regenfall auf einige Monate des Jahres beschränkt ist. Hier tritt denn auch stellenweise in Fauna und Flora fast nur ein Wüstencharakter auf, und der Ackerbau ist auf einzelne oasenartige Punkte oder aber aufgesetzte Hügelländer beschränkt.

Neben den allgemeinen Niederschlägen kommen die regelmäßigen Flußläufe und Quellgebiete in Frage.

Solcher Flüsse hat unsere Kolonie sechs, deren Länge sich nach der Breite des Küstenabfalls zwischen dem ostafrikanischen Hochplateau und dem Indischen Ocean richtet. Es sind der Umba (ein reiner Steppenfluß), der Pangani (Rufu), der Wami, der Kingani (Rufu), der Rufidji und der Rovuma. Dazu kommen viele kleinere, wie z. B. der Sigi- und Lindifluß, welche jedoch über den Begriff Bäche kaum hinausreichen. Für Flußschiffahrt kommt vornehmlich der Rufidji bis zu einem gewissen Grade in Frage, welcher von Lieutenant z. S. Fromm im Jahre 1892 bis zu den „Panganifällen" hinauf mit einer Pinaß befahren worden ist. Die übrigen gestatten lokale Wasserverbindungen von Platz zu Platz, sind aber entweder durch Barren vom Ocean abgetrennt oder durch Schnellen und Katarakte zerrissen. Doch ermöglichen Pangani, Wami und Rovuma immerhin auf weite Strecken Schiffsverbindung. Flüsse.

Für die Kultur wesentlicher sind die in Randgebirge aufgelösten Abdachungen des Plateaus nach Osten, auf denen der größere Teil der Niederschläge abfällt, um als kleine Quellen und Bäche wieder zum Vorschein zu kommen, wie Usambara, Nguru, Usagara, Uhehe. Hier ist das gegebene Feld für Ackerbau- und Plantagenbetrieb, während

die Steppen dahinter vornehmlich für Viehzucht in Frage kommen. Somit haben wir in Deutsch-Ostafrika, was Feuchtigkeit anbetrifft, drei ganz bestimmte Zonen:

1. den Küstenstreifen und die östliche Plateauabdachung,
2. den steppenartigen Hochlandsgürtel und
3. das Seengebiet mit dem keilartig dazwischen geschobenen Unjamwesi und seinen Nebenländern.

Wie weit in den Steppen Grundwasser gefunden werden wird, ist noch eine offene Frage. Der indische Landmesser Iman Sharif Khan Bahadur, welcher bei der deutsch-englischen Grenzregulierung der britischen Expedition beigegeben war, meinte, daß die Nyika und die Kilima-Ndjaro-Steppe überall Grundwasser enthalten und in dieser Beziehung, was Besiedelungsmöglichkeit anbetreffe, dem Pundschab überlegen seien. Dies muß ich dahingestellt sein lassen. Um diese Frage wissenschaftlich zu entscheiden, würde es nötig sein, den geologischen Aufbau der tieferen Schichten dieser Steppen genau aufzudecken.

Geologische Gestaltung.

Im allgemeinen ist die geologische Gestaltung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie eine sehr einfache.

Das ganze Ostafrika stellt eine einheitliche geologische Bildung dar. Von Abessynien hinunter bis ins Kapland ist es eine mächtige Granit- und Gneismasse, welche meridional gefaltet oder emporgeschoben ist und dadurch eine Hochlandbildung verursacht.

Nun freilich haben bei der Gestaltung dieser Formation einige eingreifende Störungen stattgefunden, welche zu Spaltungen geführt haben, und durch welche die Figuration des Landes etwas mannigfaltiger gestaltet worden ist. Diesen Spalten oder „Gräben" sind vulkanische Ausbruchsstellen aufgesetzt, welche teilweise zusammengebrochen, zu Seen-, teilweise zu sehr mächtigen Bergbildungen geführt haben.

Die eine solcher Senkungen zieht sich entlang der Westgrenze unseres Gebietes und wird bezeichnet durch den Tanganyika, Albert Edward-, Albertsee und andere. Dieselbe ist etwa 1250 km lang und in ihrer ganzen Ausdehnung von Spuren vulkanischer Thätigkeit begleitet, deren großartigste Äußerungen in den Mfumbiro-Bergen gegeben zu sein scheinen.

Östlich von dieser meridionalen Längsspalte schließt sich das große Absenkungsfeld des Viktoria-Nyansa, des Sammelbeckens des Niles an.

Dasselbe ist rund 1200 Quadratmeilen oder 68000 Quadratkilometer groß, gehört aber, ebenso wie die westliche Spalte nur seiner Südhälfte nach ins deutsche Gebiet.

Im Osten wird es begrenzt von einer Landanschwellung, welche im Norden (in der Angata na Nyuki) 2300 m hoch ist, nach Süden in unserm Gebiet allmählich bis auf 1800 m und im Kilima Tindi in Ugogo bis auf 1400 m sich senkt. Ihre Ostseite bildet den westlichen Rand des zweiten großen ostafrikanischen „Grabens“, jener mächtigen Spalte, welche sich scheinbar ununterbrochen vom 15. Grad südl. Br. bis zum 7. Grad nördl. Br. erstreckt und vermutlich nach beiden Richtungen noch darüber hinausreicht.

Professor Süß glaubt ihre Fortsetzung in den Bruchstellen am Südrande des abessynischen Hochlandes und in dem „Graben“ des Roten Meeres zu finden, dessen nördlicher Ausläufer das Tote Meer ist. Auch diese Spalte wird an ihren Rändern von vulkanischen Ergußstellen durchbrochen.

Diese Senkung hat in Deutschland ein kleines Abbild im Großherzogtum Baden mit dem Elsaß zwischen Schwarzwald und den Vogesen. Aber während die deutsche Spalte durch den Rhein entwässert wird, so ist der große ostafrikanische „Graben“ in seinem größeren Teil abflußlos. Von Norden nach Süden enthält er eine Kette abflußloser Seen: den Rudolf-, Baringo-, Nakuro-, Naiwascha-, Natron- und Manjarasee. Nach Süden verflacht er sich besonders an seinem Ostrand und ergießt, wie es scheint, seine Gewässer durch den Bubofluß zum Stromgebiete des Rufidji und dem Indischen Oceane. Ich bin der Meinung, daß auch der Nyassasee mit der Shiresenkung zu dieser Spalte gehört, so jedoch, daß die Grabensohle am Nordende des Sees durch vulkanische Eruptivmassen vollständig verstopft ist. Dies werde ich im folgenden weiter darthun.

Außer diesen beiden großen Gräben finden sich in diesem Teil unserer Kolonie noch einige kleinere analoge Bruchspalten, welche Mannigfaltigkeit in ihre Formation bringen. Es sind dies der Kilima-Ndjaro-, der Wenbaere- und der Rikwagraben. Dem ersteren sind Maeru, Kilima-Ndjaro und Kenia als gewaltige Vulkane aufgesetzt.

An diesem Kilima-Ndjaro-Graben setzt als vierte charakteristische Zone von Deutsch-Ostafrika die Abdachung des Hochplateaus zum

Indischen Ocean hin ein. Dieser Abdachung, welche zwei bis drei Längengrade umfaßt, sind in ihrer ganzen Ausdehnung von Nord nach Süden, scharf und oft schroff aus der Steppe aufsteigend, Randgebirge und Hügelländer aufgesetzt. Sie sind entstanden teilweise aus seitlich sich abzweigenden Faltungen wie Pare und Usambara, teilweise scheinen sie auch nur den terrassenförmigen Abfall des Hochplateaus selbst darzustellen, wie die Gebirgsränder im Süden der Kolonie. Da diese Abdachung, wie oben ausgeführt, die Hauptmasse der Niederschläge vom Indischen Ocean her auffängt, so stehen wir in den sie begleitenden Hügelländern, von Usambara über Nguru, Ukami und Usagara fort nach Uhehe und den Nyassabergen hinunter sicherlich den wertvollsten Teilen unseres Besitzes gegenüber. Auf diesem Dach Deutsch-Ostafrikas entwickeln sich die oben aufgezählten Küstenströme. Dasselbe ist im Norden unserer Kolonie über 300 km breit, verengt sich ein wenig gegenüber Sansibar in der Flußbildung des Mkondokwa-Wami und verbreitert sich wieder nach Süden zu, wo es für die Bildungen des Rufidji und Rovuma weiteren Spielraum läßt.

An die Abdachung gliedert sich als letzte geologische Zone, der Küstensaum, welcher im allgemeinen jüngeren Datums ist. Im Gegensatz zum Gneis und Granit des Hinterlandes stellt er Kalk und Sandstein dar und ist verschwistert mit den vorgelagerten Inseln. Zwischen ihm und der Gneiß-Granitbildung im Innern ist ein sehr schmaler Gürtel Juraformation eingelagert.

Für die vorliegende Frage der kolonial-wirtschaftlichen Bedeutung unseres ostafrikanischen Besitzes handelt es sich nun vornehmlich darum, zu wissen, welche praktischen Folgerungen sich aus dem dargestellten geologischen Aufbau eines solchen Landes ergeben. Wir wollen wissen, wie der Boden beschaffen ist und welche Mineralschätze wir zu erwarten haben.

Bodenart. Der Boden eines Landes ist in erster Linie das Ergebnis der chemischen Zersetzung seiner Gesteinsarten. Man unterscheidet in dieser Beziehung eine Oberkrume und einen Untergrund. Was Deutsch-Ostafrika anbetrifft, so läßt sich allgemein aussprechen, daß die Zersetzung von Sandstein und Kalk der Küste entlang einen leichten sandigen, die Zersetzung der Primärformation im Innern einen schweren thonigen Boden ergibt. Dazu kommt, was dazwischen durch Quellen und Flüsse

an Alluvium hineingeschoben ist, besonders in den wasserreichen Hügelländern der Abdachung, und die Zersetzung der vulkanischen Gesteinsarten, z. B. am Kilima-Ndjaro. Die letzteren stellen vorzugsweise den sogenannten vulkanischen Lehm dar, und hier stehen wir in der That der fruchtbarsten Bodenart gegenüber, welche es überhaupt gibt, während auch die Flußalluvien ähnlich dem unteren Nilthal sehr oft von üppigem Reichtum sind. Aber auch der rote Thon und Laterit der Steppen ist nirgends unfruchtbar, und seine landwirtschaftliche Ausnutzung ist überall nur eine Frage der Bewässerung. Wirkliche Wüste gibt es in Deutsch-Ostafrika überhaupt nicht; selbst der große östliche wasserarme Graben trägt überall eine, wenn auch oft spärliche Vegetation. Die Steppen sind nirgends Sand-, sondern sie scheiden sich in Gras-, Baum- und Buschsteppen, von denen freilich die letzteren überwiegen. Ich werde gerade auf diesen Punkt im nächsten Abschnitt im einzelnen zurückzukommen haben; es genügt hier, zu sagen, daß, allgemein gesprochen, der Boden Deutsch-Ostafrikas seiner geologischen Beschaffenheit nach die Vorbedingungen für eine landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit überall da bietet, wo genügend Wasser vorhanden ist, und daß er sich demnach in einer Reihe von Landschaften auch zur Bodenart ersten Ranges erhebt. Für die landwirtschaftlichen Unternehmungen wird es demnach vor allem darauf ankommen, immer diese günstigen Striche mit genügender Feuchtigkeit aufzusuchen.

Weniger günstig liegen beim gegenwärtigen Stand der bergmännischen Erforschung des deutsch-ostafrikanischen Gebietes die Fragen nach den Mineralschätzen des Landes. **Mineralschätze.**

Bergleute haben das Schutzgebiet überhaupt noch nicht bereist. Die besten geologischen und mineralogischen Kenntnisse verdanken wir Thomson und Thornton, dem Begleiter v. d. Deckens. Neuerdings sind in den Jahren 1891/92 im Auftrage des Reichskommissars v. Wißmann (durch Lieder) geologische und mineralogische Untersuchungen vorgenommen worden; dieselben konnten jedoch wegen der damals herrschenden politischen Wirren nur unvollkommen ausgeführt werden und geben nur annähernd ein Bild von dem Mineralreichtum des Landes.

Von Edelmetallen[1]) ist bis jetzt nur Gold im nördlichen Massailande

---

[1]) Die nachfolgenden Daten hat mir Herr Bergassessor Eichhorst liebenswürdigerweise aus dem amtlichen Material ausgezogen.

und in Urambo westlich von Tabora nachgewiesen worden. Kupfererze sind am Tanganyika, in Irangi und nördlich vom Rovuma gefunden worden. Ob sich diese Erze zur Verhüttung eignen, muß erst eine gründliche Untersuchung der Lagerstätten ergeben.

Eisenerze kamen namentlich in den Bergen von Masasi im Gneiß vor, und zwar als Magneteisen. Das aus demselben gewonnene Metall ist von ausgezeichneter Beschaffenheit. Raseneisenerze finden sich in der Ebene des Mukondokwaflusses, am Victoriasee, in West-Unjamwesi und in vielen anderen Gebieten in großen Massen; eine Verhüttung ist jedoch mit ihnen bis jetzt nicht vorgenommen. Bedeutend für die dortige Gegend sind die Eisenschmelzen in den Bergen von Kaguru, welche Roteisenstein und Magneteisenerz verarbeiten. Die Hauptplätze für die inländische Eisengewinnung sind Unyanyembe, Ugueno, Usindja und Irangi, Usipa, Ukinya, Unyika, in deren Umgegend der Reichtum an Eisenerzen ein ganz bedeutender ist.

Kohlenführende Sandsteine und Schiefer finden sich am Sambesi und südlichen Nyassa, und auf portugiesischem Gebiet sind infolgedessen auch Kohlenflötze entdeckt worden. Kohleführende Schichten scheinen bei uns nach Lieder nur am Rufidji und in Süd-Ukami aufzutreten, anstehende Kohlenflötze konnten dort bis jetzt aber nicht gefunden werden. Die Nachforschungen des Herrn v. Behr und Lieder nach Kohlen waren daher erfolglos. Die weitere Untersuchung wird am zweckmäßigsten durch Tiefbohrungen auszuführen sein, ohne welche genaue Aufschlüsse über die Lagerungsverhältnisse nicht gemacht werden können.

In den Steppen westlich des Kilima-Ndjaro finden sich vornehmlich Salzablagerungen, aus welchen durch Auslaugen Kochsalz, Soda und Pottasche gewonnen wird. Meistenteils erhalten Eingeborene jedoch Kochsalz durch den Handel von der Küste her. Natron kommt in reinem krystallisierten Zustande am Rande einiger Steppenseen vor.

Günstiger als die Untersuchungen auf nutzbringende Mineralien haben sich die Nachforschungen auf Graphit und Glimmer, welche von Herrn Lieder ausgeführt sind, gestaltet. Namentlich die graphitführenden Schichten des Gneises im Nguru, Mrogro und West-Ukami haben eine große Ausdehnung ergeben. Auch am Südabhange des Mtumbaku in Ukami sind ausgedehnte Lager vorhanden. Von dort wird der Graphit zum Färben von Krügen und anderen Thongefäßen in den Handel gebracht.

Gelber Kaliglimmer ist in bedeutender Ausdehnung im Mhindugebirge und im Nguruwandegegebirge in Usagara gefunden worden. In den letzten Jahren hat dieses Mineral, welches von Indien aus in den Handel gebracht wird, eine großartige Verwendung in der Technik gefunden, so daß bei seinem hohen Preise eine gewinnbringende Ausbeutung in Angriff genommen werden kann. Die Glimmerplatten von Yange-Yange, Ukami sind nicht von solcher Größe wie die von Mhindu. An Güte und Reinheit stehen diese Platten jedoch dem indischen Mineral durchaus nicht nach.

Es ist noch das Vorkommen von dichtem grauen Kalk bei Tanga, sowie die dort vorkommenden Thonlager zu erwähnen. Ein Brennversuch sowohl von Kalk als von Ziegeln hat sehr günstige Resultate ergeben.

In den Steppen nördlich vom Rovuma haben die Missionare von Masasi nach einer Mitteilung Sir John Kirks an die geographische Gesellschaft zu London eine Reihe wertvoller Steine gefunden, wie Beryll und Aquamarin.

Aber alles in allem haben die Ergebnisse der mineralogischen Untersuchung Deutsch- sowie auch Britisch-Ostafrikas bisher zu wenig günstigen Ergebnissen geführt. Ein endgültiges Urteil kann jedoch bei den bisher nur oberflächlichen und teilweisen Untersuchungen in unserem Schutzgebiet noch nicht abgegeben werden.

Da ist die Frage für eine gewinnbringende Ausbeutung des Bodens um so wichtiger, und hiefür fallen die Arbeiterverhältnisse der Kolonie sehr erheblich mit ins Gewicht.

Arbeiterverhältnisse.

Bekanntlich besitzen wir in der Suahili-Bevölkerung des Küstenstreifens, den Wanjamesi und Wasukuma des Innern, schon heute ein Arbeitermaterial, welches in Afrika nicht übertroffen wird und überall gesucht ist. Ihre Anzahl zählt ohne Frage nach hunderttausenden. Die Bevölkerungen der Bergländer, sowie die kriegerischen Nomaden der Steppen kommen für absehbare Zeit als Arbeiter nicht in Frage, da sie scheu und unzuverlässig sind und in der Regel auch sehr empfindlich gegen die Klimate der feuchten und fruchtbaren Tiefländer. Die Wadjagga z. B. können das Steppenklima schlechterdings nicht vertragen; die Bananen von Taweta seien giftig, sagen sie; wer sie esse, müsse sterben. Ähnlich so ist es mit den Wapare und Wasambara.

Die große Schwierigkeit auch gegenüber den arbeitenden Stämmen ist, eine Rechtsform zu finden, um eine Stabilität der Arbeit zu sichern. Der Afrikaner ist seit Jahrtausenden die Form der Sklaverei gewohnt gewesen, welche ihm noch heute vernünftig und natürlich erscheint. Was die europäische Rasse sich in einer Entwickelung von vielen Jahrhunderten durch geistige Arbeit organisch mühsam errungen hat: der Übergang zu immer freieren Dienstformen durch Hörigkeit und Leibeigenschaft hindurch bis zum Kontraktverhältnis, soll nunmehr dieser schwarzen Rasse von heute auf morgen aufgedrängt werden, und hierfür hat sie zunächst wenigstens kein Verständnis. Das Gefühl von der Verbindlichkeit eines Rechtskontraktes will in den normalen Negerschädel so ohne weiteres nicht hinein, und bei der glücklichen Bedürfnislosigkeit dieser Rasse ist er geneigt, wenn der äußere Zwang, an den er gewöhnt war, plötzlich aufhört, lieber im Augenblick seiner unmittelbaren Neigung nachzugehen, als einem ihm unfaßbaren abstrakten Pflichtgefühl zu folgen. Der kategorische Imperativ Kants hat noch keine Macht über diesen naiven Sohn der Palmen- und Bananenwelt; und, Kind des Augenblickes, wie er ist, lauscht er mehr den Eingebungen der munteren Laune, als den Ratschlägen des ernsten Gewissens. Die Folge davon ist, daß er Kontraktverpflichtung, z. B. auf monatliche Arbeit, nur allzu oft Kontraktverpflichtung sein läßt, wenn Tanz und Gesang oder auch nur die beschauliche Ruhe philosophischer Betrachtung im Schatten eines Mangobaumes lockt. Der Arbeitgeber mag sehen, wie er fertig wird. Nun liegt auf der Hand, daß bei solchen Verhältnissen die meisten wirtschaftlichen Unternehmungen, welche auf regelmäßige Arbeit und zwar eines und desselben Individuums angewiesen sind, darniederliegen müssen. Ich meine alle Arbeiten, welche einer gewissen Fertigkeit bedürfen, wie bei den meisten Plantagenbetrieben, Eisenbahnbauten u. s. w. Es ist ein sehr bedenkliches Zeichen für die Entwickelung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, daß sowohl die ostafrikanische Gesellschaft, wie die Plantagengesellschaft gezwungen gewesen sind, Kulis und Javanesen aus Singapore einzuführen. Der Grund hierfür liegt ausschließlich in der Unzuverlässigkeit des eingeborenen Arbeitermaterials überall da, wo er von jedem Zwang emanzipiert ist und ohne Übergang mit den Segnungen der individuellen Freiheit nach manchesterlicher Schablone beglückt wird. Den wesentlichsten Schaden wird natürlich der Neger selbst

von diesem Danaergeschenk haben. Denn, anstatt durch eine vernünftige Schule, wie sie jedes Volk der Erde durchzumachen gehabt hat, zur vollen individuellen Rechtsfreiheit allmählich erzogen zu werden, wird ihm, ohne daß man ihn fragt, ob er ihn auch wünscht, der für seinen Kopf noch viel zu große Hut ohne weiteres aufgestülpt. Die Folgen kann man besonders in den englischen Kolonien wahrnehmen, in denen die Deklamatoren von Exeterhall am unmittelbarsten herrschen. Überall ein fauler und frecher Negerpöbel, der die weiße Bevölkerung nicht nur belästigt, sondern geradezu bedroht.

Was die Verwaltung in dieser Frage als das mindeste thun kann, ist, Ausnahmebestimmungen für Arbeiterkontraktbrüche zu treffen und energisch durchzuführen. Im Negerkopf muß ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Kontraktbruch und Prügelkriegen hergestellt werden, um ihn mit der Zeit für die abstrakte Handhabung des allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches geeignet zu machen. Dadurch wird es vielleicht möglich sein, ihn zur regelmäßigen Arbeit zu erziehen, und dies wird ein Gewinn für die ostafrikanischen Kolonien sein, nicht am wenigsten für den Neger selbst, welcher gar nicht in Zahlen auszudrücken ist.

Also kurz gesagt, das Material für eine tüchtige Arbeiterbevölkerung ist in Ostafrika vorhanden. Ob sie der Kolonie zu teil werden wird, das wird völlig vom Gang der Entwickelung und nicht am wenigsten von den Maßnahmen der Verwaltung abhängen. Denn der Unternehmer muß doch seinem geschäftlichen Kalkul nachgehen, und man kann von ihm nicht verlangen, daß er Experimente mit der eingeborenen Bevölkerung in Bezug auf Erziehung zur Arbeit vornimmt, welche diesem nicht unmittelbar entspringen.

Einstweilen hat die ostafrikanische wirtschaftliche Unternehmung ihr bestes Arbeitermaterial noch immer in den Sklavenmassen der Araber, welche durch Kontrakt mit dem Herrn gedungen wurden; aber dem Bedarf auch nicht im Entferntesten mehr genügen. Bis die Entwickelung zur nutzbringenden Verwendung freier schwarzer Arbeiter gediehen sein wird, werden die großen Gesellschaften ohne die Einführung asiatischer Kräfte nicht auskommen können; und hierdurch werden die Betriebe natürlich außerordentlich verteuert, ganz abgesehen von dem humanitären Schaden, daß die freie Negerbevölkerung an der Entwickelung ihres Landes und den daraus sich ergebenden Vorteilen keinen eigentlichen

Anteil nimmt und dadurch, nach weltgeschichtlichem Gesetz, dem Untergang anheimfällt. An diesem Punkt vermag die Verwaltung unmittelbar und sehr fördernd für ihren Teil durch ihre Maßnahmen einzugreifen.

Inzwischen sind die eigentlichen Lohnsätze noch immer sehr niedrig; trotz des Sinkens der Silber-Valuta auf der ganzen Erde kann man einen Tagelöhner noch immer für $^1/_3$ von der Rupie per Tag, also nach hiesigem Kurs für 40 Pfg. haben. Dies würde sehr günstig für die ostafrikanische Landwirtschaft sein, wenn die eben aufgeführten Verluste und Schädigungen durch Kontraktbrüche den Vorteil des billigen Lohnes nicht wieder aufhöben. In dieser Beziehung ist in der That ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse die Vorbedingung für eine gedeihliche Entwickelung des Schutzgebietes.

Verkehrswesen. Auch das Verkehrswesen steht noch in der niedrigsten Kindheitsstufe seiner Entwickelung. Noch immer, wie vor Jahrtausenden, ist der Mensch das eigentliche Lasttier Centralafrikas. Esel werden daneben nur lokal und für den größeren Verkehr fast gar nicht verwendet, andere Lasttiere fehlen vollständig. Ganz abgesehen von den Schädigungen, welche dem Handel durch die soeben gekennzeichnete Unzuverlässigkeit des Trägermaterials entstehen, liegt auf der Hand, wie teuer und schwerfällig der ostafrikanische Verkehr sich gestalten muß. Laststücke über 60—90 Pfund lassen sich auf Menschenköpfen oder Schultern überhaupt nicht befördern, und eine normale Last von 60 Pfund kostet bis zum Victoriasee etwa 75 Mark; eine Tonne Frachtgewicht vom Victoriasee bis zur Küste kostet also rund 2500 Mark. Man kann sich leicht berechnen, welche Güter sich bei solchen Frachtsätzen noch des Transportes lohnen. Thatsächlich kommt für die Ausfuhr aus dem Hinterland nur Elfenbein in Frage. Man mache sich klar, was von dem Handel zwischen München und Hamburg übrig bleiben würde, wenn wir als Beförderungsmittel nur die Muskeln von Dienstleuten oder Frachtträgern besäßen. Hier also muß der Haupthebel für den Aufschwung der Kolonie eingesetzt werden.

Die natürlichen Bedingungen Deutsch-Ostafrikas für die Schaffung geeigneter Verkehrsverhältnisse sind zwar nicht besonders vorteilhafte, als, wie wir gesehen haben, benutzbare Wasserstraßen selten sind. Aber auf der anderen Seite sind sie doch nicht durchaus ungünstig, da wir im wesentlichen einer gleichmäßig sich abdachenden Steppenbildung gegenüberstehen, und der große Ostgraben in unserem Gebiet bereits

viel von seinem schroffen Abfall verloren hat. Hochgebirge, wie die Alpen oder Anden oder gar der Himalaya, welche dem Verkehr große Hemmungen entgegenstellen, gibt es in der Kolonie überhaupt nicht; sondern Eisenbahnen wie Fahrstraßen werden zum weitaus größten Teile hervorragend günstige Verhältnisse und nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten finden. Dazu kommt, daß keine wirklichen Hemmnisse der Einführung von Lasttieren aller Art entgegenstehen. Ich bin fast zwei Jahre hindurch in allen möglichen Terrains, Sümpfen, Steppen und Bergen auf einem Pferde gereist, und wo ein Pferd leben kann, können auch tausende leben. Kamele werden sich überall da halten, wo sie Nachts unter Dach gestellt werden können, und fühlen sich in unseren Steppen auch sehr wohl.

Ebenso sind alle Versuche mit Reitochsen und Maultieren gut ausgefallen. Zu dem Plan, den afrikanischen Elefanten für den Arbeitsdienst zu zähmen, welchen Otto Ehlers vorhat, bin ich nicht in der Lage, hier Stellung zu nehmen, da mir die Leistungsfähigkeit dieses Tieres in Indien im Verhältnis zu seinen Unkosten nicht bekannt ist, und andererseits nicht feststeht, ob der afrikanische Elefant sich überhaupt zähmen läßt. Aber auch schon die Nutzbarmachung der aufgeführten Lasttiere muß eine segensreiche Revolution in die Verkehrsverhältnisse von Ostafrika bringen.

Alles in allem läßt sich sagen, daß Ostafrika für die Möglichkeit der Entwickelung seiner Verkehrsverhältnisse zwar keineswegs den denkbar günstigsten Bedingungen gegenübersteht, daß aber durchaus kein Grund zum Verzweifeln gegeben ist. Wir bewegen uns auch hier in einer gewissen Mittellinie der vorhandenen natürlichen Verhältnisse; ja in den Seengebieten an unserer Westgrenze besitzen wir sogar verkehrsfördernde Voraussetzungen ersten Ranges.

Der Handel von Deutsch-Ostafrika hat, vornehmlich wegen der primitiven Art der Beförderungsmittel, noch keine sehr großen Umsätze aufzuweisen. Im Jahre 1893 stellte der Gesamtumsatz einen Wert dar von 4 806 134 Dollars oder 13 293 561 Mark. (Einfuhr 7 712 822 Mark; Ausfuhr 5 580 739 Mark.) Handel.

Von der Einfuhr bildeten Zeuge etwas mehr als die Hälfte; außerdem wurden für 33 162 Dollars landwirtschaftliche, 12 876 Dollars gewerbliche Maschinen eingeführt.

Die Hauptausfuhrartikel im Jahre 1893 waren die folgenden:

1.	Rohes Elfenbein	246 539	Pfd. engl. Gew.	781 840 Dollars[1])
2.	Kautschuk	499 994	" " "	232 598 "
3.	Kopal	431 137	" " "	90 387 "
4.	Flußpferdzähne	24 141	" " "	10 901 "
5.	Wildschweinszähne	7 106	" " "	1 086 "
6.	Rhinozeroshörner	24 118	" " "	2 137 "
7.	Boritis (Latten)	—	" " "	22 520 "
8.	Edelhölzer	—	" " "	1 665 "
9.	Faserstoffe	1 018 295	" " "	17 719 "
10.	Rohe Baumwolle	25 085	" " "	2 383 "
11.	Schildplatt	1 388	" " "	— "
12.	Häute	130 190	" " "	8 664 "
13.	Reis	7 474 686	" " "	156 529 "
14.	Mais	878 268	" " "	7 033 "
15.	Mtama zc. (Negerkorn) . .	9 256 419	" " "	84 435 "
16.	Chirocko (Bohnenart) . . .	255 418	" " "	4 222 "
17.	Kokosnüsse . . . . . ca.	4 000 000	" " "	37 244 "
18.	Kopra	1 652 291	" " "	54 243 "
19.	Sesam	1 652 291	" " "	44 357 "
20.	Zucker und Syrup	2 468 551	" " "	42 234 "
21.	Tabak	221 507	" " "	30 869 "
22.	Orseille	37 054	" " "	2 185 "
23.	Schafe und Ziegen	3 918	Stück	13 358 "

Dazu kommt der Handelsumsatz von Stamm zu Stamm im Innern, welcher sich jeder Berechnung entzieht, für europäischen Unternehmungsgeist aber in Zukunft ebenfalls einen weiten Spielraum eröffnet. Dieser Handel steht in unmittelbarstem Zusammenhange mit dem, was das Land hervorbringt, und muß sich mit der gesteigerten Produktion gleichmäßig heben. Schon heute wird auf den ostafrikanischen Plantagen für den Handelsvertrieb gebaut: Baumwolle (Kikokwe), Tabak (Lewa), Kaffee, Thee, Kakao (Derema), Vanille und Kautschuk (Tanga). Die Ausdehnung und Vermehrung dieser Betriebe muß die handelspolitische Bedeutung Deutsch-Ostafrikas ins Unberechenbare steigern. Ebenso muß der Bau von Eisenbahnen und Fahrstraßen ohne weiteres eine Reihe Handelsartikel aus dem Innern in den Welthandel bringen, welche heute nur deshalb nicht zu verkaufen sind, weil sie entweder gar nicht, oder doch nur zu Preisen befördert werden können, welche die Sendung

[1]) Der Dollar ist zum Kurs von 1,30 Mark zu berechnen. Obige Daten hat mir Hauptzollamtsvorsteher Schmidt aus der amtlichen Veröffentlichung zusammengestellt.

an die Küste nicht mehr lohnen. Ich meine Hölzer aus Usambara und Pare, vom Kilima-Ndjaro, Usagara, Nguru und Ukami; Borken und Faserstoffe aus dem weiten Steppengebiet, welches den Norden und Süden unseres Besitzes ausfüllt, besonders Aloefasern, nach denen eine steigende Nachfrage auf dem Weltmarkt ist; Häute aus Unjamwesi, Usukuma und den Massailändern; Mais, Mtama, Maniok, Bataten, Erbsen, Bohnen ꝛc. aus fast allen ackerbautreibenden Ländern des Innern. Auch in dieser Beziehung läßt sich heute durchaus nicht übersehen, bis zu welchem Umfange die Entwickelung führen wird. Aber das werden wir unbedenklich aussprechen dürfen, daß Deutsch-Ostafrika alle natürlichen Vorbedingungen besitzt für eine handelspolitische Entwickelung großen Stiles. Ich werde erst im nächsten Abschnitt im Einzelnen ausführen, welche ackerbaulichen Aussichten die verschiedenen Landschaften unseres Schutzgebietes eröffnen, und erst an der Hand dieser Untersuchung wird sich die Produktionsfähigkeit des Gebietes im ganzen, daraus aber umgekehrt seine zukünftige Kaufkraft berechnen lassen. Erst auf Grund solcher Darstellung wird zu ermessen sein, was Deutsch-Ostafrika handelspolitisch für Deutschland zu werden vermag. Hier genügt es, festzustellen, daß dieses Schutzgebiet in seinen weiten Tafelländern, mit seinen feuchten Gebirgslandschaften, seiner ackerbautreibenden Bevölkerung auch handelspolitisch die natürlichen Grundlagen für eine blühende Entwickelung besitzt, und daß es nur an uns liegen wird, dieselben zur Entfaltung zu bringen.

Wir haben unsere Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas zum Abschluß gebracht. Wir haben gesehen, daß unser Schutzgebiet am Indischen Ocean in seinen verschiedenen Teilen die mannichfaltigen Durchschnittstemperaturen unserer Erde besitzt; daß es weite Landschaften enthält, welche durchaus nicht heiß genannt werden können. Wir haben gesehen, daß es zwei regelmäßige Regenperioden hat, daß die Feuchtigkeit in seinen verschiedenen Gebieten von 2500 mm bis zu 40 mm per Jahr schwankt; daß neben der trockenen Zone des großen „Grabens“ auf der einen Seite das große Seengebiet Mittelafrikas liegt, auf der andern Seite der Bergriese des Kilima-Ndjaro aufgesetzt ist, mit Regen zu allen Jahreszeiten, und daß sich auf der oceanischen Abdachung des Landes eine Reihe quell- und regenreicher

Schlußurteil.

Hügellandschaften hinziehen. Wir haben ferner erfahren, daß der Boden dieses Gebietes lehm- und thonreichen Laterit oder üppiges Alluvium oder wiederum leichten, kalkhaltigen Sand darstellt. Dazu mußten wir finden, daß die Sicherheit gewinnbringender Ausbeutung von Metallschätzen zur Zeit noch nicht vorhanden ist; daß Ostafrika wohl ein geeignetes Arbeiterelement besitzt, daß dieses aber in seiner Erziehung noch nicht so weit entwickelt ist, um für wirtschaftliche europäische Unternehmungen auszureichen; daß dieses Gebiet für seine Erschließung zwar nicht die mächtige Förderung großer schiffbarer Ströme hat; daß aber andererseits seine geologische Formation dem Wege- und Eisenbahnbau nirgends ernste Schwierigkeiten entgegenstellt. Wir haben schließlich gelernt, daß dieses Schutzgebiet heute einen nachweisbaren Handelsumsatz von über 13000000 Mark hat, daß derselbe aber in ganz unberechenbarer Weise gesteigert werden kann.

Was bedeuten nun diese Zahlen und Thatsachen für die Beurteilung unserer Kolonie nach den im vorigen Kapitel aufgestellten Gesichtspunkten? Denn bloße statistische Zahlen und Thatsachen sind tot, wenn wir nicht imstande sind, das, was sie besagen, uns zur lebendigen Anschauung zu bringen. Wenn wir dies aber können, dann sprechen sie eine sehr verständliche und unwiderlegliche Sprache.

Allgemeine Wertschätzung.

Was wir im Gang dieser Ausführungen von Deutsch-Ostafrika gesehen haben, besagt im allgemeinen, daß unser Schutzgebiet als eigentliche Auswanderungskolonie nur in sehr geringem Umfang in Frage kommen wird, daß aber eine Reihe seiner Länder die natürlichen Voraussetzungen für gewinnbringenden Plantagenbetrieb besitzen: Wärme, Wasser und gute Bodenarten. Deutsche Ansiedler werden sich dauernd niederlassen können nur auf den Landstrichen über 1200 m, und auch da nur, soweit genügende Feuchtigkeit vorhanden ist. Welchen Umfang diese Besiedlungsmöglichkeit hat, das werden wir noch weiter zu untersuchen haben. Als Plantagenland wird Deutsch-Ostafrika in seinen verschiedenen Teilen ohne jede Frage alles hervorbringen können, was die Tropenwelt überhaupt zeitigt; aber der Beweis muß noch geführt werden, ob es imstande sein wird, in Bezug auf den Preis sicher mit seinen Konkurrenzgebieten zu wetteifern. Der deutsche Industrielle wird in Ostafrika ein steigendes Absatzgebiet für seine Erzeugnisse, der deutsche Kaufmann ein von Jahr für Jahr bedeutender werdendes Kauffeld für

seine Waren finden; aber auch dann nur, wenn wir imstande sind, die natürlichen Hilfsquellen des Landes, besonders die Verkehrsstraßen, in richtiger Weise zu entwickeln.

Wenn wir so auf dieses deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, welches den Umfang des Reiches 1¾mal übertrifft, hinblicken, mit seinen geschwungenen, hafenreichen aber sandigen Küsten, seinen Hügelländern und seinen Bergriesen, seinen weiten Steppenlandschaften und seiner eigenartigen Seenumrandung im Westen, so werden wir sagen müssen, daß wir hier nicht einem jener gesegneten Erdstriche gegenüberstehen, in denen „Milch und Honig fließt". Wir haben in diesem Besitz nicht eins der paradiesischen Länder unseres Planeten ergriffen, in denen die Triebkraft des Bodens zur Ausnutzung geradezu anlockt. Deutsch-Ostafrika als Ganzes ist weder ein Ceylon, noch ein Indien oder auch nur ein Brasilien, aber wir dürfen behaupten, daß es einzelne Landstriche in sich birgt, welche keinen der üppigsten Teile der angeführten vielgepriesenen Kolonialländer wesentlich nachstehen, und wir müssen dankbar anerkennen, daß sein Wert auch da, wo er am niedrigsten ist, nirgends auf den Nullpunkt reiner Wüsten herabsinkt. Wie ärmlich die Natur auch einzelne der trockenen Steppen Deutsch-Ostafrikas bedacht haben mag, so kärglich ist kein Teil dieses Landes ausgestattet worden, daß sich nicht überall ein Vegetationsgürtel über ihm ausspannte und die Möglichkeit für die Entfaltung auch des Tierlebens gegeben wäre. Diese Kolonie ist weder ein Wertobjekt allerersten Ranges, noch gehört sie zu den Ländern, welchen die vorwärtsstrebende Menschheit überhaupt den Rücken zu kehren geneigt ist. Entwickelungsfähig ist sie in all ihren Teilen, und in einigen wenigen ist sie imstande, mit den gesegnetsten Landstrichen der Allmutter Erde um die Palme zu ringen.

Freilich mühelos wird der Sieg auch da nicht sein. Deutsch-Ostafrika wird die ganze ernste Arbeitskraft unseres Volkes erfordern, um zu dem zu werden, wozu die Vorsehung es ausgestattet hat. Das Gute, Beste muß schließlich überall erst noch geschehen. Noch muß der Neger dazu gebracht werden, ein wirklich nützliches Glied der arbeitenden Menschheit zu werden, und ohne einen gewissen Erziehungszwang wird dies sicherlich nicht erreicht werden können. Noch erst müssen Fahrstraßen und Eisenbahnen zu den gesunden Berglandschaften und Hochplateaus gebaut werden, wo wir hoffen dürfen, einen Teil unserer

Auswanderung anzusiedeln. Die Pflanzungen müssen größtenteils erst noch angelegt werden, durch welche Deutschland wenigstens einen Teil seines Bedarfes in Kolonialwaren wird selbst bauen können.

Überall stehen wir einer großen und ernsten Arbeitsaufgabe gegenüber, und ein Arbeitsfeld im wahren Sinne des Wortes liegt Deutsch-Ostafrika vor uns da. Aber wenn es wahr ist, daß nicht die mühelosen Errungenschaften den Völkern der Weltgeschichte zum inneren und äußeren Segen werden, wenn der alte Wahrspruch noch gilt, daß nur in saurer und ernster Arbeit ein Volk die ihm innewohnende volle Kraft auszureifen vermag, so darf uns doch diese Notwendigkeit gegenüber Ostafrika nicht schrecken.

Deutschland hat bei der Aufteilung Afrikas im Osten weder das glücklichste noch das schlechteste Los gezogen. Jetzt liegt ihm ob, was ihm zugefallen ist, im Wettbewerb mit den übrigen europäischen Staaten zur Entwickelung zu bringen, zum Segen Ostafrikas, sich selbst zum Vorteil und zum Ruhme. Um diese Arbeit ohne unnütze Einbußen an Geld und Menschenleben durchführen zu können, wird es nötig sein, unsere Kolonie auf ihre Entwickelungsfähigkeit gemäß der Beschaffenheit ihrer verschiedenen Landschaften genau kennen zu lernen und richtig zu beurteilen. Nur dann werden wir imstande sein, die Aufgabe von vorneherein an allen Punkten zielbewußt und erfolgreich anzufassen.

III.

Beschreibung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes in seinen Einzelteilen nach Landschaften.

In den nachfolgenden Ausführungen sollen die einzelnen Teile des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes auf ihre wirtschaftliche Verwendbarkeit im besonderen untersucht werden. Es wird sich demnach nicht ausschließlich um eine allgemeine geographische oder ethnographische Beschreibung der verschiedenen Landschaften handeln, sondern die geographischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten derselben sollen unter dem Gesichtspunkt ihrer wirtschaftlichen Ausnutzbarkeit beleuchtet werden.

Diese Darstellung wird sich demnach von den vorhandenen Beschreibungen, welche gewöhnlich auch immer nur einzelne Teile des Gesamtgebietes zum Gegenstand haben, wie die Reichards, Baumanns, Stuhlmanns und anderer wesentlich unterscheiden.

Ich werde nach einander den Norden, die Mitte und den Süden der Kolonie behandeln; und zwar verstehe ich unter dem Norden die Gebiete, welche ihrem Schwerpunkt nach nördlich der Verbindungslinie zwischen der Mündung des Pangani-Rufu und dem Schnittpunkt zwischen 3 Grad südl. Br. und 30 Grad östl. L. liegen. Die Mitte soll vom Süden mit ebenderselben Einschränkung durch die Verbindungslinie zwischen der Mündung des Rufiyi und der Südostecke des Tanganyika abgegrenzt sein. Es bedeutet demnach der Norden die Küstenlinie zwischen Umba- und Pangani — Rufu-Mündung mit Hinterland; die

Mitte die Küstenlinie zwischen Pangani- und Rufiyi-Mündung mit Hinterland; und der Süden: die Küstenlinie zwischen Rufiyi-Mündung und Cap Delgado mit Hinterland. Zum Norden rechne ich das deutsche Nyansa-, zur Mitte das Tanganyika- und zum Süden das deutsche Nyassa-Seegebiet.

Dabei sollen, wie angedeutet, die Grenzlinien zwischen den drei Teilen nicht theoretisch als rein mathematische aufgefaßt werden; wo eine Landschaft, die ihrem Schwerpunkte nach zu einem Teile gehört, in einen andern hinüberreicht, wie z. B. Unyamwesi aus der Mitte in den Norden, die Wataturusteppe vom Norden in die Mitte, wird die Zuweisung zu dem einen oder dem andern Abschnitt der Beschreibung von der theoretisch bezeichneten Grenzlinie zu gunsten der natürlichen Abgrenzung nach Landschaften abweichen.

Gemäß der im vorigen Kapitel ausgeführten geologischen Formation Deutsch-Ostafrikas gliedert sich die Behandlung jedes der drei Gebiete naturgemäß wieder in einzelne Unterabteilungen.

Wir werden nach einander die Verhältnisse des Küstenstreifens, der oceanischen Abdachung, des Hochlandstreifens und des Seengebietes bei jedem der einzelnen Teile zu untersuchen haben. Wir wollen sehen, wie die Eigentümlichkeiten der früher allgemein gekennzeichneten geologischen Zonen in den Verhältnissen der einzelnen Landschaften, ihren Lebensbedingungen und wirtschaftlichen Aussichten zum Ausdruck kommen. Dadurch erst werden wir uns die starren Angaben und Zahlen des vorigen Kapitels zur lebendigen Anschauung und zum klaren Verständnis bringen, und in einer solchen Ausführung werden wir dann die feste Grundlage für eine abschließende Beurteilung der wirtschaftlichen Bedeutung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes gewinnen. Sie erst wird für den Kolonisten und Unternehmer von praktischem Nutzen für sein eignes Vorgehen werden können, indem sie ihm genau an die Hand gibt, was er von jeder einzelnen Landschaft in Deutsch-Ostafrika für seine besonderen Zwecke zu erwarten hat.

Die Erforschung Deutsch-Ostafrikas ist zwar erst in seinen wenigsten Teilen zu endgültig feststehenden Ergebnissen abgeschlossen worden. Besonders der Süden ist noch in größeren Teilen sehr wenig bekannt. Soweit aber sind wir überall mit unserer Kenntnis der Gebiete fortgeschritten, daß wir jede einzelne Landschaft ihrem allgemeinen Charakter

nach zu bestimmen vermögen, und gerade die wichtigsten Gebiete sind in den letzten Jahren von der Forschung auch mehr und mehr im besonderen aufgedeckt worden.

Die folgende Darstellung wird in wesentlichen Teilen in der Lage sein, persönliche Anschauungen und Beobachtungen mit der vorliegenden Litteratur kritisch zu verarbeiten; und wird nirgends gezwungen sein, sich auf bloße Erkundigung von Eingeborenen oder wissenschaftliche Hypothesen zu stützen. Ich will mich durchweg darauf beschränken, das darzustellen, was wir von unserem deutsch-ostafrikanischen Gebiete zuverlässig wissen; und Abschweifungen auf das Gebiet der bloßen Vermutung oder phantasievollen Spekulation nach bestem Wissen und Gewissen vermeiden.

A. Der Norden.

Umfang. Der Norden des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, wie er oben abgegrenzt worden ist, beträgt einschließlich der unserer Kolonie zufallenden Wassermasse des Victoriasees etwa 5400 deutsche Quadratmeilen oder rund 302 000 Quadratkilometer, ohne die Fläche des Victoriasees nicht ganz 4800 Quadratmeilen oder rund 268 000 Quadratkilometer. Er darf aus verschiedenen Gründen als der interessanteste Teil Deutsch-Ostafrikas gelten, wenn er handelspolitisch und wirtschaftlich der Mitte auch nachsteht. Er besitzt in Mansabucht und Tanga zwei vorzügliche Häfen; sein kulturfähiges Land beginnt sehr bald hinter der Küste; im Gebirgsland von Usambara, Pare und dem Schneeriesen Kilima-Ndjaro ist, bis fast an den Ocean reichend, besiedlungsfähiges Gebiet gegeben; und zu ihm gehört der Victoriasee, die größte der mittelafrikanischen Wasserflächen, welche durch den Nil schon heute, wenn auch noch mit Unterbrechungen, in schiffbarer Verbindung mit Ägypten und dem Mittelmeer steht.

Es ist ein wundersames Landgebiet, welchem wir hier gegenüberstehen. Vom Indischen Ocean an steigt ununterbrochen die weite rotbraune Steppe an, in welcher schroff und unvermittelt die Bergländer und der Kilima-Ndjaro aufgesetzt sind. Wie Zinnen und Erker ragen die Abfälle von Usambara und Pare aus der Ebene empor, und wie ein riesenhafter Turm erhebt sich in ihrer nordnordwestlichen Fortsetzung der Doppelkegel des Kilima-Ndjaro, diesen barocken Aufbau über den Savannen in imposantester Weise beschließend. Nach Westen zu breitet sich dann scheinbar ins Endlose die Massai-Steppe aus, immer wieder

gekrönt von aufgesetzten Hügellandschaften oder einzelnen Felspartien; bis sie sich im Victoriasee scheinbar zu einem neuen Ocean abdeckt. Hier befinden wir uns recht eigentlich im geheimnisvollsten Teil von Afrika, über welchem die Phantasie von Jahrtausenden gebrütet hat. Hier, meinten die Alten, ziehe sich das Weltmeer quer durch den afrikanischen Erdteil, unter welchem der Nil hindurchfließen sollte, und hierher verlegte man das Mond-Gebirge mit seinem uralten Sagen- und Fabelkranz.

Quellenmaterial.

Die nüchterne Forschung hat solche Träumereien und Phantasien beseitigt; sie hat volle Klarheit über diesen Teil von Afrika geschaffen. Wir befinden uns hier auf einem vielbearbeiteten Gebiet. Voran steht der Name Dr. Baumanns, welcher den Norden in seiner ganzen Ausdehnung bereist und durchforscht hat, und dessen Arbeiten in der nachfolgenden Ausführung besonders berücksichtigt worden sind. Aber daneben kommen eine ganze Reihe von andern Männern in Betracht. Für das Kilima-Ndjaro-Gebiet nenne ich unter andern Klaus, v. d. Decken und Dr. Hans Meyer. Die Massaisteppen sind von Dr. Fischer und im Süden von Dr. Stuhlmann erforscht. Für das Gebiet des Victoriasee drängt sich eine ganze Litteratur auf, aus welcher ich nur Namen wie Stanley und wieder Dr. Stuhlmann nennen will.

Dazu kommen für viele Teile dieses Gebietes die amtlichen Berichte der Kaiserlichen Stationen und das Material, welches den Privatgesellschaften über die Plantagenunternehmungen, besonders an der Küste und im südlichen Usambara zur Verfügung steht; sowie die wertvollen Mitteilungen der verschiedenen hier arbeitenden Missionsgesellschaften. In solchen Nachrichten aus der wirklichen lebendigen Tagesentwickelung heraus besitzen wir die wertvollsten Anhaltepunkte für die Beurteilung der wirtschaftlichen Bedeutung dieses Landes. Denn, wenn wir angeben können, was auf den verschiedenen Versuchsfeldern gepflanzt und gewachsen ist, können wir uns lange Beweisführungen ersparen, für das, was man nach den allgemeinen Verhältnissen des Landes dort bauen könnte. Diese Berichte müssen demnach vor allen anderen herangezogen werden.

Durch Anschauung habe ich das Victoriasee-Gebiet im Westen und Süden und die Gebiete zwischen dem Indischen Ocean und dem Kilima-Ndjaro kennen gelernt; besonders habe ich mir im Jahre 1892 als Kommissar für die deutsch-englische Grenzregulierung eine sehr genaue

Kenntnis der Länder entlang der nördlichen Grenze, zwischen Indischem Ocean und der Nordseite des Kilima-Ndjaro, erworben.

Für die Beschreibung der Küste bin ich dem hydrographischen Amt und Herrn Korvettenkapitän v. Halfern für sehr wertvolles Akten- und Kartenmaterial zu Dank verpflichtet; insbesondere für den Teil zwischen Wanga und Tanga. Bekanntlich hat Herr v. Halfern die Vermessungen geleitet, welche S. M. Kreuzer „Möve" hier im Jahre 1892/93 vorgenommen hat, und derselbe hat in seinen dienstlichen Berichten auch eine Reihe sehr schätzenswerter allgemeiner geographischer Notizen zusammengebracht.

Alles in allem fehlt es an Quellenmaterial für diesen Teil unserer Kolonie in keiner Richtung, und meine Aufgabe in folgendem besteht demnach in erster Linie in der kritischen Sichtung desselben und der anschaulichen Darstellung aus der Fülle des Vorhandenen.

---

1. Die nördliche Küste.

Die deutsch-ostafrikanische Küste beginnt im Norden beim Ras Jimbo unter 4° 41′ 24″ südl. Br. Sie wird, wie wir gesehen haben, durch Korallenkalk gebildet, dem sich dem Inland zu eine schmale Jura- und Thonschieferzone anschließt, welche ihrerseits wieder an die Gneisformation des Innern angrenzt.

Die Richtung der Küste ist vorwiegend Nord-Nordost, und sie ist in ihrer ganzen Ausdehnung durch eine Erhebung von Korallenriffen entstanden, derart, daß zwei Korallenriffe von Norden nach Süden parallel laufen: ein eigentliches Küstenriff und, in einer Entfernung von vier bis fünf Kilometern davon, ein Wallriff. Beide erheben sich stellenweise bis zu zehn Meter über dem Meeresspiegel und bilden dadurch eine Reihe von Inseln und Halbinseln. Die Kanäle und Buchten zwischen beiden Riffen sind großenteils flach und haben nur nördlich und südlich der Insel Kwale, in der Mansa- und Kwalebucht, ferner in der Tangabucht beträchtliche Tiefen, und bilden dadurch die guten Häfen dieser Küste, neben einer Reihe anderer Ankerstellen, welche nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar sind.

Wie es scheint, wurde die Küste Ostafrikas vor diesen recenten korallinischen Bildungen durch den Saum des Jurakalkes gebildet, welcher der Gneisformation vorgelagert liegt und, noch jetzt deutlich erkennbar, in wechselndem Abstand vom heutigen Strand von Norden nach Süden sich erstreckt. Im Norden gehören zu ihm die höchste Erhebung des Küstengebietes, der Baba Kilulu, etwa fünf Kilometer von der Küste, den nach Süden die Kirimba-Berge fortsetzen; im Süden, zwischen Mtangata und Pangani tritt er dicht an das Meer heran. An diese ehemalige Küste und aus ihrem eigenen Material bauten sich Korallen an, und durch eine Erhebung des ganzen Terrains, welche auch im Süden unseres Gebietes erkennbar ist, entstand die heutige korallinische Küstenbildung mit ihren kalkigen vorgelagerten Inseln, mehr oder weniger tiefen Kanälen und Buchten. Ob heute eine rückläufige Bewegung eingesetzt hat, eine allgemeine Niveausenkung in Ostafrika, wie Baumann behauptet, bin ich nicht in der Lage, zu entscheiden. Geologischer Aufbau.

Der heutige Strand des eigentlichen Festlandes ist durchweg sandig. Das Korallenriff, welches einstmals die Küste bildete, ist noch heute in einem Steilabfall von 10—30 m Höhe hinter dem Strand deutlich erkennbar. Dieser Abfall erhebt sich stellenweise sofort hinter dem schmalen sandigen Saume, stellenweise begleitet er ihn, in größerer, bis zu einem Kilometer betragender Entfernung.

Wir müssen uns also diese ostafrikanische Küste, vom Ocean aus kommend, derart vorstellen, daß wir zunächst auf die Zone des Wallriffes stoßen, teilweise in langgestreckten Inseln sechs bis acht Meter über den Meeresspiegel ragend. Ihr östlicher Rand fällt nach Kapitän v. Halfern fast senkrecht bis zu Tiefen von 2—300 m ab. Dann folgt die Zone des durch das äußere Riff geschützten kanalartigen Binnengewässers mit den zwei Reihen Inseln im Westen und Osten, welche durch das Wallriff und das eigentliche Küstenriff gebildet werden, wie Kirui, die Halbinsel Boma, Kwale &c. einerseits und die kleineren Inselchen im Kiruikanal, im Dodokrick &c. andererseits. Weiter im Westen schließt sich das eigentliche sandige Ufer des Festlandes an, welches in wechselnder Entfernung bis zu einem Kilometer von dem älteren, jetzt völlig zum Festland gehörigen, Korallenriff, das sicherlich auch einmal Küstensaum war, begleitet wird. Zwei bis drei Kilometer dahinter endlich schließt sich der Abfall der Jurazone an, in welchem

wir, nach meiner Ansicht, das älteste Küstenufer von Ostafrika erkennen müssen.

Landschaftsbild. Malerisch nimmt sich die Küste von Deutsch-Ostafrika aus für den Reisenden, welcher von Norden an ihr entlang fährt. Grell heben sich die scharfumränderten Inseln mit ihrer grünen Busch- oder Waldbekleidung über dem tiefblauen Spiegel des Oceans ab. Lieblich winden sich dahinter die Linien und Buchten des Festlandes, bald einen blendend weißen Strand in das glänzende Meer hineinschiebend, bald in dunkelgrüner Mangrovenumkleidung sich bergend. Besonders die Flußmündungen des Umba-Yimbo, des Sigi und des Rufu-Pangani gewähren mit ihren buschbestandenen weiten Buchten ein täuschendes Bild üppigster Fruchtbarkeit. In einem breiten Ästuarium ergießen sie ihre Süßwassermasse in die See, welche umgekehrt ihr Salzwasser zur Flutzeit weit hinaufträgt. Die eigentliche afrikanische Steppe bleibt dem Auge des Vorbeifahrenden verborgen. Wer diese dunkelgrüne Uferumrandung sieht, der kann nicht ahnen, daß einige hundert Meter hinter ihr trockene Savanne ansetzt. Freilich ist dieser Savannengürtel im Norden unseres Gebietes ein sehr schmaler. Schon vom Indischen Ocean aus, sei es gegenüber Muoa, Tanga oder Pangani, nimmt der Ankömmling den schroffen Südabfall des üppigen Berglandes von Usambara wahr, welcher, besonders im Verglühen der abendlichen Sonne, der ganzen Landschaft einen äußerst pittoresken Abschluß gibt.

Muoa-Distrikt. Im Norden grenzt unsere Küste an den unteren Lauf des Umba-Flusses, dessen Ausmündung mit ihrer Mangrovenumkleidung in unser Gebiet hineinfällt. Es ist ein trockenes Stück Steppe, welches sich zwischen Umbamündung und den Anpflanzungen von Muoa bis an die Küste schiebt, ein Ausläufer der großen Nyika, welche sich zwischen Usambara-Pare und Taita zum Kilima-Ndjaro hinzieht und die Kulturgebiete der deutschen und englischen Besitzungen von einander trennt. Hier ist sie der Küste entlang völlig unbewohnt, erst in der Zone der Juraformation finden sich einige armselige Wadigoansiedelungen, welche, je weiter nach Süden, um so dichter und zahlreicher werden. Die Küste stellt einen von der See durch Mangroven verborgenen Dünengürtel dar, welcher teilweise Überschwemmungsgebiet des Oceans ist.

Ihr gegenüber, nur durch einen schmalen Kanal von ihr geschieden, liegt die ebenfalls sehr öde Insel Kirui.

Sie ist ein sechs bis zehn Meter hohes, emporgehobenes Korallenriff und völlig wasserlos. Ihre Oberfläche ist mit einem undurchdringlichen Busch bedeckt, und es wohnen etwa 200 Wassegeju auf ihr in drei Dörfern, welche sich kümmerlich von Fischfang und ein wenig Ackerbau nähren. Für wirtschaftliche Zwecke kommt sie wegen ihres Süßwassermangels nicht in Frage.

Nach Süden springt ihre Westseite gegen Osten ab und bildet so, mit dem gegenüberliegenden Festland, die Bucht von Muoa, welche im Süden durch den nördlichen Rand der Halbinsel von Gomani oder Boma[1]) begrenzt wird. Diese Bucht hat nach der Vermessung des Kapitäns von Halfern nur ein schmales, lediglich für kleine Dampfer und Dhaus geeignetes Fahrwasser. Sie erscheint bei Hochwasser als ein großes Gewässer, ist aber zum größten Teile von Riffen ausgefüllt, welche bei Niedrigwasser trocken liegen.

Infolgedessen ist auch die Bedeutung des in der nordwestlichen Ecke der Bucht liegenden Dorfes Muoa nur eine geringe. Der Ort ist von Wassegeju bewohnt, einem schon vor Jahrhunderten aus dem Nordwesten augenscheinlich von jenseits des Kenia eingewanderten Bantustamme, welcher indes zum Islam übergetreten ist und heute ohne Frage das intelligenteste und sympathischeste Element der Küstenbevölkerung unseres Nordens bildet. Muoa hat 500—600 Einwohner und ist in seinem Hinterland ziemlich gut angebaut (Mtama, Reis, Maniok, Sesam und hauptsächlich Kokosnußpalmen); aber die Ufer sind sehr niedrig, überall von dichtem Mangrovengestrüpp eingerahmt, und der Ort deshalb ganz besonders ungesund. Seine Bedeutung als Handelsplatz wird durch die nahegelegenen Städte von Tanga und Wanga eingeschränkt; besonders zieht Wanga, seit ein deutsches Zollhaus in Muoa eingerichtet worden ist, viel von seinem Verkehr ab. Der Wert Muoas beruht zur Zeit ausschließlich auf der Thatsache, daß seine Kokosnußpflanzungen beliebig ausgedehnt werden können, und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hatte demnach ganz Recht, als sie im April 1893 zu diesem Zwecke einen eigenen Pflanzer dorthin beorderte.[2])

---

[1]) Sie heißt Gomani im Norden, Boma im Süden, nach zwei auf ihr liegenden Dörfern.

[2]) Sie hat beschlossen, für die ersten acht Jahre insgesamt 200 000 Mark in dieser Kokosnußpflanzung aufzuwenden; und zwar entfallen davon auf die ersten

Hinter Muoa liegt der Kiluluberg, etwa fünf Kilometer vom Strand. Er ist 280 Meter hoch und bildet eine vorzügliche Landmarke sowohl von der See wie von der Steppe aus. Er bildete den Ausgangspunkt der Vermessungsarbeit für die deutsch-englische Grenzregulierung. Seine südliche Fortsetzung sind, wie wir sahen, die Kirimbahügel. Sie bilden drei Erhebungen von 138, 140 und 116 Meter Höhe und stellen mit dem Kilulu den Ostabfall der Juraformation dar. Westlich von dieser Längserhebung liegen die Ansiedelungen der Wadigo, welche sich an fruchtbaren Punkten der Gras- oder Baumsteppe angebaut haben und bis an die Südostecke von Usambara und in Ausläufern bis zur Bucht von Mtangata reichen. Da fließendes Wasser im Norden dieser jurassischen Zone hinter Muoa ganz fehlt, sind die Einwohner völlig auf selbstgegrabene Wasserlöcher angewiesen, deren es denn auch bei jedem Dorfe mehrere gibt. Es liegt außerhalb des Zweckes dieser Ausführung, sämtliche Niederlassungen der Wadigo mit Namen aufzuzählen. Es genügt, zu erwähnen, daß sie überall ein wenig Ackerbau (Mtama, Maniok, Süßkartoffeln, Mais, Mangos, Kokosnußpalmen) und ein wenig Viehzucht (Schafe, Ziegen, Hühner) treiben. Es ist eine ärmliche Bevölkerung, welche aber in Amboni wie in Tanga und Pangani als Plantagenarbeiter sehr geschätzt wird. Als Trägermaterial, soweit es sich um größere Reisen handelte, habe ich sie stets sehr unzuverlässig gefunden, während Baumann sie lobt. Neben den Wassegeju, welche etwas von der ruhigen Vornehmheit der Araber angenommen haben, machen die robust gebauten Wadigo mit ihren gewöhnlichen Gesichtern einen sehr plebejischen Eindruck.

Digoland. Alles in allem aber ist das deutsche Digoland — dasselbe setzt sich in der englischen Interessensphäre bis in die Gegend von Mombasa fort — mit seinem roten Thonboden ein fruchtbares Gebiet, dessen wirtschaftliche Ausbeutung zur Zeit nur in seinem Mangel an fließendem oder stehendem Wasser ihr Hindernis findet. Ohne jede Frage wird hier später die Kunst sehr viel nachhelfen können, da, wie die Brunnen der Eingeborenen beweisen, Wasser in der Tiefe überall vorhanden ist.

---

drei Jahre 100 000 Mark. Im achten Jahre werden die ersten Einnahmen erwartet derart, daß bis zum zwölften Jahre die Gesamteinnahmen auf 300 000 Mark berechnet werden. Eine Kokosnußpflanzung pflegt 50—60 Jahre zu tragen.

Das ganze Land mit seinen grasreichen Senkungen, seinen Kokosnußpflanzungen auf den Höhen, seinen schönen Baumsteppen, besonders zwischen Kilulu und Buiti gewährt einen landschaftlich reizenden, parkartigen Eindruck.

Dazu kommt, daß es an der Küste in der Mansabucht einen Ausfuhrhafen allerersten Ranges besitzt. Die Mansabucht wird im Norden von der Halbinsel Boma, im Süden von der Insel Mnasini oder Kwale und im Westen von der Küste des Festlandes begrenzt. Ihre große Bedeutung als Hafen war früher nicht bekannt und ist erst durch die Vermessungen der „Möwe" klar gestellt. Die Einfahrt befindet sich zwischen der Südspitze der Halbinsel Boma am sogenannten Ras mave mavili (2 Felsen) 4° 56′ 45″ südl. Br. und der Nordspitze von Kwale, dem Ras Mnasini und hat, nach Kapitän v. Halferns ungedrucktem amtlichen Bericht, ein 650 m breites Fahrwasser, welches auch den größten Fahrzeugen keinerlei Schwierigkeiten bereitet. „Die Mansa-Bai bietet bei nicht zu großer Wassertiefe in völlig glattem Wasser nach allen Seiten geschützte Ankerplätze. Sie ist trotzdem den Seewinden zugänglich und infolgedessen kühler als irgend ein anderer Hafen der ostafrikanischen Küste. Abgesehen von dem flachen Strande, welcher bei niedrig Wasser das Landen mit Booten erschwert, ist die Bai ein vortrefflicher Hafen." (Halfern.) Mansabucht.

Dabei ist sie von einem Umfang, welcher der ganzen deutschen Kriegsflotte genügenden Raum bieten würde.

Was die Landumrahmung dieser Bucht anbetrifft, so weist die Halbinsel Boma und die Insel Kwale ähnliche Verhältnisse wie die Insel Kirui auf. Es sind beides emporgehobene Korallenriffe, Boma 8—10 m, Kwale 6 m über dem Meeresspiegel emporragend. Beide sind wasserlos und mit dichtem Buschwald bedeckt; Kwale ist vollständig unbewohnt, und auf Boma leben wie auf Kirui nur einige hundert Wassegeju, welche für ihr Trinkwasser völlig auf den Regen oder auf die Küste angewiesen sind. Die Inseln kommen demnach ebenfalls für landwirtschaftliche Zwecke nicht in Frage. Wesentlich verschieden von ihnen ist die westliche Umrandung der Mansabucht. Hier senkt sich die Küste überall in einem flachen, von Mangroven umgebenen Gürtel in die Bucht ab. Hinter diesem Gürtel aber steigt das Land langsam zu dem soeben geschilderten Park- und Kulturland

von Udigo an. Ein ununterbrochener Hain von Kokosnußpalmen trennt den Mangrovengürtel von dem dahinter gelegenen höheren Lande. Er umgibt die verschiedenen Wassegeju-Ansiedlungen, welche in malerischen, meist mit Steinmauern eingefaßten Dörfern die Bucht umziehen. Vor allem den Ort Mansa selbst, welcher am Ende des langen Mansacreeks gelegen ist, der die Halbinsel Boma vom Festland trennt. Mansa hat 800—1000 Einwohner, worunter etwa zwölf indische Händler sich befinden, und als Marktplatz für die umliegenden Landschaften bis nach Usambara hin eine gewisse Bedeutung, welche freilich bei der auf moderne Verkehrsverhältnisse in Aussicht stehendem Entwickelung Deutsch-Ostafrikas bestimmt einem Platz an der Mansabucht selbst wird weichen müssen, da der Mansacreek nur bei Hochflut und auch dann nur für Dhaus erreichbar ist.

Dasselbe gilt für Dodo, dem nächst bedeutenden Platz dieser Küste. Auch Dodo ist durch den Kombefluß nur bei Flut mit kleinen Dhaus zu erreichen. Hier wohnen Wadigo und, da an dieser Stelle drei Bäche, der Kombe, Ndogo und Mdingi sich vereinen, um im Dodoarm beim Ort Kitshalikani in die Mansabucht zu strömen, so hat der Platz einen natürlichen Vorteil vor den übrigen. Auch in Dodo wird ein kleiner Markthandel vornehmlich in Getreide betrieben. Die Inder von Mansa halten daselbst ihre Agenten. Der Ort der Zukunft dürfte aber Kitshalikani sein, welches am Hafen selbst liegt und für eine deutsche Ansiedelung demnach vornehmlich in Frage kommen wird.

Kwale, der zur Zeit bevölkertste Platz der Bai, liegt südlicher, an einer flachen Ausbuchtung derselben. Es hat an 1000 Einwohner und liegt anmutig in Kokosnußpalmen versteckt. Auch dieser Ort hat eine gewisse Bedeutung für Kleinhandel.

Alles in allem mögen 4000 Menschen um die Mansabucht herum wohnen. Die wirtschaftlichen Aussichten dieser für den Weltverkehr geeigneten Stelle unserer Küste hängen von der Erschließung seines Hinterlandes, des nördlichen Udigo und Ost-Usambaras ab, und da ist natürlich das nahegelegene Tanga mit seinem Eisenbahnbau ein sehr starker Konkurrent. Aber, wenn die Mansabai von diesem auch sicherlich für absehbare Zeiten in den Schatten gedrängt werden wird, so laden doch ihre für Koprakultur geeigneten Festlandsufer, der schon an ihren Ufern bestehende Kleinhandel, das für Plantagen sehr geeignete

Hinterland an den bei Dodo einmündenden Bächen zur vorläufigen Anlegung einer Faktorei und von Versuchsplantagen geradezu ein, und es kann keine Frage sein, daß sie in dieser Beziehung sehr bald Gegenstand deutscher Unternehmungen werden wird.

Der Südabfall der Insel Kwale bildet mit der Nordseite der Insel Ulenge eine zweite Bucht, welche ebenfalls gute Ankerplätze hat, aber wegen der Nähe von Mansa und Tanga ohne erheblichen Wert ist. In diese Bucht mündet der auf den Ambonihügeln entspringende Msembasibach, welcher bei Flut bis an den ersten Plateauabfall bei Mtim- Kwalebucht.



Straße in Tanga.

buani mit Booten befahrbar ist. Er ergießt sein Wasser in die Kwalebucht unweit des Wassegejudorfes Tshongoliani, welches 500 Einwohner haben mag.

Südlich der Insel Ulenge springt die Küste gegen Westen ab, Tanga. um tief in das Festland einzuschneiden. Sie bildet hier die Bucht von Tanga, den natürlichen Mittelpunkt der nördlichen Küste unseres ostafrikanischen Schutzgebietes und einen der besten Häfen unseres Gebietes überhaupt. Die Einfahrt zwischen den beiden äußeren Riffen, dem Fungu-Kjama und Niule, sowie der Ankerplatz im Binnenhafen neben der kleinen Tanga-Insel hat genügende Tiefe für die größten Schiffe, und ist gegen alle Unbilden der Witterung geschützt.

Von diesem Hafen aus führen alte Handelsstraßen zum Kilima-Ndjaro-Gebiet und in die Massaisteppe. Sein natürliches Hinterland ist das fruchtbare Bondei- und Usambaragebiet, und sein eigener Untergrund wird durch einen kalkhaltigen humosen Sand gebildet, welcher nicht nur ziemlich gesundes Klima verbürgt, sondern auch die Grundlage für verschiedene Arten von Landwirtschaft bietet. So treffen hier alle Bedingungen für eine gute wirtschaftliche Entwickelung zusammen, und es war nur natürlich, daß hierher die Verwaltung des nördlichen Küstengebietes verlegt wurde, und daß man diesen Ort zum Ausgangspunkt eines Bahnbaues in das Hinterland wählte.

In Tanga laufen die Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie zum erstenmal das Festland von Ostafrika an, und der Reisende, welcher von Europa kommt und in den hergebrachten Anschauungen über das „wüste" Afrika zu leben gewohnt war, wird sehr angenehm enttäuscht durch das anmutige Bild, welches sich ihm hier bietet. In malerischen Windungen schwingen sich die Ufer der Bucht dahin, überall eingefaßt, entweder von dunkelgrünem Mangrovegebüsch oder aber von den Anpflanzungen der eigenartig reizvollen Kokosnußpalme, welche besonders bei Abend- und Morgenbeleuchtung durch die edle Einfachheit ihrer Formen die reizvollste landschaftliche Staffage bildet. Ziemlich in der Mitte des Hafens erhebt sich das schroffe Korallenriff der Tangainsel, mit grünem Busch bestanden. Im Norden ergießt der Sigifluß sich in die Bucht von einem dunklen Waldesgürtel eingefaßt, und südlich von ihm, westlich der Stadt Tanga, mündet der tief in die Erde eingerissene Mkulumusi als Ufatu. Vor uns im Süden aber, grell abgehoben von der strahlenden Wasserfläche, blinkt der weiße Strand von Tanga und auf einer höheren Rampe in weitem Halbbogen dehnen sich die stattlichen, weißleuchtenden Häuser der Stadt aus, malerisch im Grün von Bananenanpflanzungen gelegen oder von stolzen Palmen überragt. Allen voran das zweistöckige Fort, unmittelbar über den Strand wegragend, das schmucke Haus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die Mission, die Niederlassung der deutsch-ostafrikanischen Seehandlung von Karl Perrot in Wiesbaden und andere mehr. Hinter ihnen nimmt man die Lehmhütten der Eingeborenen mit ihren geschmackvollen Kokosblattdächern wahr.

Tanga hat nach amtlicher Berechnung zur Zeit etwa 900 bis 1000 Eingeborenenhütten und eine Negerbevölkerung von 3000 bis 4000 Köpfen. Dazu kommen einige Dutzend Oman-Araber, Waarabu genannt, welche wesentlich von Ackerbau mit Sklavenwirtschaft leben, und vielleicht ebensoviel Hadramautaraber, von den Eingeborenen gewöhnlich Shihiri genannt. Diese sind meistens kleine Krämer, welche jedoch den gerisseneren Indiern auf diesem Felde durchaus nicht gewachsen sind. Die Waarabu waren früher die eigentlichen Herren im Lande, haben aber neuerdings ihren überwiegenden Einfluß völlig verloren. Mit den Shihiri sympathisieren sie sehr wenig, da sie zwei verschiedenen mohammedanischen Sekten angehören.

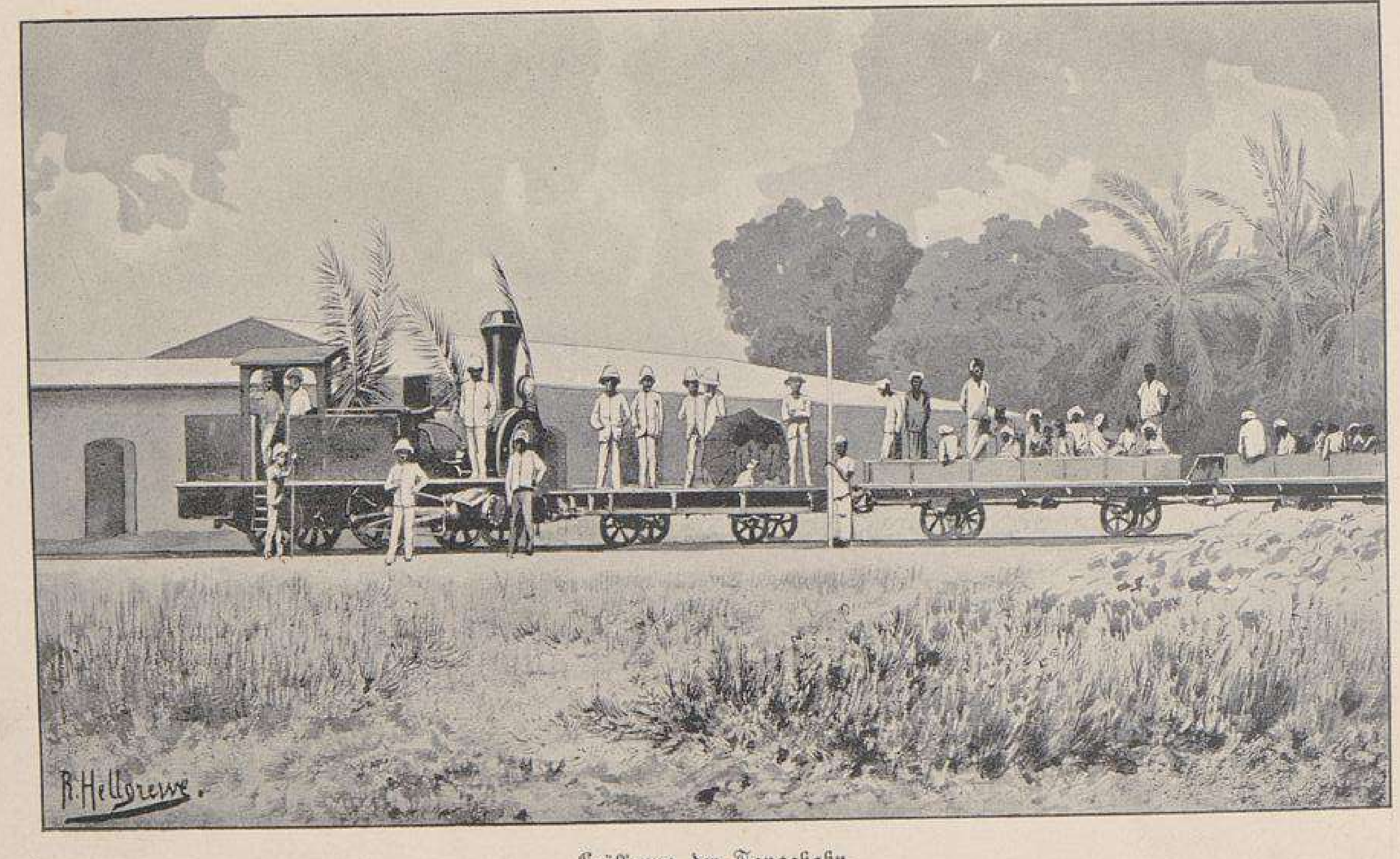
Die Indier teilen sich ebenfalls in zwei Klassen: in die heidnischen, Banjans, Wahindi genannt, und die mohammedanischen Kodjas. Sie sind in Tanga eben nicht zahlreich, aber für die Kolonie von großer Bedeutung, weil sie als das hauptsächlichste handeltreibende Element besonders dazu beitragen, ihren wirtschaftlichen Stoffumsatz zu vermitteln.

An Europäern leben, gemäß dem letzten amtlichen Ausweis in Tanga und Umgegend, wozu allerdings ganz Usambara zu rechnen ist, 100 Personen, wovon auf die Stadt 60—70 entfallen, und zwar setzt sich die für den ganzen Bezirk geltende Summe zusammen aus 56 Deutschen, 4 Österreichern, 16 Italienern, 13 Engländern, einem Amerikaner und 9 Griechen. Nach Berufsarten geordnet, finden wir 11 Beamte und Angestellte des Gouvernements, 18 Missionsangehörige, 7 Kaufleute, 16 Plantagenbeamte, 33 Mann Personal des Eisenbahnbaus, 9 Krämer und 6 Frauen. Bei der Berechnung der europäischen Bevölkerung der Stadt Tanga ist das Eisenbahnpersonal dieser zugewiesen, während Plantagenbeamte und Missionare dem Bezirke zugerechnet wurden.

Aus dem schnellen Anwachsen der weißen Bevölkerung ergibt sich die steigende wirtschaftliche Bedeutung von Tanga. Kärger gibt eine bis ins einzelne reichende Darlegung der landwirtschaftlichen Eigenart dieses Platzes. Der Boden besteht aus einem humosen Sand, dessen Hauptnachteil in seiner Trockenheit liegt. Ich glaube, daß die Umgegend von Tanga für europäische gewinnbringende Unternehmungen doch wohl wesentlich nur zu Kokosnußpflanzungen in Frage kommen wird. Im übrigen wachsen hier die üblichen Produkte der

Eingeborenen-Kulturen: wie Mangos, Mtama (Negerkorn), Mhogo (Manjok), drei Bohnenarten: Chiroko, Kunde (Buschbohnen), Mbasi, Bananen, Ananas, Sesam ꝛc. Die Anbauversuche von Saint Paul-Illaire's, welche mit Vanille und Kautschuk vorgenommen wurden, scheinen zwar ebenfalls gut fortzukommen, lassen indessen ein endgültiges Schlußurteil noch nicht zu. Alles in allem wird man wohl heute schon aussprechen dürfen, daß für Plantagenunternehmungen das recht fruchtbare, jetzt durch die Eisenbahn erschlossene Hinterland von Tanga für die Zukunft hauptsächlich in Frage kommen wird, aber für die Bedeutung des Platzes Tanga als Hafen ist dies ja von demselben Wert. Dieser besteht eben in der Thatsache, daß hier der große Ausfuhrplatz für den ganzen Norden unserer Kolonie, vielleicht bis zum Victoriasee hin, gegeben ist; und für Tangas Entwickelung als Stadt ist das Vorkommen von grauem Kalk und Thon in seiner unmittelbaren Nähe sicherlich auch von großer Bedeutung.

Dazu kommt, daß die Stadt Tanga von allen unseren Städten Europa am nächsten liegt; man erreicht sie heute von Neapel aus in 16 bis 17 Tagen. Auch dies ist ein Vorteil für die schnelle Entwickelung dieses Platzes. Handelspolitisch ist Tanga von den Plantagen seines Hinterlandes, ferner von dem Eisenbahnbau und besonders von einer etwaigen Besiedelung der Bergdistrikte des Nordens abhängig. Es liegt auf der Hand, daß hier der gegebene Ort für die Anlegung gewinnbringender Faktoreien, vorzüglich auch sogenannter general stores, welche für die Bedürfnisse der europäischen Bevölkerung sorgen, gegeben ist. Lorenço Marques an der Delagoabucht nahm einen so schnellen merkantilen Aufschwung, bloß durch das Kapital, welches der Eisenbahnbau nach Transvaal dorthin brachte, und viele Leute, insbesondere auch Hotel- und Gastwirte, haben dort Geld gemacht. Genau so wird es mit Tanga gehen, nur mit dem Unterschied, daß der Aufschwung hier stetiger sein wird, als in Lorenço Marques, aus dem Grunde, weil Tanga ein fruchtbares Hinterland hat, während hinter Lorenço Marques auf viele Meilen die trockene Steppe sich ausdehnt. Wenn der Eisenbahnbau das »rush« oder den Zudrang auf diesen Landstrich bewirkt, welcher in der Entwickelung aller Kolonien das belebendste Element gewesen ist, und besonders den Goldländern von Kalifornien ihren schnellen Aufschwung gegeben hat, so wird derselbe eben in den



Eröffnung der Tangabahn.

Nach einer Photographie des Regierungsbaumeisters Kurt Hoffmann.

landwirtschaftlichen Arbeiten, welche sich daran schließen müssen, dauernde Spuren und eine stets wachsende Bewegung zurücklassen. Für den ansteigenden Verkehr des Platzes zeugt auch die Thatsache, daß es daselbst schon heute drei in europäischer Weise gehandhabte Hotels mit daran sich schließendem Restaurationsbetrieb gibt, von denen, so viel ich weiß, wenigstens das des Herrn Schlunke guten Gewinn bringt. Von der Lebensweise an einem solchen Platz wie Tanga macht man sich überhaupt in Europa sehr falsche Vorstellungen. Von dem „öden, afrikanischen Küstennest", wie man es sich bei uns vorstellt, ist thatsächlich nicht die Rede. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Leben viel flotter ist, als daheim, und die „Sehnsucht", welche so manchen Europäer immer wieder zum dunklen Erdteil zurückzieht, hat meistens ihre sehr reale und nüchterne Veranlassung in den höheren kolonialen Gehältern und dem daraus sich ergebenden größeren Zuschnitt der ganzen Lebensbedingungen.

Die Tangabahn soll zunächst bis Korogwe geführt werden und erschließt auf dieser Strecke außer der Jurazone noch das Vorland von Südwest-Usambara und dieses selbst. Die ersten 11—12 km bis Pongwe sind bereits dem Verkehr übergeben.

Das nächste Hinterland von Tanga, soweit es noch zum Küstengebiet gerechnet werden kann, welches durch diesen Bahnbau erschlossen werden wird, ist das südliche Digoland und dahinter die Landschaft Bondëi. Die Wadigo haben einige südliche Vorposten in die Zone des Jurakalkes hinuntergeschoben bis zur Breite von Mtangata hin, deren Mittelpunkt im Markt von Pongwe gegeben ist, welches die erste Eisenbahnstation hinter Tanga ist. Dagegen liegt Bondëi bereits in der dahinterliegenden Gneisformation. Während die Jura-Zone, deren Boden (nach Kärger) aus schwachlehmigem, eisenoxydhaltigem Sande besteht, der Strandzone an Fruchtbarkeit überlegen, indes sich doch in ihrer Hauptmasse nicht über den Savannencharakter emporhebt, ist Bondëi ein zu Kulturen aller Art sehr geeignetes Land. Bondëi.

Der Name Bondëi ist augenscheinlich eine Verstümmelung von dem Bantuwort Bondeni, und heißt demnach „im Thal"; im Gegensatz zu dem Bergland von Usambara. Bondëi liegt zwischen Useguha und Udigo, oder genauer zwischen dem unteren Pangani und dem Knie des oberen und mittleren Sigi einerseits, Usambara und dem Küstenstreifen

andererseits. Ein kleines Hügelländchen von guter Bewässerung, mit ziegelrotem Thon- oder Lateritboden[1]), der aber auf weite Strecken von schwarzem Humus überlagert ist. Das Land ist von üppigen Mais- und Mtamafeldern bedeckt, aus denen die mit Kokosnußwaldungen umgebenen und von grünen Hecken eingefaßten Dörfer sich anmutig emporheben. Außerdem wird Reis, Zuckerrohr und Tabak schon heute gebaut. Die Dörfer liegen meistens auf den langgestreckten Hügelrücken, welche sich in nordsüdlicher Richtung dahinziehen. Andere Striche des Landes stellen noch unberührte Wildnis dar, aus der knorrige Baobabs überall hervorragen. Dieses wellige Hügelland wird im Norden überragt von den Kuppen des Mlinga-Berges, welcher von Tanga aus deutlich sichtbar ist, und an dessen Südabfall die große englische Missionsstation Magila liegt, im Süden von dem Tongweberge, unter welchem die Plantage Lewa angelegt wurde, und senkt sich dann in leicht gefurchtem Grasplateau langsam zum Panganifluß ab.

Weitaus am fruchtbarsten sind die Gegenden am mittleren Mkulumusi zwischen Magila und der Missionsstation Umba. Hier gleicht das Land streckenweise einem sorgfältig angebauten Garten, und die University mission wußte sehr wohl, was sie that, wenn sie gerade diesen üppigen Strich zunächst in Beschlag nahm.

Dieses Ländchen hat in nordsüdlicher Richtung eine Ausdehnung von fünf deutschen Meilen, während es von West nach Ost drei bis vier Meilen Durchmesser haben mag, umfaßt demnach einen Flächenumfang von rund 16 deutschen Quadratmeilen oder 900 Quadratkilometern, während die deutschen Wadigo sich in schmaler, zwischen ein bis vier Meilen wechselnder Breite elf bis zwölf deutsche Meilen von Norden nach Süden erstrecken, Enklaven bis nach Südost-Usambara und ins Bondëigebiet hineinschiebend. Die Bevölkerungsanzahl der beiden zum Küstengebiet gehörigen Landschaften abzuschätzen, ist einigermaßen schwierig. Nach der Anzahl ihrer Dörfer und dem Eindruck, den ich von ihren eifrig besuchten Märkten empfing, schätze ich die deutschen Wadigo auf 15000 Köpfe, die Wabondëi auf rund 12000.

[1]) Kärger, der Bondëi eine große Zukunft, insbesondere als Kaffeeland prophezeit, meint, daß der rote Boden Bondëis nicht typischen Laterit darstelle, sondern der Roterde von Paraguay und Brasilien gleichstehe (s. S. 27 ff.).

Zwischen Bondëi und der Küste lagert sich eine trockene und unbewohnte Steppenzone, welche im wesentlichen den südlichen Teil des Jurakalkes umfaßt und vom mittleren Mkulumusi bis an die Panganieinmündung in einer westöstlichen Breite von ungefähr zwei deutschen Meilen reicht.

Der eigentliche Küstenstreifen zeigt dieselben Verhältnisse, wie im Norden von Tanga. Nur ist das äußere Korallenriff, welches durch die Inseln Yambe, Karange, Fungu Tongone und weiter südlich durch eine Reihe in der Fortsetzung dieser Inseln nach Süden verlaufender Riffe (wie Mave madogo, Mwamba mave, Masivi rc.) gekennzeichnet wird, weniger entwickelt, und eine eigentliche Hafenbildung findet aus diesem Grunde nicht mehr statt. Jedoch zeigt die Küste bis zur Tangatabucht hin etwa dieselben Fruchtbarkeitsverhältnisse wie der nördlichere Teil. Der größte Ort ist das Dorf Nianjani, welches eine Stunde südlich von Tanga gegenüber der Insel Yambe liegt und, nach Baumann, etwa 2000 Einwohner (Wassegeju) zählt. Die Insel Yambe ist wasserloses Korallenriff, wie die im Norden vorgelagerten Riffe. Küstenstreifen.

Die Bucht von Tangata ist durch die Karangeinseln vom Ocean abgetrennt und besitzt in dem Kanal zwischen diesem und dem Festland einen leidlichen, wenn auch gegen Norden nicht geschützten Ankerplatz. Die eigentliche Bucht selbst ist so flach, daß sie bei Ebbe ganz trocken liegt. Trotzdem haben die Portugiesen hier schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine bedeutende Niederlassung besessen, welche sie Montagane nannten, und von der heute noch Spuren vorhanden sind. Ob vor 300 Jahren die Bucht tiefer war als heute und deshalb zur Ansiedelung einlud, vermag ich nicht bestimmt zu behaupten, möchte es indes annehmen, nach Analogie von Kilwa Kisiwani, von dem eine alte Quelle meldet, das Fahrwasser um die Insel sei so tief gewesen, daß die Portugiesen mit ihren großen Fahrzeugen durch den Kanal zwischen Festland und Insel, durch welchen man heute zu Fuß gehen kann, hätten fahren können. Wahrscheinlich war es im alten Montagane ebenso.

Heute wohnen um die Bucht Wadigo mit Suahilis gemischt, in einer Anzahl von Dörfern, von denen Tongoni neben den Ruinen des alten Montagane das interessanteste ist. In Tongoni befindet sich heute ein Kaiserliches Nebenzollamt. Südlich von Tongoni liegt das letzte

Wadigodorf Namens Gesa. Das größte Dorf der Tangata-Bucht ist der mit Kokosnußstämmen umgebene Ort Moarongo, der nach Baumann 7—800 Einwohner hat. Alles in allem mögen um die Bucht an 4000 Menschen wohnen. Die ganze Gegend macht einen gut angebauten und behäbigen Eindruck. Kokosnußwaldungen wechseln mit Getreide- und Maniokfeldern ab. Herrlich ist ein Spaziergang in den Morgen- oder Abendstunden, den Strand entlang, mit dem Blick über das sonnenglitzernde Meer.

Im Süden der Landschaft Tangata finden wir noch, unmittelbar am Strand, das Dorf Kigombe, Reisenden als Werbeplatz für Träger sehr wohl bekannt. Landeinwärts liegt der kleine sumpfige Süßwassersee Yëui, ein unerschöpfliches Jagdterrain für Schnepfen, Enten, Reiher und anderes Geflügel.

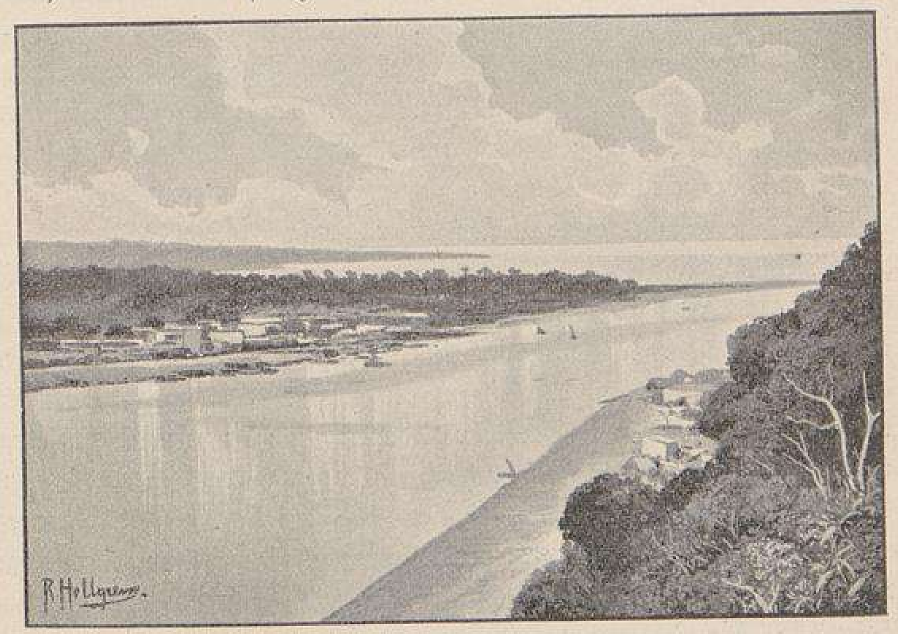
Zwischen Tangata und Pangani wird die Landschaft ziemlich öde. Etwa in der Mitte mündet südlich vom Dorf Dahali der Korenibach, das einzige fließende Gewässer südlich von Tanga. Er bildet bei seiner Mündung den großen Mangrovesumpf Kokuu. Oberhalb liegt in üppigen Feldern die Ansiedelung Kwa Bago. Südlich des Koreni tritt die Küste steil und schroff an die See. Das Vorland fällt fast ganz fort. Hier folgen nacheinander die kleinen Dörfer Tshoba, Mkoma und Mhembo, Ansiedelungen der Urbevölkerung von Sansibar, der sogenannten Watumbatu. Südlich von Mhembo fällt der Abhang bald gegen Westen ab; die Küste öffnet sich zur Mündung des Pangani-Rufu.

Auch die Panganibucht bildet keinen eigentlichen Hafen für Oceandampfer, sondern sie besitzt nur eine durch Riffe leidlich geschützte Außenrhede, welche durch eine Sandbarre von der eigentlichen Flußmündung getrennt ist. Küstendampfer und Segelboote können bei Hochwasser über diese Barre hinüber in den Binnenhafen einlaufen.

Pangani. Die Einfahrt in die Flußmündung bei Pangani ist eine außerordentlich malerische. Rechts vom Norden braust das Getöse der Brandung herüber, welche wir in einem langen schäumenden Streifen dahinglitzern sehen. Dahinter ein weißer Strand, über dem sich in einer Höhe von 60—70 m schroff und pittoresk, rötlich schimmernd, der Abfall der oberen Terrasse erhebt. An der Flußmündung selbst tritt dieser rötliche Steilabfall unmittelbar bis an das Ufer über den

Fluß. Links aber von Ras Muhesa, welches ebenfalls direkt in die See abfällt, starrt drohend der deutsche Wachtturm herüber. Er steht an der Stelle, wo die Ecke von Kikokwe am meisten ins Meer vorspringt, und von ihm aus schwingen nach beiden Seiten hin in üppigem Grün prangende Ufer.

Dann weiter landeinwärts bildet das südliche Gestade eine Kette lieblicher Hügel, während sich rechts eine flache Strecke ausbuchtet, auf welcher die Stadt Pangani mit ihrem stattlichen deutschen Fort und



Mündung des Pangani. (Nach einer Photographie.)

dem schmucken Haus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sich hinzieht. Vor uns im Westen leuchten die waldigen Hügel des unteren Pangani, hinter welchen der Fluß bald um eine Ecke herum verschwindet. Das Landschaftsbild erinnert ein wenig an einzelne süddeutsche Mittelströme, etwa den Neckar.

Der Name der Stadt soll nach Baumann „im Graben", etwa wie Bondëi „im Thal", bedeuten. Ich möchte ihn von kupanga „packen" (pangani-packt oder lagert) herleiten. Wie dem auch sei, der Ort ist seit lange einer der bedeutendsten Karawanenplätze Deutsch-Ostafrikas gewesen und dankt sein schnelles Emporblühen ausschließlich seinem Handelsverkehr mit den Elfenbein- und Sklavenländern Mittel-

afrikas. Es begann emporzukommen, als Europa, besonders England, anfing, gegen den Sklavenhandel vorzugehen, und verdankt seinen Aufschwung gegenüber Tanga der Thatsache, daß die unbequemen europäischen Kriegsschiffe nicht herein kommen konnten; genau wie aus demselben Grunde Kilwa Kivindje gegenüber Kilwa Kisiwani allen Verkehr an sich riß.

Heute hat die Stadt nach amtlicher Aufstellung[1]) etwa 10000 Einwohner, welche Anzahl jedoch nach dem Stande des Karawanenverkehrs mit den Jahreszeiten wechseln dürfte. Im Gesamtbezirk von Pangani leben 19 Europäer, von denen 14 Deutsche, 3 Engländer, einer Däne und einer Grieche sind. Ihren Berufsarten nach sind 3 Missionare, 5 Beamte, 1 Angehöriger der Schutztruppe, 2 Kaufleute (Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft) und 8 Landwirte (Plantagen Kikokwe und Lewa). Die Stadt zählt außer einer großen Anzahl Negerhütten 250 Steinhäuser. Diese letztere Anführung läßt schon auf die große Menge von Arabern schließen, welche in Pangani ihren Wohnsitz genommen haben. Thatsächlich ist dieser Platz einer der großen arabischen Mittelpunkte Ostafrikas. Sklavenhändler und Schambenbesitzer aus Maskat und Sansibar siedelten sich hier an; die Ersteren, um Karawanen ins Innere auszurüsten und zu entsenden, die Anderen vornehmlich, um am unteren Pangani Zucker zu pflanzen und auszusieden. So hatte der Platz von jeher eine eigenartige merkantile Bedeutung, und es ist nur natürlich, daß von hier aus im Jahr 1888 die Bewegung gegen die deutsche Verwaltung ihren Ausgang nahm; empfing doch das Hauptgeschäft des Platzes, der Sklavenhandel, durch die deutsche Besitzergreifung seinen Todesstoß. Aber, wenn neuerdings auch Tanga gegen Pangani von neuem emporsteigen wird, so wird die Bedeutung auch von Pangani in der neuen Ordnung der Dinge weiter wachsen müssen, und zwar wegen der vorzüglichen landwirtschaftlichen Verhältnisse in seiner unmittelbaren Umgebung.

Ich erwähnte bereits, daß die Araber seit langer Zeit den Pangani aufwärts Kulturen von Zuckerrohr betreiben. Plantage reiht sich an Plantage, wenn man den Fluß hinauffährt, und aller Orten nimmt man die eigenartigen primitiven Siedereien wahr, in denen das Rohr

[1]) Kolonialblatt vom 15. Februar 1894.

ausgekocht und der Zucker für den Verkauf eingedampft wird, um entweder als Syrup oder in großen Würfeln in den Handel zu gelangen. Dieses rege wirtschaftliche Treiben zu beiden Ufern unterscheidet die Fahrt auf dem unteren Pangani, welche an sich schon reizend ist, völlig von allen anderen ostafrikanischen Flüssen, welche ich kenne.

Aber die Landwirtschaft beschränkt sich keineswegs auf Zuckerbau. Auch Reis und alle die typischen eingeborenen Kulturen Ostafrikas werden betrieben. Daneben bewegt sich ein lebhafter Kleinhandel, welcher zwar auch hier von den Indiern beherrscht wird, an dem aber die rührigen schwarzen Eingeborenen, welche großenteils der Bondëirasse angehören, lebhaften Anteil nehmen.

Was aber die Umgegend von Pangani für unsere Zwecke so besonders interessant macht, das ist der Umstand, daß hier die beiden ersten europäischen Plantagenbetriebe mit kolonialen Wertartikeln eingerichtet worden sind; die Baumwollplantage von Kikokwe und die Tabakanpflanzung von Lewa.

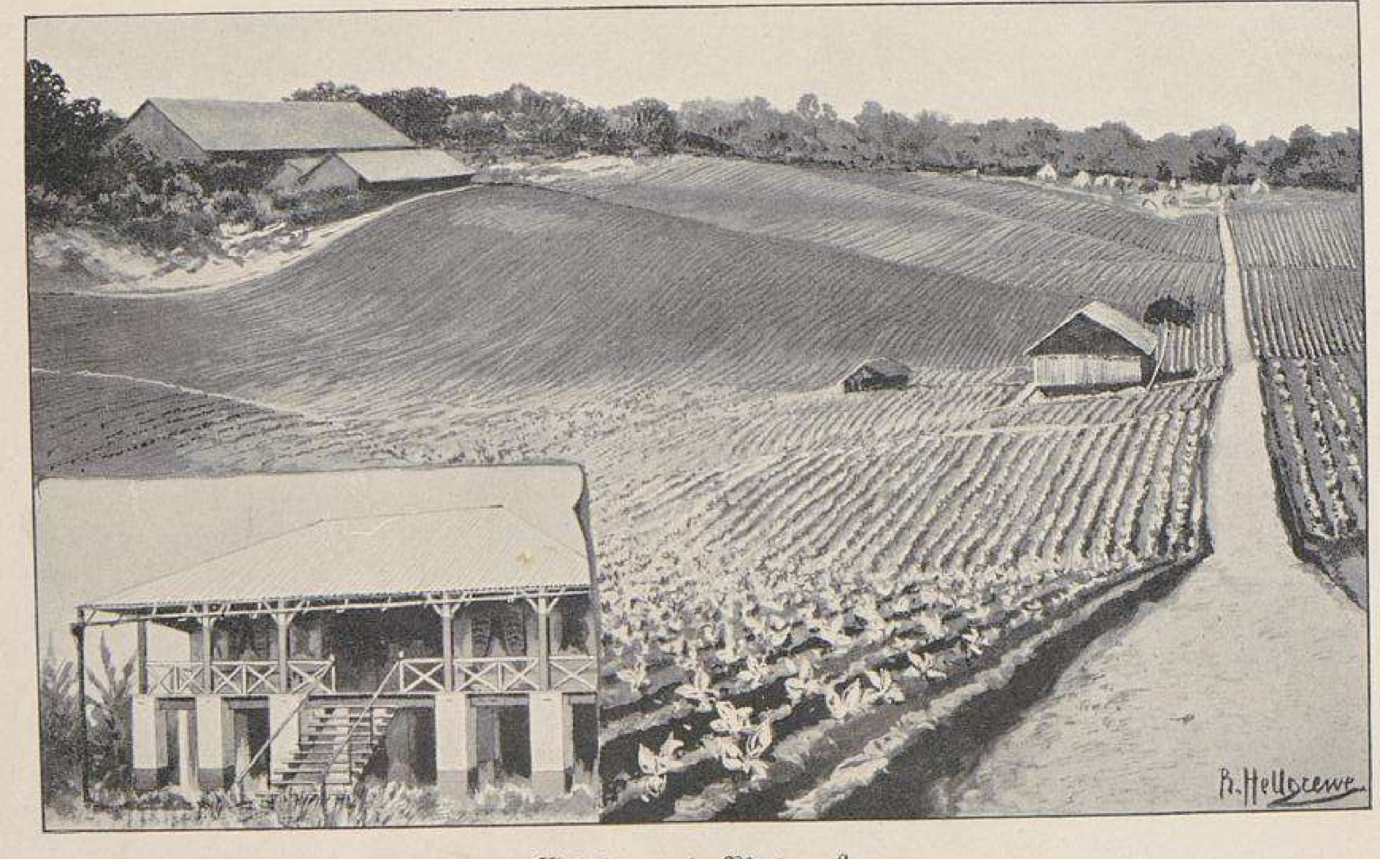
Die Baumwollpflanzung Kikokwe habe ich selbst im Jahre 1887 **Kikokwe.** durch den Regierungsbaumeister Hörnecke anlegen lassen. Ich hatte von Zagazig in Egypten eine Auswahl von verschiedenen Samenarten mit nach Ostafrika genommen und gleichzeitig von der daselbst unter Herrn Vetter geleiteten großen Plantage 15 geübte Fellachen zur Einrichtung der Pflanzung angeworben. Die Landecke von Kikokwe ist ein emporgehobenes Korallenriff, und der Boden stellt hier einen sehr humusreichen, kalkhaltigen Sand dar. Augenscheinlich waren hier bereits zur portugiesischen Zeit landwirtschaftliche Arbeiten betrieben worden, da wir außer anderen Trümmern aus der Portugiesenzeit eine Reihe halbverfallener Brunnen fanden, welche jedoch alle nur ein brackiges Wasser lieferten.

Hier wurde mit der Auspflanzung des Samens begonnen und auch alsbald ein hoffnungerweckendes Ergebnis erzielt. Ich ließ im Verlauf des Jahres 1887 auch eine Anzahl von Ochsengespannen aus Bombay hier einstellen, und wir durften, sobald festgestellt war, daß eine gute Baumwolle erzielt werde, um so eher auf eine gewinnbringende Entwickelung rechnen, als der Platz wegen der unmittelbaren Nähe der tiefen See besonders günstige Transportverhältnisse bietet. Indes die

Unruhen von 1888—1890 unterbrachen auch hier, wie an so vielen anderen Orten, die eingeleitete wirtschaftlich gesunde Entwickelung.

Erst Mitte Februar 1891 sind die Arbeiten in Kikokwe durch die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft von neuem aufgenommen worden. Herr Lautherborn, dem Herr Jäger beigegeben war, unternahm die Neuanlegung der inzwischen völlig verwilderten Anpflanzung, und zwar wurden im Juni 1891 wiederum die ersten urbar gemachten 35 Morgen Land vornehmlich mit Texasbaumwolle, zum Teil mit egyptischer (Sea Island) Baumwolle bepflanzt. Die Berichte von Kikokwe zeigen eine regelmäßig anwachsende Entwickelung des Unternehmens. 1892 konnten 58 Ballen auf den Markt gebracht werden, welche jedoch wegen mangelnder Reinigung nur einen minderwertigen Preis erzielten. Daraufhin ist eine Dampfreinigungsmaschine in Kikokwe aufgestellt worden, und in diesem Jahr sind 200 Ballen Baumwolle, nach den von mir eingesehenen Gutachten, von sehr guter Qualität für den Verkauf in Europa eingetroffen. Nach den letzten mir bekannt gewordenen Berichten sind in Kikokwe zur Zeit 524 Morgen Land in Kultur genommen, von denen 360 Morgen mit tragender Texasbaumwolle bestanden waren. Es scheint demnach, daß die Pflanzung ihre Kinderkrankheiten hinter sich hat und im Begriff steht, zu einem rationellen Großbetriebe überzugehen, welcher ja allein Aussicht auf guten Gewinn verspricht. Die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude sind stattlich und solide aufgeführt, und die ganze Anlage gewährt auf den Beschauer den Eindruck einer gut und flott sich entwickelnden Unternehmung.

Wenn man von Kikokwe aus mit einsetzender Flut über die Barre den Pangani hinauffährt, die Stadt selbst rechts hinter sich liegen lassend, so kommt man in fünf- bis sechsstündiger Fahrt zum Marktplatz von Tshogwe, welcher, wie Pangani, am linken Ufer des Flusses liegt. Die Fahrt ist reizend und interessant. Der untere Strom wird von einer anmutigen grünen Hügelkette begleitet, durch welche er sich in einer Reihe von Windungen, ähnlich wie der Rhein zwischen Koblenz und Köln, hindurchzieht. Überall wird der Waldbestand durch Anpflanzungen von Zuckerrohr, Reis und anderen Kulturen unterbrochen, und Ansiedelung reiht sich an Ansiedelung. Hin und wieder begegnet uns ein Eingeborenenboot. Es ist schon Bewegung und Leben auf und an dieser Wasserader, was den Europäer besonders anheimelt.



Wohnhaus und Plantage Leva.

Nach einer Photographie von Dr. Schroeder-Poggelow.

Von Tshogwe, wo wir die Strohbuden in Augenschein nehmen können, in und an welchen an den Markttagen der Austausch zwischen den Handelsartikeln Panganis und den landwirtschaftlichen Produkten des Hinterlandes sich vollzieht, führt uns ein Marsch von etwa 1½ Stunden über leicht gewelltes Grasland, welches hier und da mit Busch bestanden ist, zu der Tabakanpflanzung von Lewa, welche der Deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft gehört. Der Wanderer ist erstaunt, wenn er, aus der Wildnis heraustretend, plötzlich die stattliche und geschmackvolle Anlage von Lewa vor sich hat. Ein schmuckes Herrenhaus erhebt sich aus einer Bananenanpflanzung, welche mit regelmäßigen, in europäischer Ordnung angelegten Felderreihen umgeben ist. Breite, schnurgerade und festgestampfte Fahrwege ziehen sich durch die Niederlassung, welche durch regelmäßige Vorwerke und Arbeiterwohnungen einen durchaus modernen Eindruck gewinnt. Wir haben sofort das Gefühl, uns auf einer in großem Stil geplanten und energisch durchgeführten Niederlassung zu befinden. Lewa.

Mehr noch als Kikokwe hat Lewa eine stürmische Vergangenheit hinter sich. Es wurde etwa gleichzeitig mit diesem im Sommer 1887 durch Herrn Friedr. Schroeder, den Bruder des Leiters der Plantagengesellschaft des Dr. Schroeder-Poggelow, begründet und hatte ähnlich wie Kikokwe schon Ergebnisse erzielt, als der Aufstand hereinbrach, welcher zur völligen Zerstörung auch dieser Gründung führte. Herr Schroeder hatte seine Anpflanzung an den kleinen Lewabach gelegt und hatte sie buchstäblich aus einem fast undurchdringlichen Buschwald herausgeschlagen. Der Boden stellt einen roten Thon dar, nicht zu verwechseln mit dem minderwertigen Laterit einzelner Steppengegenden.

Ob dies die richtige Bodenart gerade für Tabak ist, bedarf freilich noch des Beweises. Obwohl die eingesendeten Tabakproben von fachmännischer Seite stets tadellos begutachtet wurden, hat die Plantagengesellschaft bislang für ihre Ernten einen guten Marktpreis noch nicht erhalten. Vielleicht ist der rote Boden von Lewa zu schwer für gerade diese Kultur.

Lewa arbeitet jetzt mit chinesischen und javanesischen Kulis aus Singapore, und es kann keine Frage sein, daß es an der richtigen technischen Bearbeitung seiner Produkte nicht fehlt. Wenn die Ergebnisse trotzdem ausbleiben, so kann dies nur daran liegen, daß

bislang die Bodenart nicht richtig gewählt war. Tabak verlangt einen leichten, humosen Boden; und es gibt Stellen in unserem Schutzgebiet genug, auch bei Lewa selbst, an welchen solcher zu finden ist. Ein Mißerfolg von Lewa würde demnach für die Tabakaussichten der Kolonie im ganzen noch nicht entscheidend sein.[1])

Einwohnerzahl.

Wenn wir uns, rückblickend, das Küstengebiet vom Norden unserer Kolonie noch einmal betrachten, so dürfen wir nunmehr folgendes als das allgemeine Ergebnis aus unseren Einzeldarstellungen feststellen. Wir haben es mit einem Küstenstreifen zu thun, welcher in Luftlinie etwa 49 Seemeilen oder rund zwölf deutsche Meilen beträgt, und mit einem sich daran schließenden Hinterland, welches wir auf etwas mehr als 50 deutsche Quadratmeilen oder 2800 Quadratkilometer Flächeninhalt berechnen dürfen. Auf diesem Raum wohnen nach meiner Schätzung an 60000 Menschen; und zwar rechne ich auf:

Muoa mit Umgegend	1000	Einwohner,
Mansabucht	4000	„
Tanga mit Umgegend (Nianjani 2c.) .	7000	„
Tangata	4000	„
Tangata bis Pangani	2000	„
Pangani	10000	„
Pangani bis Tshogwe-Lewa . . .	5000	„
Bondëi	12000	„
Deutsch Digoland	15000	„
also insgesamt	60000	Einwohner.

Bedeutung dieser Küste.

Dieses Gebiet besitzt in der Mansabucht, Kwalebucht und Tanga drei gute Häfen, in Muoa, Tangatabucht und Pangani ebensoviele brauchbare Rheden.

Es wird bewässert durch den Umba, Sigi, Mkulumusi und Panganifluß und durch Regenniederschläge, welche nach Kapitän v. Halfern die der südlicheren Küste an Stärke übertreffen. Was seine Produktion anbetrifft, so bietet der Küstenstreifen von einem Ende bis zum anderen mit sehr wenigen Unterbrechungen tadelloses Land für

[1]) In Lewa wird neuerdings auf den abgepflanzten Tabaksfeldern eine neue Art Liberia-Kaffeekultur begonnen, wodurch eine sogenannte Dauerkultur geschaffen wird. Für den Tabakbau in Lewa hat man jetzt das Flußalluvium mit schwarzem Boden herangezogen.

die Kokosnußpalme, deren Kultur beliebig vermehrt werden kann. Wie aussichtsvoll eine solche Erweiterung des Kokosnußanbaues erscheinen muß, geht wohl aus der Thatsache hervor, daß nach der amtlichen englischen Statistik Sansibar im Jahre 1891 für 7700 Pfd. Sterl. Kokosnüsse und Kopra ausführte, während Ceylon im gleichen Jahr einen Export an diesen Artikeln von 800000 Pfund Sterling hatte. Die Nachfrage nach Kopra im Welthandel ist fortwährend im Anwachsen, und seine Produktion kann demnach beliebig vermehrt werden.

Daneben fanden wir, daß das Küstengebiet alle Arten Getreide hervorbringt: Mtama, Mais, Hülsenfrüchte, Maniok, Bataten rc. Außerdem besteht schon heute die Kultur von Zucker, Bananen, Ananas, Papayen rc. Gummi wird an vielen Stellen gewonnen, und es kann keine Frage sein, daß die Einführung amerikanischer Gummiarten diesen ganzen Geschäftszweig außerordentlich beleben muß; ebenso wird nicht bezweifelt werden können, daß die Einführung der Ölpalme auf Schwierigkeiten wesentlicher Art nicht stoßen würde. Wir haben schließlich feststellen dürfen, daß in Kikokwe, also doch an einem mehr oder weniger zufällig gewählten Platz der Küste, Baumwolle gepflanzt worden ist, welche den Vergleich mit den besten Baumwollsorten der Erde nicht zu scheuen braucht, und daß in Lewa Tabak geerntet worden ist, dessen Proben nach dem Ausspruch von unparteiischen Fachkennern den mittleren Sumatra-Sorten im wesentlichen nicht nachstehen, ganz abgesehen von den Versuchen mit Vanille und Kautschuk in Tanga, welche ebenfalls zu guten Erwartungen berechtigen.

Was bedeuten nun alle diese aufgeführten Thatsachen? Ohne jede Frage beweisen sie, daß wir in diesem Teil unserer Kolonie einem Landgebiet gegenüberstehen, welches die wirtschaftliche Entwickelung durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit in manchen Richtungen sehr wohl lohnen wird, ja welches zu solcher wirtschaftlichen Erschließung geradezu einladet. Sie thun dar, daß hier sowohl landwirtschaftliche Unternehmungen verschiedener Art möglich sind, als auch, daß den Ausfuhrplätzen eine handelspolitische Zukunft bevorsteht; daß demnach finanzielle Aufwendungen privater wie staatlicher Art gerechtfertigt erscheinen müssen. Schon die Entwickelung der allernächsten Zeit wird die Richtigkeit dieses Urteils nachzuweisen in der Lage sein.

2. Die oceanische Abdachung des Nordens.

Unter der nördlichen Abdachung verstehe ich, kurz gesagt, die Flußgebiete des Pangani-Rufu und Umba und das Quellgebiet des Sigi, Mkulumusi, sowie des Tsawo. Sie umfaßt, genauer ausgedrückt, die Landschaften Usambara, Pare und das Kilima-Ndjaro-Gebiet mit den sie umgebenden Steppen. Diese Steppen rechne ich bis zu den nördlichen Ausläufern Ngurus, Gedjas und Usagaras hin und erhalte damit für diesen Teil der Beschreibung ein Gebiet von annähernd 1000 deutschen Quadratmeilen oder rund 56000 Quadratkilometern.

Landschaftsbild. Es ist ein Landschaftsgebiet von großer malerischer Schönheit, um welches es sich hier handelt. Grell heben sich die Gegensätze von hoch und niedrig ab; aus trockenen heißen Steppen ragen bizarr und eckig, oft barock scharfgezeichnete Randgebirge, sowie die Riesenkuppen des Kilima-Ndjaro und der groteske Kegel des Märu empor. Es ist Afrika in seiner ganzen typischen Eigenart, was wir hier vor uns haben, mit seinen endlosen Buschsteppen, über denen die Sonne der Tropen brütet, und seinen daraus emporragenden, Äonen hindurch der Verwitterung und Verwaschung ausgesetzten Gebirgsresten, mit seiner abweisend spröden Flora und dem eigenartigen Tierleben der Savanne, welches in seinen seltsamsten Vertretern durchaus vorsündflutlicher Natur ist.

Langsam und gleichmäßig steigt die Buschsteppe im Norden von Usambara zur Kilima-Ndjaro-Ebene (100—800 m) empor. Nyika nennen sie die Eingeborenen; ein trockenes und ödes Stück Erde, in welches nur der Umba, als reiner Steppenfluß, welcher in weitem Bogen von der Nordostecke Usambaras zum Indischen Ocean strömt, das feuchte Element herunterträgt. Hier befinden sich demnach auch keine dauernden Ansiedlungen von Menschen; und die Karawanenstraße, welche an dieser Seite zum Kilima-Ndjaro strebt, muß sich ängstlich an Usambara und Pare anklammern, wo allein sie Wasser und Nahrung zu finden vermag.

Der Eindruck solcher Landschaft auf das Menschenherz ist ein beängstigender. Besonders um die Mittagszeit, wenn die erbarmungslose Sonne Höllenglut zur Erde strahlt, dann wirken diese harten, dornigen Buscharten, Mimosen, Euphorbien, Aloë und Kakteen, mit langem, schilfartigem Gras durchsetzt, geradezu herzbeklemmend, und

wehe dem Wanderer, welcher den Weg verlor und gezwungen ist, sich mit verdorrender Zunge eine Bahn durch das Geäst zu brechen. Qualvoller kann die Fahrt für den Schiffbrüchigen nicht sein, welcher in kleinem Boot auf weitem Ocean dem Verdursten ausgesetzt ist. Um diese Zeit belebt auch die Tierwelt die wüste Savanne nicht. Rissig und glühend liegt der rote Boden der Steppe da, jeden Tropfen, der niederfällt, im Nu aufsaugend, und was durch das verkrüppelte, knorrige Geäst hindurchschimmert, uns von Zeit zu Zeit die Täuschung von Wasser vorgaukelnd, stellt sich immer wieder als die grauglitzernde Rinde eines Busches oder vielleicht der Aschenrest eines ehemaligen einsamen Feuers heraus. In seiner ganzen Armseligkeit tritt das alte Afrika uns hier entgegen, und erbarmungslos muß die Natur dem verdurstenden Menschenkinde erscheinen.

Aber auch in dieses Gefühl der herzbeklemmenden wüsten Öde mischt sich ein Reiz; es ist der berückende Zauber der reinen unberührten Natur. Freilich kann derselbe nicht zur Geltung kommen für den verirrten Wanderer unter der Glut tropischer Mittagssonne. Aber wie schleicht er sich doch in die Seele, wenn wir in der Kühle des Morgens oder der sinkenden Sonne durch diese Umba-Nyika marschieren. Da glauben wir in das Reich der Märchen und Feen gedrungen zu sein. Wunderlich und phantastisch heben sich die Formen des Busches ab. Dieser alte knorrige Baum, ist er nicht ein verzauberter Gnom, und muß nicht aus jenem Gestrüpp mit den verstohlenen Thoren und Galerien die Märchenprinzessin selbst hervortreten? In den Gräsern funkeln Millionen von Tautropfen in der aufgehenden Sonne, das Gebüsch öffnet sich parkartig zu Garten- und Waldlandschaften. Sind wir hineingeirrt in die Wundergärten der Frau Holle, oder deutet dieses geheimnisvolle Schweigen, welches über Gottes weiter Welt ruht, uns an, daß wir in den Vorgärten zu Dornröschens Schloß uns befinden?

Und nun betrachte man die Steppe zur Zeit nach den Regenfällen Ostafrikas! Als habe eine Zaubergerte an die starren, verknöcherten Rinden und Büsche gerührt, ist mit einem Schlage alles verändert; überall drängt und treibt sprossendes Leben. Frischer und satter schimmert von allen Seiten das Grün des Busches, und die Grassteppe überzieht sich mit einer zarten Decke, auf welcher Antilopen, Zebras, Böcke, Hartebeeste, Gnus und Rhinozerosse einträchtig äsen. Ja, hier

und da leuchtet eine grellblaue oder rote Blume aus dem Teppich, ein für ostafrikanische Landschaften sehr seltener Anblick! Wer um diese Zeit, im Juni oder Juli, durch die Umbasteppe zieht, der gewinnt ein entzückendes Bild von diesem Lande, und leicht läßt sich sein Urteil durch den anmutigen Schein üppiger Fruchtbarkeit über den wahren Wert dieses Gebietes täuschen.

Wirtschaftliche Bedeutung.

Denn es muß festgestellt werden, daß diese Savannen für die wirtschaftliche Ausbeutung sehr wenig Aussichten bieten. Wohl wird man mit der Zeit da, wo ständiges Wasser beschafft werden kann, Terrains für Straußenzucht und vielleicht auch Schafzucht ausfindig machen, und die Faserstoffe dieses Striches, insbesondere der Aloë, die stark und brauchbar sind, werden ohne Frage eine wachsende Bedeutung für den Weltmarkt haben. Aber, soweit ich diesen Boden kenne, wird derselbe für eine ackerbauliche Kultur niemals brauchbar sein, oder wenigstens doch nur an einzelnen oasenartigen Stellen. Nicht, als ob er seiner Zusammensetzung nach ungenügend wäre. Er bietet in seiner großen Masse roten Thon oder Laterit dar, und nur in einzelnen beschränkten Strecken trifft man auf einen leichten humosen Sand. Es ist die Trockenheit, welche, soweit wir es heute berechnen können, die ackerbauliche Ausnutzung dieses Gebietes ausschließt. Auf englischer Seite scheint man freilich günstiger über diesen Punkt zu denken; wenigstens teilte mir mein Kollege bei der Grenzregulierung, Konsul Smith aus Sansibar, mit, er werde seiner Regierung die Besiedelung dieser Steppen durch Indier aus dem Pundschab empfehlen, da er der Meinung sei, daß man Grundwasser dort finden werde. Dies muß jedenfalls erst nachgewiesen werden, bevor wir die Frage der intensiveren Steppenausnutzung entscheiden können.

Gegen die Annahme solcher Möglichkeit spricht immerhin die Thatsache, daß die Nyika seit Jahrhunderten unbewohnt ist, trotzdem die Eingeborenen, wie wir in Digoland und Bondëi, auch in Ukamba[1]) wahrnehmen können, die Theorie des Grundwassers genau kennen und

[1]) In der Afrikalitteratur der jüngsten Zeit, besonders der englischen, bürgert sich, nebenbei bemerkt, neuerdings fälschlich statt Ukamba der Name Ukambani ein. Ich glaube, nach Vorgang von Krapf. Ukambani heißt in oder nach Ukamba; der Name der Landschaft aber ist Ukamba, und die Eingeborenen heißen Wakamba, nicht Wakambani. Krapf schreibt, er wolle Ukambani oder nach Ukamba reisen, und

auch praktisch handhaben. Hier aber haben sich niemals Menschen anzusiedeln vermocht; hier schweift nur von Zeit zu Zeit der Fuß räuberischer Massai- oder Wataita-Horden, welche dem Küstengebiet oder den Ansiedelungen Usambaras zustreben, oder ein einsamer Jäger, in der schöneren Jahreszeit, zieht auf Beute aus, und, an die bewohnten Gebiete möglichst angeschmiegt, ziehen sich, wie gesagt, die Karawanenstraßen zum Kilima-Ndjaro hin, auf deutschem Gebiet von Tanga aus an Usambara und Pare, auf brittischem von Mombasa aus an Taita sich anlehnend. Im übrigen gehört sie zur feuchten Zeit dem Panther, dem Löwen und der Hyäne, oder dem Geier, welcher in kühnem Bogen über ihr kreist, und zu allen Jahreszeiten den Ameisen und Termiten, welche das ganze Land mit ihren wunderlichen, mannshohen, rotbraunen Erdbauten überzogen haben.

Scharf und phantastisch sind daneben in der ganzen Ausdehnung von Südost nach Nordwest zackige Felspartien der Umbasteppe aufgesetzt. Sie bieten mit den markanten Ecken und Kuppen von Usambara und Pare vorzügliche Marken für die Vermessung des Landes. Baba Kilulu hinter Muoa mit dem Djombohügel hinter Wanga machen den Anfang, Perani, Kasigao, Tussokette, Mdimu mit der Mbaramu-Ecke in Usambara und der Kuppe über Kisiwani nebst einer Reihe anderer setzen das Netz fort. Wenn man diese Erhebungen erblickt, glaubt man unwillkürlich, daß sie Wasserbehälter darstellen müßten; aber sie sind zu klein, um erhebliche Mengen Feuchtigkeit auffangen zu können, und, was sich an ihnen abschlägt, verdampft schnell in der glühenden Sonne, so daß sie meistens ganz trocken sind und keine Stützpunkte für die Durchquerung dieser Ebene zu bieten vermögen. Nur Kwa Mdimu, Pare Kisingo gegenüber, ist schwach bewässert und demnach auch ein wenig bewohnt. Zur Erhöhung ihres landschaftlichen Charakters aber tragen sie bei; bei dem grellen Gegensatz von Licht und Schatten geben sie, besonders bei Abendbeleuchtung, der Gegend ein phantastisches, ja, von manchen Perspektiven aus, geradezu dämonisches Gepräge. Felsaufsätze.

---

braucht diese Form dann irrtümlich für das Land schlechtweg. Ich habe mich infolgedessen im Norden wie im Süden von Ukamba bei den Eingeborenen erkundigt, wie sie selbst ihr Land bezeichnen, und stets feststellen können, daß sie als Nominativ die Form Ukamba gebrauchen, genau wie Usambara, Usagara, Useguha 2c. 2c.

Durch diese Nyika läuft die deutsch-englische Grenze schräg hindurch bis zur südöstlichen Spitze des Djipe-Sees. Sie nähert sich, je weiter nach Norden, umsomehr dem aufgesetzten Gebirgszug, welchen sie in der Nordostecke von Pare Kwa Mdimu, im Berge Ndea, fast berührt.

Dann setzt sich die Steppe westlich des Djipe-Sees, wenn auch nur in einem schmalen Streifen als Vorland von Pare Ugueno bis zum großen Rufu-Sumpf fort, um jenseits desselben in die eigentliche Kilima-Ndjaro-Ebene auszumünden.

Die Entfernung zwischen der Küste und der Südostecke des Djipe beträgt rund 112 englische oder 28 deutsche Meilen = 210 Kilometer, und das ganze uns gehörige Steppengebiet östlich der Gebirgsländer zwischen Kilima-Ndjaro und Küste umfaßt mit seinen Einbuchtungen und Ausschnitten rund 130 Quadratmeilen oder 6720 Quadratkilometer (Kwa Mdimu abgerechnet).

Bergländer. Wenn man diese Steppe nach Norden zu hinauf marschiert, so hat man zur linken Hand fortdauernd den steilen Abfall des aufgesetzten Gebirgslandes neben sich, unterbrochen durch verschiedene Lücken oder Thore, durch welche das östliche mit dem westlichen Steppengebiet verbunden wird. Thatsächlich ragt der Gebirgsrand überall schroff und unvermittelt aus den Savannen empor, und wenn diese braunen, mit graugrünem Busch bestandenen Steppen in frappanter Weise dem Ocean gleichen, so gewährt das Gebirge den Eindruck langgestreckter, daraus emporragender Inseln. Durch die Steppenthore, welche sie durchschneiden, wird zunächst deutlich Usambara von Pare abgetrennt, sodann Pare selbst in drei abgeschlossene Teile zerschnitten: Süd-, Mittel- und Nord-Pare, und schließlich das ganze Erhebungssystem durch den isolierten Vulkan-Doppelkegel des Kilima-Ndjaro abgeschlossen. Alle diese Gebirgsmassen ragen in ihren Hauptteilen über die Zone von 1200 m empor, sie sind sämtlich gut bewässert und fruchtbar und gehören aus diesen Gründen zu den besten Teilen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes.

Usambara. Eigenartig und gewaltig ist der Unterschied der Landschaft, wenn man aus der heißen und trockenen Steppe zu diesen Bergländern emporklimmt, sei es etwa bei Mlalo oder Mbaramu in Usambara oder bei Gonya, Hegoma und Kisiwani in Süd-Pare oder aber bei Manamate in Pare Ugueno. Steil und schroff führt der Weg

hinan, über kahle Felswand oder aufgeschüttetes Geröll, durch niedrigen Busch oder stämmigen Hochwald. Hier und da führt er durch eine tiefe Senkung, in welcher ein schäumender Bach mit erquickend kaltem Wasser zu überschreiten ist. So geht es einige Stunden bergan. Die Sonne wird heißer, aber immer erquickender wird der Schatten einer Waldpartie oder einer überhängenden Felsspitze. Die Lungen atmen tiefer in der köstlichen, lebenspendenden Atmosphäre. Die Beschwerden des Aufstiegs werden von Stunde zu Stunde weniger empfunden, und wir sind beinahe überrascht, wenn uns plötzlich der Schatten eines anmutigen Bananenhaines aufnimmt, und damit die eigentliche Kulturzone des Berglandes erreicht ist. Eine Strecke geht es dann an leichtgewelltem Hügelrücken bergauf, bergab weiter; alle Augenblicke ist ein Waldbach zu überschreiten. Da öffnet sich der Bananenhain, und entzückt schweift das Auge über eine in üppigem Grün prangende, herrlich mit Getreidearten, Hülsenfrüchten und Bataten angepflanzte Hügellandschaft. An den Bergabhängen oder auch auf einzelnen schroff emporragenden Felskuppen liegen, malerisch in den Feldern verstreut, die Dörfer der Eingeborenen. Darüber hinaus am Waldesrand, welcher sehr häufig die Gipfel der Bergrücken krönt, weiden in friedlichen Gruppen Rinder- und Kleinviehherden. Dort auf dem Pfade, an dem gegenüberliegenden Hügelrücken, zieht ein Trupp der Landesbewohner einher; sie tragen Getreide oder Holz für den Häuptling vorbei, und munteres Flötenspiel begleitet ihren Zug. Über dem Ganzen aber ruht der goldene Schein der strahlenden Sonne der Tropenwelt, welche doch nicht im stande ist, den kühlen Schatten, in welchem wir stehen, über die Temperatur eines norddeutschen Spätsommertages hinaus zu erhitzen. Ja, es ist schön dieses Bergland Deutsch-Ostafrikas, und wohl kann man verstehen, wie der Europäer, welcher seine unbeschreiblichen Reize erfahren hat, nicht wieder zurück mag in den trüben und feuchtkalten Norden.[1])

Und nun besteige man, etwa bei der untergehenden Sonne, einen der schroffen Felsränder, welche Usambara gleich einer Zinne umgeben, und schaue zurück auf die verlassene Steppe. Da liegt sie vor uns in ihrer rötlich braunen Beleuchtung, wie der Ocean sich scheinbar ins

[1]) Dies äußerten z. B. die deutschen Missionare in Mlalo.

Unermeßliche erstreckend. Hier und da heben sich dunklere Konturen ab; es sind dies die Strecken, wo das welkende Gras bereits verbrannt worden ist, oder aber das Auge verfolgt auf Meilen weit das Dunkelgrün eines Flusses, welcher sich gleich einer Riesenschlange durch die Prärie windet. Wie phantastische Denkmäler des Todes starren die eigenartigen Felspartien aus der Landschaft, in der abendlichen Sonne weite, tiefschwarze Schatten werfend, oder langsam und geheimnisvoll zieht der Schatten einer bizarr gestalteten Wolke darüber hin. Immer weiter schweift der entzückte Blick in die Fernen hinein, bis dahin, wo Himmel und Erde in ein undurchdringliches Grau sich verschmelzen. Wie von einer stolzen, unnahbaren Burg schauen wir „hinab in die Lande, und werden doch nicht gesehen".

Was diesen Landschaften ihre große wirtschaftliche Bedeutung verleiht, ist besonders die Thatsache, daß ihr Südostabfall sich so nahe der Küste befindet. Unmittelbar über der Landschaft Bondëi, nur 48 km vom Indischen Ocean, erhebt sich das Plateau von Handëi westlich vom oberen Sigi, und der Gebirgsblock von Tschaua, nördlich davon, hat sogar nur 28 km Entfernung vom Meere. Sie bilden den Südostabfall von Usambara, welches sich von hier aus in nordwestlicher Richtung durch etwas mehr als 13 deutsche Meilen oder rund 100 km erstreckt mit einer Breite, welche am Südostabfall rund 8 deutsche Meilen oder 60 km beträgt, um sich bis zum Nordabfall auf rund 6 Meilen oder 45 km zu verringern. Usambara mit seinen Einschnürungen (Luengera-Thal und Mschihui-Ebene), sowie den Buchten von Buiti und Kitivo hat ungefähr die Form eines Trapezes und einen Flächeninhalt von gegen 90 Quadratmeilen oder rund 5000 Quadratkilometern. Baumann rechnet eine Bevölkerung von 17500 Menschen für dieses Gebiet aus, was nach Ansicht der Mission in Mlalo zu niedrig gegriffen ist, da die von Baumann angenommene oder erkundete Zahl von acht Hütten für die kleineren Dörfer in Wirklichkeit zu gering sei. Ich schätze die Bevölkerungszahl dieses Gebietes auf rund 20000 Menschen, was eine Dichtigkeit von 4 Personen auf das Quadratkilometer ergibt.

Einwohner. Diese Einwohner sind fast durchweg Bantu, und zwar sind die eigentlichen Wasambara oder Waschambaa vermutlich aus Useguha eingewandert, während in sie hinein einzelne versprengte Teile anderer Stämme gedrungen sind; so sitzen bei Buiti Wassegeju, Wadigo,

Wakamba und Wataita, bei Kitivo wiederum eine Ansiedelung von Wakamba, unweit Mlalo ein kleines Enklave von Wambugu, welche dem Wakuafi-Massaistamm, also der hamitischen Rasse angehören.

Usambara ist eines der wenigen ostafrikanischen Länder, welche eine Art von nachweisbarer geschichtlicher Entwickelung hinter sich haben. Unter der Dynastie der Wakilindi, besonders unter Sultan Kimweri um die Mitte dieses Jahrhunderts, spielte es eine gewisse politische Rolle und erstreckte seinen Einfluß über Bondëi bis an den Küstenplatz Pangani hinunter. In unserer Zeit hat Simbodja von Masinde versucht, diese Traditionen seines Hauses fortzuführen und durch ein Schaukelsystem zwischen Arabern, Deutschen, Massais und Wadjagga seine Machtstellung nach verschiedenen Richtungen hin auszubreiten und zu befestigen. Aber mit wenig Erfolg; er vermochte nicht einmal ganz Usambara unter seiner Herrschaft zu vereinigen, und Deutschland gegenüber lassen sich naturgemäß solche Großmannsgelüste eines Negersultanates auf die Dauer überhaupt nicht durchsetzen. So spielt Simbodja in Masinde mit seinem Erstgeborenen Kimweri in Wuga seit Jahren die Rolle eines unzuverlässigen Kantonisten; und, wo es angeht, die eines doppelzüngigen Intriganten gegen die deutsche Herrschaft. Er konspirierte mit den arabischen Rebellen, Massais und Meli von Moshi, und hatte seine Hand überall mit drin, wo er hoffen konnte, den unbequemen und verhaßten Deutschen einen Streich zu spielen. Wenn er nicht offen losschlug, so lag dies keineswegs an seiner guten Absicht, sondern ausschließlich an dem Umstand, daß immer noch zu viel von der gefürchteten Schutztruppe übrig blieb, sowohl nach der Niederlage Zelewskis, wie der von Bülows. Glücklicherweise ist Kimweri in Wuga, der seinen Vater im Deutschenhaß noch überbot, kürzlich gestorben, und bei der Vorliebe Simbodjas für Rum und andere aufheiternde Getränke ist zu hoffen, daß derselbe diesem guten Beispiel bald nachfolgt. Dann dürfen wir erwarten, die deutsche Herrschaft auch hier bald unbestritten durchzuführen; da die Seitenlinien von Simbodjas Familie, wie z. B. der alte Sikiniassi in Mlalo, Schekulavu von Mbaramu, Kipanga und Kiniassi in Handëi, sich uns von vornherein loyal angeschlossen haben. Einstweilen ist Simbodjas Gebiet, das heißt aber der größte Teil Usambaras, für wirtschaftliche Kolonialunternehmungen thatsächlich immer noch verschlossen.

Von Interesse dürfte, nebenbei, die Abstammung der herrschenden Familie von Usambara, der Wakilindi, sein. Nach Usambara kam dieselbe vom Kilindiberge in Nguru. Wenn man indes das Auftreten des Namens „Lindi" an anderen Stellen Ostafrikas betrachtet, so darf man nicht bezweifeln, daß der Berg seinen Namen von den Ansiedlern, nicht aber umgekehrt die Ansiedler ihren Namen vom Berge empfingen. Baumann erzählt (Usambara S. 186), daß die Wakilindi ihre Familie auf einen am Kilindi ansässigen Araber zurückführten. Dies ist an sich schon ganz unwahrscheinlich, da sie größtenteils nicht mohammedanisch sind, und Simbodja hat es mir auch aufs bestimmteste bestritten. Er sagte vielmehr, er sei ein Mvitu, und seine Familie stamme aus Mvita (Mombassa). Die Wavitu nun sind jene eigenartige hellfarbige Rasse, welche aus Nordosten in Uganda einbrach und dort unter den Wakintu das Kitarareich gründete, und deren Sprengteile wir über einen großen Teil Ostafrikas verfolgen können. Die Namen Witu (bei Lamu), Mvita (Mombas), Lindi, Wakintu (Uganda) oder Walundu (nordöstlich von Usoga) führen immer auf denselben Ursprung zurück, der hamitischer Rasse ist. Hierzu rechne ich auch die Wakilindi von Usambara, welche demnach mit den Wahuma am Viktoriasee verwandt, jedoch ebenso wie die Dynastie von Uganda stark mit Bantu-Blut durchsetzt sind.

Geologische Bauart. Geologisch ist das Bergland von Usambara durchweg aus Gneis und krystallinischem Schiefer gebildet; an einzelnen Stellen ist Granit darüber gelagert, und bei Lungusa, am Fuße der Mlaloe-Flsen, trifft man auch auf ein wenig Kalk (recenten Süßwasserkalk).

Bodenart. Die Verwitterung dieser Gesteine hat einen sehr fruchtbaren Boden gebildet, rötlichen Thon mit fettem schwarzem Humus durchsetzt. Dies **Tschaua.** tritt schon in den Tschaua-Bergen hervor, welche durch eine tiefe, vom Musi durchflossene Senkung vom eigentlichen Usambara abgetrennt sind. Auch sie steigen schroff aus der Nyika auf, deutlich erkennbar von Muoa oder Wanga aus. Wenn man sie, etwa von Buiti aus, besteigt, so ist man erstaunt über die üppige Waldvegetation, welche der beste Beweis für die Triebkraft des Bodens ist. Der Fuß schreitet über gärigen echten Waldboden, durch welchen hier und da ein mooriges Gewässer sickert, und entzückt strebt der Blick an den schlanken hohen Stämmen empor, welche von einem schattenspendenden

Laubdach gekrönt sind. Ich habe mich gewundert, daß dieses augenscheinlich so fruchtbare Gebiet, welches in seinen höheren Teilen kühles und sicherlich auch ziemlich gesundes Klima besitzt, sich bislang so ganz der europäischen Unternehmungslust entzogen hat. Zur Zeit wohnen an dem westlichen Bergabhang nur einige Wasambara-Familien, welche vom gegenüberliegenden Maramba aus unter einem Sohne Hunguras, Bruders von Simbodja, hierher gezogen sind, und in einem nach Süden, dem Sigi zu sich öffnenden anmutigen Längsthal befinden sich die Gehöfte und Getreidefelder Tununtuus. Es kann gar keine Frage sein, daß dieses Gebiet sich für Ackerbaukulturen aller Art eignet; und, da dasselbe nach Anlegung einer Fahrstraße in einem Tage von Tanga zu erreichen sein wird, so liegt seine wirtschaftliche Bedeutung auf der Hand. Ein Marsch an die waldigen Abhänge Tschauas gehört zu den schönsten Ausflügen von der nördlichen Küste aus.

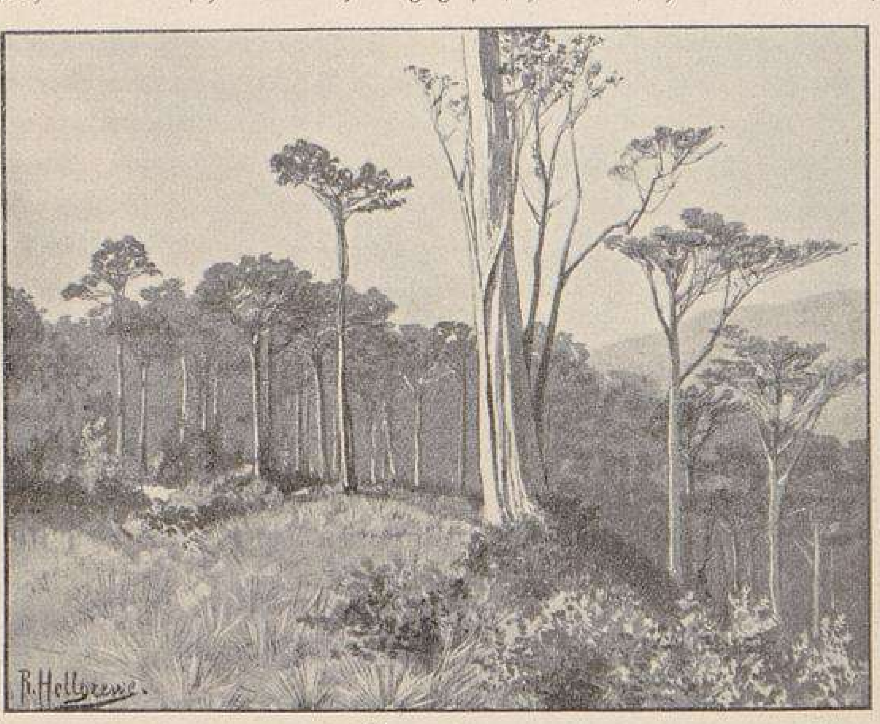
Auch die Musi-Senkung, welche diesen Gebirgsblock vom eigentlichen Usambara abtrennt, ist von großer Fruchtbarkeit. Auch hier derselbe humusreiche Boden; und eine fast undurchdringliche Vegetation bezeugt seinen Reichtum. Die Senkung wird durch gewelltes Hügelland gekennzeichnet, und im Westen erhebt sich steil und imposant der Südostabfall von Usambara. Musi.

Dieser Südostteil Usambaras wird durch das Luengera-Thal mit einer sich nördlich daran schließenden zur Umba-Steppe durchbrechenden Senkung als ein selbständiges Gebirgsmassiv wiederum vom nördlichen Usambara abgetrennt und bildet das Plateau von Handëi mit seiner nördlichen, auf Buiti zu auslaufenden Fortsetzung. Dasselbe ist im Mittel 800—1100 m hoch, erhebt sich jedoch in einzelnen Höhen, wie dem Lutindi und dem Nielo-Berg, bis zu 1400 m und darüber hinaus. Handëi heißt eigentlich nur der südliche, größere Teil, während der Norden verschiedene Namen trägt. Im Süden herrschen die Wakilindi: Kipanga und Kiniassi, am Ostabhang in Maramba der Bruder Simbodjas, Hungura, während im Norden Wataita, Wadigo und Wassegeju wohnen; letztere in der Landschaft Buiti. Handëi.

Dieses ganze Gebiet ist von einer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit, zum größeren Teil von dichtem Urwald bedeckt und sehr reich bewässert. Von Handëi empfängt der Sigi seine Hauptquellströme, welche meistens tief in den Boden eingeschnitten sind. Nur am Bergabfall gegen

Bondëi und das Panganithal hin liegen hier Ansiedlungen der Eingeborenen, und im Norden dieses Waldes fanden wir die Dörfer von Mgambo, der Residenz Kipangas, und südlich davon Msasa, der Residenz Kiniassis. Dieses Gebiet, welches der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gehört, ist von derselben „Peterswald" benannt worden.

Plantagen. Aus den aufgeführten Gründen ist es nicht wunderbar, daß gerade hierhin der deutsche Unternehmungsgeist sehr bald sich wendete, um so



Peterswald.
Nach einer Photographie der Usambara-Kaffeebaugesellschaft.

weniger, als die Tanga-Korogwe-Bahn an dieser Südwestecke dicht vorbeiführen, dies Gebiet demnach in direkte Verbindung mit dem Weltverkehr setzen wird. Hier sind denn auch schon vor etwa 4 Jahren Plantagen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft angelegt worden in Derema und Nguelo, beide etwa 950 m über dem Meeresspiegel, und neuerdings weiter nördlich, nordwestlich vom Buloaberg, die erste Plantage der Usambara-Kaffeebaugesellschaft, welche nach dem genannten Berge ihren Namen führt. Derema liegt an der Stelle, wo das alte Mangapuani eingezeichnet ist, in dem Knie, welches der

obere Sigi mit seinem Nebenfluß, dem Mamkuju, bildet, und Nguelo 4—5 Stunden Wegemarsch nördlich davon, ebenfalls an der Ostseite des Mamkuju. Die Plantage Buloa liegt beim Dorf Ngondja und wird durch einzelne östliche Zuflüsse zum Mamkuju bewässert. Nördlich von Buloa hat im Herbst 1893 der Regierungsassessor Freiherr Max v. Oppenheim, angezogen durch die üppige Vegetation dieses Berglandes, ebenfalls zum Zwecke von Plantagenanlagen Land erworben.

Derema ist Mitte August 1891 durch die Herren Dr. Hindorf und Jäger gegründet worden, welche im März 1892 durch den Kaffeepflanzer Cowley von Ceylon ersetzt wurden. Nguelo wurde im März 1892 durch Herrn Rowehl angelegt, und in Buloa wurde mit den Arbeiten von Herrn Ruewekamp im November 1893 begonnen.

Interessant ist es, die Berichte von diesen ersten europäischen Anlagen in Handëi zu vergleichen. Das ist für die Kenntnis dieses Berglandes sicherlich lehrreicher, als lange wissenschaftliche Abhandlungen.

Darin stimmen alle überein, daß der Boden in einer Mischung von Thon und sehr fettem Humus bestehe, gut bewässert und tiefgründig sei, demnach alle Erfordernisse großer Fruchtbarkeit besitze. Das Klima hat ein Jahresmittel von 18—21° C., die Regenniederschläge sind reichlicher als im Küstengebiet, die Nächte kühl und frisch. Das Klima ist zwar nicht völlig fieberfrei; besonders kamen in der ersten Zeit häufigere Erkrankungen vor. Indes hat sich auch hier herausgestellt, daß mit der fortschreitenden Kultur, zumal mit der Errichtung wohnlicherer Räumlichkeiten der Gesundheitszustand sich besserte.

In Derema sind zur Zeit zwei, in Nguelo drei und in Buloa vier Europäer thätig. Außerdem trafen im August 1892 in Derema 173 chinesische und javanesische Kulis ein, welche jedoch teilweise in Plantagenarbeiten noch völlig ungeschult waren. Daneben arbeiteten täglich an 20 Schwarze auf der Plantage. Nguelo empfing 1892 104 asiatische Arbeiter, von denen jedoch bis zum Januar 1893 5 gestorben waren.

Buloa arbeitet, wie es scheint, einstweilen ausschließlich mit einheimischem Material.

Mit diesen Kräften ist nun in Derema und Nguelo Kaffee, Thee und Kakao gepflanzt worden. Das Ergebnis dieser Anpflanzung war nach den letzten mir bekannt gewordenen Berichten das folgende:

Es waren Ende September 1893 an arabischem Kaffee in Derema 63000 Bäumchen auf den Feldern, welche nach Cowleys sehr nüchternen Berichten so gut standen, wie nur zu erwarten war, während auch der Liberia-Kaffee gut fortkam. Nach einem Berichte des Herrn Winter vom 23. Januar 1894 standen auf Derema Anfang dieses Jahres im ganzen 87753 Kaffeebäume, „von denen die erwachsenen vielfach schon Blüten angesetzt hatten"; und Herr Cowley selbst schreibt unterm 11. Februar ds. Js.: »I may ad-d, that prospects for the future of coffee continue to be bright enough«. Nguelo hatte im August 1893 82000 gut aussehende Kaffeebäumchen im Felde, und im September 1893 wird der Stand der ausgepflanzten Bäumchen als recht gut bezeichnet. Herr Rowehl meint, daß er im Jahre 1895 die ersten 500 Ctr. Kaffee nach Europa senden könne.[1])

Die Theepflanzung auf Derema war 1893 so weit gediehen, daß 4500 Stück Pflanzen aus den Samenbeeten auf die eigentlichen Felder kommen konnten; während die Kultur von Kakao, Zimmet und Kardamom einstweilen nicht über den Rahmen eines Versuches hinausgewachsen waren. Dieser Versuch wurde als befriedigend bezeichnet.

Dies sind, kurz gesagt, die Ergebnisse der Plantagenarbeit von 2½ Jahren im Peterswald. Alle Besucher der Plantagen, welche ich gesprochen habe, und es ist eine große Anzahl, stimmen überein in dem günstigen Eindruck, den sie daselbst gewonnen haben. Für den endgültigen Erfolg ist freilich erst noch abzuwarten, welchen Preis der geerntete Kaffee auf dem Markt erzielen wird. Aber nach den Proben, welche ich selbst von afrikanischem Kaffee auf der katholischen Mission von Mrogro in Ukami und neuerdings auch aus Nguelo kennen gelernt habe, bin ich geneigt, an einen günstigen Ausfall dieser Prüfung zu glauben. Was dies für den Wert des in Frage stehenden Landgebietes bedeutet, das liegt auf der Hand.

Norden von Handëi.

Ähnliche Fruchtbarkeitsverhältnisse wie das soeben gekennzeichnete Landgebiet, weist auch die nördliche Fortsetzung des Handëi-Plateaus auf, welches in der Bucht von Buiti und Daluni in die Umba-

[1]) Leider war nach neueren Berichten in diese Kaffeepflanzungen Hermileia vastatrix, die verheerende Kaffeekrankheit, welche so viele Plantagen in Ceylon zerstört hat, geraten. Dieselbe ist inzwischen erfolgreich bekämpft worden. Die erste Kaffeesendung aus Nguelo, die ich selbst probiert habe, ist nach allgemeinem Urteil, von ausgezeichneter Güte.

Steppe abfällt. Es trägt von Süden nach Norden die Namen Kombola und Kiranga und stellt hier einen Gebirgskamm dar, welchem die Massive von Hundu und Mtai durch Verbindungsrücken im Westen und Nordosten angegliedert sind. Auch diese Landschaften sind ihrem Charakter nach vorwiegend Waldgebirge, und sie sind vornehmlich in ihren östlichen und nördlichen Abfällen bewohnt. Hier sitzen Wasambara, Wataita, Wakamba, Wadigo und Wassegeju in kleinen zersprengten Kolonien durcheinander, ein ganzes Gemengsel von Völkerschaften, das jedoch neuerdings ganz friedlich zusammenwohnt. Die Dörfer auf der Höhe sind in der Regel idyllisch aus dem Wald herausgehauen oder liegen malerisch und oft abenteuerlich auf Felsspitzen und Hügelkuppen an den Abhängen gegen die Steppe hin.

Ich kann es mir für den Zweck dieser Darstellung ersparen, die einzelnen Ansiedelungen aufzuzählen, welche Baumann, soweit ich beurteilen kann, gewissenhaft zusammenstellt. Es genügt, zu sagen, daß auch der Kombolakamm im wesentlichen die Verhältnisse von Handëi aufweist; er senkt sich in seinem Hauptteil allmählich von 1000 bis 1100 m zu 7—800 m ab, um dann in breiten Längsthälern oder auch in schroffem Abfall in die Steppe überzugehen. Eine Reihe von Bächen entströmen ihm nach Osten und Norden. Sie tragen ein reiches Alluvium an den Fuß des Bergrandes und bilden dadurch einige fruchtbare Buchten und Thäler am Saum der Steppe, welche an Üppigkeit kaum überboten werden können.

Wenn man von den Tschaua-Bergen um den Nordabhang dieses Gebirgsabfalles herummarschiert, so gelangt man zunächst durch die Senkung am Fuß von Mtai, welche ebenfalls waldbestanden ist und von einigen Bächen durchflossen wird, die jedoch weiter in der Steppe austrocknen. Hier liegt am Usambara-Abhang, gegen Nordosten über die Umba-Steppe ragend, das schon erwähnte Maramba, das Dorf des Sultans Hungura, welcher sich erst neuerdings und wahrscheinlich sehr ungern an die deutsche Landordnung gewöhnt hat.

Von Maramba aus führt der Weg in ziemlich nördlicher Richtung **Buiti.** und über leicht gewelltes und sehr gut angebautes Land am schroffen und malerischen Abhang des Gebirges entlang zur prächtigen und reichen Bucht von Buiti. Wie Felsennester sieht man linker Hand an vorspringenden Ecken oder auf dem Rücken eines Bergabhanges

die malerischen und schmucken Dörfer der Wassegeju und Wadigo liegen. In den Thalsenkungen rieseln Bäche zur Tiefe, welche hier einen schwarzen Humusboden bietet. Die ganze Buiti-Bucht, welche zwischen lang in die Steppe vorspringenden Bergausläufern eingesenkt liegt und 3—4 Quadratmeilen oder 180—200 Quadratkilometer umfaßt, ist herrlich angebaut mit Getreidearten, Hülsenfrüchten, Tabak, Süßkartoffeln, Mangos und gegen den Rand der Steppe zu mit einer schönen Kokusnußanpflanzung. In breitem Streifen ziehen sich die Felder der Eingeborenen von der Höhe in die fruchtbare Niederung hinab. Dahinter erblickt das Auge die schöne Buschsteppe des Digo-Landes, welche an der Küste von dem Kilulu- und Djombo-Hügel abgeschlossen wird, und am Horizont glitzert der Indische Ocean. Dieses Buiti-Gebiet gehört zu den lieblichsten Stellen des ganzen Schutzgebietes. Auch die Bevölkerung ist freundlich und zuthunlich und nimmt den Deutschen mit offenen Armen auf. Ich habe hier wiederholt glückliche Tage und Wochen verlebt, und, wenn irgendwo in Afrika, so möchte ich in diesem schönen Erdenwinkel mir einen ruhigen Landsitz aufbauen.

Daluni. Wenn man von Buiti aus auf der Kilima-Ndjaro-Straße um den nördlichsten, weit vorgestreckten Bergausläufer marschiert, so gelangt man in etwa 3 Stunden in das ebenfalls sehr liebliche Daluni-Thal, welches sich gegen Nordwesten in die Steppe öffnet und bereits zum Flußgebiete des Umba gehört. Auch dieses Längsthal ist ähnlich wie Buiti gut angebaut, an den Berghalden weiden Viehherden, und die wohlbefestigten Dörfer liegen in schmucken Kokosnußanpflanzungen. Wer von hier aus weiter ins Innere zieht, der möge an dieser Stelle von der malerischen Kokosnußpalme Abschied nehmen. Weiterhin wird er sie nicht mehr treffen. Im Daluni-Thal wohnen Wadigo, und zwar ist dasselbe ebenfalls gut bewohnt.

Bombo. Von hier aus führt ein Marsch von ebenfalls 3 Stunden entlang dem nördlichen Abfalle des Gebirges teilweise über Grasland, teilweise durch schöne parkartige Baumsteppe an den Bombo-Fluß, welcher weiter unten in der Steppe den Daluni in sich aufnimmt. Der Bombo entspringt in der Ecke zwischen dem Hundumassiv und Kombola-Kamm und trennt beide durch sein Längsthal von einander ab. Auch dieses Bombo-Thal ist fruchtbar und stellenweise gut angebaut.

Hundu-Berge. Die Hundu-Berge selbst stellen wie Handëi ein wasserreiches Waldgebirge dar, sind jedoch zur Zeit nur sehr spärlich bewohnt. Im

allgemeinen haben sie den Charakter Handëis, nur daß die Berge selbst schroffer und höher sind, was der Landschaft einen wilden romantischen Anblick verleiht, der wirtschaftlichen Erschließung aber natürlich im Wege steht.

Westlich von diesen Bergen tritt von der Nyika aus die schon erwähnte Senkung hinein, welche das ganze Handëimassiv vom nördlichen Usambara abtrennt. Es ist das Flußgebiet des Luengera, welcher den Südost-Abhang des eigentlichen Usambara entwässert und sich bei Korogwe in den Pangani-Rufu ergießt. Im Nordwesten buchtet dieses Luengera-Thal in die Mschihui-Ebene aus. Dort ist die Sohle der Senkung noch gegen 500 m hoch, bis Korogwe senkt sie sich allmählich auf 320 m ab. Der höher gelegene nördliche Teil ist trockener als der untere. Während die Nordhälfte von dem fast das ganze Jahr trockenen Kumba-Fluß durchzogen wird, welcher sich etwa unter 5 Grad s. Br. in den Luengera ergießt und unter der Nordwestecke der Hundu-Berge den Masëua-Sumpf berührt, durchzieht den südlichen Teil der eigentliche Luengera, der nach Vereinigung mit dem ebenfalls wasserreichen Mlulu einen stattlichen, 6 m breiten Fluß darstellt. Zwar ist auch die Mschihui-Ebene und das Kumba-Thal fruchtbar, aber sie werden weit übertroffen durch das eigentliche südlichere Luengera-Thal, wo die Natur von überwuchernder tropischer Triebkraft ist. An den Flußufern zieht sich ein üppiger Galeriewald hin, das ganze übrige Thal ist von einem fast undurchdringlichen Grasmeer überwuchert, welches sich nur an den sumpfigen Stellen lichtet, um vereinzelten Raphia-Palmen Raum zu geben. Dieses Thal ist heute völlig unbewohnt, bietet demnach Raum für Plantagenanlagen und wird wohl auch in nicht allzuferner Zeit, zumal nach Fertigstellung der Korogwe-Bahn, Gegenstand deutscher Unternehmungslust werden. **Luengera.**

Vom Bombo-Fluß aus wendet sich die nördliche Kilima-Ndjaro-Karavanenstraße in die Umba-Steppe hinein. Sie zieht sich hier an dem trockenen nordöstlichen Abfall der Mschihui-Berge entlang, an deren südwestlicher Seite die Zuflüsse des Kumba entspringen. Die Mschihui-Berge selbst sind abenteuerlich schroff und landschaftlich sehr malerisch. Sie erheben sich in den Kuppen des Mavumbi, Mpai und Gombelo bis gegen 2000 m Höhe. Auch sie sind in der Höhe von Bergwald gekrönt und werden spärlich von einigen **Mschihui-Berge.**

Wataita- (Mtai) und Wakamba-Niederlassungen (Dara) bevölkert. Vom eigentlichen Hauptblock Nord-Usambaras trennt sie ein ziemlich trockenes Längsthal, das von der Mschihui-Ebene nordwestlich ins Gebirge einschneidet und nach seinem Besitzer, dem Häuptling Schatu, Haschatu genannt wird.

Kitivo. Um die äußersten nördlichen Kuppen der Mschihui-Berge springt der Steppenpfad gegen Westen um, an den Fuß der Mlalo-Berge, in die sehr fruchtbare und üppige Bucht von Kitivo, der Landschaft, in welcher die eigentlichen Quellflüsse des Umba sich vereinigen. Kitivo erinnert in seiner ganzen Eigenart an Buiti, nur, daß die von den Bergen herunterkommenden Wassermassen erheblich größer sind, und demnach auch das herabgetragene fruchtbare Alluvium um so viel bedeutender ist. Im weiten Bogen ist diese Bucht von einem imposanten Hochgebirgsrand eingefaßt, dessen äußerste Kuppen, der Kimbo im Süden und der Mbaramu-Felsberg im Norden, bis weit in die Umba-Steppe vorspringen. Bach neben Bach bricht aus den schroffen Felsbergen hervor, von denen der Kihitu bei Kitivo und der eigentliche Umba westlich davon die bedeutendsten sind. Sie bewässern die Ackerfelder der Wakamba und Wasambara, welche von Kitivo bis nach Lungusa im Nordwesten davon in einer Reihe von Ansiedlungen durcheinander wohnen. Im weiten Bogen strömt vom Nordabhang Usambaras her der Mbaramu-Bach, welcher sich weiter unten in der Steppe mit dem Umba vereinigt.

Mlalo. Zwei Wege führen von der Kitivo-Ebene aus zum Bergland von Mlalo empor, der eine von der Wakamba-Niederlassung Mgalo, der andere von der Wasambara-Kolonie Lungusa aus. Beide sind steil und unbequem und erfordern für den Aufstieg etwa gleichmäßig fünf Stunden.

Aber auch vom Standpunkt des bloßen Touristen lohnt sich der Aufstieg; denn die Mulde von Mlalo bildet den landschaftlich schönsten Teil von Nord-Usambara überhaupt.

Wenn man den Felsrand überschritten hat, welcher Nord-Usambara wie eine mächtige Zinne umrahmt, so öffnet sich eine weite, blühende Mulde, in deren Mitte, auf schroffem, unzugänglichem Felsen, malerisch und kühn, das eigentliche Mlalo, die Residenz Sikiniassis, liegt. Nordwestlich dahinter, anmutig am Bergabfall aufgebaut, erblickt

das Auge die Kirche und die Gebäude der evangelischen Mission für Ostafrika, Hohenfriedeberg genannt. Die ganze Mulde ist mit lachenden Feldern übersäet, in deren Mitte die Dörfer der Wasambara eingestreut liegen. In der Tiefe aber fließt der Umba-Bach, welcher freilich an drei Stellen durch quer über das Thal sich erstreckende Erhebungsrücken zu Sümpfen aufgestaut wird. An den Bergabhängen wechseln tiefgrüne Bananenhaine mit schönen Wiesen ab, auf denen Rinder- oder Ziegenherden weiden.

Die Gebirgskämme, welche diese Thalmulde einrahmen, erheben sich teilweise in schroffen Zacken bis zu 1800 oder 2000 m, während die Thalsohle 13—1400 m hoch ist. Das Klima ist demnach kühl, des Nachts geradezu kalt. Das Thermometer sank in den Wochen, welche ich hier zubrachte, August bis September 1892, bis auf 4 Grad Celsius des Nachts; und die Sonne, auch am Tage, war eigentlich niemals unerträglich heiß; im Schatten blieb die Temperatur überall gleich kühl.

Diese Mulde von Mlalo ist etwa 80 Quadratkilometer oder 1½ Quadratmeilen groß.

Auf der Mission hat man Versuche mit europäischem Gemüseanbau gemacht, welche sehr gut ausfielen. Die Kohle, Rüben und Suppenkräuter, welche ich selbst oben gegessen habe, waren von vorzüglicher Güte. Die Eingeborenen bauen Bananen, Mais, Bataten, Tabak und Hülsenfrüchte. Der Boden ist sehr fruchtbar und zu Kulturen aller Art geeignet. Ohne jede Frage wird man hier sofort mit einem kleinen europäischen Ansiedelungsversuch vorgehen können, sobald die Verbindung mit der Küste, etwa durch Fortführung der Tanga-Korogwe-Bahn bis Masinde geschaffen sein wird. Die Missionare, allen voran der vortreffliche Pastor Wohlrab, welche hier ihre Wirksamkeit eröffnet haben, scheinen sehr schnell und völlig mit dem Lande und seinen Bewohnern verwachsen zu sein und haben seit meiner Anwesenheit eine Tagreise weit nordwestlich von Mlalo bei Mtai eine zweite Niederlassung gegründet, welche sie Betel nannten.

Nach Norden zu führt ein Waldweg über das Gebirge, welcher an Schroffheit den Abstieg in die Kitivo-Ebene noch übertrifft. Er führt rechts am Tschipa-Waldberg vorbei und dann über den Tschagaiu-Berg, welchen er in einer Höhe von 1630 m überschreitet. **Nord-Usambara.**

Hier gewinnt das Klima einen durchaus nordischen Charakter; dichte Nebel lagern einen großen Teil des Jahres über den Wipfeln und Felsecken, von der Steppe aus sichtbar, und fröstelnd drängen sich bei einer Übernachtung in diesem Walde die Leute um die Feuer. Dann senkt sich der Weg ein wenig ab auf Mbaramu, die Residenz Schekulavus, eines Stiefbruders Simbodjas von Masinde, welcher die Landschaft gleichen Namens beherrscht. Dies ist das Quellgebiet des Mbaramu-Baches, dessen Zuflüsse mit schroffem Gefälle nach Norden abströmen, um sich unten, in der Mnasi-Ebene, zu vereinigen und dann in weitem Bogen um die sog. Mbaramu-Felsecke dem Umba zuzufließen. Die Mnasi-Ebene ist ähnlich wie Buiti und Kitivo aus dem Gebirgsalluvium gebildet, wie diese fruchtbar und gut angebaut. Hier wechselt schattiger Wald mit lieblichen Feldern ab. Der Hauptort heißt Mnasi, wo Wasambara unter einem Sohn Schekulavus wohnen; die letzten Ansiedelungen der nördlichen Steppe zu sind die Wakamba-Gehöfte von Bagamoyo und Gonya am Hauptzufluß des Mbaramu. Die Steppenstraße von Kitivo hierher führt an malerischen und schroffen Felsabhängen entlang, um die Nordwestecke Usambaras am Mbaramu-Felsberg herum, um von hier aus in einem etwa neunstündigen Marsch auf Gonya in Pare und dann zum Kilima-Ndjaro weiter zu führen. Von der Höhe über Mbaramu aus hat man einen herrlichen Blick auf die nördliche Nyika mit dem Gebirgsrand von Pare zur Linken und dem Kilima-Ndjaro im Hintergrund.

In weiten, fransenartigen Buchten und gewaltigem Massenabfall fällt Usambara hier in die Ebene ab. Schwierig ist der Aufstieg in seiner ganzen Breite bis zur Nordwestecke hin. Diese Nordwestecke schließt die Landschaft von Mbalu ein, welche ähnliche Verhältnisse wie das Waldgebirge von Mbaramu aufweist und von Wapare bewohnt ist. Sie entsendet in der Regenzeit Zuflüsse zum Mkomasi-Rufu-Gebiet gegen Westen.

Zwischen Mbalu und Mlalo schiebt sich die Landschaft Schele, das eigentliche Quellgebiet des Umba, ein, und an diese südlich schließt sich die Landschaft Kwambugu an. Hier wohnen Wakuafi, welche vermutlich bei der großen Niederlage ihres Stammes im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Massais aus der Pare-Steppe hierher gejagt wurden. Kwambugu stellt in seinen Hauptteilen ein mit Hügelwellen

bedecktes, grasiges Plateau dar, dem der mit hochstämmigem Wald bedeckte Magamba-Berg aufgesetzt ist, mit seinen 2000 m die höchste Erhebung Usambaras. Das Land ist für Viehzucht wie geschaffen und würde bei seiner spärlichen Bevölkerung, mit seinem kühlen Klima besser noch als Mlalo zum Ausgangspunkt für europäische Besiedelung geeignet sein. Ganz verlassen ist heutzutage sein südwestlicher Teil, Shumme, ebenfalls grasiges Weideland, welches mit seinen Nebeln und Waldparzellen durchaus an nordische Gebirgshalden erinnert. Das ganze Gebiet, welches etwa 9 deutsche Quadratmeilen oder rund 500 Quadrat-Kilometer umfaßt, gehört dem Rufu-System an und wird durch den Mkusu entwässert, welcher durch den Kwasindo in den Mombo fließt und durch diesen sein Wasser in den Mkomasi ergießt.

Auch an dieser Seite, über der eigentlichen Rufu-Ebene, fällt das Gebirge schroff und unvermittelt, meist steil und jäh, fransenartig in die Tiefe ab. Am untern Rand dieses Abfalles liegt die Residenz Simbodjas und die deutsche Station Masinde, welche die westliche Karawanenstraße zum Kilima-Ndjaro beherrscht. Simbodja legte diesen Platz an, um von den durchgehenden Karawanen Wegezoll zu erpressen, und die deutsche Station mußte demnach begründet werden, um umgekehrt die Karawanen vor solchen Erpressungen zu schützen, überhaupt den alten Herrn zu überwachen. Eine weitere Bedeutung wirtschaftlicher Art hat Masinde nicht, welches demnach auch nur ein elender Ort von etwa 100 Hütten ist, in dem Wasambara und Wasegua unter Simbodjas patriarchalischem Regiment hausen. Die deutsche Station war in der Regel mit einem Unteroffizier und 20—25 Mann besetzt. Der Aufstieg von Masinde zum Usambara-Plateau ist ebenfalls schroff und unzugänglich. Von hier bis zur Landschaft Mlalo rechnet man 1½ oder mit schwerer Karawane 2 Tagesmärsche. **Masinde.**

Zwischen Mkomasi und Bergabfall zieht sich die schon erwähnte westliche und meistbegangene Kilima-Ndjaro-Straße hin.

Das ganze Mkomasi-Thal nach Südosten zu ist stark versumpft und sicherlich ungesund. Der Hauptplatz an diesem Teil des Bergabfalles ist der Ort Tarabande am südlichen Ende des Madumu-Sumpfes, welcher durch die Stauung des Wuruni-Baches an seiner Mündung in den Mkomasi gebildet wird. Tarabande ist eine Wasegua-Kolonie, und der Weg führt von dort, immer am Mkomasi **Mkomasi.**

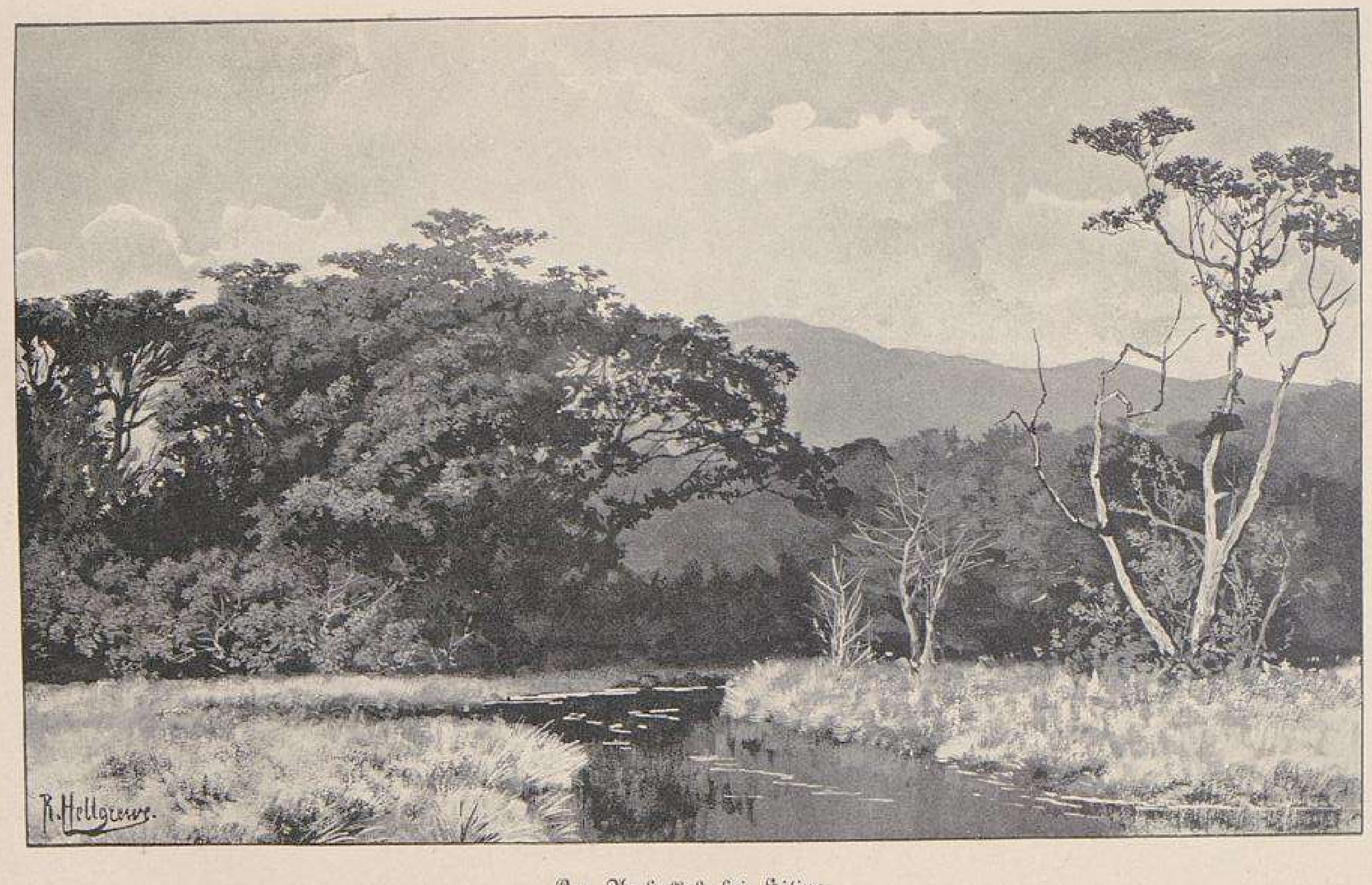
entlang nach Maurui und weiter am linken Ufer des Pangani auf Korogwe zu. Maurui liegt an der Mündung des Mkomasi in den Pangani und ist mit seiner palmenreichen Umgebung, seinem Reichtum an Getreide und Vieh, seiner freundlichen und munteren Waseguha-Bevölkerung einer der beliebtesten Lagerplätze zwischen Korogwe und Kilima-Ndjaro.

Der über diesem Mkomasi-Thal sich erhebende Teil von Usambara südöstlich von Masinde weicht in seinem landschaftlichen Charakter von den schon geschilderten nördlichen Teilen im wesentlichen nicht ab.

Wir haben auch hier überall plateauartiges von welligen Hügelzügen bedecktes Grasland, welches durchaus dem Charakter europäischer Hochweidelandschaft entspricht.

Wuga. Südlich des bereits erwähnten Kwasindo-Mombo-Flusses am Kosoi-Bach liegt, 1400 m über dem Meer oder 1000 m über dem Mkomasi-Thal, der Hauptort Usambaras, die ehemalige Residenz Kimweris des Großen, Wuga, wo bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode ein Sohn Simbodjas, ebenfalls Kimweri mit Namen, das Regiment führte. Der Ort hat 1200 Einwohner und liegt auf einer beherrschenden Kuppe fast uneinnehmbar da.

Südwest-Usambara. Südlich von Wuga bietet das Wuruni-Thal von der Mkomasi-Ebene aus einen verhältnismäßig bequemen Zugang zum Gebirgsland; und hier in der Ecke zwischen Luengera und Pangani-Mkomasi gelangen wir in ein besonders üppiges Gebiet. Offenes Weideland wechselt ab mit kleinen Waldungen, und dazwischen sind wahre Haine von Bananen angepflanzt. Überall sieht man Rindvieh- und Schafziegen-Herden, malerisch sind die Dörfer an den Bergabhängen und auf Hügelkuppen verstreut, meist von lebendigen Hecken eingefaßt, was den lachenden Eindruck der Landschaft noch erhöht. Dazu ist die Temperatur auch hier frisch und kühl, der Boden gut und reichlich bewässert, und das Klima im wesentlichen fieberfrei. Eine Reihe von Bächen strömen an den Abhängen in die Ebene, teils dem Mkomasi, teils dem Luengera zu, unter denen der bereits erwähnte Nebenfluß des letzteren, der Mlulu, der bedeutendste und in seiner Umgebung auch landschaftlich der schönste ist. Diese Landstriche zwischen den Quellgebieten des Wuruni und Mlulu haben eine Durchschnittshöhe von 1250 bis 1350 m und sind ihrer ganzen physischen Beschaffenheit nach ebenfalls für europäische Besiedelung geeignet. Die Landschaften unterstehen heute einer Sultanin



Am Ambafluß bei Kitivo.

Nach einer Photographie.

aus Wakilindi-Geschlecht, welche in Bungu residiert und von Simbodja abhängig ist.

Die eigentliche Ecke dieses Gebietes, die Landschaft Wugire, ist steil und zerklüftet und erhebt sich schroff im Nordwesten von Korogwe. Sie ist demnach für Viehzucht und Ackerbau weniger geeignet als ihre Nachbargebiete. Sie wird durch den Mbesa-Bach entwässert, welcher oberhalb Korogwe in den Rufu mündet, und untersteht dem Häuptling Schihui, welcher sich nach Wasambara-Art seine Residenz an einem besonders schroffen und jähen Felsabhang gebaut hat. Wugire.

Korogwe, ein wenig oberhalb der Einmündung des Luengera in den Rufu, ist wie Maurui auf einer Insel des letzteren gelegen und gewährt mit seiner Flußumrandung, seinen Brücken und seinen grünen Anpflanzungen einen sehr malerischen Eindruck. Es mag an 1000 Einwohner (Waseguha) zählen und hat wegen seines Reichtums an Getreide, Vieh und Lebensmitteln aller Art für den Karawanenverkehr von jeher eine sehr große Bedeutung gehabt. Das ganze Gebiet besteht aus lehmiger Roterde und ist demnach von großer Fruchtbarkeit. Wegen dieser seiner Bedeutung ließ ich schon im Winter 1885/86 in Korogwe eine kleine Station der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft anlegen, welche vornehmlich die Handelsverhältnisse Usambaras und Nord-Useguhas studieren und ausnutzen sollte. Diese Station endete wie so manche andere Anlage mit dem durch den Araberaufstand verursachten Umschwung der Verhältnisse. Später hat nicht weit von der alten Station die University mission eine Niederlassung begründet. Eine ganz neue wirtschaftliche Bedeutung aber wird Korogwe als einstweilige Endstation der Tanga-Bahn gewinnen. Als solche wird es die Neuanlage der Faktorei von selbst erfordern, und vermutlich werden sich in diesem schönen Flachland noch eine ganze Reihe anderer wirtschaftlicher Unternehmungen daran schließen. Das Luengera- und Rufu-Thal dicht daneben mit ihrem fruchtbaren Alluvium, das kühle und üppige Hochland von Usambara darüber mit ihrem besiedelungsfähigen Terrain laden zu landwirtschaftlichen Anlagen der verschiedensten Art ein, für industrielle Unternehmungen ist in den beiden Flüssen Wasserkraft genug vorhanden, und somit kann es keine Frage sein, daß Korogwe berufen ist, in nicht zu ferner Zeit eine aufblühende europäische Ansiedelung zu werden. Korogwe.

Südost-Usambara.

Es bleibt noch übrig, auf die Südostecke Usambaras einen kurzen Blick zu werfen. Auch hier bleibt der allgemeine Charakter Usambaras gewahrt. Das Quellgebiet des Luengera, der in seinem Oberlaufe Muine heißt, Bumbuli genannt, ist, wie die bislang betrachteten Landschaften, vorwiegend Wald- und Weidegebiet und ebenfalls reich an malerischen Dorfanlagen, von denen sich der Ort Bumbuli selbst am linken Ufer des brausenden Muine-Baches hervorthut.

Ebenso ist das Gebiet des Mkolo, des zweiten Quellbaches zum Luengera, welcher das Hügelplateau durchzieht, das sich über der Kumba-Senkung und Schatus-Land erhebt, ein durch Waldbestände unterbrochenes Grasland. Nördlich davon, an den letzten Quellzuflüssen des Muine schließen sich die beiden Gebirgslandschaften von Baga und Maurui an, welche nur von einzelnen viehzüchtenden Wapare spärlich bewohnt sind. Von ihnen aus gelangen wir durch ein ebenfalls nur spärlich bevölkertes, aber immer gleichen Charakter tragendes Bergland an den Mkusi und nach Kwambugu oder aber über die Hügelrücken oberhalb Schatus-Land nach Mlalo zurück und haben damit unsern Überblick Usambaras beendigt.

Wenn wir unser Schlußurteil aus der Einzelbeschreibung zusammenfassen, dürfen wir aussprechen, daß, was Klima, Bewässerung und Bodenbeschaffenheit anbetrifft, in diesem Bergland von Usambara alle Bedingungen einer europäischen Besiedelung in kleinem Umfang gegeben sind, und daß sich ein Versuch in dieser Richtung empfehlen wird, sobald die Verkehrsverhältnisse mit der Küste durch den in Angriff genommenen Eisenbahn- und daran sich schließenden Straßenbau auf moderne Grundlagen gerückt sein werden. Dann wird dieses kleine, dem Weltverkehr so nahe gelegene, wildromantische Ländchen sehr bald wirtschaftlich emporblühen müssen.

Steppenthor.

Der Nordwestabfall von Usambara steht, wie schon erwähnt wurde, schroff und jäh als Gebirgsrand über der Steppe, welche ihn von dem gegenüber stehenden Ostabhang von Pare abtrennt und vom Mkomasi durchflossen wird. Die beiden Gebirgsränder sind im Mittel etwa 3 deutsche Meilen oder 22 km von einander entfernt und bilden dadurch ein breites, ebenes Thor zwischen der Umba- und Pangani-Steppe, durch welche sich die Kilima-Ndjaro-Straße bequem und ohne jede Terrainschwierigkeit hindurchzieht.

Das Gebirgsland, welches sich links über diesem Steppenthor schroff und steil wie Usambara im Osten erhebt, ist das eigentliche Süd-Pare, das in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden durch den träge fließenden Mkomasi und seine Quellbäche entwässert wird. Der Mkomasi selbst entspringt oberhalb Gonya, sein Bewässerungsgebiet aber reicht in dem Kambaga bis über Kisivani hinaus. Dieses Süd-Pare erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung durch etwa 9 Meilen oder rund 70 km, ist aber im Durchschnitt nur 2 Meilen oder 15 km breit, so daß sich ein Flächeninhalt von 1050 Quadratkilometern ergibt. Da die allgemeinen Verhältnisse dieser Gebirgsinsel denen von Usambara durchaus entsprechen, werden wir eine gleiche durchschnittliche Bevölkerung wie bei diesem annehmen dürfen, d. h. 4 Köpfe für das Quadratkilometer, und kommen hiermit auf eine Bevölkerungszahl von 4200 Menschen: der Hauptmasse nach Wapare; aber mit einzelnen Wasambara-, Waseguha- und Wakamba-Ansiedlungen gemischt, wie wir im einzelnen sehen werden. Dieses Bergland ist in seiner ganzen Ausdehnung ein eigentliches Kammgebirge, welches schroff und steil vom Kamm aus nach Osten und Westen in breitem Abhang in die Steppe abfällt und nur an einzelnen Partien ein Kammplateau bildet. Es ist im Durchschnitt ein wenig höher als Usambara, da sich sein Kamm wiederholt über 2000 m erhebt, und überall da, wo sein Abhang den feuchten Seewinden offen steht, gut bewässert und von großer Fruchtbarkeit. Wie Usambara, besteht auch Pare in seiner Hauptmasse aus Gneis und krystallinischem Schiefer, welcher sehr eisenhaltig ist und auch die Grundlage für eine wirkliche Eisenindustrie bietet. Süd-Pare.

Süd-Pare mit seinen zackigen und schroffen Bergabhängen bietet, von der Steppe aus gesehen, auch einen ähnlichen landschaftlichen Eindruck wie Usambara. Aber noch phantastischer und abenteuerlicher ist die Wirkung, wenn man es erklimmt und nun erst seinen Blick rückwärts auf die weite gelbbraune Umba-Steppe wirft, um schon nach wenigen Schritten im Westen ebenfalls auf eine oceanartige, nur mit einzelnen Felsinseln bestandene Savanne, die Pangani-Nyika, zu schauen. Der inselartige Charakter dieser Bergmasse tritt noch deutlicher hervor, als bei Usambara, und gibt dem Lande ein so wunderliches, von europäischen Landschaftsbildern völlig abweichendes Gepräge.

Die Karawanenstraße, welche von Masinde aus durch das Steppenthor zwischen Usambara und Süd-Pare führt, wendet sich rechts an dem isoliert aus der Steppe hervorragenden Bergmassiv von Lasa entlang, welches völlig trocken und unbewohnt ist. Westlich vom Lasablock fließt der Mkomasi, welcher sich hier bis auf 4 Kilometer dem Pangani nähert, von welchem er jedoch noch durch eine niedrige Hügelkette getrennt bleibt. In eine Bucht dieser Hügel strömt er hinein, ohne im stande zu sein, sie zum Pangani hin zu durchbrechen, und bildet hier das Versumpfungsgebiet des Manga-Sees, von dem aus er träge und widerwillig seinen Weg an den Westabhang von Usambara fortsetzt, durch die Mafi-Berge und ihre nördlichen wie südlichen Ausläufer vom Pangani getrennt.

Lasa.

Über dem Mkomasi-Thal, gegenüber Lasa, steigt schroff und düster der südliche Teil Pares aus der Steppe empor, der hier das Kammgebirge von Muala bildet; ein unzugängliches Bergmassiv, welches sich nach allen Seiten hin spröde abschließt und eine wirkliche Bergfestung bildet, in deren höheren Teilen die Ansiedlungen der Wapare verstreut liegen. Nur, wo der Seewind den höheren Gebirgsrand befeuchtet, ist wirklicher Bergwald und gut angebautes Kulturland, da die Eingeborenen sich hierhin wegen des natürlichen Schutzes gegen die räuberischen Stämme der Steppe zusammendrängten. Hier sind Bananenhaine, unterbrochen von Bohnen- und Maisfeldern, und ein verhältnismäßig guter Viehstand, welcher außerordentlich erweitert werden könnte, jetzt, wo der Gesichtspunkt des Schutzes gegen Räuberstämme fortfällt. Auf schroffem Berggrat zieht sich auf der Höhe durch üppige Farn- und Waldvegetation oder Eingeborenenfelder der Pfad zum Norden, abwechselnd den Blick auf die Umba- oder nach Westen auf die Pangani-Steppe eröffnend.

Muala.

Am Fuß des Gebirgsabfalles schneiden, von Westen und Osten aus, zwei von schroffen Felsen umrahmte Buchten ein, deren westliche mit ihren Seitenthälern die Felsschlucht-Landschaft von Tanda bildet, über welche der Sultan Tindi herrscht. Hier liegen die Anpflanzungen der Eingeborenen malerisch an den Abhängen verteilt, und wenn die Bäche auch ziemlich wasserarm sind, so gewährt das Ganze doch einen üppigen und grünen Eindruck. Weiter unten in der Steppe hat in sumpfigem Terrain Hedaru, ein Sohn Simbodjas, eine kleine

Tanda.

Wasambara-Ansiedlung gegründet, das von den Karawanen so benannte Pare-Maboga (Kürbis- oder Gemüse-Pare).

Die gegenüberliegende, von Osten her ins Bergland einschneidende Bucht wird durch die gegen den Mkomasi hin vorspringenden Bergabfälle von Muala und Jangave gebildet und ist im allgemeinen trocken und wenig fruchtbar. Die einzelnen Gebirgslandschaften unterstehen kleinen Buschhäuptlingen, welche aufzuzählen sich nicht lohnt. Nur die höher gelegenen Landschaftsteile sind reich bewässert und infolgedessen gut angebaut.

Hier bildet sich der Sasseni-Bach, welcher sich bei Kihuiro in den Mkomasi ergießt. Kihuiro ist eine Waseguha-Niederlassung, welche ein Sohn des Sultans Kihungo beherrscht, der aber von Simbodja abhängig ist und, zu seinem sehr großen Bedauern, einen Sohn desselben in seinem Dorfe dulden muß. Kihuiro ist der erste Lagerplatz der Karawanenstraße von Masinde aus, und, wenn immer ich dort eintraf, pflegten sich alsbald beide Parteien, die Kihungosche wie die Simbodjas, einzustellen, um sich gegenseitig die größten Schandthaten vorzuwerfen; so wurde insbesondere Simbodja die Vergiftung Kihungos schuld gegeben, welcher im Herbst 1891 sehr plötzlich verstarb, nachdem er durch mich eine Bitte an die Kaiserliche Regierung um Befreiung von Simbodja hatte richten lassen. Kihuiro.

Kihuiro ist eine gut angebaute Landschaft und gewährt einen reizenden Eindruck, besonders wenn man aus der öden südlichen Steppe dort eintrifft. Zehn Minuten vor dem Lagerplatz ist der überall stark versumpfte Mkomasi zu überschreiten, was zur wasserreichen Zeit stets mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, da eine gute Brücke immer noch nicht gebaut ist, so leicht dies auch auszuführen wäre.

Von Kihuiro an behält das ganze Süd-Pare einen sehr einheitlichen Charakter. Der Ostabhang ist ziemlich steil, aber den Seewinden zugekehrt und infolgedessen reichlich bewässert. Der obere Teil des Gebirges ist geradezu kalt, oben von dichtem Urwald oder Bananen- und Getreidefeldern besetzt. Der Westabhang in die Pangani-Steppe ist weniger bewässert und, wenn auch ebenfalls von sehr guter Bodenbeschaffenheit, weniger für Getreidebau geeignet. Er ist spärlicher bevölkert, und die Bewohner, welche vornehmlich Viehzüchter sind, wurden nach Verlust ihrer Herden streckenweise gezwungen, ganz auszuwandern. Westabhang.

Von Kihuiro aus läuft die Karawanenstraße am westlichen Ufer des Mkomasi aufwärts, immer am Fuß der Berge entlang, um sich nach etwa sechsstündigem Marsch in die Bucht von Gonya zu wenden. Am Ostabhang des Gebirges folgen eine Reihe kleiner Landschaften, streifenweise vom Gebirgskamm in die Tiefe reichend, Mschascha (Kwa Manongi), Mande, Mamba und andere. Sie alle beanspruchen politische Unabhängigkeit für sich.

Gonya. Der Mkomasi ist auf der ganzen Strecke stark versumpft. Bei der von der Karawanenstraße durchzogenen, hübsch angebauten Wapare-Niederlassung von Ndungu mündet der Goma-Bach, welcher in zwei Wasserfällen von der Höhe sich ergießt, in ihn ein, und hier beginnt der große Mgandu-Sumpf, welcher die ganze Strecke zwischen Ndungu und Gonya ausfüllt und nach der Regenzeit fast unpassierbar ist. Er macht die sonst so schöne Gonya-Bucht ungesund und bietet zu allen Zeiten dem Verkehr, entlang dem Bergabhang, ein unbequemes Hemmnis. Über ihm erhebt sich der Pare-Abhang zu geradezu imposanten Formationen.

Besonders für den, welcher von der Nordostecke Usambaras auf der nördlichen Karawanenstraße heranzieht, wirken diese phantastischen Kuppen und Zinnen mit ihren jähen und oft ganz unvermittelten Abfällen großartig. In einem gewaltigen Wasserfall (Thornton-Fall) wirft sich in der Höhe von etwa 1560 m nördlich von der Gonya-Bucht der Mkomasi den Felsabhang hinunter, dessen glitzernder Strahl den in der glühenden und trockenen Steppe Anmarschierenden wie eine schöne Fata Morgana aus kühlen nordischen Klimaten erscheint. Es ist, als ob der Mkomasi an solchen Exzessen seiner toll und genial verlebten Jugendzeit dauernd genug hätte, denn von da ab schleppt er sich, wie wir gesehen haben, bis zu seinem Ende müde und energielos dahin.

Die eigentliche Gonya-Bucht ist, abgesehen von ihrer Versumpfung im Südosten, mit einem reichen Alluvium bedeckt und von großer Fruchtbarkeit. Sie ist deshalb auch ein beliebter Lagerplatz der Karawanen und, da sich hier zwei Straßen von der Küste, die von Masinde und die von Mbaramu, treffen, um von hier ab gemeinschaftlich zum Kilima-Ndjaro weiter zu führen, auch von einer gewissen politischen Bedeutung. Simbodja wußte dies sehr wohl, als er den Ort besetzte und seinem Sohn Muassi mit einer Wasambara-Kolonie unterstellte. Ich empfahl

aus derselben Erwägung (Ende 1891) Gonya zur Anlage einer Kaiserlichen Station, besonders im Hinblick auf die Entwickelung der kürzeren Verbindungsstraße zwischen Kilima-Ndjaro und Tanga über Mbaramu, Kitivo und Buiti ums östliche Usambara herum, welche uns von Masinde und Simbodja emanzipiert haben würde. Herr v. Bülow erhielt auch den Befehl zur Anlegung der Station, deren Anfänge er im Frühling 1892 in der kalten und gesunden Zone über dem Thornton-Fall noch geschaffen hat. Sein gleich darauf erfolgter Tod hat die Ausführung dieser Stationsgründung, welche das Hochland von Süd-Pare deutschem Unternehmungsgeist öffnen würde, verhindert.

Neben der Wasambara-Ansiedlung in Gonya am Fuß der Berge haben sich neuerdings, und zwar dicht am Mgandu-Sumpf in Kalumera, Wakamba angesiedelt.

Der den soeben beschriebenen Landschaften entsprechende Westabhang **Westabhang.** des Kammgebirges von Süd-Pare ist nicht so wasserreich wie der Osten und infolgedessen auch nur spärlich bewohnt. Während die Kammhöhe durchweg frisch und üppig und infolgedessen auch mit dichtem Wald, welcher Shengele oder Buambua genannt wird, bedeckt ist, hat der Westabhang nirgends so viel Feuchtigkeit, um eine perennierende Wasserader durch die schmale Steppenzone bis zum Pangani entsenden zu können. Gerade Gonya gegenüber am Westabhang liegt die Mulde von Tshomme, welche feucht und infolgedessen auch fruchtbar und ziemlich gut angebaut ist. Sie entsendet einen Bach in die Steppe, an dessen Austritt aus der Thalmulde Makania, die ehemalige Wasambara-Ansiedlung Manamates, lag, der vor Simbodja aus Usambara geflüchtet war und hernach in Etappen weiter nach Nord-Pare gezogen ist.

Nördlich an Tshomme schließt sich die eisenreiche, aber wüste Landschaft Wudeh, welche indes schon dem Bezirk Baga angehört, der das Nordende von Süd-Pare einnimmt. Im Osten stellt die Ver- **Osten.** bindung zwischen Gonya und Baga ein gut mit Bananen, Mais, Bataten und Getreide angebautes Gebirgsgelände dar, welches nacheinander die Streifenlandschaften von Bombo, Wuje, Muala und Fanga umfaßt, lauter kleine Buschsultanate der Wapare, welche dort ein stillvergnügtes und beschauliches Alpendasein führen.

Dem Ostabhang vorgelagert sind die Tusso-Berge, welche zu den Steppenaufsätzen der eigentlichen Nyika gehören, in ihren oberen Teilen etwas Wasser besitzen sollen, aber unbewohnt sind.

Unterhalb Fanga, wiederum analog Buiti aus dem abgeschwemmten Alluvium gebildet, liegt die fruchtbare Bucht von Hegoma, welche in 4 Stunden von Gonya zu erreichen ist, und wo neben Wapare auch eine Wandorobo-Kolonie haust. Auch Hegoma ist wegen seines Reichtums an Nahrungsmitteln ein bei Karawanen beliebter Lagerplatz.

Baga. Von hier aus führen zwei Wege nach Kisiwani weiter, der eine, bequemere und deshalb häufiger benutzte, um einen östlichen Ausläufer des Gebirges herum; der andere, weitaus malerischere, über den Bergabhang hinüber durch einen Teil des üppigsten Pare-Gebietes überhaupt. Das Land gehört schon zu Baga und wird von dem Sultan Madafa beherrscht. Mit dieser Landschaft begann seinerzeit der mir unterstellte Kommissariatsbezirk des Kilima-Ndjaro und Pare-Gebietes. Einen breiten Abhang ziehen sich hier die Anpflanzungen der Wapare an dem Berggelände hinab, dazwischen eingestreut liegen die Hütten und Weiler der Wapare. Dort weiden auf Grasflächen Schaf- und Ziegenherden oder einzelne kleine Bestände von Buckelrind. Die Luft ist köstlich kühl und erquickend, und aus einer Entfernung von noch etwa 14 deutschen Meilen im Nordwesten schimmert der Kilima-Ndjaro herüber.

Kisiwani. Am Fuß dieses herrlichen Berggeländes liegt die reiche Alluvialbucht von Kisiwani, wo sich die Gewässer des Gebirges in einer Anzahl von Bächen zum Mkongo-Flüßchen vereinigen. Der Mkongo ergießt sich in den Kisiwaniteich, welcher früher wohl die ganze Bucht ausgefüllt hat, und strebt von dort als Kambaga südlich dem Mkomasi zu, welchen es unweit Gonya, aber nur zur Regenzeit, erreicht. Das ganze Kisiwani-Gebiet ist mit den Feldern der Eingeborenen übersät: Mais, Mtama, Bananen, Maniok, Zuckerrohr, Süßkartoffeln, Bohnen und anderes Gemüse gedeihen in üppiger Beschaffenheit. Es ist ein Ländchen, welches seinen Mann ernährt, und demnach auch ein alter Karawanenplatz. Hier ließ ich im Jahre 1891 einen Militärposten anlegen, welcher die Aufgabe hat, den Verkehr zwischen dem Kilima-Ndjaro-Gebiete zu sichern, und gleichzeitig für das blühende Pare-Land als Schutz gegen Massais, Wataita und andere Steppenräuber dienen soll.

Direkt über Kisiwani hat der Pare-Kamm ein wirkliches Plateau entwickelt, welches ein leicht gewelltes Grasland darstellt. Auch hier ist das Terrain sehr humusreich und infolgedessen von großer Fruchtbarkeit. Der Abfall nach Osten wird je weiter gegen Norden um so steiler, an manchen Stellen geradezu jäh und wild. Hier verengt sich auch das Gebirge wiederum zu einem scharfen Kammgrat, welches in seinem Ostabfall Kuisu, im Westabhang Muhesi heißt, bis es sich in einem breiten Bergkopf massivartig ausbreitet und in mäßigem Abfall Süd-Pare gegen die Einsattlung von Same nach Norden hin stilvoll beschließt. An seinem nördlichen Ausläufer biegt sich der Bergkamm gegen Westen um und bildet dadurch noch eine mit Alluvium ausgefüllte Bucht in der Tiefe, Muemba genannt, wo Manamate auf seinem Rückzug vor Simbodja von Gonya aus eine vorübergehende Ansiedelung anlegte, welche er erst im Herbst 1891 mit Nord-Pare vertauschte. Auch der Nordabfall Süd-Pares ist grün und saftig und gewährt mit seinen Wäldern einen sehr fruchtbaren Eindruck. Von etwa 1800 m fällt das Massengebirge bis unter 700 m nördlich in die Tiefe, mit breitem Fuß in der Steppe stehend; und über den Tshambago-Berg gegen Nordwesten senkt es sich zum Sattel von Same ab, welcher es mit Mittel-Pare verbindet, das sich in nur 4 bis 5 km Entfernung nörd- und nordwestlich davon ebenso schroff und massiv emporhebt. Nordabfall.

Mittel-Pare ist ohne Frage der wenigst wertvolle Teil des Pare-Kammes, weil niedriger, weniger gut bewässert und infolgedessen weniger nachdrücklich angebaut und bevölkert. Seine höchste Erhebung beträgt 1400—1500 m und es entsendet kein einziges ständiges Gewässer in die Steppe. Mittel-Pare.

Thatsächlich besteht es aus zwei völlig getrennten Bergmassen, durch welche die Karawanenstraße in zwei Sätteln, aber ohne irgendwelche erhebliche Terrainschwierigkeiten, sich hinzieht: Pare Kisingo im Westen und Pare Kwa Mdimu im Osten. Pare Kisingo ist das eigentliche Mittelstück zwischen Süd- und Nord-Pare, von denen es durch zwei Sättel getrennt ist; Pare Kwa Mdimu stellt sich als eine Fortsetzung der isolierten Berggruppen von Lasa und der Tusso-Kette dar. Beide zusammen mit dem sie trennenden Teil und der von Norden einschneidenden Steppe bilden ein Areal von über 7 deutschen Quadratmeilen oder rund

400 Quadratkilometern, mit einer Bevölkerung, welche alles in allem auf höchstens 1000 Köpfe geschätzt werden kann. Die Eingeborenen können Viehzucht, wozu der Bergkamm und die höheren Abhänge geradezu einladen, nicht treiben, aus Furcht vor den Steppenräubern, und beschränken sich auf ein wenig Bananen-, Bohnen- und Maiskultur. Am Ostabhang des nördlicheren Pare Kisingo liegen die Ansiedelungen von Mashëua, während Pare Kwa Mdimu vornehmlich an seinem nördlichen Westabhang ebenfalls von Wapare bewohnt ist. Wasser gelangt in den meist trockenen Flußläufen nur nach starken Regenfällen in die Tiefe, so daß die Karawanen, welche entweder am Ostrand von Pare Kisingo in einem in die Steppe reichenden Querthal oder aber an der Nordwestecke von Pare Kwa Mdimu lagern, gezwungen sind, sich ihr Wasser entweder von der Höhe zu holen, oder aber die Eingeborenen durch Signalschüsse zu veranlassen, dasselbe zum Verkauf herunterzubringen, was jedoch nicht immer Erfolg hat. Ein zweiter Weg vom Djipe-See nach Kisiwani führt östlich, immer noch auf deutschem Gebiet, um Pare Kwa Mdimu herum und stützt sich auf einige Wasserlöcher, Ngurungani genannt, welche in etwa 3 Stunden Entfernung von Kisiwani in Felsen eingesprengt sind, in östlicher Verlängerung des Kuisu-Abhanges.

Auf der Höhe bildet Mittel-Pare leicht gewelltes und hinreichend feuchtes Plateau, welches an vielen Stellen dem roten Boden Usambaras gleicht und sich für Landwirtschaft, jedenfalls für Viehzucht eignet.

Die deutsch-englische Grenze geht etwa 6 km an dem östlichen Ausläufer von Pare Kwa Mdimu, dem Ndea-Berg, entlang, um die Südostecke unter 3° 40′ 43″ s. Br. zu treffen.

Djipe-See. Wenn man um die nordöstliche Ecke von Pare Kwa Mdimu herummarschiert, trifft man auf die Wildgruben der Wapare, welche sich weit am Abhang herunterziehen und den Expeditionsführer zur Vorsicht mahnen. Von hier aus hat man einen vorzüglichen Gesamtüberblick über den Djipe-See in seiner Ausdehnung von Süd nach Nord. Seine östliche Seite erstreckt sich über die westliche hinaus nach Süden hin und läßt somit die ganze Südseite des Sees in deutschem Besitz. Der Ostrand, welcher die deutsch-englische Grenze bildet, ist genau 11 englische Meilen oder rund 20 km lang, und der See ist im Mittel 4 km breit. Dabei ist er ziemlich flach und auf weite Strecken mehr einem Sumpf

als einem See ähnlich. Wer sich demnach im vielgenannten Djipe-See ein großartiges Wasserbecken vorstellt, der wird sich sehr enttäuscht finden. Es kann keine Frage sein, daß derselbe früher erheblich größer war; seine östliche Umrandung bis auf mehrere Kilometer Entfernung stellt sich als alter Seeboden dar, und auch nach Süden hin hat er sich augenscheinlich um etwa 5 km weiter bis an den Bergrand von Pare Kwa Mdimu ausgedehnt. Auch heute noch ist sein Wasserstand je nach der Jahreszeit sehr wechselnd. Das Wasser ist ein wenig brackig und verursacht bei längerem Genuß Dyssenterieerkrankungen. Dieser kleine See wird durch den Lumi-Fluß gebildet, welcher hier versucht, direkt nach Süden hin durchzubrechen, aber in Stagnation gerät und gezwungen ist, dicht an der Stelle, wo er in das flache Sumpfgebiet einströmte, nach Westen hin als Rufu um Nord-Pare herum wieder abzufließen.

Als Wirtschaftsobjekt hat der Djipe-See, wie sehr er auch an einzelnen Partien seines Ufers der Landschaft den Reiz niederdeutscher Flachlandseen verleiht, keinen bedeutenden Wert. Aber seine Ufer bieten heute noch ein äußerst fruchtbares Jagdrevier dar. Vom Elefanten und Rhinozeros, Löwen und Panther, Flußpferd und Giraffe an, durch Hartebeeste, Wasserböcke, Gnus, Antilopen aller Art, Zebras bis zur Gazelle und zum Hasen hin ist das Wild in verführerischer Mannigfaltigkeit gegeben. Nur die Büffelherden, welche sich hier ehemals tummelten, sind fast vollständig der mörderischen Rinderpest erlegen, und hierdurch hat die Jagd natürlich ungeheuer verloren. Dafür belebt noch immer die gefiederte Welt in zahlreichen Arten den Wasserspiegel und die schilfige Umrandung. Perl- und Rebhühner, Schnepfen, Enten und Tauben streichen in großer Zahl; selbst Kiebitze erfreuen den Reisenden durch ihre Eier. Daneben geben Pelikane und abenteuerliche Strauße der Landschaft den echten Stempel des tropischen Afrika. Der See selbst ist voll von Fischen, von denen einzelne Arten äußerst schmackhaft und auch wenig grätenhaltig sind. So ist dieses Gebiet des Djipe-Sees das Eldorado des Jägers und des Touristen, und wochenlang bietet er Unterhaltung genug und Reiz, mit dem Schneeriesen des Kilima-Ndjaro unmittelbar vor sich und der eigenartigen Poesie der afrikanischen Steppen im allgemeinen.

Schroff und bizarr erheben sich gegenüber an seiner westlichen Seite die Kuppen und Ränder von Nord-Pare. Dasselbe ist durch einen Nordpare.

breiten Sattel von Pare-Kisingo abgetrennt, in welchen von der östlichen Seite aus die Steppe eine weite Bucht hineinschiebt. Als originelles Bergmassiv fällt Mittel-Pare gegen diesen Sattel ab, und ebenso erhebt sich in einem Abstand von etwa 6 km der Südabfall Nord-Pares. So wird auch hier ein Thal gebildet, ähnlich wie zwischen Usambara und Süd-Pare, durch welches über niedrigem Sattel die Karawanenstraße nach Arusha und den südlichen Massai-Steppen sich hinzieht.

Nord-Pare bildet ungefähr die Figur eines Dreiecks, dessen schmale Basis von etwa 16 km durch seine Nordseite gebildet wird, dessen westliche Seite rund 40 km, dessen östliche dem Djipe zugewendet und 32 km lang ist. Sein Flächeninhalt ist mit Ausbuchtungen und Ausläufern etwa sieben deutsche Quadratmeilen oder rund 400 Quadratkilometer; und, da wir berechtigt sind, bei ganz gleichen wirtschaftlichen und ähnlichen politischen Verhältnissen wie Usambara eine gleich durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit anzunehmen, so lebt auf diesem Gebiet eine Menschenanzahl von 1600 Köpfen, was nach dem allgemeinen Eindruck der Landschaft eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist.

Der Charakter des Landes erinnert mehr an den Usambaras als an den von Süd-Pare, und zwar deshalb, weil wir hier wieder einer ausgesprochenen Plateaubildung gegenüberstehen. Mehrere Längsthäler bilden zwei und mehr Kammreihen und dadurch ein gewelltes Hügelland auf der Höhe. Diese Höhe ist durchweg über 1200 m, erhebt sich aber gegen die Mitte des Berglandes im Guamalla auf 2000 m. Das Klima ist demnach ebenfalls kühl und frisch, und der ganze Landschaftscharakter entspricht unseren Hochgebirgen. Dazu kommt, daß auch Nord-Pare durchweg gut bewässert ist. In den Thalsenkungen sammeln sich sprudelnde Bäche mit kaltem, erquickendem Wasser. Sie streben gegen Osten zum Djipe-See, den sie freilich nur in der feuchten Zeit, und nach Westen zum Pangani hin, den sie wohl überhaupt nie erreichen. Nur einzelne nördliche Abflüsse gelangen dazu, ihre Wassermasse in den Pangani zu ergießen. Dies thut jedoch der guten Bewässerung des Berglandes keinen Eintrag, welches sich demnach ebenfalls wie eine inselartige, gesunde und fruchtbare Oase als der nördlichste Teil der kammartigen Erhebung dem Kilima-Ndjaro zu aus der umliegenden Steppe erhebt. Der Aufstieg ist auch hier überall schroff und steil, und dies erhöht den Eindruck des Afrika-Entrücktseins, wenn man sich aus der heißen

Steppe in dieses unmittelbar darüber sich erhebende kalte Alpengebiet begeben hat.

Am Ostabhang Nord-Pares führt die Karawanenstraße zum Kilima-Ndjaro und seinen deutschen Stationen entlang. Dieser Teil des Gebirges trägt den Namen Usangi, wonach das ganze Plateau wohl auch als Pare-Usangi bezeichnet wird. Die Nordhälfte heißt Ugueno, und nach ihr hat sich die geläufigere Bezeichnung Pare-Ugueno für das ganze Nord-Pare eingebürgert.

Am Südostende entströmt dem Gebirge ein flotter Bach, Ngulu, an welchem ein beliebter Lagerplatz für Expeditionen sich befindet, und dessen ganzes Thal den Bergabhang hinauf von üppiger Fruchtbarkeit und dementsprechend vorzüglich angebaut ist. Hier reiht sich Maisfeld an Maisfeld, unterbrochen durch Bohnenanpflanzungen, Bananenhaine und Zuckerrohrfelder. Dies ist die Landschaft Ikindi, welche bis auf die eigentliche Kammhöhe hinaufreicht und nur hin und wieder durch tiefe Bachschluchten der zum Djipe-See abfließenden Gewässer zerrissen wird. Diese Schluchten öffnen sich gegen den Fuß des Gebirges hin zu kurzen Querthälern mit steilen Rändern, in denen sich jedoch ein fruchtbares Alluvium abgelagert hat. In ihnen führen die Pfade empor, auf denen man das Gebirge von Ost nach West überschreitet, was für eine beladene Karawane zwei kleine Tagemärsche kostet. Das erste dieser begangenen Querthäler ist das des Jahueni, welcher die an Ikindi angrenzende Berglandschaft Ndorue entwässert. Sie gewährt denselben Anblick wie Ikindi. Zwischen den Feldern, welche teils in den Thalsohlen, teils an steilen Bergabhängen liegen, findet man einzelne kleine Waldpartien. Usangi.

Von dort aus weiter nördlich kommt man in die Landschaft Mshëua, wo der Sultan Maguera herrschte, welcher lange Zeit als der bedeutendste Häuptling Nord-Usambaras galt. Maguera ist abgesetzt, jetzt ist Makoko Häuptling von Nord-Pare. Hier ist die Einschnürung des Gebirges durch Querthäler von Ost nach West am engsten, und demnach führt hier auch einer der begangensten Wege von der Djipesee-Steppe zur Pangani-Ebene. In dem von Osten einschneidenden Thal fließt der wasserreiche Muësabach in die Tiefe, ein sumpfiges, aber äußerst fruchtbares Alluvium bildend, welches zur Reiskultur wie geschaffen scheint.

Da die Wapare sich von hier aus Furcht vor den Massais, welche früher die Djipe-Steppe bewohnten, ins Gebirge ganz zurückgezogen hatten, siedelte sich hier während meines Aufenthaltes am Kilima-Ndjaro mit meiner Erlaubnis der mehrfach erwähnte Manamate mit seinem Gefolge an, und ich legte hierhin im Dezember 1891 einen kleinen Militärposten, da sich zwischen Manamate im Thal und Maguera in der Höhe alsbald naturgemäß Reibereien entspannen. Manamate hat das Thal sehr bald in fleißige Bearbeitung genommen und bildete eine wirksame Unterstützung unserer, auf die Erschließung des Landes gerichteten Bestrebungen. Er ist im letzten Jahr verstorben.

Ein schwindelnder Pfad, der streckenweise sehr unbequem ist, führt von Kwa Manamate in die Höhe, wo indes kühle Bergluft, herrliche Landschaft und reichliches Essen voll für die Anstrengung entschädigen. Nach Nordwesten zu ragen über den Pfad die bedeutendsten Erhebungen des Landes, welche auch auf dem Plateau selbst noch immer imposant sich ausnehmen, da sie dasselbe noch um 6—700 m überragen. An Kwa Maguera schließen sich nördlich die Landschaften Kiridshu und Danda an, bis sich das Gebirgsplateau in dem breiten Massiv von Ugueno in einer gewaltigen halbkreisförmigen Schlucht von etwa 16 km Durchmesser, dem Kilima-Ndjaro in ca. 4—5 deutschen Meilen Entfernung gegenüber, zum Pangani-Thal abstürzt. Ugueno ist sehr fruchtbar, aber schwach bevölkert, weil es zu sehr den Beunruhigungen durch die mächtigen Sultanate des Kilima-Ndjaro, insbesondere Mandaras, ausgesetzt war. Heute bewohnt eine friedliche Bevölkerung, welche den Wakahe und den Wataweta in der darunter liegenden Steppe verwandt ist, das Land; und der größte Teil des Bodens ist mit wuchernden Gestrüpp bedeckt, aus denen sich hier und da einzelne Baumpartien erheben. Der Nordabhang selbst unter dem Lambo-Berg ist völlig unbewohnt, obwohl er reich bewässert ist und fruchtbares Ackerland genug hat. Von Usangi wird Ugueno durch den Tshunguli-Bach, das größte Wasser des Landes, abgetrennt, welcher zum Djipe-See hinabfließt. Er ist, wie überhaupt ganz Ugueno und Nord-Pare, reich an Magneteisen, welches von den Eingeborenen seit lange in Schmelzöfen gereinigt und zu Messern, Lanzen und einer Reihe anderer Eisengeräte recht geschickt und kunstvoll verarbeitet wird. Der Westabhang Nord-Pares ist wie bei seinem Geschwisterländchen im Süden steiler, weniger bewässert und

Ugueno.

demnach auch weniger bewohnt und angebaut. Die beiden Eckpfeiler, welche von Ugueno aus drohend und kluftenreich in die Pangani-Kilima-Ndjaro-Steppe vorspringen und dadurch die schon erwähnte, bergumschlossene Schlucht bilden, sind gegen Osten der Ngovi, gegen Westen der von uns wegen seiner Gestalt, welche wir von unserer gegenüberliegenden Kilima-Ndjaro-Station aus unmittelbar vor Augen hatten, so benannte Nashornberg. Sie schließen das ganze Pare-Gebirgsland nach Norden in äußerst malerischer und drastischer Weise ab.

Während wir in Usambara und den Pare-Landschaften, wie wir gesehen hatten, durchweg Gneis- und krystallinische Schieferbildungen vor uns hatten, führt uns von Nord-Ugueno aus ein 5—6 stündiger Steppenmarsch an den Fuß der großartigsten Schöpfung vulkanischer Thätigkeit, welche es in ganz Afrika gibt, zum Doppelkegel des Schneeriesen Kilima-Ndjaro. Um von Pare Ugueno dahin zu gelangen, Kilima-Ndjaro. empfiehlt es sich, um den Ngovi-Berg herum dem Abhang zu folgen, bis dahin, wo die große Papyrus-Versumpfung des Pangani bei seinem Austritt aus dem Djipe-See aufhört, und die eigentliche Flußbildung anfängt. Früher gingen die Karawanen einfach durch den Sumpf selbst, welcher etwa so breit ist wie der Djipe-See und vielleicht auch früher einen Teil desselben bildete. Dies war mit übermäßiger Beschwerde und regelmäßiger Gefahr für die Gesundheit verknüpft, da ein Marsch von 2—3 Stunden bis an die Arme durch Sumpfwasser naturgemäß der sicherste Weg für Malariainfektion ist. Auch machten die vielen Krokodile ein solches Sumpfwaten nicht eben angenehmer. Neuerdings haben wir unterhalb des Sumpfes eine Brücke geschlagen, und die Karawanen nehmen wohl regelmäßig diesen etwas weiteren, aber bequemeren Weg. Von der Brücke führen 5—6 Stunden Marsch durch Baum- und Buschsteppe an das sogenannte Himo-Lager, beim Austritt des Himo aus dem unteren Waldgürtel des Kilima-Ndjaro und damit zum Fuß des Kilima-Ndjaro selbst.

Da wir voraussichtlich um die Mittagszeit dort ankommen werden, so wird der Riesenberg wahrscheinlich unserem Auge verhüllt sein. Vielleicht, daß wir ihn des Morgens beim Ausmarsch in seiner ganzen blendenden Schönheit vor uns hatten, und möglicherweise haben wir das schneebedeckte Haupt des Kibo während des Marsches noch wie eine silberne Fläche über den ihn umlagernden Wolken schimmern

gesehen, bis gegen Mittag auch er hinter dem Wolkenschleier sich verbarg. Wenn man den Kilima-Ndjaro mit voller Gewalt ästhetisch auf sich wirken lassen will, so muß man ihn von seiner Nordseite vom Ngare Rongai aus oder aber vom Ostufer des Djipe-Sees betrachten. Das Eigenartige dieser Wirkung besteht vornehmlich darin, daß er aus einer Steppe von 800—900 m Höhe völlig unvermittelt, d. h. ohne vorgelagerte Hügelgelände, bis zu seinem Eisgipfel (nach Meyer 6010 m, nach Konsul Smith, der die Meyerschen Messungen für unrichtig erklärte, 19200 Fuß [5852,160 m]) emporragt. Nach Norden zu fällt er drohend schroff und steil wie ein plumpes Massiv direkt in die Steppe ab, nach Osten und Süden senkt er sich in breitem Gelände sanft und anmutig in die Tiefe. Er ist der höchste Berg des afrikanischen Kontinentes und gehört zu den höchsten Vulkanen der Erde überhaupt.

Wie schon ausgeführt wurde, ist er entstanden durch die große Störung der Grabenbildungen und zwar steht er nach Baumann auf einer Parallelspalte des großen ostafrikanischen Grabens, dem sogenannten Kilima-Ndjaro-Graben.

Entstehung. Hier wurde vor unserer Erdepoche zur Tertiärzeit zunächst der östliche Gipfel des Doppelkegels, der Mawensi, emporgehoben, welcher heute von den beiden der geringere ist (nach Meyer 5355 m, nach Konsul Smith 16745 Fuß [5101,876 m]). Als die vulkanische Kraft nicht mehr im stande war, die Höhe des von ihr selbst gebildeten Berges zu überwinden, da sprengte sie an seinem Westabhang eine neue Ausbruchstelle und arbeitete hier in einer weiteren Epoche die zweite Kuppe, den Kibo, empor, welcher alsbald den Mawensi an Höhe erreichte, und dessen Ausbrüche zerstörend auf die Kuppe des Zwillingsbruders wirkten. Allmählich verwuchsen die beiden durch fortwährende Lavaergüsse zu der heutigen Gestalt, durch ein Sattelplateau von etwa 8 km Länge in Höhe von 4400 m mit einander verbunden, über welches im Westen der Kibo in abgestumpfter Kegelform, im Osten der Mawensi als typischer Vulkankegel aufgesetzt ist. Beide haben unfraglich im Laufe der Zeiten tiefeingreifende Veränderungen durchgemacht. Meyer meint, daß, wenn man den Kibo heute als im Greisenalter stehend bezeichnen könne, dann der Mawensi als ein reines Skelett gekennzeichnet werden müsse. Vermutlich ist die höchste Kegelspitze des Kibo einstmals eingestürzt, während der Mawensi der gemeinsamen Zerstörungsarbeit



Der Kilima-Ndjaro vom Djipe-See.

Nach Dr. Hans Meyer.

vulkanischer, plutonischer und klimatischer Kräfte seine heutige verwitterte und schroff gerillte Gestalt verdankt.

Kilima-Ndjaro, d. h. Berg des Geistes Ndjaro, nennen die Küstenleute heute diesen Vulkanriesen, während seine eigenen Bewohner, welche sich naturgemäß nicht so sehr der Einheitlichkeit seiner Bildung als der Unterschiede an ihm bewußt werden, die beiden Kuppen gesondert als Kibo oder Kipo (d. h. nach Mareale von Marangu vom Stamm pa gib, der Geber, der Spender) und als Mawensi (nach Meyer „der dunkle", nach meiner Auslegung der „Wolkenberg") bezeichnen. **Name.**

Wie eine riesenhafte Offenbarung der titanischen Kraft des Erdinnern steht er da in der sonnigen und leichten Atmosphäre der afrikanischen Tropenwelt, plump und massig, wie der Ewigkeit Trotz bietend. Er wirkt durch seine kolossale Masse und zugleich durch den Licht- und Farbenreichtum seiner Schattierungen. Denn in allen Abstufungen strichweise übereinander hat er die Zonen unseres Planeten um sich gezogen, von der Flora der heißen Steppe bis zu den Moosen und Flechten der Polarwelt hin; und der Beschauer, welcher, etwa vom nördlichen Ende des Djipe-Sees, durch ein gutes Glas ihn beschaut, vermag mit einem Blick diese mannigfachen Zonen unserer Erde zu umfassen. Besonders, wenn einmal bei der sinkenden Sonne die ganzen gewaltigen Konturen dieses Riesen scharf und grell vom westlichen Himmel sich abheben, mit seinem Gletscher an seiner südwestlichen Kuppe und seinen Schneefeldern in echtem Alpenglühen erstrahlend, dann ergreifen das empfindende Herz die Schauer des Unendlichen, und man fühlt die magische Wirkung dieses Geisterberges in seiner Seele. **Landschaftsbild.**

Welch eine kolossale Masse dieser Vulkan thatsächlich darstellt, wird aus folgenden Zahlen ersichtlich werden. In seiner durch die Lage des Kibo und Mawensi gekennzeichneten Längsachse von West nach Ost, d. h. etwa vom Ausläufer der Shira-Kette bis zum Tshahala-See hin, erstreckt er sich durch 80 km (nicht 90, wie Dr. Meyer ausrechnet), und von seinem Südabhang unter Moshi bis zu seinem Nordabfall nach Leitokitok hin beträgt seine Ausdehnung 60 km (Meyer nimmt hier 70 an; rechnet aber bis zu dem Nyiri-Sumpfe, was unberechtigt ist, da die Leitokitok-Ebene mit dem Ngare Rongei ausgesprochene Steppe und nicht mehr Kilima-Ndjaro-Fuß ist). Dies gibt gemäß der Flächenformel der Ellipse ($a\,b\,\pi$) für die Basis des Berges eine Fläche von **Größenverhältnisse.**

3770 Quadratkilometern oder 67 deutschen Quadratmeilen, und gemäß der Formel $(a + b)\,\pi$ einen Peripherieumfang von rund 220 km oder etwa 30 deutschen Meilen.

Die Mantelfläche des Berges bis zur Plateauhöhe (4400 m) berechnen wir am besten, wenn wir den Berg als einen regelmäßigen abgestumpften Kegel annehmen, dessen Grundradius R als $\frac{a + b}{2} =$ 35 km einzusetzen ist. Für das obere Plateau dürfen wir, gemäß Meyer, einen Radius (r) von 5 km annehmen, und die Höhe des Kegelstumpfes ergibt sich, wenn wir die Höhe der umgebenden Steppe 800 m von der Plateauhöhe abziehen, als h = 3600 m oder 3,6 km. Diese Annahmen decken sich natürlich nicht völlig mit der Wirklichkeit; aber sie geben doch ein für unsere Zwecke genügendes Resultat; und zwar für die Seite des Kegelstumpfes 30,2 km (was als Luftlinie des geraden Aufstiegs von der Steppe zum Plateau praktisch interessant ist) und für die Länder am Berg selbst einen Flächenraum von 3800 Quadratkilometern oder, mit Ausläufern, von rund 70 deutschen Quadratmeilen (nach der Formel $[R + r] \cdot \pi \cdot s$).

Das Volumen dieses Bergriesen ist mehr von theoretischem als von praktischem Interesse. Wir müssen dabei die Kuppen des Kibo und Mawensi einrechnen und kommen am schnellsten zum Ziel, wenn wir den Berg als Kegel ansetzen, dessen Höhe wir auf rund 5 km einsetzen dürfen mit $\frac{a + b}{2} = 35$ Grundradius (R), dann erhalten wir nach der Formel $R^2 \pi \,.\, h$

6414 Kubikkilometer

als Volumen des Kilima-Ndjaro, was, wenn wir dem Berg auch nur zweimal das spezifische Gewicht des Wassers (1 kg = 1 cbdm[1]) geben wollten, ein Gewicht von

12 828 000 000 000 000 kg,

d. h. 12 828 000 Milliarden kg oder 12 828 Milliarden tons ergeben würde.

Um diese Zahlen zu veranschaulichen, darf ich darauf hinweisen, daß das ganze Harzgebirge einen Flächenraum von 2030 Quadratkilometer oder 38 Quadratmeilen umfaßt. Der Kilima-Ndjaro, der doch ein einziges

[1]) Das spezifische Gewicht der Erdkruste wird auf etwa drei berechnet.

Bergmassiv ist, nimmt demnach fast den doppelten Flächenraum des Harzes ein. Auch der mit wenig Phantasie begabte Leser wird sich vorstellen können, welch imponierenden Eindruck ein unvermittelt bis zu 18000 Fuß absoluter Höhe aus der Steppe aufsteigender Bergkoloß auf den Beschauer machen muß, dessen Fuß einen solchen Flächenraum umspannt, und der die klimatischen Zonen der Erde, dem Beobachter sichtbar, schichtenweise übereinander in sich schließt. Freilich läßt sich über ästhetische Effekte nicht streiten, und einem mit dem Stockschnupfen Behafteten wird man nichts von dem entzückenden Duft der Rose klar machen können. Aber ich habe es niemals verstanden, wie sich Reisende diesem überwältigenden Eindruck titanenhafter Größe entziehen konnten.

Um den wirtschaftlichen Wert des Kilima-Ndjaro beurteilen zu können, müssen wir seine besonderen geologischen und klimatischen Verhältnisse in Rechnung ziehen.

Geologisch ist dieser Berg aus vulkanischem Material gebildet, und zwar ist nach Meyer das Grundgestein des Mawensi Feldspatbasalt, des Kibo Nephelinbasanit. Nun ist bekanntlich vulkanisch zersetzter Boden überall von außerordentlicher Fruchtbarkeit; um so mehr, je weiter durch das Alter die Zersetzung fortgeschritten ist. Dies trifft auch für den Kilima-Ndjaro in vollstem Umfang zu. Seine Ackerkrume besteht aus vulkanischem Lehm und sie ist, wenn auch mit Felsstücken und Geröll stellenweise durchsetzt, überall tiefgründig und, wo die Bewässerung ausreicht, von schier unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Geologie.

Die Bewässerungsverhältnisse aber sind für die Südseite des Berges sehr günstige und stehen für den ganzen Osten zum mindesten noch auf der Höhe von Usambara und Pare. Der Südostpassat vom Indischen Ocean her kondensiert seine Feuchtigkeit in den kälteren Zonen des Berges, und so entstehen hier Niederschlagverhältnisse, welche wir als „Regen zu allen Jahreszeiten“ bezeichnen können. Eine ausgesprochen „trockene“ Zeit gibt es für den Süden und Südosten überhaupt nicht, wenn auch in gewissen Monaten weniger Regenfälle als in andern vorkommen, wie dies ja auch in Nordeuropa der Fall ist. Aber auch in diesen Monaten bieten die Schnee- und Eismassen der Gipfel ein unerschöpfliches Wasserreservoir, so daß eine eigentliche Dürre für diese Länder nicht vorkommt. In einer Anzahl von Quellen ergießt sich das lebenspendende Element in die Tiefe; je weiter nach unten, um so mehr Bewässerung.

sich zu Bächen verbindend. Die Eingeborenen haben es verstanden, dieses Feucht durch ein geschicktes Berieselungssystem über die gesamte sog. Kulturzone zu verteilen, so daß diese in der That die Triebkraft eines großen Gartens besitzt. Unten in der Steppe aber verbinden sich die verschiedenen Bäche zu kleinen Flüssen, welche schließlich entweder zum Pangani-Rufu zusammenfließen, oder im Tsawo von Nordosten aus den einen Quellarm des Sabaki-Flusses bilden. Eine Ausnahme von diesen allgemeinen günstigen Feuchtigkeitsverhältnissen macht ausschließlich das nordwestliche Viertel des Kilima-Ndjaro, welches im „Regenschatten" liegt und keine Quellbäche in die Steppe entsendet. Das nordöstliche Viertel um den Mawensi herum hat Wasser genug, um die Hauptzuflüsse zum Tsawo zu liefern, und ist bis einschließlich Kimangelia auch sehr intensiv kultiviert. Wenn es in seinen westlichen Teilen die gleiche Fruchtbarkeit nicht aufweist, so liegt dies nur daran, weil es dort bislang ausschließlich von viehzüchtenden Massais bewohnt wurde. Es münden Bäche genug in die Steppe aus, um den Nachweis zu liefern, daß es an Fruchtbarkeit zum mindesten immer noch dem südlichen Pare ebenbürtig ist. Überhaupt kann es keine Frage sein, daß europäische Technik die Zone der Kulturbarkeit am Kilima-Ndjaro nach allen Seiten hin verschieben wird. Wenn Meyer die „begünstigte Besiedelungszone" des Berges auf dessen Südseite einschränkt (Ostafrikanische Gletscherfahrten S. 284), so kann dies nur daran liegen, weil er die Ost- und Nordseite des Berges überhaupt nicht kennt, was sich auch in seiner Abschätzung der Bevölkerungszahlen für diese Teile bemerklich macht. Rombo mkulia mit seinem breiten Bananengürtel gewährt einen ebenso kultivierten Eindruck wie selbst Moshi, und dieser Bananengürtel schlingt sich, wenn auch in etwas schmalerem Streifen, über die ganze Ostseite bis nach Kimangelia hin. Hier findet sich auch eine Bevölkerungsdichtigkeit, welche, was Kriegeranzahl und Hüttenmenge anbetrifft, dem Süden keineswegs nachsteht.

Klima. In Bezug auf Temperatur- und Gesundheitsverhältnisse gilt nach meinen Erfahrungen, welche durch die neueren Beobachtungen von Dr. Brehme im wesentlichen nur bestätigt werden, daß auf der Höhe von 14—1500 m das Thermometer als Maximum etwa 24° Celsius im Schatten, als Nachtminimum im Durchschnitt 8—10° Celsius aufweist. Dabei ist zu bemerken, daß dieses Maximum nur an sonnigen

Tagen und auch nur um die Mittagszeit erreicht wird. Nach oben und unten verändert sich die Temperatur zonenweise. Im allgemeinen darf wissenschaftlich festgestellt werden, daß das Bergklima über 1200 m Höhe durchaus kühl und angenehm ist und der Eigenarbeit des Europäers im Freien, wenn man die Mittagszeit, wo auch in Deutschland gerastet zu werden pflegt, ausnimmt, nirgends wesentliche Schwierigkeiten entgegenstellt.

Analog so verhält es sich mit den allgemeinen Gesundheitsverhältnissen. Auch nach den neuesten Mitteilungen des Herrn Brehme darf daran festgehalten werden, daß die Zone der Malaria über 1200 m Höhe im allgemeinen nicht hinaufreicht. Daß vereinzelte Erkrankungen auch darüber vorkommen, beweist nichts wesentliches gegen diesen Satz, ebensowenig wie die vereinzelten jährlichen Malariafälle in Berlin, Hamburg oder im Spreewald die Thatsache umstoßen, daß Norddeutschland im ganzen malariafrei ist. Es ist nicht zu verwundern, wo die Zone der Malaria räumlich so nahe liegt, daß durch besondere Umstände hin und wieder Krankheitserreger auch in die an sich malariafreie höhere Region hinaufgetragen werden. Im großen und ganzen ist die Atmosphäre um die mittleren und höheren Teile des Kilima-Ndjaro bacillenfrei. Es kommen Erkältungserkrankungen vor, wie in Europa, aber auch sie verlaufen, nach meinen Erfahrungen, weniger heftig, als in den bacillengeschwängerten Städten; und der Berg gleicht in dieser Beziehung unserm Wald oder der See.

Aus den aufgeführten Thatsachen ergibt sich, daß die wirtschaftliche Eigenart des Kilima-Ndjaro überhaupt durch die verschiedenen Höhenlagen bestimmt ist. Scharf abgegrenzt ziehen sich ganz bestimmte Gürtelzonen übereinander um den Berg herum, wenigstens so weit, als analoge Bewässerungsverhältnisse gegeben sind. Das nordwestliche Viertel mit seinen abweichenden Verhältnissen fällt für diese Betrachtung einstweilen aus. Im übrigen lassen sich (nach Meyer) folgende sechs Zonen feststellen: Flora.

1. Baumsteppe bis zu 900 m reicher
2. Buschwald 900—1900 m;
3. Urwald 1900—3000 m (der eigentliche Regenwald von 2200 bis 2800 m);
4. Grasfluren 3000—3900 m;

5. Stauden 3900—4700 m;

6. Steinflechten 4700—6000 m.

Die zweite Zone, die des Buschwaldes, umfaßt die heutige eigentliche Kulturzone, und zwar etwa von 1100 m an. Sie ist intensiv angebaut und im wesentlichen durch den typischen Bananengürtel, welcher sich um etwa drei Viertel des Berges schlingt, gekennzeichnet. Sie bildet den Landstrich, welcher nach Dr. Meyer ein einziger großer Garten sein könnte. Meyer schätzt denselben auf 800 Quadratkilometer, was zu groß gerechnet ist, wenn man diese Zone, wie er es thut, auf die Südseite des Berges beschränkt.

Kulturfähiges Gebiet.

Im Gegensatz zu ihm halte ich für kulturfähiges Gebiet den ganzen Berggürtel von 900 bis zu 3900 m Höhe, d. h. die Zone des Buschwaldes, des Urwaldes und der Gräser. Wie wir gesehen haben, liegen die beiden Plantagen Derema und Nguelo in Handëi 950 m über dem Meeresspiegel. Es liegt nicht der geringste Grund vor, weshalb nicht in der gleichen Zone des Kilima-Ndjaro ganz dieselben Kulturen möglich sein sollten, da die Fruchtbarkeit überall dieselbe und Feuchtigkeit zur Genüge vorhanden ist. Auf der anderen Seite ist nicht ersichtlich, weshalb es der europäischen Technik nicht gelingen sollte, die Grasfelder der oberen Zone für Ackerbau oder wenigstens Viehzucht auszunutzen.

Der Einwand, daß das Thermometer hier des Nachts häufig unter 0° sinke, und monatelang Regen und Nebel dort herrschen, welche dann wieder von Dürre abgelöst werden, trifft meiner Ansicht nach gegen eigentliche Weidewirtschaft mit europäischer Technik nicht zu, da dieselbe sehr wohl im stande sein wird, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Dieses gesamte Terrain, also ein Gürtel von 3000 m Höhenlage, kommt demnach für europäische Unternehmungen praktisch in Frage. Dasselbe kann berechnet werden als ein Kegelstumpf, dessen Grundradius R = 35 km ist, dessen oberer Radius, welcher etwa gerade die Mitte des zu einem regelmäßigen Kegel um 1000 m ergänzten Kilima-Ndjaro durchschneiden würde, als $\frac{R}{2}$ oder 17½ km angesetzt werden darf, und dessen Höhe h = 3 km ist. Dann ist s = 19,2, und die Mantelfläche rund 3200 km oder 57 Quadratmeilen, oder, wenn wir hiervon das nordwestliche Viertel = 800 Quadratkilometer oder rund

14 Quadratmeilen einstweilen abziehen wollen[1]), so behalten wir 2400 Quadratkilometer oder 43 Quadratmeilen übrig. Hiervon kommt auf die heutige Kulturzone nicht ganz ein Drittel oder 800 Quadratkilometer, auf die Meyersche Südseite aber würden nur 500 Quadratkilometer gerechnet werden können.

Politische Verhältnisse.

Um diesen Berg herum, meistens durch die verschiedenen Zonen hindurchreichend, liegen nun streifenweise eine Reihe von kleinen Duodezstaaten



Wadjagga-Typus.

[1]) Hiergegen verwahren sich Kompagnieführer Johannes und Dr. Volkens von der wissenschaftlichen Kilima-Ndjaro-Station, welche den Nordwesten gerade für den schönsten Teil erklären. „Hier allein ist eine Alpenwirtschaft möglich.“ Um so besser! Die beiden Herren, welche so liebenswürdig waren, meine Auffassung über die Verwertbarkeit des Kilima-Ndjaro im Manuskript zu prüfen, halten den Südwesten (Kibonoto, Madschame und Schira) für den aussichtsreichsten Teil, sind jedoch nicht geneigt, mein günstiges Urteil über den Nordosten ganz anzunehmen. Dem gegenüber darf ich noch einmal auf die Thatsache hinweisen, daß diesem Teil die Quellflüsse des Tsawo entströmen, und daß, wie Johannes und Volkens selbst zugeben, in Rombo, Useri und Kimangelia überall unterirdische Stauwasser vorhanden sind. Solche genügen für eine rationelle Landwirtschaft vollkommen, da es für die moderne Technik ziemlich gleichgültig ist, wo das Wasser sich sammelt, wenn es überhaupt nur vorhanden ist. Wenn man die Acker- und Viehwirtschaft in Südafrika gesehen hat, wird man in dieser Beziehung ziemlich weitgehende Zugeständnisse zu machen geneigt sein.

oder Sultanaten. Nur der Nordwesten ist unbewohnt. Ethnographisch gehören die kleinen Völkerschaften augenscheinlich ganz verschiedenen Stämmen an; vornehmlich aber kann man zwei Gruppen unterscheiden: Bantu im Süden, Halb-Massais oder Warombo im Osten und einzelne Massais im Norden. Zwischen den letzteren am Nordosten des Berges sitzen keilartig wiederum Bantu in Useri und Kimangelia. Die Bantu-Stämme am Kilima-Ndjaro werden von den Küstenleuten Wadjagga genannt, ein Name, welcher unter den Kilima-Ndjaro-Bewohnern selbst nicht ursprünglich ist, wenn er auch jetzt allmählich daselbst bekannt und wohl auch angewendet wird.

Die Verfassung der einzelnen Staaten darf als eine monarchische bezeichnet werden, unterscheidet sich jedoch von den Despotien des centralen Afrika. Der Häuptling ist an gewisse gewohnheitsmäßige Satzungen gebunden. Seine Leute stehen zu ihm etwa im Rechtsverhältnis der Hörigkeit, sind ihm zu Dienstleistungen und Abgaben verpflichtet, sind aber nicht sein sachliches Eigentum als Sklaven. Im allgemeinen darf man aussprechen, daß in den Djagga-Staaten ein mildes und rechtlich geordnetes Regiment herrscht, und die Eingeborenen hängen meist auch mit rührender Treue an ihren Herrschern. Nur untereinander fanden unaufhörliche Reibereien und Kriege statt. Als Rebmann 1848 den Kilima-Ndjaro zuerst besuchte, hatte Madshame die Hegemonie im Süden. Hernach unter dem klugen und energischen Mandara kam Moshi in die Höhe, dessen Konkurrent Sinna von Kiboso war. Es bildete sich ein eigenartiges System von Schutzgenossenschaften zwischen den beiden Parteien aus, ähnlich wie seinerzeit in Griechenland zwischen der athenischen und spartanischen Klientel. Die kleineren Staaten hingen entweder Mandara oder aber Sinna an; hin und wieder gelang es der einen oder der anderen führenden Macht, einen gegnerischen Häuptling in einem Lande zu vertreiben und durch einen Anhänger zu ersetzen.

Völlig getrennt von diesem hin- und herschwankenden politischen Duodezstaatensysteme des Südens stand, um den angewendeten Vergleich beizubehalten, etwa wie Makedonien im alten Griechenland, stets Rombo mkulia da, mit allen verfeindet und ablehnend gegen alles Fremde. Ich glaube, daß die Warombo die jüngsten Eroberer am Kilima-Ndjaro sind, welche in die Bantu hineindrangen, und daß die

Feindschaft zwischen beiden Teilen seit jenen Zeiten vererbt ist. Sie galten als die gefürchtetsten Bewohner des Berges, hatten Mandara sowie Sinna zurückgeschlagen und haben sich der deutschen Herrschaft noch immer nicht ganz unterworfen.

Wie es scheint, gehören auch die Wadjagga ethnographisch verschiedenen Stämmen an. So behauptete Mareale von Marangu, daß die Wamarangu aus Ukamba gekommen seien, die Wamoshi aus Usambara, die Wakiboso aber hätten stets am Berge gewohnt.[1]) Ich muß dies dahingestellt sein lassen. Thatsächlich ist der Dialekt in den einzelnen Landschaften sehr verschieden.

Mandara von Moshi suchte seine Kraft und seinen Einfluß vornehmlich durch Handel und freundschaftliche Beziehungen mit den Küstenleuten, sowie durch Bündnis mit den Massais zu verstärken. So kam es, daß auch die europäischen Reisenden von v. d. Decken an bis auf die jüngste Zeit hin vornehmlich in sein Land zogen, und er demnach in Europa als „König von Djagga" in besonderem Maße bekannt wurde. Um wirklich „König von Djagga" zu werden, vornehmlich, um Unterstützung gegen Sinna von Kiboso zu finden, schloß er sich 1885, als Dr. Jühlke mit Lieutenant Weiß in meinem Auftrag an den Kilima-Ndjaro kam, uns Deutschen an und schloß den bekannten Vertrag ab, welcher 1886 zur Überweisung des Berges an die deutsche Interessensphäre geführt hat. Natürlich beabsichtigte er damit nur, die angestrebte Vorherrschaft über die andern Djagga-Staaten zu verwirklichen; nicht aber umgekehrt, auf seine eigene Machtstellung zu verzichten. Dies mußte in dem Augenblick zu einer Gegensätzlichkeit der Interessen führen, als die deutsche Herrschaft im Ernst am Kilima-Ndjaro eingerichtet wurde, und die Schutzmacht damit die Verpflichtung übernahm, die Kleinen gegen die Vergewaltigungen von Moshi zu schützen. Die willkürliche Ausplünderung von Landschaften, welche die deutsche Flagge führten, durfte doch auch dem Sultan von Moshi nicht mehr gestattet werden, ohne die Ehre und das Ansehen dieser Flagge zu schädigen. Hierin liegt in aller Kürze die letzte Veranlassung der sogenannten Kilima-Ndjaro-Rebellion 1892, welche allerdings erst ausbrach, als der alte, wirklich staatsmännisch befähigte Mandara tot war,

[1]) Nach Johannes stammen auch die Wakiboso von Massais ab.

und sein junger Sohn Meli ans Ruder kam, der die Geschäfte nicht mehr mit der klugen Berechnung seines Vaters, sondern nach den heißen Leidenschaften des Temperamentes behandelte. Mandara würde sich vermutlich dauernd ins Unvermeidliche geschickt haben; sein unerfahrener Sohn, in der gewöhnlichen Selbstüberschätzung afrikanischer Herrscher, welche in dem Untergang der Zelewskischen Expedition noch eine besondere Anregung empfing, nahm den Kampf um die alten Ansprüche seiner Familie auf, dessen Endergebnis, nachdem Freiherr von Bülow Juni 1892 leider in einem unglücklichen Angriffsgefecht gefallen war, im Sommer 1893 die endgültige Niederlage Melis gewesen ist. Hiermit ist die deutsche Herrschaft an der Südseite des Kilima-Ndjaro erst eigentlich festgestellt worden, und damit dieses Gebiet für deutsche Unternehmungen erschlossen. Heute ist also das politische Verhältnis am Kilima-Ndjaro so, daß die deutsche Vorherrschaft unbestritten ist, unter ihr aber drei Sultanate mit ziemlich gleichem Einfluß sich hervorthun: der durch seine Loyalität gegen Deutschland ausgezeichnete und dadurch zu Ansehen gelangte Mareale von Marangu, der neuerdings gedemütigte und auf das Maß eines Landschaftshäuptlings zurückgedrängte Meli von Moshi und der bereits früher von Wißmann im Bunde mit Mandara geschlagene Sinna von Kiboso. Daneben stehen im Osten noch in mehr oder weniger trotziger Unabhängigkeit die Warombo mkulia da, deren endgültige Unterwerfung einstweilen noch der Zukunft vorbehalten bleiben muß.[1])

Einwohnerzahl. Sehr schwierig ist nun die Frage, wie viel Einwohner dieses so im allgemeinen beschriebene Gebiet hat. Dr. Hans Meyer gibt in seinen „Ostafrikanischen Gletscherfahrten“ (S. 100) eine Aufstellung der Bevölkerungszahlen für die einzelnen Landschaften, welche aber ausschließlich auf Gefühlsschätzung zu beruhen scheint. Dabei gelangt er zur Anzahl von 46000 Bewohnern. Nun ist aber leicht ersichtlich, daß eine solche Schätzung ohne irgend einen objektiven Maßstab thatsächlich vage ist und keinen wissenschaftlichen Wert hat. Man versuche einmal selbst, irgend eine deutsche Landschaft, etwa den Schwarzwald oder den Harz, den man durchreist hat, ohne einen Vergleichungspunkt

[1]) Sie haben neuerdings wiederum Proben ihrer Gesinnung durch die Ermordung Dr. Lents und Kretschmers gegeben.

zu haben, bloß nach dem allgemeinen Eindruck auf ihre Bevölkerungsdichtigkeit abzuschätzen, um zu erkennen, wohin dies führt. Zum wenigsten muß man die Analogie mit einer andern Landschaft, deren Bevölkerungszahl bekannt ist, anwenden können, um auch nur zu einem einigermaßen beachtenswerten Ergebnis zu gelangen. Dr. Brehme glaubt die Meyersche Angabe verbessern zu können, indem er, ebenfalls ganz auf gut Glück, 14000 Köpfe hinzuthut und auf 60000 Bewohner rät. Ohne objektive Unterlage ist jede solche Zahl einfach aus der Luft gegriffen, und Dr. Hans Meyer kehrt das natürliche Verhältnis um, wenn er aus der geschätzten Bevölkerungszahl die Anzahl der am Kilima-Ndjaro befindlichen Hütten herausrechnen will.

Bis eine wirkliche Volkszählung vorliegt, würde ein vorläufig genügendes Abschätzungsverfahren das sein, auf einem bestimmten Raum die Anzahl der Hütten zu zählen und festzustellen, wie viel Bewohner in diesem Raum auf die Hütte durchschnittlich kommen, und das so gewonnene Resultat durch Multiplikation auf den ganzen bewohnten Streifen anzuwenden. Auch dies würde sicherlich nur eine relative Genauigkeit geben, uns aber doch aus dem vagen Gebiet bloßen Hinratens herausbringen.

Bis ein solches Verfahren angewendet werden wird, habe ich versucht, mir ein Urteil über die Bevölkerungsdichtigkeit aus der mir bekannt gewordenen Anzahl der Krieger in den einzelnen Landschaften zu bilden. Dies ist zwar kein völlig zutreffender Maßstab, aber er bietet doch einen gewissen Anhaltspunkt.

Ich gehe von der Thatsache aus, daß in Deutschland mit seinen rund 4½ Millionen kriegspflichtigen Männern immer auf 11 Köpfe der Bevölkerung ein dienstpflichtiger Einwohner kommt; daß man demnach die Anzahl der Dienstpflichtigen mit 11 multiplizieren muß, um ein ungefähres Urteil über die Volkszahl zu gewinnen. In Afrika scheint mir der Prozentsatz der Krieger deshalb ein wenig größer zu sein, weil das Lebensalter der Afrikaner im Durchschnitt geringer ist. Ich lege also meiner Berechnung ein Verhältnis von 1 : 10 zu Grunde.

Nun glaube ich folgende Statistik für die Kriegeranzahl der einzelnen Kilima-Ndjaro-Staaten als sicherlich nicht zu hoch gegriffen aufstellen zu dürfen.

Kriegerzahl der Kilima-Ndjaro-Stämme:

1.	Kimangelia	500
2.	Useri	600
3.	Rombo Mkulia	3000
4.	Rombo Wadschimbe	1000
5.	Muika	300
6.	Msai und Kondeni	250
7.	Mamba	500
8.	Marangu	500
9.	Kilema	500
10.	Kirua	200
11	Moshi und Pokomo	1000
12.	Uru (beide)	400
13.	Kiboso	1000
14.	Naruma ꝛc.	200
15.	Madschame	1000
16.	Shira	500
	Zusammen[1])	11450

Dies führt gemäß meines Maßstabes zu einer Bevölkerungszahl von 114500 Köpfen am Kilima-Ndjaro.

Daneben lebten nach einem Bericht des Kompagnieführers Johannes zu Beginn 1894 26 Europäer am Berg und zwar:

auf der kaiserlichen Station Moschi	7	Deutsche,
auf der kaiserlichen Station Marangu	3	"
auf der wissenschaftlichen Station Marangu	2	"
auf der Leipziger Mission Madschame	4	"
auf der katholischen Mission Kilema	3	" (Elsässer),
auf der katholischen Mission Kiboso	2	" "
in Moshi	1	Grieche (Kaufmann),
in Marangu	1	Engländer (Kolonist m. Frau u. Kindern),
unterhalb Uru am Raufluß	1	Deutscher (Kol.) Gärtner.

Diese Zahl nun gibt im Verhältnis zu den 2400 Quadratkilometern des kulturfähigen Mantels eine Bevölkerungsdichtigkeit von 47,7 auf das Quadratkilometer, während sich für das ganze Berggebiet von 3800 Quadratkilometern eine Bevölkerungsdichtigkeit von rund 30,13 aufs Quadratkilometer ergibt, gegen 86 im deutschen Reich. Zur Erklärung dieser für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlich dichten

[1]) Diese Aufstellung ist ein Ausgleich zwischen meiner Abschätzung und der von Johannes und Volkens, welche dem Nordosten (Kimangelia bis Rombo) 1400 weniger geben.

Bevölkerung dient die außerordentliche Fruchtbarkeit des Berggeländes und die intensive gartenartige Bebauung seines Kulturstreifens.

Denn tüchtige Ackerbauer sind sämtliche Kilima-Ndjaro-Bewohner, mit Ausnahme der Massais im Norden, in erster Linie; und, wie echte Bauern, haben sie die Vorliebe, inmitten ihrer Felder in einzelnen Gehöften zu wohnen. Eigentliche Dorfschaften gibt es nicht. Die Banane ist überall die Grundlage der Ernährung; außerdem werden Hülsenfrüchte, Tomaten, Mais, Zuckerrohr und anderes gebaut. Aber auch die Viehzucht wird nicht vernachlässigt. Rindvieh, Schafe und Ziegen sind hochgeschätzter Besitz, der den eigentlichen Maßstab für die Berechnung des Wohlstandes bildet. Daneben sind sie geschickte Handwerker. Besonders als Eisenarbeiter sind sie weithin berühmt. Lanzen und Messer von Kilima-Ndjaro sind gesuchte Artikel im Handel der umwohnenden Stämme. So führen sie ein angeregtes und verhältnismäßig vielseitiges Leben an ihrem schönen Berge. Beschäftigungen.

Was der Boden hier thatsächlich hervorbringen kann, war ich in der Lage, im Jahre 1891/92 in der von mir angelegten Marangu-Station praktisch zu beweisen. Die Station liegt etwa in 1450 m Höhe über dem Meeresspiegel, und ich verband von vornherein eine umfassende Gartenanlage mit derselben. Außer Papayen und Orangen wurden alle Arten von europäischen Gemüsen ausgesät, und die Ergebnisse dürfen als sehr günstige bezeichnet werden. Alle Arten von Kohlen und Rüben gediehen in prächtiger Güte, Rettiche und Radieschen, Erbsen, Bohnen und Linsen, allerhand Suppenkräuter, Artischocken, Zwiebeln und Tomaten, Kartoffeln, Kohlrabi, alles kam kräftig und von schmackhafter Beschaffenheit. Die Station ist auf dem Buckel eines Bergausläufers angelegt, welcher im Osten vom Unna, im Westen vom Sangeni-Bach bewässert wird. Letzteren hatte ich oberhalb der Station teilweise ableiten lassen und durch die Anlagen geführt, so daß ein sehr einfaches und wenig Zeit beanspruchendes Bewässerungs- und Berieselungssystem hergestellt ward. Wie groß die Triebkraft des Bodens ist, geht vielleicht aus der Thatsache hervor, daß Erbsen, welche Anfang September gepflanzt wurden, Mitte Oktober als Schoten gegessen und zu Weihnachten als reif abgeerntet werden konnten. Ich ließ sie ohne Düngung in dasselbe Feld noch am selben Tage teilweise wieder auspflanzen, und wir konnten Ende Januar von dem Felde Fruchtbarkeit.

bereits wieder Schotensuppe essen. Auf zwei Ernten fürs Jahr darf man überhaupt mit Regelmäßigkeit rechnen, und hieraus geht hervor, eine wie viel dichtere Bevölkerung dieses Landgebiet als ein im übrigen gleich fruchtbarer Landstrich von Europa zu ernähren im stande ist.

Naturgemäß wird sich die etwaige Ansiedelung dieses Gebietes in erster Linie an die vorhandenen Wasserläufe anlehnen, welche neben ihrem Befruchtungswert auch die Kraftmasse für alle möglichen technischen Unternehmungen entfalten.

Ich habe die Landschaften um den Berg herum von Nordosten bis nach Westen hin bereits bei Besprechung der Bevölkerungsdichtigkeit im allgemeinen aufgezählt.

Kilima-Ndjaro-Landschaften.

Kimangelia und Useri im Nordosten tragen in ihren unteren Teilen bereits mehr den Charakter des Hochplateaus. In mäßigem Abfall, als kahles Grasland senken sie sich in die Steppe ab; tief durchrissen von Schluchten, in denen die Regenwasser zur Tiefe stürzen. Aber auch sie tragen in ihren mittleren Teilen den charakteristischen Bananengürtel, unterbrochen durch Mais-, Bohnen- und Batatenfelder, sowie durch Tabak- und Zuckerrohranpflanzungen. Überhaupt machen diese Landschaften keineswegs einen unfruchtbareren Eindruck als der vielgepriesene Süden des Berges. Es entströmen ihnen eine Reihe von Bächen, welche im Ngare Rongai den einen Hauptquellfluß des Tsawo bilden. Der Ngare Rongai ist aber mindestens so wasserreich, wie z. B. der Mkomasi in Süd-Pare, und schon hieraus kann man auf den Feuchtigkeitsgehalt des nordöstlichen Kilima-Ndjaro schließen. Seine beiden Hauptzuflüsse sind der Kimangelia- und Useri-Fluß. Aber auch weiter im Westen erreicht nicht nur der Ngare Rongai selbst die Steppe, um in weitem Bogen seiner Vereinigung mit dem Tsawo zuzufließen, sondern eine Anzahl anderer Bäche kommt bis zum Fuß des Berges herunter, um wenigstens in der feuchteren Zeit bis zum Ngare Rongai zu gelangen, und, wie Höhnel darthut, werden die Nyiri-Sümpfe im Norden durch unterirdische Zuflüsse vom Kilima-Ndjaro her gespeist.

Kimangelia und Useri unterstehen zur Zeit dem Häuptling Matolo.

Rombo Mkulia.

An die Landschaft Useri schließen sich im Süden, den eigentlichen Osten des Kilima-Ndjaro einnehmend, die Sultanate von Rombo Mkulia, eine Reihe von Landschaften, welche sich durch die Breite ihres Kulturgürtels schon für den Beobachter von der Steppe aus hervorthun. An

Useri grenzt das Land Mlatias, Olele genannt. Darauf folgt gegen Süden das mächtige Sultanat von Matshari (ju und tschini), weiter die Landschaften Kitangara und Mbushi, denen sich im Süden Mrele, Keni und Kirua anschließen. Weiter gehören zu Rombo Mkulia die Sultanate von Longoni, Rau und als Grenzland gegen Rombo Wadschimbe am tief eingerissenen Lumi Kerua ju und Kerua tschini.[1]) Der Wohlstand dieser Landschaften ist meiner Ansicht nach ebenso bedeutend wie der von Moshi und Marangu. Die Eingeborenen betreiben nicht nur intensiven Ackerbau, sondern sie besitzen auch einen reichen Viehstand. Sie wohnen inmitten ihrer Bananendickichte in kleinen, mit lebendigen Hecken befestigten Weilern, welche, dicht nebeneinander gelegen, das ganze Berggelände überziehen. Dazwischen liegen die eigentlichen Residenzen der Häuptlinge mit mächtigen, bis zu 3 m dicken und 8 m hohen Cyklopenmauern befestigt. Unter diesen Dörfern haben sie gewaltige Höhlen in den Berg gearbeitet, in der Regel mit 3 Ausgängen, einem unterhalb des befestigten Platzes, dem zweiten von der Innenseite aus und dem dritten oberhalb desselben. Diese Eingänge sind in raffinierter Weise durch Anpflanzungen und Gestrüpp versteckt, so daß der Fremde sie nicht zu erkennen vermag. In sie bringen die Warombo bei Kriegsfällen ihren wertvollsten Besitz, insbesondere Weiber und Kinder, und sie benutzen die Ausgänge auch als eine Art von Ausfallsthor, um auf den ahnungslosen Gegner einzuspringen. So gehört die Kriegsführung in diesem Bergland sicherlich zu den schwierigsten Aufgaben afrikanischer Taktik überhaupt. Denn die Warombo Mkulia zeichnen sich durch Tapferkeit und Todesverachtung aus. Nach Massai-Art völlig nackend und nur mit kleinen Lanzen, sowie mit Messern bewaffnet, welche an den nackten Arm oder die nackte Hüfte gebunden sind, sind sie auf ihrem eigenen Terrain doch sehr gefährliche Gegner. Dabei sind sie abweisend gegen alles Fremde, roh und grausam gegen den Feind. Ihre Frauen sind, ebenfalls nach Massai-Art, mit Ringen und Eisenstücken geschmückt und haben auch die feinen, scharf geschnittenen Gesichtszüge der Massai-Mädchen. Wann dieser Massai-Stamm hier seßhaft geworden ist, läßt sich kaum bestimmen. Jedenfalls muß dies schon vor langer Zeit geschehen sein, da die Thatsache einer solchen Katastrophe sich im Gedächtnis der Kilima-Ndjaro-Bevölkerung nicht mehr erhalten hat. Heute treiben sie neben Bananen-

[1]) Die Namen dieser Landschaften entnehme ich einem Bericht von Johannes.

kultur im großen, auch den Anbau von allerhand anderm Getreide und, wie gesagt, Viehzucht. Daneben liegen sie dem Wildfang und der Jagd ob. Bis weit in die Steppe hinein sind ihre Wildgruben vorgeschoben, und ihre Jagdlagerstellen fand ich meilenweit vom Kilima-Ndjaro am Tsawo.

Der Hauptfluß des Landes ist der Rombo-Fluß, der zweite Quellstrom des Tsawo, der zuerst in schnellem Lauf seiner Vereinigung mit dem Ngare Rongai zueilt, um alsbald in der Steppe auf englischem Gebiet zum großen Rombo-Sumpf zu stagnieren. Aber, wenn andere bedeutende Ströme vom Rombo aus auch die Steppe nicht erreichen, so ist das Land doch reich an Quellen und Wasser, so daß Mangel an Feuchtigkeit seiner intensiveren Ausbeutung durch europäische Technik sicherlich nicht im Wege stehen wird. Dafür spricht schon die heutige dichte Besiedlung, und alle Eingeborenen stimmen überein, daß besonders in den oberen Bergteilen Wasser mehr als genug vorhanden sei.

Tief eingerissen und in malerischer Schlucht braust an der Südgrenze von Rombo Mkulia der Lumi zur Tiefe, der eigentliche Oberlauf des Rufu-Pangani. Er trennt Rombo Mkulia und speziell Kiroa von Rombo Wadshimbe. Rombo Wadshimbe zerfällt ebenfalls in eine Anzahl von Sultanaten, von denen ich das Gebiet Mkinabos, Mku genannt, und das des jetzt verstorbenen Matendera, der Grenze von Muika zu, persönlich besucht habe. Johannes führt von Norden nach Süden die folgenden auf: Uschiri, Mku (Kinabos), Tschimbi, Keni, Kasseni, Mengul, Mriti. Die Namen der einzelnen Häuptlinge zu all diesen Landschaften anzuführen, ist für den Zweck dieser Arbeit unnötig. Diese einzelnen Sultanate sind an Flächenraum zum Teil nicht geringer, als Moshi und die Staaten des Südens, und man ersieht demnach schon aus dieser Aufzählung, wie unrichtig es sein würde, das ganze Rombo, wie Meyer thut, als ein kleines Ländchen neben den übrigen Staaten aufzuführen. Der allgemeine Eindruck dieses Gebietes ist derselbe, wie der der nördlichen Landschaften, und, wenn auch ein eigentlicher ständiger Fluß die Ebene von Rombo Wadshimbe aus nicht erreicht, so ist das ganze Land doch ebenfalls durch Berieselung genügend bewässert und trägt infolgedessen denselben behäbigen Charakter. Die Warombo Wadshimbe haben sich der deutschen Herrschaft von vornherein sympathisch gegenübergestellt, und insbesondere

Rombo Wadshimbe.

war Mkinabo mein guter Freund und auch Bundesgenosse gegen Rombo Mkulia.

Das ganze Rombo-Land wird gekennzeichnet durch eine Reihe dem Berg parallel laufender Hügel, welche scheinbar durch die Verschiebung der Erdschicht bei der Eruption des Mawensi, um welchen sie gelagert sind, entstanden. Auf und an diesen Hügeln, malerisch die weiten Steppen überragend, liegen Dörfer der Eingeborenen, und an ihnen entlang schlingt sich in kühnen Windungen der Weg immer der unteren Kulturgrenze entlang. Das Panorama, welches man beim Marsch auf diesen Wegen gegen Osten und Nordosten hin hat, ist unbeschreiblich großartig. Wie aus der Vogelperspektive blickt man auf die graubraune Steppe hinab, auf welcher die schroffen Erhebungen von Taita und Ukamba aufgelagert sind. Es ist, als ob man ein gewaltiges Wandelpanorama an sich vorüberziehen sehe.

Wie eine Kette von pfeilerartigen Kuppen oder abgestumpften Kegeln, springen gegen Südosten, weit über die eigentliche Peripherie des Berges hinausragend, die Wadshimbe-Hügel in die Steppe ab. Sie trennen Rombo wiederum von Djagga-Land. Der Weg zieht sich etwa eine Stunde lang durch Buschland hindurch, und wir erreichen die Residenz Bararia's von Muika, die erste kleine Landschaft eines breiten, äußerst üppigen Geländes, welches den Südosten des Berges einnimmt und durch einen weiten, vor Moshi in die Steppe vorspringenden Hügelausläufer, die sog. Lasso-Berge, von den eigentlichen Südstaaten abgetrennt ist. Da wo die Wadshimbe-Hügel in einem stumpfen Abfall über dem Lumi-Fluß enden, ist der kleine Kratersee Tshala eingesenkt, welcher süßes Wasser besitzt und als Grenzmarke von Interesse ist, da die deutsch-englische Grenze ihn in zwei Hälften zerschneidet. Er ist eine landschaftliche Seltsamkeit und in der umliegenden dürren Steppe auch von großer malerischer Wirkung; aber von keiner wesentlichen wirtschaftlichen Bedeutung. Tshala-See.

Das westlich vor den Wadshimbe-Hügeln gelegene breite Gelände wird ausgefüllt durch die Landschaften Muika, Kondeni, Msai, Mamba, Marangu und Kilema, und etwa in ihrem Mittelpunkt in beherrschender Stellung liegt die von mir begründete Marangu-Station, einige hundert Fuß über der Residenz des intelligenten und vornehmen Häuptlings Mareale, des aufrichtigsten und loyalsten Anhängers unserer Herrschaft Südosten.

am Berge. Dieses ganze Gebiet ist außerordentlich gut bewässert. Der Muika-Bach im Osten ist zwar nur klein und erreicht den Pangani nicht; aber weiter gegen Westen bilden Habari, Unna, Sangeni, Manjunga, Rua, Ngona mit einer Reihe anderer den Himo, welcher als wirklicher Steppenstrom den Rusu im Westen des Nashornberges von Ugueno erreicht. In mächtigen, durch die abfließenden Lavaströme gebildeten Bergausläufern senkt sich breit und allmählich das Gelände in die Steppe ab, und in allen durch diese Hügelrücken gebildeten Längsthälern ergießt sich das kühle, feuchte Element zur Tiefe. In Kilema am Himo, etwa 1 Stunde von der deutschen Station, hat die katholische Mission vom Heiligen Geist eine blühende Niederlassung begründet und ebenfalls sehr gute Resultate ackerbaulicher Art erzielt. Oberhalb der kaiserlichen Station befindet sich seit etwa 1½ Jahren eine wissenschaftliche Beobachtungsstation, auf welcher Dr. Volkens und Dr. Lent schon sehr wertvolles Material für die Kenntnis des Kilima-Ndjaro gesammelt haben. Wenn irgendwo, so bietet dieser Teil des Kilima-Ndjaro, welcher ja auch der der Küste nächstliegende ist, die günstigsten Vorbedingungen für den Beginn einer europäischen Besiedelung. Land ist einstweilen immer noch für billigen Preis zu haben, und insbesondere Mareale wird alles thun, um eine deutsche Ansiedlung zu fördern.

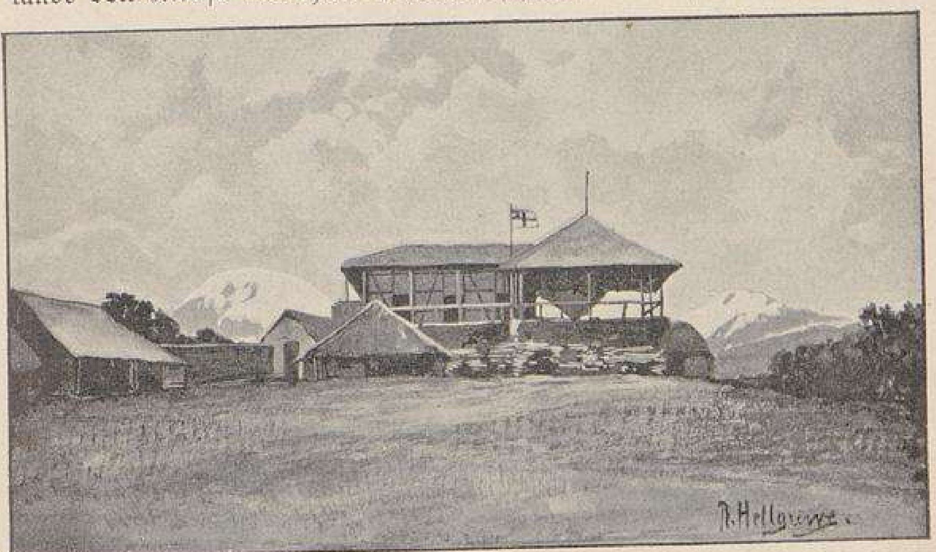
Jenseits der Lasso-Berge, hochplateauartig gelegen, kommen wir in die Landschaft Kirua, welche durch den Mue-Bach entwässert wird. Derselbe erreicht als Mabungo die Ebene und weiter unten nach Aufnahme des Kirerema als Dehu-Fluß den Pangani.

Moshi. Von Kirua aus führt der obere Waldweg[1]) durch hochstämmigen Laubwald und durch Farren- und Moosbestände durch Pokomo und Tela in die Landschaft Moshi, welche in der politischen Geschichte des Kilima-Ndjaro so oft genannt ist. Es gab eine Zeit, wo ihr Sultan Mandara von der Herrschaft über den ganzen Kilima-Ndjaro, ja die umliegenden Gebiete träumen konnte. Das Land selbst zeichnet sich in nichts vor den übrigen Gebieten aus, ja, es steht dem eben betrachteten Südosten, was Bewässerung und Breite des Geländes anbetrifft,

[1]) Der obere Weg, welcher sich in 2400 bis 2600 m Höhe um den ganzen bewohnten Teil des Berges zieht, bildet die zweite Verbindung der einzelnen Staaten untereinander.

entschieden nach. Seine Abhänge sind steil und schluchtenreich und für europäische Ansiedlung und Kultur demnach weniger geeignet, als z. B. Marangu. Der Moshi-Bach erreicht nur in der feuchteren Jahreszeit den Raufluß und Rufu. Hier in Moshi befindet sich die zweite deutsche Station des Kilima-Ndjaro und außerdem eine Niederlassung der Leipziger Missionsgesellschaft.

Auf steilem Pfad gelangen wir von hier aus gegen Westen hin in die Kibo-Landschaften. Durch Uru zu und tschini in das breite Gelände von Kiboso mit ihren Unterlandschaften von Osten nach Westen: Kibo-Landschaften.



Station Moshi.
Nach einer Photographie des Kompagnieführers Johannes.

Möcka, Kombo und Kindi. Während Uru den eben erwähnten Raufluß zum Pangani entsendet, wird Kiboso vom Ngombere entwässert, welcher mit seinen westlichen Zuströmen, besonders dem Weri-Weri, den zweiten großen Quellarm des Pangani bildet. In Kiboso herrscht der junge und intelligente Sinna, der ehemalige Konkurrent Mandaras, jetzt, nach seiner Niederlage, ein treuer Anhänger der deutschen Herrschaft. Hier hat neuerdings die Katholische Mission, von Kilema aus, eine Zweigniederlassung begründet.

Über Naruma gelangen wir in westlicher Richtung zu der ebenfalls weiten und fruchtbaren Landschaft Madshame, welche, wie wir sahen, um die Mitte dieses Jahrhunderts die politische Führung am

9*

Kilima-Ndjaro hatte. Diese Landschaft ist das Quellgebiet des Weri-Weri-Flusses, welcher sich nach Aufnahme der Märu-Gewässer und einiger westlicher Zuflüsse als Ronga unterhalb Arusha wa shini in den Rufu ergießt. Im Madschame hat die Leipziger Mission ihre Hauptniederlassung.

Der Südwesten des Berges behält bis zur Shira-Kette denselben Charakter bei. Er wird ausgefüllt durch die Landschaft Kibonoto, oder das eigentliche Shira, welche an Bewässerung und Fruchtbarkeit zu den schönsten des Berges gehört.

Landschafts-Charakter.

Es wird schwer sein, durch eine Schilderung für den Leser ein anschauliches Bild von der ganzen Eigenart dieses Berggeländes zu geben. Wie bei Usambara, aber in viel großartigerer Weise beruht die Wirkung vornehmlich auf dem Kontrast von hoch und niedrig. Aus der heißen und trockenen Steppe führt der Weg in langsamer Steigung durch immer dichter werdenden Buschwald, welcher streckenweise durch wirklichen Urwald abgelöst wird. Immer mächtiger werden die riesigen Baumstämme, immer verschlungener das Gestrüpp, immer knorriger die Wurzeln, welche sich über den Pfad winden. Der Schatten wird tiefer und kühler und erquickender die Luft. Bald hat der Fuß eine Bachrinne zu überschreiten; wir versuchen das Naß, es ist köstlich kühl und erfrischend. Mehr und mehr rieselt Wasser zu beiden Seiten. Da beginnt der Weg sich durch lebendige Hecken zu winden, welche Mais- oder Bohnenfelder der Eingeborenen einfassen, und bald nimmt der eigentliche Bananenwald uns auf, in welchem die Hütten der Eingeborenen, bald einzeln, bald in kleinen durch Zäune oder Hecken eingefaßten Gehöften verstreut liegen.

So gelangen wir zur Höhe bis über 1400 m, wo die deutschen Stationen liegen, auf freiem Bergvorsprung. Rechts und links, über uns und unter uns, reihenweise, streifenweise die Felder der Eingeborenen. An beiden Seiten rieselnde Wasser, deren Brausen und Rauschen, besonders am Abend, dem Getöse eines dahinbrausenden Eisenbahnzuges gleicht. Und vor uns, über den dunkelgrünen Saum des unteren Waldes hin, der Blick auf Ugueno mit dem blinkenden Streifen des Djipe-Sees davor, oder von Moshi aus auf die Riesenpyramide des Märu-Berges. Über uns aber, hinter grünem Gelände und dunkelem Laubwald in strahlender Reinheit, wie eine Wohnung der

Seligen, die Eis- und Schneefelder des Kibo oder die Schneerillen des Mawensi.

Besonders großartig wirkt der Blick auf die Steppe bei untergehender Sonne von der Marangu-Station aus. Über uns leuchtet der Kibo in wirklichem Alpenglühen, und der westliche Himmel verklärt sich in jenen unmöglichen Farben, welche sich ebensowenig beschreiben als malen lassen. Vor uns, gerade gegenüber, scharf abgegrenzt von der lichtvollen Steppe der tiefschwarze Schatten des Ugueno-Abfalls, wie ein halbeingestürzter Riesenkrater. Darüber hinaus rechts schweift der Blick über die rotbraunen Steppen, welche mit grotesken Gneiskegeln besetzt sind, bis zu den schroffen Bergabhängen von Nguru hin. Links erglänzt der Djipe im Scheine der sinkenden Sonne, und dahinter heben sich die nördlichen Bergköpfe von Pare kwa mdimu und Süd-Pare ab. Bis in die Unendlichkeit hinein scheinen sich die Fernen aufzuthun. Um uns, aus dem Dunkel des Waldes, lassen sich die Stimmen der Vogelwelt vernehmen. Da schlägt die Drossel, und die Schwalbe streicht in kühnen Windungen. Zu dem Konzert aber gibt den Grundton der rauschende Unna oder das Plätschern des abgeleiteten Sangeni-Baches.

Die Sonne verglüht, und wir ziehen uns alsbald fröstelnd ins Innere des Hauses zurück, welches durch ein behagliches Ofenfeuer erwärmt wird. Die Nacht bricht herein, und nur aus der weiten Steppe von unten leuchtet, dämonisch-urweltlich, die sprühende Linie eines Steppenbrandes, langsam, sehr langsam an uns vorüberziehend. Oder im Osten erhebt sich in strahlender Schärfe und Helligkeit, ein Bild des Friedens und der Ruhe, der Mond, die Landschaft in neuem, geheimnisvollem Reiz verklärend. Wir wenden uns um, und da liegt im bleichen Mondesglanz eine ruhende Fläche über uns, der Schnee des Kibo, ein echter Geisterberg, wie eine dämonische Gespenstererscheinung aus dem Bereich des Übersinnlichen in diese irdische Welt hineinragend.

Dies ist der Kilima-Ndjaro, die Perle und der Stolz unseres ostafrikanischen Besitzes. Wohl werden noch Jahrzehnte vergehen, bevor seine eigenartige Schönheit weiteren Kreisen zugänglich werden wird. Erst muß die Eisenbahnschiene ihn mit der Küste verbunden haben, erreichbar in sechs- bis siebenstündiger Fahrt. Erst dann auch werden wir ernstlich dem Plan einer deutschen Besiedelung des Berges näher treten können. Wenn aber einstmals deutsche Bewohner in größerer Anzahl

um ihn wohnen, dann wird er die mächtige Felsenburg der deutschen Herrschaft für die umliegenden Steppenländer sein, und von ihm aus wird der belebende Unternehmungsgeist der indo-germanischen Rasse befruchtend und anregend auch die Nachbargebiete mehr und mehr durchdringen. So wird der Kilima-Ndjaro in der That zu einem der wesentlichsten Ausgangspunkte für die wirtschaftliche Einverleibung Ostafrikas in den Weltverkehr werden.

Umliegende Steppe. Die umliegende Landschaft ist heute bis auf einzelne Oasen thatsächlich völlig unbewohnt. Sie ist reine Steppe, welche in ihren westlichen Teilen stellenweise geradezu den Charakter der Wüste annimmt. Der Gegensatz dieser Steppe gegen die feuchten und kühlen Kilima-Ndjaro-Landschaften mit ihrem Bananendickicht und ihren Regenwäldern ist ein außerordentlicher. Aber als Jagdgebiet steht sie noch immer unübertroffen da. Hier bewegt sich dasselbe vielgestaltige Tierleben, wie am Djipe-See, und der europäische Jäger findet geradezu ideale Verhältnisse, insofern er sein Hauptquartier an einem kühlen, gesunden Ort des Kilima-Ndjaro machen kann, um von hier aus in mehr oder weniger ausgedehnten Ausflügen dem Jagdsport nachzugehen.

Nur an den Rändern der Flüsse entwickelt sich ein intensiverer Pflanzenwuchs, und die vielen Zuströme zum Pangani sind demnach auch deutlich als dunkelgrüne Baumstreifen von der grauen umliegenden Buschsteppe abgehoben. An drei Stellen haben sie durch Gabelungen reiche Alluvialgebiete gebildet, welche, als üppige Waldoasen, Kulturländer in der unbewohnten Savanne bilden. Es sind dies Taweta am Lumi, Kahe am Dehu und Arusha wa shini am Ronga-Fluß. Nur die beiden letzteren gehören der deutschen Interessensphäre an und demnach in den Bereich dieser Betrachtung.

Kahe. Kahe liegt genau im Süden von Moshi, von wo es in etwa sechsstündigem Marsch zu erreichen ist. Der Dehu gabelt sich in eine Reihe von Armen und bildet ein Schwemmland, welches den Untergrund für hohen frischen Laubwald und Ackerkulturen aller Art bietet. Der Reisende, welcher aus der glühenden Steppe in diese schattigen Gebiete einmarschiert, atmet entzückt die kühle Waldluft ein und läßt sich die gute und reichliche Kost munden: Bananen, Mais, Bohnen, mit schönem Honig und Zuckerrohr-Pombe. Das Lager wird unter luftigen Bäumen aufgeschlagen, und die Eingeborenen, deren es an 800 geben mag, sind

zuvorkommend und freundlich. Die Oase mag eine Quadratmeile umfassen und ist als Karawanenplatz gegenüber dem englischen Taweta nicht ohne Bedeutung. Wir hielten aus diesem Grunde im Jahr 1891/92 einen kleinen Militärposten dort.

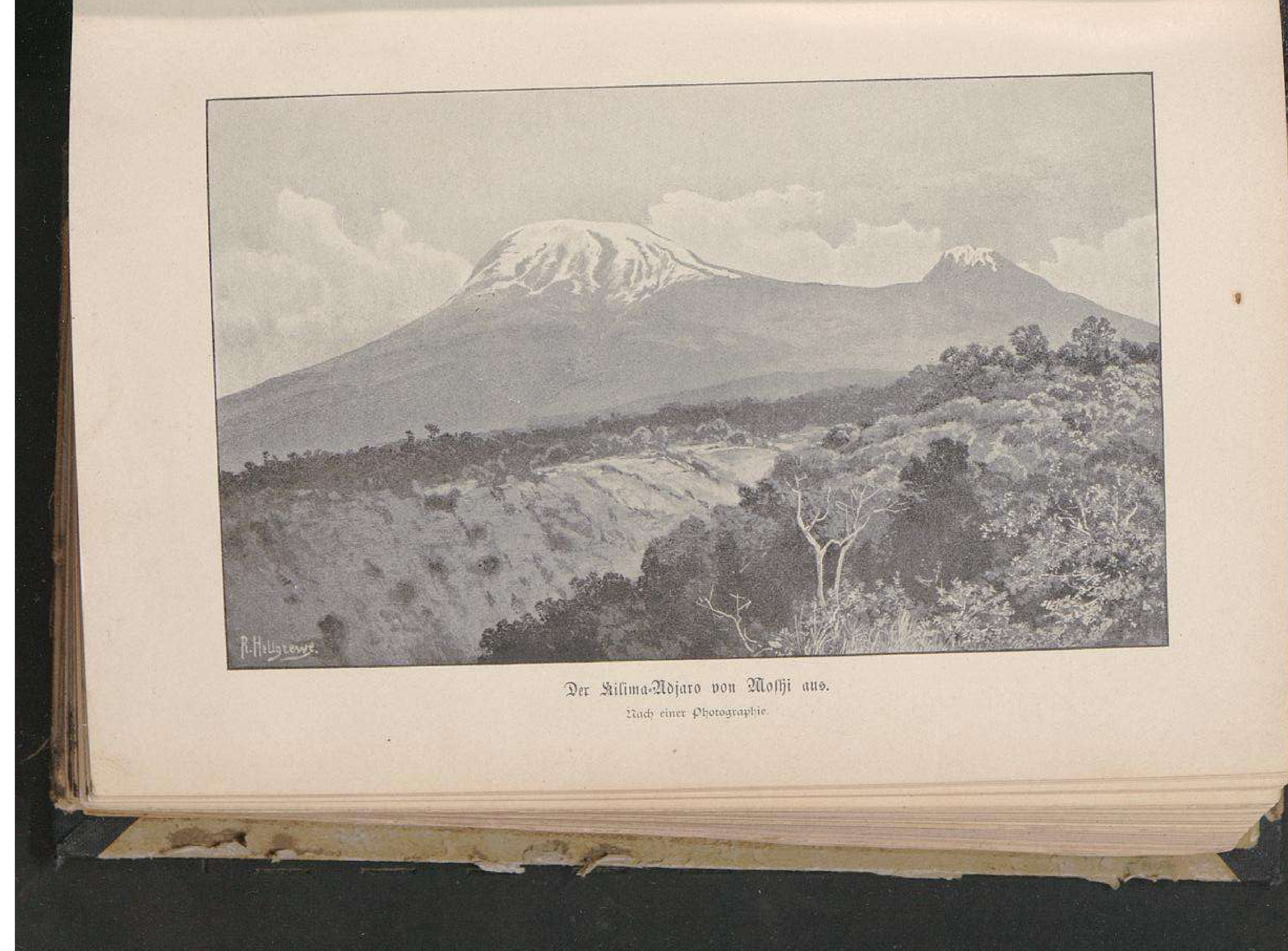
Ganz ähnliche Verhältnisse als Kahe bietet Arusha wa shini oder Unter-Arusha, aus Alluvium des Ronga-Flusses gebildet. Es liegt einen kleinen Tagemarsch südwestlich von Kahe und wird auf etwa 1000 Einwohner geschätzt. Als Handelsplatz ist es wichtiger als Kahe, da die direkte Karawanenstraße von der Küste in die Massai-Länder über diese Landschaft führt. Hier ließ ich demnach im Jahr 1886 die erste Station der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft für diese Gegenden anlegen, und hernach ist dieselbe, wenn auch mit einzelnen Unterbrechungen, durch einen ständigen kleinen Militärposten besetzt gewesen. Ein solcher war schon nötig, um die Eingeborenen, welche sich der deutschen Herrschaft angeschlossen hatten, gegen die Plünderungszüge der umwohnenden Massais zu schützen. Das Klima von Arusha ist trockener als das von Kahe, und das Land für seine Befeuchtung vornehmlich auf die Flußüberschwemmungen angewiesen. Nichtsdestoweniger findet sich auch hier hochstämmiger Wald und schöne Bananenkultur. Mehr noch als Kahe ist es ein Lagerplatz für Karawanen, von denen man fast das ganze Jahr hindurch eine oder die andere findet, welche von hier aus Elfenbeinhandel betreibt. Die Eingeborenen sind mit den Wakahe, Wataweta und Wagueno stammverwandt und stellen eine Blutsmischung von Bantu und Massais dar. Arusha wa shini.

Westlich von Arusha, in etwa nordsüdlicher Richtung, ziehen sich die schön geschwungenen Litema-Berge hin, welche bis über 1700 m ansteigen und den Randabfall der dahinter liegenden, höher gelegenen Sogonoi-Massai-Steppe zur Pangani-Niederung darstellen. Das ganze Gebirge ist ziemlich wasserlos und demnach öde und unbewohnt, birgt aber ebenfalls wie die Steppe ein reiches Tierleben.

Der Pangani strömt von Arusha aus in weitem Bogen gegen Süden durch trockene, unbewohnte Steppe, welche, als Gegenstück zur Umba-Steppe, den Inselrand von Pare und Usambara im Westen begleitet. Der Fluß ist auf dieser Strecke ruhig und tief und mit kleinen Booten befahrbar. Der uns leider kürzlich entrissene Dr. Lent hat ihn auf seine Wassermenge und Gefällsverhältnisse untersucht und kommt zu Oberer Pangani.

dem Schluß, daß die 168 km lange Strecke, von der Ronga-Mündung bis Buiko, gegenüber der Nordwestecke von Usambara, einer mit mäßig großen Booten, bezichentlich Flußdampfern betriebenen Schiffahrt keine Schwierigkeiten entgegenstellt. Von Buiko bis Tschogwe ist das Gefälle zu stark für Flußschiffahrt (etwa 160 km). Indes liegt auf der Hand, von welcher praktischen Bedeutung es sein wird, den Marsch zum Kilima-Ndjaro auch nur durch die etwa 2 tägige Flußschiffahrt von Buiko zur Ronga-Mündung abzukürzen. Dies bedeutet für die Verbindung mit dem Kilima-Ndjaro eine Ersparnis von etwa einer Woche. Ich glaube auch, daß sein unmittelbares Alluvialgebiet manche für Ackerbauzwecke durchaus geeignete Plätze bieten würde. Wenn die ackerbautreibenden Bantu-Stämme sich dieselben bislang nicht nutzbar gemacht haben, so geschah dies aus Furcht vor den benachbarten Massais und nicht, weil sie den Boden für ungeeignet erachtet hätten. Fast überall deutet hochstämmiger Laubwald auf fruchtbaren Untergrund, und ich möchte annehmen, daß der Pangani dem mittleren Tana an Güte kaum nachstehen dürfte. Dazu würde die umliegende Steppe für Vieh- und Straußenzucht immerhin noch Gelegenheit bieten für Ansiedelungen, welche sich freilich an den Fluß anlehnen müßten. Der Betrieb würde vornehmlich mit farbigen Kräften gehandhabt werden müssen, da das Klima für einen ständigen Aufenthalt von Europäern nicht gesund genug ist.

Zwischen Pangani und dem östlichen Bergland von Pare und Usambara sind in der ganzen nordsüdlichen Ausdehnung einzelne Bergkegel oder ganze Höhengruppen aufgesetzt. Nord-Pare wird nur von einzelnen Bergkuppen begleitet, welche zwar sehr dazu beitragen, den malerischen Charakter der Landschaft zu erhöhen, wirtschaftliche Bedeutung jedoch nicht besitzen. Süd-Pare wird an seinem Westabhang von zwei parallelen Höhenzügen umrahmt, den Kwa Nduji-Bergen und dem Masimani mit seiner südlichen Fortsetzung, den Lasiti-Bergen, weiter westlich gegenüber dem Pangani. Auch sie sind unbewohnt. Eine Bevölkerung vermag nur das in dem Knie zwischen dem Mkomasi und Pangani, gegenüber Masinde gelegene Mafi-Gebirge zu ernähren, wo sich denn auch eine Wasambara-Kolonie von etwa 500 Seelen angesiedelt hat. Unweit der Mafi-Berge bei Mkaramo am Pangani befand sich zeitweilig eine Station der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, da hier eine Straße von der Küste zum Kilima-Ndjaro vorüber-



Der Kilima-Ndjaro von Moschi aus.

Nach einer Photographie.

führt, welche das Gebiet des unzuverlässigen Simbodja von Masinde vermied.

Die Landschaften westlich vom Pangani, umgrenzt von den Kulturgebieten Usambaras, Ngurus und Useguhas, sind reine Massai-Steppen. Hier hausen von Norden nach Süden die Sogonoi-Massais, deren Hauptquartier die Sogonoi-Berge westlich von Klein-Arusha sind, die Kibaja-Massais um den kleinen Kinjarok-See und die Bukoi-Massais, welche den südlichen Teil der Steppe im Norden von Useguha durchstreifen. Sie führten früher ein viehtreibendes Nomadenleben und waren als freche Räuber der Schrecken der umliegenden Ackerbaulandschaften. In der trockenen Zeit waren sie zum Trinken auf den Pangani angewiesen. Nachdem die Viehseuche ihnen ihre Subsistenzmittel geraubt hat, führen sie wie ihre stolzeren und kühneren Brüder im Norden und Westen ein elendes Bettler- und Kleindiebsdasein. Baumann berechnete ihre Anzahl früher auf 2500. Johannes, welcher viel mehr Gelegenheit hatte, diese Verhältnisse kennen zu lernen, gibt die als Kopfzahl der Massais in dieser Gegend 6000 an. Sie haben in den letzten Jahren außerordentlich unter der Rinderpest zu leiden gehabt. Durch diese Viehseuche, welche sie ihrer Subsistenzmittel beraubte, sind sie von ihrer früher so gefürchteten Machtstellung herabgeworfen und werden dieselbe gegenüber der deutschen Herrschaft auch niemals wieder gewinnen. Ich glaube, daß diese Familien dem Untergang, beziehentlich der Aufsaugung durch andere Stämme verfallen sind, und damit ist ein wesentliches Hindernis für den gedeihlichen Aufschwung der Ackerbaustämme beseitigt.

Die von ihnen bewohnten Steppen, welche wir im Gegensatz zur Umba- als Pangani-Steppe bezeichnen wollen, umfassen etwa 480 Quadrat-Meilen oder 26 500 Quadratkilometer.

Zum Flußgebiete des Pangani gehört schließlich noch das Märu-Gebiet im Südwesten des Kilima-Ndjaro, mit dessen Betrachtung wir unsern Rundgang durch die oceanische Abdachung des Nordens beschließen wollen. Der Märu ist ein sehr alter, vulkanischer Kegel, wie der Kilima-Ndjaro; in seiner Verwitterung aber nach Höhnel bereits erheblich weiter vorgeschritten als dieser. „Die Berghänge sind bereits vollkommen von ihrer Aschendecke entblößt, und, was sich uns heute vom Vulkan Märu darstellt, ist nur mehr das feste Gerüst der Märu-Gebiet.

einstmals gerundeten Form.“ (Höhnel, Peterm. Mitteil., Ergänz.-Bd. XXI Nr. 99 S. 5.)

Der Märu ist nach Dr. O. Kersten 4462 m hoch, und sein Gipfel 70 km vom Kibo entfernt. Mit dem Südwestfuß des Kilima-Ndjaro ist er durch einen niedrigen Sattelrücken verbunden. Der Märu reicht demnach in die Region des ewigen Schnees nicht hinauf, obwohl er hin und wieder in der kühleren Zeit eine Schneedecke trägt. Wie der Kilima-Ndjaro ist er von einer Reihe von Schmarotzerkratern an seiner Peripherie umgeben, von denen der kleine Kratersee Balbal an seinem Südfuß das Gegenstück zum Tshala-See bildet. Die Peripherie des Berges umfaßt etwa 125 km oder 17 Meilen, und sein Flächenumfang rund 1250 Quadratkilometer oder 22 Quadratmeilen.

Ähnlich wie der Kilima-Ndjaro fängt auch der Märu vornehmlich mit seinem Süd- und Ostabhang die Feuchtigkeit der Seewinde auf und ist demnach an dieser Seite feuchter, als in seinen übrigen Teilen. Von hier entsendet er eine Reihe von Bächen in die Tiefe, welche sich in der Steppe zum Magsuru vereinigen. Der Magsuru nimmt nach seiner Vereinigung mit dem aus Westen kommenden Schamburaj den Namen Daryama an und fließt als solcher nördlich von dem Tshatshame-Berge, parallel, dem vom Kilima-Ndjaro entspringenden Weri-Weri zu, mit welchem er als Ronga unterhalb Arusha wa shini in den Pangani einmündet.

Die Wamäru gehören nach Höhnel zur selben Rasse wie die Wadjagga und bewohnen unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie diese den Südabhang des Berges. Höhnel schätzt ihre Anzahl auf 1500. Auch sie wohnen nicht in geschlossenen Hütten, sondern verstreut über ihre Bananenanpflanzungen. Sie stehen in gewisser Abhängigkeit von der Wakuafi-Ansiedelung Groß- oder Ober-Arusha (Arusha wa dju) im Süden des Berges.

Arusha wa dju. Das Klima ist hier kühl und angenehm, und das ganze Gebiet im Süden des Berges ist nach Fischer stark bewaldet mit vorherrschend gelbrindigen Akazienbäumen. „Die Wasserläufe sind mit diesem Buschwerk eingefaßt, und freie Grasplätze liegen in großer Anzahl zerstreut in der Waldung.“ Die Bevölkerung von Groß-Arusha ist eine Mischung von Wakuafi und Klein-Arushanern, welche innerhalb Menschengedenken hier eingewandert sind. Die Bevölkerung wird auf 8—9000 Menschen

geschätzt, ist kriegerisch und wegen ihrer Beutezüge am Kilima-Ndjaro, ja bis nach Kisiwani und Ukamba hin sehr gefürchtet. Der deutschen Herrschaft hat sie sich erst nach der Niederlage Moshis unterworfen.

In den letzten Jahren war Ober-Arusha, welches früher einen besuchten Karawanenmittelpunkt darstellte, auch wiederholt den Suahelikarawanen von der Küste verschlossen. Jetzt hat Kompagnieführer Johannes, welcher den Platz mit einer starken Expedition besuchte, geordnete Verhältnisse eingeführt. Die Eingeborenen betreiben Ackerbau, Viehzucht und Jagd; daneben verstehen sie, wie die Wagueno und Wadjagga die Kunst der Eisenbearbeitung.

Damit haben wir die Beschreibung der nördlichen Abdachung zu Ende gebracht. Wenn wir dieselbe zusammenfassend noch einmal überschauen, so finden wir, daß sie alles in allem 780 Quadratmeilen Steppe mit 215 Quadratmeilen Hochland umfaßt. Es ist demnach das Verhältnis von Steppe zu Gebirgsland etwa wie 11 : 36 oder nicht ganz 1 : 3. Auf diesem Raume wohnen nach unserer Berechnung rund 160 000 Menschen. Von diesen Gebieten kann für die wirtschaftliche Erschließung im wesentlichen zunächst nur das Gebirgsland in Frage kommen; aber wir haben gesehen, daß dieses dem an Plantagenbau und teilweise auch deutsche Besiedlung zu stellenden Anforderungen fast durchweg entspricht und in einzelnen Teilen sogar sich zur Güte allerersten Ranges erhebt. Es war demnach nicht unberechtigt, wenn die wirtschaftliche Erschließung des ostafrikanischen Schutzgebietes hier eingesetzt hat. Ein Eisenbahnbau, welcher sich an das Gebirgsland anschließt, wird die nötige Vorbedingung auch für die Besiedelung dieser Landstriche bieten. Schlußurteil.

---

3. Die nördlichen Grabengebiete.

Wir haben jetzt einen Teil des Schutzgebietes zu beschreiben, welcher als eine der wenigst wertvollen Landflächen Deutsch-Ostafrikas bezeichnet werden muß. Ein Gebiet, das in seiner Hauptmasse mehr oder weniger trockene Savanne darstellt, in welcher nur auf hydrographisch begünstigten Strecken Kulturgebiete aufgelagert sind. Es ist das weite Land, welches

von der Länge des Kilima-Ndjaro bis zum Flußgebiet des Victoriasees und von der deutsch-englischen Grenze bis zum Norden von Ugogo und zum Nordosten von Uyansi und Itura reicht und einen Flächen-

Umfang. raum von rund 2000 Quadratmeilen oder 112 000 Quadratkilometern umfaßt. Ganz abflußlos, wie man behauptet, scheint dieser Landstrich zwar nicht zu sein, da er durch den Bubu-Fluß Wasser zum Rufiyi und Indischen Ocean zu entsenden scheint. Aber in seinem wesentlichen Hauptteil wird er doch durch abflußlose Seen gekennzeichnet: Natronsee, Manyara, Eiasi und mehrere kleinere. Zum Eiasi-System gehört das Stromgebiet des Wembere, und durch dieses reicht der in Frage stehende Teil unserer Beschreibung bis an die östlichen Landschaften von Unjamwesi heran.

Die Darstellung dieses Gebietes muß sich im wesentlichen auf die Beschreibungen Baumanns, Fischers und Stuhlmanns stützen und kann eigene Anschauung nur für die westlicheren Teile: Wembere-Steppe, Iramba, Ussuri und die Steppen im Süden heranziehen.

Als Ganzes angesehen, läßt sich dieses Gebiet kurz so kennzeichnen, daß seine Osthälfte von 37½ bis etwa 36° ö. L. reine Massai-Steppe darstellt, daß dann in nordsüdlicher Richtung das Störungsgebiet des großen Grabens mit einer Reihe von abflußlosen Seen und oasenartigen Kulturländern folgt, und daß der westliche Teil, welcher bis an Usukuma heranreicht, im Norden wiederum Massai-Steppe bildet, die gegen Süden zu als Ostrand des Wembere-Grabens zur Bildung einzelner Ackerbau plateaus führt, um im Wembere-Graben selbst und in seiner südlichen Fortsetzung gegen Ugogo hin reine Salz- oder Buschsteppe darzustellen.

Kilima-Ndjaro-Graben. Vom Kilima-Ndjaro in südlicher Richtung, genau auf den Kopf von Nord-Nguru zu, erstreckt sich nach Baumann der sogenannte „Kilima-Ndjaro-Graben“, welcher teilweise vom oberen Pangani durchflossen, und dessen westlicher Rand vom Litema-Gebirge und seinen südlichen Ausläufern gebildet wird. Der Sohle dieses Grabens gehört vermutlich der schon erwähnte Kiniarok-See, das Centrum der Kibaya Massais, an. Der Graben zieht sich etwa unter 37°/30—25′ ö. L. von Nord nach Süd.

Massai-Steppe. Zwischen ihm und dem Ostrand des großen afrikanischen Grabens, welcher etwa dem 36. Grad ö. L. folgt, dehnt sich von der englischen Grenze im Norden bis zu den Ausläufern der Kulturländer von Nguru,

Usagara und Ugogo im Süden hin ununterbrochen die Massai-Steppe aus.

Hier hausen am Ostrand im Norden die schon erwähnten Ssogonoi-, im Süden die Kibaya-Massais; aber auch das ganze übrige Gebiet war früher Weideterrain nomadisierender Massai-Stämme. Die Massais in ihrer ethnographischen Eigenart sind oft beschrieben worden. Es wird genügen, hier daran zu erinnern, daß sie hamitischer Abstammung mit nilotischer Sprache sind. Sie bewohnen die Steppen zwischen 7° n. Br. und 6° s. Br. und waren früher als Viehdiebe und kühne Räuber über ganz Ostafrika gefürchtet. Thatsächlich hoben sie sich durch Kühnheit und kriegerischen Sinn vor den umwohnenden ackerbautreibenden Bantu-Stämmen sehr vorteilhaft hervor, und diese erkannten sie auch allgemein als eine überlegene Rasse an. Der Massai in seinem kühlen, echt aristokratischen Stolz, mit seiner schlanken, elastischen Erscheinung, seiner scharf geschnittenen, trotzigen Physiognomie, war thatsächlich die adeligste Erscheinung des mittleren Afrika, und man könnte es fast wehmütig beklagen, daß die Jahre lang wütende Rinderpest ihn der Grundlagen seiner Existenz beraubt,

Massais.



Massai-Typus

ja, diese Rasse geradezu vernichtet hat. Denn eine Nation mit so eigenartig entwickelten Lebensverhältnissen und Charaktereigentümlichkeiten, wie die Massais, besitzt schwerlich die Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzuschmiegen, und ist demnach dem Untergang geweiht. Es war kläglich zu sehen, wie schon im Jahre 1891 in den Kilima-Ndjaro-Ländern diese stolzen Söhne der Steppe gezwungen waren, ihre Kinder den von ihnen verachteten Bantus als Sklaven zu verkaufen, um ihr Leben zu fristen oder bei ihnen betteln zu gehen, und die neueren Reisenden berichten, wie verheerend die Hungerseuche unter ihnen über das ganze Gebiet hin aufgeräumt hat, und welchem entsetzlichen Elend sie verfallen sind. Als ich ihnen in den Jahren 1889 und 1890 weiter im Norden als erster Weißer mit Waffengewalt gegenübertreten mußte und ihnen Vernichtung vom Erdboden schwor, da konnte ich nicht ahnen, wie schnell sie in der That diesem Schicksal verfallen sollten. Wenn man vom rein menschlichen, ich möchte sagen epischen Standpunkt aus dies Geschick beklagen möchte, ebenso, wie uns die Vernichtung der nordamerikanischen Indianer ergreift, so müssen wir doch sagen, daß für die wirtschaftliche Entwickelung Ostafrikas das Verschwinden dieser Viehräuber und allgemeinen Störenfriede nur als ein sehr großes Glück betrachtet werden kann. Jetzt werden alle die für Viehzucht geeigneten Nachbarländer, welche durch die Massais in ihrer Entwickelung unterdrückt wurden, erst ihren eigentlichen Aufschwung nehmen können. Durch den Untergang der Massais aber werden andererseits die von ihnen bewohnten Prärien auch unmittelbar für europäische Unternehmungen frei.

Allgemeine Verhältnisse. Dieses ganze Gebiet liegt in einer Höhe von 1000—1500 m; es ist nirgends übermäßig heiß, ja des Nachts oft bitterlich kalt. Es hat zwar nirgends fließendes Gewässer, aber an vielen Orten stehendes trinkbares Wasser, und es kann gar keine Frage sein, daß die europäische Technik hier in großem Stil wird nachhelfen können. Der Boden ist meistens fruchtbar; zwar geht die Steppe in einzelnen Strecken, besonders gegen Süden, in fast wüstenartige Wildnis über, erhebt sich dagegen in anderen Strichen zum Wert einer echten, brauchbaren Grasprärie. Besonders die Landschaften im Westen und Nordwesten des Kilima-Ndjaro, um den Doenyo-Longido am Ngare-Ngischu, stellen quellreiches und üppiges Gras- und Weideland dar. Dort erhebt

sich das Bergland von Matiom bis 1660 m über den Meeresspiegel, während seine Gipfel noch 200—300 m höher ansteigen.

Die Geschichte der Massais hat den Beweis geliefert, daß schon bei den derzeitigen armseligen natürlichen Bewässerungsverhältnissen Viehzucht im größeren Stil möglich war. Ich sehe keinen Grund, weshalb sich hier mit der Zeit, d. h. wenn ein Eisenbahnbau die Länder mit der Küste in Verbindung gesetzt hat, wenn wir die Lebensbedingungen und Behandlung der Rinderpest genau kennen, und wenn wir die modernen Hilfsmittel zur Benutzung des Grundwassers in Anwendung gebracht haben werden, weshalb sich dann hier nicht eine ähnliche Entwickelung anbahnen sollte, wie auf den mir ebenfalls bekannten Karoos von Südafrika, gestützt auf Rindvieh- und Pferdezucht, auf Wollschafe, Angoraziegen und Strauße.

Ich glaube, daß der Weiße, bei entsprechenden Wohnhäusern, welche ihn des Nachts vor der Kälte schützen, sich hier körperlich sehr wohl fühlen wird, ebenso und mehr noch als auf den gleich hohen Plateaus von Usambara und Pare, welche wie diese Steppen aus Gneis und kristallinischem Schiefer aufgebaut sind, deren Klima freilich durch den stärkeren Einfluß der oceanischen Winde ein gleichmäßigeres und feuchteres ist. Natürlich kann ich nicht meinen, daß jeder Teil dieses Landes sich für Viehzucht als geeignet ausweisen wird; aber ich bin der Ansicht, daß sich eine Menge von tauglichen Plätzen finden wird, und anders ist es in den Steppen des Kaplandes auch nicht. Auf alle Fälle ist durch die Massais der Beweis von der wirtschaftlichen Verwertbarkeit dieser Terrains geliefert, und dies ist immerhin ein Verdienst, welches dieselben sich um Ostafrika erworben haben. Man wird mir dies zugeben, wenn man erwägt, daß es sich um ein Gebiet von 900 bis 1000 Quadratmeilen oder rund 50000 Quadratkilometer handelt.

Heute, nach den Verheerungen der Rinderpest und vor dem Eintritt der Arbeit Europas, liegt diese weite Steppe im Zauber fast unberührter Einsamkeit da. Kaum ein Pfad führt durch sie hindurch; von Wasserloch zu Wasserloch hat die Karawane ihren Weg zu suchen. Dies ist leicht in der Regenzeit, welche bereits im Februar einzusetzen scheint, und wo ganze, tiefer gelegene Landstriche versumpfen; geradezu gefährlich aber, besonders für den sorglosen Neuling, zur Zeit der Trockenheit, wo ein solcher Marsch den Untergang einer Expedition entscheiden

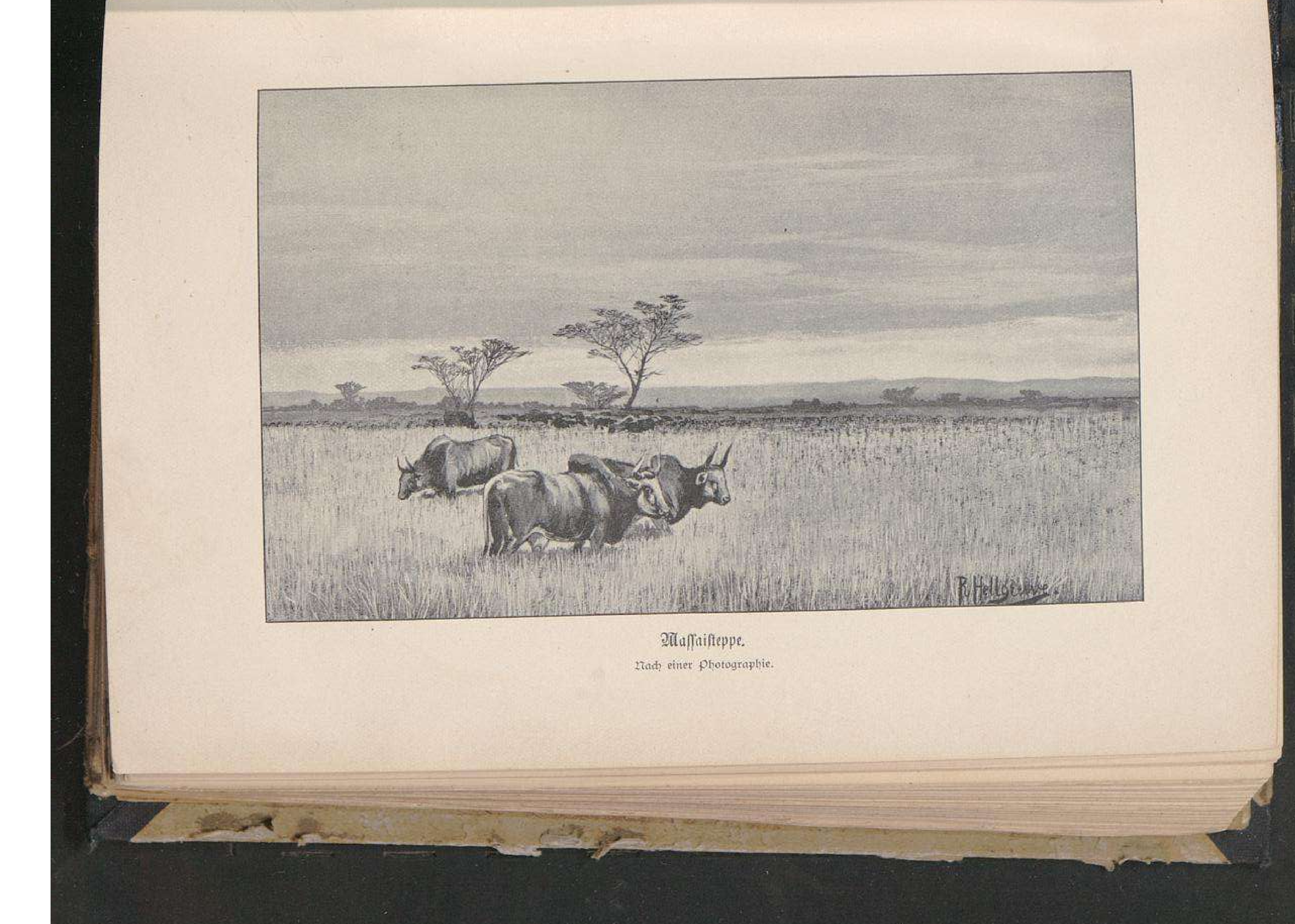
kann. In breiten Mulden und leichten Hügelrücken hebt und senkt sich die Landschaft, bald als echte Busch-, bald als Baum- und auf weite Striche als Grassteppe. Nachts weckt bittere Kälte, da das Thermometer ziemlich regelmäßig auf 8°, selbst auf 5° oder 3° Celsius fällt, und die Morgen sind kühl und oft auch neblig. Wirklicher Frost, wie Herr v. Tiedemann und ich ihn auf den allerdings höher gelegenen Massai-Steppen des Nordens erlebten, scheint hier im Süden nicht vorzukommen. Am Tage steigt dann das Thermometer in der glühenden Sonne um die Mittagszeit oft wiederum zu sehr unbequemen Wärmetemperaturen empor.

Dieses ganze Land nun ist übersät mit einzelnen hervorragenden Fels- und Hügelkuppen, weithin sichtbar in der kristallklaren Luft, als Landmarken für die Wegeführung und für eine etwaige Landesvermessung. Da liegt im Nordwesten vom Kilima-Ndjaro der schon erwähnte Doenyo-Longido und das Matiom-Gebirge, unweit des Sogonoï-Berges der Doenyo-Mbene und weiter im Westen der Doenyo-Lukutu. Sie werden überragt von Doenyo-Kisale, südwestlich vom Märu-Berg, im Distrikt von Balanga. Südlicher liegen die Kuppen des Mella-Berges, südöstlich vom Sogonoï, am Westrand des Kilima-Ndjaro-Grabens, und der wasserreiche Sambu-Berg, dem Ostrand des ostafrikanischen Grabens zu, welcher bereits zum Gebiet des Bubu gehört. Aus den südlicheren Teilen will ich nur noch den Doenyo-Balibali, Laeru, Talama und Sikitok erwähnen.

Diese Kuppen und Felsspitzen geben der Massai-Steppe in erhöhtem Maße noch als der Umba Nyika ihren eigenartigen Charakter, da das Land so viel höher liegt, die Atmosphäre infolgedessen um so viel durchsichtiger, die Gegensätze von Licht und Schatten um so greller sind.

Wenn zu irgend einem Teil von Afrika überhaupt, so wird den Reisenden gerade zu dieser so eigenartigen typischen Wildnis das Sehnen der Phantasie zurückziehen.

Der Wildreichtum dieser Gegenden ist streckenweise gewaltig, wechselt jedoch naturgemäß mit der Verschiedenheit der Landschaft. Im trockenen Busch wird der Jäger auch hier nicht viel für seine Büchse finden, da das Wild auch weiß, was gut schmeckt, und saftige Weidegründe vorzieht. Aber an vielen Orten gibt es hier noch unerschöpfte Jagdgründe, in denen besonders die Dickhäuter zur Verfolgung einladen.



Massaisteppe.

Nach einer Photographie.

Nach Süden zu schiebt die Massai-Seppe in der Maernga Mkali (oder Salzsteppe) einen Ausläufer zwischen Usagara und Ugogo hinein. Gegen Westen hin findet sie ihren Abschluß, wie gesagt, in den Ländern des „ostafrikanischen Grabens", dessen Störungsgebiet Mannigfaltigkeit in die Landschaft hinein bringt, und welches sich in einzelnen Strichen zu Fruchtbarkeitsverhältnissen ersten Ranges erhebt.

Bis die deutsch-englische Grenze zwischen dem Nordabhang des Kilima-Ndjaro und dem Westufer des Victoriasees im einzelnen festgelegt sein wird, dürfen wir die Beschreibung des großen Grabens im Norden mit der von Fischer erforschten Landschaft Ngurumān beginnen, mit welcher der vom Baringo und Naiwascha her streichende Graben etwa unter 2° s. Br. das deutsche Gebiet betritt. Der große Graben.

Die Thalsohle wird hier in nordsüdlicher Richtung vom Guaso Nyiro durchströmt, welcher sich in den südlich von Ngurumān gelegenen Natronsee ergießt. Die Ngurumān-Ebene ist nach Fischer nur 620 m hoch und eine fast vegetationslose Salzsteppe. Natronsee.

Augenscheinlich ist Ngurumān ehemaliger Seeboden, welcher sich zum Natronsee verhält, wie Umbugwe im Süden zum Manyara, und da wir annehmen dürfen, daß die ganze Grabensohle vor Zeiten durch einen Flußlauf entwässert wurde, dessen getrennte Residuen heute durch die abflußlosen Seen dargestellt werden, so müssen wir den Guaso Nyiro als den ehemaligen Oberlauf des Bubu-Flusses betrachten. Ngurumān.

Ngurumān wird durch eine Wakuafi-Kolonie bewohnt, welche Ackerbau und ein wenig Viehzucht treiben. Ihre Äcker liegen an den Abhängen des westlichen, steilen Grabenrandes und werden durch einen vom Sambu-Berg im Nordwesten des Natronsees entströmenden Gebirgsbach mit ständigem Wasser befeuchtet. Hier werden Negerkorn und Bohnen gebaut.

Im Sambu-Berg erhebt sich der Westrand des Grabens auf 2400 m. Derselbe fängt gemäß seines gegen Osten gerichteten Abfalles aus den vom Indischen Ocean herüberstreichenden Winden einen größeren Feuchtigkeitsgehalt auf als die vorgelagerte Steppe und bildet demnach in seiner ganzen Ausdehnung von der Grenze bis gegen Ugogo hin eine Reihe von fruchtbaren Landschaften, welche den besten Gebieten Ostafrikas an Fruchtbarkeit gleichkommen.

So liegt auf dem westlichen Randplateau über Ngurumān, nordwestlich vom Sambu-Berg, die Landschaft Ssonyo, in welcher nach Ssonyo.

Fischer ackerbautreibende Wasegeju wohnen, von denen er Getreide und Bohnen erstand.

Der Natronsee erstreckt sich in einer Längenausdehnung von 12½ Meilen oder etwa 94 km und in einer Breite bis zu 2½ Meilen oder annähernd 20 km am Westrand des Grabens entlang. Sein Wasser ist daher seicht, von rötlich gelber Farbe und hat eine Temperatur von etwa 50° C.

Die Ufer sind von einer Salzkruste wie von einer Schneeschicht bedeckt und von zahlreichen heißen, Natron bicarbonicum enthaltenden Quellen besetzt. Nach der Untersuchung der von Baumann aus den südlicheren Seen mitgebrachten Wasserproben, welche denen des Natronsees gleichartig sein werden, zeichnen sich die Salze dieser Seen vor allem durch ihren Sodagehalt aus, während Salpetersäure und Magnesiasalze ihnen fehlen. Am Westrand über dem Natronsee stehen nach Fischer kalkige vulkanische Tuffe und Basalt an.

Die Landschaft um diesen See ist trotz der mangelnden Vegetation großartig. Im Osten wird er durch den imposanten, bis 4200 m ansteigenden Gelei-Berg abgeschlossen, welcher seine Sohle von der eigentlichen Massai-Steppe trennt; im Westen überragt ihn der schroffe Grabenrand, und im Süden türmt sich der noch thätige, 2150 m hohe Vulkan, Doenyo Ngai oder Gottesberg auf, welcher um 1500 m die eigentliche, ca. 650 m hohe Grabensohle überragt. Dazu belebt ein reiches Vogelleben den See. Große Scharen von Flamingos und Pelikanen wiegen sich auf dem blinkenden Wasserspiegel.

Doenyo Ngai. Der Doenyo Ngai erhebt sich unmittelbar am westlichen Grabenrand. Er stellt eine Pyramide oder vielmehr einen Kegel mit schroff abfallenden, glatten Wänden dar. Vegetation scheint er nach Fischer nicht zu haben; an seinem Fuß aber wird das Salz des Natronsees vornehmlich gestochen, das sowohl im Massai-Land wie nach der Küste zu einen wertvollen Handelsartikel bildet.

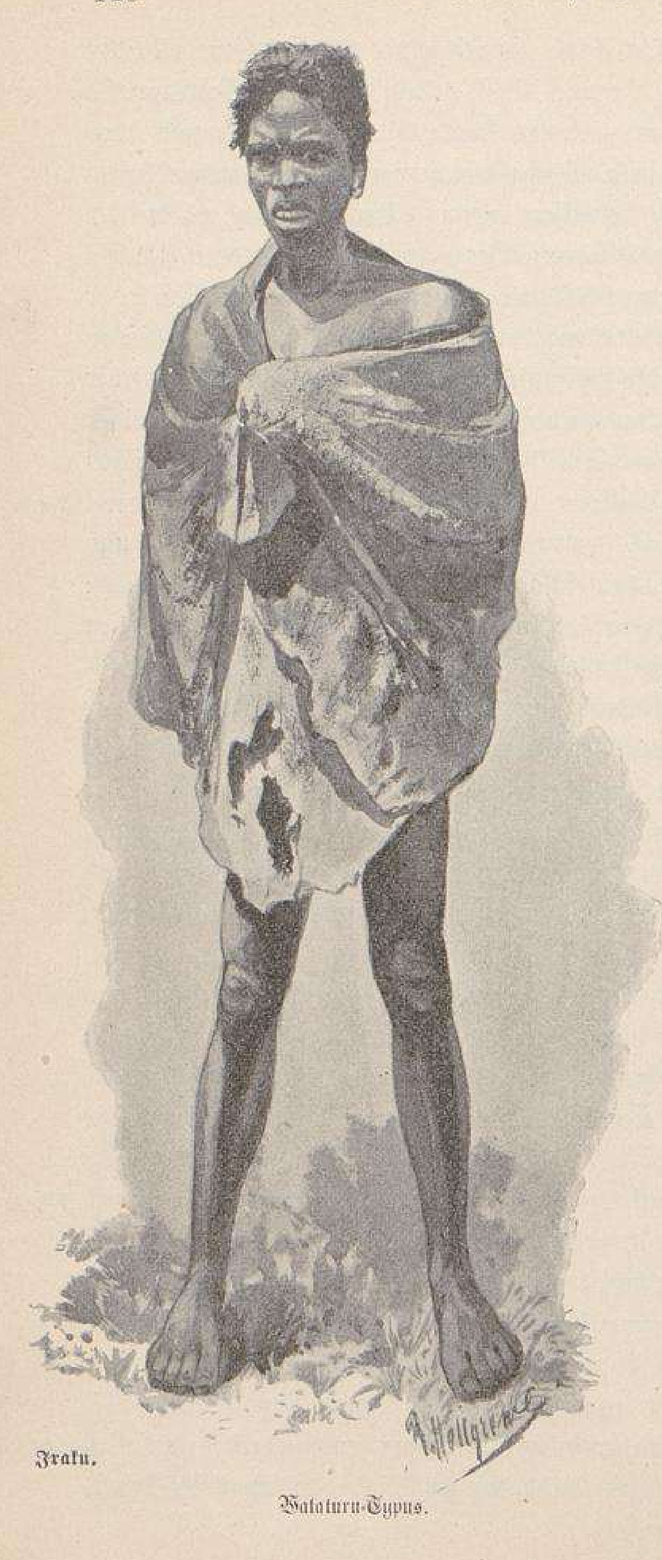
Eine Eigentümlichkeit des großen Grabens ist, daß sein Westrand steiler, schroffer und höher ist als der östliche, so daß seine Westseite eine höhere Plateaustufe bildet. Aus diesem Grund ist dieselbe feuchter, als die gegenüberliegende, an welcher sich die eigentlichen Steppen in sanfterem Abfall im Graben verlieren.

Westrand. Südlich vom Natronsee verläuft derselbe als eine ziemlich trockene, aber wildreiche Ebene, welche durch hügelige Querriegel oder vielmehr

durch die wellige Form der Sohle in einzelne abgeschlossene Mulden geteilt ist. Südlich vom Doenyo Ngai erhebt sich der Westrand im Kawinyiro wieder zu 1400 m, und die Sohle bildet im Süden von demselben die Ebene von Ngaruka, welche durch einen kleinen, vom Westen kommenden Süßwasserbach bewässert wird. Der Ostrand erhebt sich auf dieser Strecke in dem Kitumbin-Berge zu 2300 m, dem sich im Süden der Loborgo-Berg mit 2100 m und in der Breite des Märu der Simangor anschließt. Derselbe erhebt sich etwa 45 km oder 6 Meilen westlich vom Märu, und diese Ziffer stellt die Entfernung dar, in welcher der Graben an diesem Vulkan vorbeistreicht. Dem Simangor gegenüber erhebt sich der Westrand zu dem herrlichen, kühlen und wasserreichen Weideland von Mutiek. Dasselbe ist gegen 1600 m hoch, mit ziegel- **Mutiek.** rotem, fettem Boden bedeckt, der für Ackerbau sehr geeignet ist, und gehört nach Baumann zu den schönsten Teilen Ostafrikas überhaupt. Hier herrscht stets eine angenehme kühle Luft, und die höheren Partien sind mit üppigem Bergwald bedeckt, während die Abhänge schönes Weideland bilden. Dieses Land ist demnach auch gut bebaut. Hier wohnen Wataturu, ein hamitischer Stamm, der wie die Massais nilotische Sprache angenommen hat, welche jedoch sehr verschieden von der der Massais ist. Neben Ackerbau, der Sorghum und Mais hervorbringt, betreiben die Eingeborenen auch Viehzucht und zwar mit Ziegen und Schafen. Daneben ist der Wildreichtum noch immer außerordentlich groß, besonders gibt es Nashörner in erstaunlicher Menge.

An der Südseite von Mutiek führt Baumann die Trace der von ihm vorgeschlagenen Victoriasee-Bahn den Westrand des Grabens hinauf. Sollte sie einmal gebaut sein, so wird ohne Frage dieses schöne, fruchtbare und gesunde Bergländchen eine sehr nützliche Rolle für die europäische Bevölkerung spielen.

Im Südosten von Mutiek, wie der Natronsee dicht an den Westrand **Manyara.** des Grabens sich schmiegend, erstreckt der zweite Salzsee der Sohle, der Manyara, sich hin. Derselbe ist etwa 38 km lang und bis zu 12 km breit, seine Wasserfläche etwa 1000 m über dem Meeresspiegel. Der Grabenrand senkt sich an seinem Nordende bis auf 200 m über der Sohle, um alsbald wieder zum Plateau von Iraku anzusteigen. Wie es scheint, war der See früher erheblich größer und bedeckte zweifellos den flachen Boden des heutigen Umbugwe im Süden, welcher ein Gegen-



Iraku.

Wataturu-Typus.

stück zu Ngurumän im Norden des Natronsees zu sein scheint. Vielleicht auch stand er einstmals in Verbindung mit dem Natronsee selbst. Er nimmt im Norden und Westen mehrere wasserreiche Bäche, vom Süden den Kwou-Fluß auf. Da er jedoch keinen Abfluß besitzt, so ist er stark versalzt und ähnelt in seiner ganzen Umgebung dem schon beschriebenen Natronsee. Wie bei diesem, so sind auch seine Ufer mit einer weißen Salzkruste bedeckt, und, wie in Ngurumän, so ist auch in Umbugwe die eigentliche Bodenkrume stark salzhaltig. Ein geologischer Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß der westliche Abfall nicht mehr, wie beim Natronsee, aus Basalten, sondern aus Gneis besteht.

Dieser Abfall erhebt sich in seiner südlichen Fortsetzung bis zu einer Höhe von 1900 m und bildet hier das Plateau von Iraku, welches weit

gebirgiger als Mutiek ist, aber durch Wasserreichtum und Kühle des Klimas dasselbe noch übertrifft. Hier ist das Quellgebiet des Kwou, dessen Zuflüsse als kühle Waldbäche in tief eingeschnittenen Thälern das Land durchziehen. Hier ist demnach wie in Mutiek fruchtbares Ackerland vorhanden, auf dem Sorghum, Mais, Eleusine, Kürbisse, jedoch weder Bananen noch Hülsenfrüchte gebaut werden, obwohl das Gebiet Bananenland ersten Ranges darstellt. Die Eingeborenen gehören wie die am Ostrand gegenüberwohnenden Wasiomi der hamitischen Rasse an und haben im Gegensatz zu den Wataturu und Massais auch ihre hamitische Sprache bewahrt. Baumann meint, dieselben stellten den ältesten Zweig der hamitischen Einwanderung aus Kleinasien nach Afrika dar. Wie bei allen ganz- oder halbhamitischen Stämmen Afrikas im Gegensatz zu den Bantus haben ihre Wohnungen den Charakter der Tembe, den wir in klassischer Form in Ugogo wiederfinden werden. Alle diese Stämme waren von Haus aus ohne Frage nomadisierende Viehzüchter, sind aber durch die kräftigeren, stammverwandten Massais an der Ausübung dieses ihres eigentlichen Berufes verhindert und gezwungen worden, Ackerbau zu treiben. Zwar halten sie ein wenig Kleinvieh, aber ihrer Rinderherden sind sie längst beraubt. Als Ersatz muß ihnen die Jagd Fleischkost schaffen. Interessant ist, daß wir, mehr oder weniger scharf und rein entwickelt, bei all' diesen hamitischen Stämmen in Afrika die Grundform der alttestamentlichen patriarchalischen Verfassung, die Familienrepublik, wiederfinden. Und wie im alten Palästina, hat sich auch hier bei den meisten Stämmen, so z. B. bei den Massais und Wataturu, eine Art priesterlicher monarchischer Gewalt neben und über dieser patriarchalischen Verfassung im Institut des Leibón oder Zauberers entwickelt. Der Leibón ist der Vermittler zwischen Gott, Ngai, und Mensch, recht eigentlich der Priester des Stammes, dessen Hauptpflicht das Regenmachen, aber auch Abwendung von bösem Zauber, Krankheiten, Viehseuchen 2c. ist. Es ist nun interessant, daß die Würde in der Regel bereits erblich geworden ist, so daß thatsächlich königliche Priesterfamilien die eigentliche Herrschaft an sich gerissen haben, genau wie dies Epochen lang bei den Juden der Fall war. Der Leibón bestimmt nicht nur über Krieg und Frieden und die andern großen Angelegenheiten des Stammes, sondern er empfängt auch in der Form von Geschenken eine regelmäßige Steuer, eine Art „Zehnten“.

Hamiten.

Umbugwe. In der Thalsohle unter den Hamiten Irakus südlich vom Manyara-See sitzen Bantu-Hamiten[1]), nämlich die Wambugwe, welche aus Irangi im Süden in historischer Zeit hierher eingewandert sind. Umbugwe ist, wie gesagt, ehemaliger Seeboden, völlig glatt und salzhaltig, eine baumlose Salzsteppe. In dieser Steppe haben die Wambugwe demnach auch nur ihre Temben und Viehweiden, während sie ihre Felder auf dem ehemaligen Seeufer im Süden und Osten, auf fruchtbarerem Terrain, angelegt haben. Auf ihnen bauen sie roten und weißen Sorghum, sowie Tabak. Ihre Hauptnahrung besteht in Sorghumbrei, und daneben essen sie alle Arten von Fleisch. Denn sie sind die einzigen Grabenbewohner, welche es fertig gebracht haben, ihren gesamten Viehstand gegen Massais und andere Räuber mit gewaffneter Hand zu bewahren. So besitzen sie noch immer Rinder, Esel und viele Ziegen, welche um ihre Temben herum weiden.

Daneben jagen sie das Wild der Steppen mit Wurfspeer und in Fallen.

Baumann gibt eine sehr anschauliche Beschreibung dieses Volksstammes, welchem er eine große Zukunft für die weitere Entwickelung dieses Gebietes zuschreibt. Sie stellen eine Mischung aus Hamiten und Bantu dar, wie die Wagogo, welche weiter südlich die Grabensohle bewohnen. Ihre Verfassung ist die hamitische der Familienrepublik geblieben mit der Priestergewalt des Leibón, und ihre Bauart ist die der Tembe. Aber ihre Sprache ist ihrem Grundbestand nach Kintu. Sie sind tapfer und kriegsgeübt mit Speer und Schild, Bogen, Pfeil und Schleuder und neuerdings geneigt, wie ihre Verwandten, die Warangi, mit der Außenwelt in friedlichen Verkehr zu treten. So wird Umbugwe mit seinen fruchtbaren Geländen, seinem Salzreichtum und seinen kühlen Hochplateaus im Westen sicherlich zu einem Stützpunkt für den Verkehr zwischen Osten und Westen werden können.

Das Land wird durch den schon erwähnten wasserreichen Kwou und mehrere Bäche durchzogen.

Im Südosten von Umbugwe befindet sich noch ein zweiter Salzsee, welcher früher ein Teil des Manyara selbst war, der Laua ya-Sereri.

[1]) Ich halte diese Bezeichnung für zutreffender, als die von Baumann vorgeschlagene „jüngere Bantus", die nichts besagt und geradezu unrichtige Vorstellungen erweckt.

Die südliche Fortsetzung des Iraku-Plateaus auf dem westlichen Grabenrand, durch den oberen Kwou davon getrennt, bildet das gleich fruchtbare und kühle Plateau von Meri, auf dem Wairaku und Wataturu vermischt leben, inmitten prächtiger Felder an grasigen Abhängen und unter bewaldeten Hügelgruppen. Meri.

Von Meri südwärts ist der Grabenrand abwechselnd mit herrlichem Laubwald und grünen Wiesenflächen bedeckt. Aus ihm sprossen liebliche Blumen, unter denen Baumann unsere Primeln fand. Der Weg zieht sich den Rand entlang und bietet einen imposanten Ausblick über den steilen Abfall in die Tiefe, auf die Landschaften der Sohle, darüber hinaus auf den stattlichen Ufiomi-Berg und den Schneedom des Kilima-Ndjaro im fernen Nordosten.

Am Fuß des Westrandes in der eigentlichen Sohle liegt die Landschaft Mangati, an deren Südende die kühne Bergpyramide des Gurui (Igruivi) 3100 m hoch aufragt. Zwischen ihm und dem Westabfall liegt der kleine Salzsee Balangda, dem die Eingeborenen ihr Kochsalz entnehmen. Hier um die Ansiedelung Barabeïda wohnen wiederum, wie in Mutiek, Wataturu, echte Hamiten ohne Negermischung. Auch sie treiben mit Vorliebe Viehzucht und sind reich an Schafen und Ziegen. Wie die Massais lieben sie es, rohes Blut zu trinken, oder Milch und Blut zusammengekocht zu speisen. Daneben bauen sie Sorghum und Mais und liegen eifrig der Jagd ob. Es scheint, daß dieser hamitische Stamm vor Zeiten ein großes Gebiet bewohnte; aber die später kommenden stammverwandten Massais haben ihn niedergeschlagen und zersprengt, und gewiß ist er zur vollen Aufsaugung durch andere Stämme bestimmt. Baumann schätzt die noch lebenden Wataturu, einschließlich der Sprengteile am Victoriasee und in Unyamwesi, auf nur 5000 Köpfe. Mangati.

Gegenüber Meri und Gurui erhebt sich auch der Ostrand des Grabens zu einem wirklichen Hochplateau, dem von Uasi mit dem Ufiomiberg als nördlichem Abschluß. Die Grabensohle wird hier vom Bubu durchflossen, welcher jedoch nur zu gewissen Jahreszeiten Wasser führt und, wie erwähnt wurde, Ugogo zustrebt. Der Sohlengrund an seinen Seiten ist hügelig, licht bewaldet und fruchtbar. An seinem Ostrand, am Südwestfuß des Ufiomi-Berges, liegt der kleine Süßwassersee Maitsimba, welcher sein süßes Wasser im Gegensatz zu den Salzseen Uasi.

der Sohle dem Umstand verdankt, daß er unterirdische Abflüsse hat.

Wasiomi. An seinen Ufern dehnen sich die bebauten Landschaften der Wasiomi aus, Stammesbrüder der Wairaku, also reine Hamiten mit hamitischer Sprache.

Steigt man von Usiomi den Ostrand des Grabens hinauf, so gelangt man, wie gesagt, in das Hochplateau von Uasi, welches ebenfalls von Wasiomi bewohnt wird. Das Land ist im Norden unbewohnt und stellt ein kühles, grasiges, von lichtem Akazienwald bedecktes Plateaugebiet dar, welches sich bis über 1600 m erhebt.

Der Süden ist sandig, und die Eingeborenen bauen hier, wie in Usiomi, Sorghum und züchten Kleinvieh. Gegen Fremde sind sie ablehnend und feindlich und gelten bei den umwohnenden Stämmen für bösartig.

Irangi. Am Südabfall des Uasi-Plateaus liegt die ältest bekannte Landschaft dieses ganzen Gebietes, das Hügelland von Irangi. Hierhin hat sich schon frühzeitig der arabische Unternehmungsgeist gewendet, welcher zur Begründung der Handelsniederlassung von Kondoa (wohl nach dem Kondoa in Usagara benannt) führte, und Dr. Fischer hat im Jahre 1885 als erster Weißer das Land besucht.

Nach Stuhlmann ist Irangi eine 1400 m hohe Grundmasse, welcher 150—200 m hohe, sanft abgerundete Hügel aufgesetzt sind. Ein Bach, welcher dem vorbeiströmenden Bubu zufließt, versorgt das Land mit Wasser.

Das ganze Gebiet ist gut mit Penicillaria- und Sorghum-Feldern, sowie mit ein wenig Bataten, Kürbissen und Arachis angebaut, zwischen denen die Temben der Eingeborenen verstreut liegen.

Die arabische Ansiedlung ist nach Sansibar-Art aus Lehmhütten mit Grasdächern angelegt, und hier sind auch einige Bananen, Granatäpfel, sowie ein wenig Reis, Weizen, Zwiebeln, eine Dattelpalme und andere Gartenfrüchte angepflanzt. Wenn dies zur Zeit auch nur von geringer praktischer Bedeutung ist, so ist es für unsere Zwecke doch recht interessant, weil es zeigt, was hier gedeihen kann.

Die Warangi sind, wie erwähnt wurde, gleich den Wambugwe aus Hamiten und Bantus gemischt. Auch sie bilden Familienrepubliken, ohne einen eigentlichen einheitlichen Häuptling. Sie leben vornehmlich von Ackerbau und besitzen daneben ein wenig Kleinvieh.

Zur Zeit befinden sich in Kondoa zwei Araber, Ali bin Nassor, welcher sich der deutschen Partei angeschlossen hat, und Ssaid bin Omari, ein Anhänger der alten arabischen Herrschaft.

Gegen Südosten, in die Massai-Steppe hineingeschoben, ist Irangi die kleine Landschaft Burungi vorgelagert, welche wieder von Wasiomi, also reinen Hamiten, bewohnt wird. Das Land ist nach Stuhlmann ziemlich bevölkert.

Irangi gegenüber, ebenfalls etwa unter 5° s. Br., erhebt sich der Westrand des Grabens im Granitplateau von Turu bis zu 1820 m Höhe. Der hier anstehende Granit ist ein Ausläufer des großen Plateaus von „Unjamwesi". Ihm vorgelagert in der eigentlichen Sohle, welche sich hier bis auf 1360 m erhebt, liegt die Landschaft Kinyanganya. Hier hat sich eine Wanjamwesi-Kolonie zwischen der eingeborenen Wanyaturu-Bevölkerung angesiedelt. Turu.

Die Wanyaturu bewohnen den ganzen westlichen Grabenrand zwischen Gurui (Igruivi) bis nach Ugogo hin. Sie gleichen nach Baumann den Washashi im Südosten des Victoriasees und sind augenscheinlich ziemlich reine Bantus mit nur geringem hamitischen Beisatz, den Wanjamwesi verwandt. Sie machen einen tückischen und boshaften Eindruck. Wanyaturu.

Turu selbst ist eine ausgedehnte, leicht gewellte sandige Ebene, auf welcher die Temben der Wanyaturu zerstreut liegen, nach Baumann elende niedrige Lehmbauten. Die Wanyaturu bauen Sorghum und Eleusine, besitzen aber daneben Rinder, Ziegen, Schafe, Esel, Hühner und Hunde und gewinnen Salz aus dem Singidda-See, mit welchem sie Handel nach Ussuri im Westen treiben. Ihre Verfassung ist eine Art von Familien-Anarchie. Ein staatsrechtlicher Zusammenhang zwischen den einzelnen Familien scheint überhaupt nicht zu bestehen.

Die Wanjamwesi, welche sich unten in Kianganya angesiedelt haben, stammen aus Urambo und haben die eingeborenen Wanyaturu völlig unterworfen.

Die Grabensohle im Süden gegen Ugogo zu ist sandig und von breiten, meist trockenen Bachbetten durchzogen, welche zum System des Bubu gehören.

Zwischen Iramba und Ugogo im Osten vom Grabenrand liegt das Granitplateau von Usandaui mit aufgesetzten höheren Kuppen, unter denen der Tuyui im Norden der bedeutendste ist. Auch hier sitzt zwischen Usandaui.

den eigentlichen Stammeseingeborenen eine Wanjamwesi-Kolonie, deren Oberhaupt Mtoro der eigentliche Herr des Landes ist.

Wanege. Die Wasandaui selbst sind ein angesiedeltes, seßhaft gewordenes Jägervolk, verwandt mit dem Jägervolk der Wanege in den Steppen zwischen dem großen Graben und Usukuma. Ihre Sprache soll durch Schnalzlaute an die der Hottentotten erinnern, und Baumann hält sie für einen Rest der Urbevölkerung von Afrika, welche vielleicht mit den Hottentotten und den Zwergvölkern verwandt sind, wenngleich sie sich mit Bantu und Hamiten vermischt haben. Sie sind friedlich und gutmütig und fleißige Ackerbauer geworden. Sie bauen Sorghum und Eleusine, besitzen daneben viel Kleinvieh, Esel und besonders schöne Hühner. Der Jagd gehen sie dabei immer noch eifrig nach.

Im Südwesten von Usandaui setzt sich der westliche Grabenrand im Bergabfall des Kilimatindi in Ugogo fort, während der Ostrand, weit gegen Osten ausbiegend, in den Bergrand der Marenga mkali überzugehen scheint.

Wenn wir dieses eigenartige, soeben betrachtete geologische Störungsgebiet noch einmal betrachten, so werden wir seine wirtschaftliche Bedeutung für Ostafrika anerkennen müssen. Dasselbe schafft in den weiten Steppen plötzlich oasenartige, kühle und wasserreiche Kulturländchen und in dem sonst an Salz so armen Mittelafrika reiche Fundstätten für dieses wichtige Mineral. Ethnographisch ist dieses Gebiet wegen der Verschiedenartigkeit seiner Bevölkerungsrassen von ganz besonderem Interesse. Hier wohnen Urafrikaner, Hamiten und Bantu auf engem Raum dicht zusammen, in eigenartigen Mischungsverhältnissen. Betreffs der Bevölkerungsdichtigkeit liegt noch kein objektiv begründetes Material vor, und ich muß mich darauf beschränken, die Abschätzungszahlen Dr. Baumanns wiederzugeben. Er schätzt ab:

Wambugwe	3000
Wasandaui	4000
Wairangi (mit Uasi)	4000
Wasiomi	3000
Mangati	3000
Iraku	5000
Wanyaturu	4000
	26000

Dazu kommen noch die Leute von Ngurumān, welche ich so zahlreich wie die Wambugwe, also mit 3000, und die Wassegeju von Sonyo, welche ich wie die Wairaku auf 5000 ansetze. Das gibt als angenommene Bevölkerung des Grabens die Anzahl von 34 000 Köpfen.

Der westliche Grabenrand im Norden erhebt sich im Plateau von Mutiek von 1450 m an allmählich auf 1600 m und im Plateau von Sirwa auf über 2000 m. Hier ist durchweg ein sehr üppiges und gut bewässertes Grasland, welches sich in welligen Mulden hinzieht. Dabei ist das Klima köstlich. „Stets herrscht in diesen Höhen eine kühle angenehme Luft, besonders mittags, wenn die Sonnenstrahlen den feuchtkalten Morgennebel durchbrachen, war der Aufenthalt ein köstlicher, und nichts erinnerte an die Tropen.“ (Baumann: Durch Massailand zur Nilquelle S. 31.) Westliche Massai-Steppe.

Auf dieser Ebene ist der alte Kraterkessel von Ngorongoro eingesprengt, der im Westen von einem See mit 1700 m Höhe bedeckt ist. Hier befinden sich Massai-Niederlassungen, wie überhaupt der nördliche Teil dieser Grassteppen wiederum echtes Massai-Land ist. Das Plateau ist mit saftigem Grün bedeckt, und der Wildreichtum ein enormer. Massai-Steppe nimmt auch den ganzen Norden unseres Schutzgebietes ein, welcher kürzlich von Dr. Neumann durchzogen wurde. Überall ein feuchtes, kühles Grasland, reich an Wild und zur Viehzucht geeignet, bis über die englische Grenze hinaus und im Westen bis an das Stromgebiet des Nyansa hin. Unweit des früher erwähnten Wassegeju-Sonyo trägt die Steppe den Namen Ndassekera.

Südwestlich von Ngorongoro erhebt sich das Plateau in der Landschaft von Neirobi bis zu 2400 m Höhe. Eine kühle, feuchte und sehr üppige Weidefläche, von einer Reihe kalter Bäche durchzogen. Neirobi.

Sie fließen im Süden jäh in eine Senkung ab, welche um etwa 1000 m unter das Plateau hinunterfällt. Diese Senkung stellt die Nordostseite des sogenannten Wembere-Grabens dar, welcher hier vom Salzsee Eiassi oder Mangora[1]) bedeckt ist. Der Eiassi ist nach Baumann größer als der Manyara und bildet das Sammelbecken des Wembere-Flusses, sowie zahlreicher Quellbäche der umliegenden Plateaus. Eiassi.

[1]) Mangora ist augenscheinlich dasselbe wie Manyara. Ich nehme an, daß Manyara nicht so sehr ein Einzelname, sondern eine Begriffsbezeichnung ist und eben Salzsee bedeutet, ebenso wie Nyansa Süßwasser schlechtweg ist.

Seine Nord- und Westufer sind hoch und jäh abfallend; im Osten wird er durch eine Reihe paralleler, immer höher über einander aufsteigender Bergketten eingefaßt.

Wembere-Graben.

Der Wembere-Graben zieht sich von hier in südwestlicher und dann südlicher Richtung weiter. Seine Abfälle sind aus Granit gebildet, und seine Ränder nehmen nach Süden zu an Höhe ab. Er stellt eine Sackgasse dar, in welcher das sumpfige Wembere-Stromgebiet schließlich im Eiassi-See seinen Abschluß findet. Die Ostränder dieses Grabens bilden eine Reihe von Plateaulandschaften, wie Isansu, Iramba und Usuri. Zwischen diesem Ostrand und dem Westrand des großen Grabens erstreckt sich langsam gegen Süden absenkend ein Steppenplateau, welches allmählich aus Grasprärie in Buschsteppe übergeht. Der Wembere-Graben selbst südwestlich vom Eiassi ist eine Salzwüste, durch welche der Simbiti als Unterlauf des Wembere sein brackiges Wasser ergießt. Die fruchtbaren Massai-Länder sind demnach auf den Norden beschränkt, wo das Hochplateau von Neirobi allmählich in die baumlose Grassteppe von Serengeti übergeht. Hier wohnen Wandorobo-Jäger und streifen noch immer einzelne Massai-Horden, welche freilich auch hier durch die Rinderpest außerordentlich gelitten haben. Gegen das Flußgebiet des Victoriasees hin, wo die Massai-Steppe in die Ackerbau-Landschaft Elmarau oder Ikoma übergeht, wird der Boden allmählich weniger gut, wenngleich der Wildreichtum auch hier noch immer bedeutend ist.

Um den kleinen Salzsee Lgarria, welcher gerade unter 3° s. Br. liegt, dehnt sich noch richtige Prärie aus bis zum Kiruwasile-Berg hin. Dann bildet baumbestandene Parklandschaft den Übergang nach Elmarau.

Hohenlohe-See.

Etwa in der Mitte zwischen Eiassi und Mangati auf dem Hochplateau zwischen Wembere- und dem großen Graben hat Lieutenant Werther einen weiteren Salzsee entdeckt, welchen er nach Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg Hohenlohe-See benannt hat. Der Thalkessel, in welchem derselbe liegt, mag etwa 30 km lang und 14 km breit sein, wovon der See etwa den vierten Teil einnimmt. Das Hochplateau ist hier noch gut bewässert und mit Weideland bedeckt.

Die geologische Formation zwischen dieser Strecke des großen ostafrikanischen und des Wembere-Grabens besteht durchweg aus Eruptivgesteinen: Basalten, Laven und anderen vulkanischen Massen; die

Eruptionscentren werden durch den Ngorongoro und den Hohenlohe-See gebildet.

Dieses Plateau fällt nun, wie schon erwähnt wurde, gegen Westen hin in einer Reihe kleiner Ackerbaulandschaften zum Wembere-Graben ab. Daß hier der Ostrand des Grabens feuchtes Land bildet, hat seine Ursache darin, daß wir uns bereits in der Wirkungssphäre des Victoria-Nyansa befinden. Es ist möglich, daß die ganze Wembere-Senkung früher einen Arm des Victoriasees selbst bildete; ohne Frage stellt sie alten Seeboden dar. Jedenfalls steht sie heute noch unter dem Einfluß der großen Wasserfläche im Nordwesten; ähnlich so wie auch die Angata Nyuki, welche dem westlichen Grabenrand zwischen Baringo und Victoriasee im Norden aufgesetzt ist, hydrographisch völlig von letzterem abhängig ist.

Dem Ostrand des Wembere-Grabens sind einzelne Hügellandschaften aufgesetzt, welche das Quellgebiet des Wembere bilden. Nach Nordwesten zu, über der eigentlichen Salzsteppe des Simbiti, liegt die Hügellandschaft von Isansu, welche nach Stuhlmann von Wataturu bewohnt wird. Nach Lieutenant Werther erheben sich die Hügel um etwa 400 m über der Simbiti-Steppe „und haben in ihrem oberen Teil vielfach eine kegelförmige Gestalt“ (Zum Victoria Nyanza S. 236). Das Gebirge ist augenscheinlich sehr eisenhaltig. Aus ihm strömt der Mtusa-Fluß dem Simbiti zu. Die Einwohner treiben Viehzucht und den üblichen Neger-Ackerbau. An Isansu schließt sich gegen Süden das Land Iramba, in welchem eine den Wagogo und Warangi verwandte Bevölkerung wohnt. Hier werden Sorghum, Bohnen, Bataten und Erdnüsse gebaut, und die Eingeborenen besitzen daneben auch viele Schafe, Ziegen und Esel. Es herrscht hier der Sultan Kirioma, in dessen Residenz ich 1890 zum erstenmal die deutsche Flagge hißte. Iramba, von der Wembere-Steppe aus gesehen, stellt sich als ein kompaktes Randgebirge dar, mit Feldern oder grünem Wald besetzt.

Isansu.

Iramba.

Das Plateau ist nach Stuhlmann ziemlich dicht bewohnt. Neben Sorghum wird dort auch schon heute etwas Baumwolle gebaut. Südöstlich an Kiriomas Land schließt sich Kishonga, eine flache, leicht wellige Hochebene mit Granithügeln besetzt. Der Boden stellt einen graubraunen erdigen Thon dar. Hier wohnen Wanjaturu unter Sultan Suluva.

Kinangiri. Die Verbindung zwischen Kishónga und der Landschaft Turu, welche sich, wie wir sehen, bis zum Westrand des großen Grabens erstreckt, vermittelt die ausgedehnte Mulde von Kinangiri, welche von Turu nur durch 8 Marschstunden Buschsteppe getrennt ist. In Kinangiri wohnen Wassuri, welche mit Waramba sich gemischt haben. Das Land ist ebenfalls gut angebaut, und die Eingeborenen sind reich an Rindern, Ziegen, Schafen und vielen Eseln.

Eiambi. Zwischen Issansu und Kinangiri schiebt sich von Osten her die ebenfalls bewohnte Hügellandschaft Eiambi hinein.

Usuri. Im Süden von Iramba, gewissermaßen den Südabhang des dem Ostrande des Wembere-Grabens aufgesetzten Hügelzuges darstellend, liegt noch die fruchtbare Oase von Usuri, welches, ebenfalls durch einen schmalen Steppengürtel davon getrennt, Turu genau im Westen begrenzt. Thatsächlich liegen hier zwei Ansiedelungen am Südabhang des Iramba-Plateaus nebeneinander: Ushori im Westen und das eigentliche Usuri, ostsüdöstlich davon. Ein 5 stündiger Marsch durch hochstämmigen Bergwald führt von einer Ansiedelung zur andern. Die Mulde von Usuri, im Schmuck ihrer Felder, gewährt einen sehr freundlichen, lachenden Eindruck. Hier wird Sorghum und Mais, neben Hülsenfrüchten, Bataten und Kürbissen gebaut. Daneben gibt es Rind-Kleinvieh und Hühner, und auch sehr schönen Honig fanden wir hier. Auch in dieser Landschaft, in welcher damals die Sultanin Savalita herrschte, hißte ich 1890 zum erstenmale die deutsche Flagge. Ganz abgesehen von seiner etwaigen zukünftigen Bedeutung, ist Usuri schon heute als Stützpunkt für den Marsch vom Victoriasee nach Ugogo für den Karawanenverkehr von großem praktischen Interesse.

Wembere-Steppe. Unterhalb dieser Randländer trägt die eigentliche Sohle des Wembere-Grabens durchaus Steppencharakter. Mimosen und Baobabs kennzeichnen ihre Flora, in welche hin und wieder Grasflächen eingestreut sind. Im Süden ist die Wembere-Steppe leicht gewellt, und hier bewegt sich ein reiches Tierleben. Gazellen, Antilopen, Zebras und besonders zahlreich Giraffen kommen vor, neben Löwen und Hyänen. Weiter im Norden wird die Ebene völlig flach und besteht auf weite Strecken aus grauschwarzem getrockneten Schlamm. Hier ist klar ersichtlich, daß wir alten Seeboden vor uns haben, und in dieser tischplattenförmigen Bodenbildung am Nordwestabhang von Iramba bildet der

Wembere-Fluß noch heute ein mächtiges Versumpfungsgebiet, welches dem Verkehr nach Usukuma hin ein sehr unbequemes Hindernis entgegenstellt. Weiter unterhalb wendet sich der Graben gegen Osten um und wird hier immer trockener und unfruchtbarer; der Wembere nimmt den Namen Simbiti an und durchfließt, wie wir gesehen haben, eine völlig trockene Salzwüste, die sog. Nyarasa-Steppe, bis er in den Eiassi einströmt. Ist hier auch für den Ackerbau oder Viehzucht gar keine Aussicht, so stellt das Steppensalz doch ein vorzügliches Kochsalz dar, für das salzarme Ostafrika von nicht zu unterschätzendem Wert. Die Nyarasa-Steppe ist augenscheinlich alter Boden des Eiassi, wie Umbugwe solcher des Manyara und Ngurumän des Natronsees.

Zwischen dem nördlichen Grabenrand über der Nyarasa-Steppe und dem Flußgebiet des Victoriasees im Süden des vorhin gekennzeichneten Massai-Landes von Serengeti trägt die Landschaft ebenfalls den Charakter der trockenen Nyika. Der Boden ist leicht gewellt, hin und wieder mit dünnen Streifen Grases besetzt und mit Quarzschlicken bestreut. „Lichter hochstämmiger Schirmakazienwald wechselt mit ödem verbrannten Grasland und Stachelgestrüpp." (Baumann.) Hier auf diesem unwirtlichen Terrain hausen die schon erwähnten Wanege. In dieser westlichen **Wanege.** Buschsteppe bildet nur der feuchte Landstrich von Meatu eine Oase, in **Meatu.** welcher Wataturu mit Wasukuma gemischt wohnen. Das Land ist gut mit Getreide und Hülsenfrüchten bebaut und besitzt schönes Weideland. Bewässert wird es durch den Semu-Fluß, welcher gegen Süden dem Wembere zuströmt. Hier befand sich früher die Niederlassung des Elfenbeinjägers Munyi Heme-dii. Die Landschaft mit ihren durch malerische Felskuppen gekrönten Hügeln trägt schon ganz den Charakter Usukumas, als dessen äußerster Vorposten in die Steppe es gelten kann, wenn es auch seinen hydrographischen Verhältnissen nach noch durchaus zum abflußlosen Gebiet gehört.

Was die Bevölkerungsdichtigkeit des westlichen Teiles der Graben- **Bevölkerungszahl.** gebiete anbetrifft, so sind wir auch hier ohne jeden objektiven Anhalt. Ich glaube aber ansetzen zu dürfen für

Iramba	5000
Usuri (mit Ushori)	2000
für die übrigen Ländchen Eiambi, Meatu, Isansu	3000
Summa im ganzen:	10000.

Die Bewohner der Massai-Steppen im Norden entziehen sich einer festen Abschätzung.

Schlußurteil. Wenn wir das im obigen kurz geschilderte Gebiet rückwärts noch einmal betrachten, so fällt zunächst die außerordentlich dünne Bevölkerung desselben auf. Auf einem Flächenraum von 112 000 Quadratkilometer wohnen etwa 50000 Menschen. Dies gibt für den Quadratkilometer nur etwa 0,44 pro Kopf, was ungefähr der Bevölkerungsdichtigkeit von Nord-Sibirien entspricht. Und doch haben wir feststellen können, daß die allgemeinen wirtschaftlichen Bedingungen dieses Gebietes keineswegs einer solchen Bevölkerungsdünnheit entsprechen. Fast durchweg erhebt sich dasselbe in kühlere Temperaturzonen hinauf, so daß es seiner wesentlichen Ausdehnung nach als malariafrei bezeichnet werden darf. Wir mußten darlegen, daß seine Bewässerungsverhältnisse zwar nirgends zur Bildung eines größeren Flußsystems führen, und daß es in vielen Strichen, besonders gegen Süden hin, bis zur Trockenheit der Wüste abfällt. Aber wir haben doch auf der andern Seite feststellen können, daß es auf weite Strecken, wie in den Steppen nordwestlich vom Kilima-Ndjaro und auf den Plateaus zwischen Mutiek und Serengeti, um den Ngorongoro und Hohenlohe-See herum, feuchtes Gras- und Weideland bildet, und daß besonders dem westlichen Rande des großen Grabens einzelne Plateaulandschaften aufgesetzt sind, in denen die Niederschläge zur Entwickelung zahlreicher Quellbäche und wirklicher Regenwälder führen, wo demnach Ackerland erster Güte gegeben ist. Wir dürfen demnach die Behauptung aussprechen, daß in dem beschriebenen Flächenraum Gebiete vorhanden sind, in denen unter gewissen Voraussetzungen Europäer nicht nur Vieh-, sondern auch Ackerbauwirtschaft zu treiben vermögen.

Unter diesen Voraussetzungen haben wir vornehmlich die Regelung der Verkehrsverhältnisse erkannt. Diese Landstriche müssen zunächst durch eine Eisenbahn mit dem Weltverkehr verbunden werden, bevor an eine solche Entwickelung auch nur gedacht werden kann. Wenn diese Voraussetzung erfüllt sein wird, bietet sich hier die Aussicht zu einer wirtschaftlichen Gestaltung, wie sie sich im Lauf dieses Jahrhunderts in einzelnen Teilen der der Breite nach zwar erheblich höher, aber der Meereshöhe nach um etwa ebensoviel niedriger gelegenen Karroos von Kapland entfaltet hat.

Daß diese wirtschaftliche Epoche durch Ansiedelung von Wanjamwesis einzuleiten sei, wie Baumann vorschlägt, halte ich nicht für zweckmäßig, da diese für die Auswahl der geeignetsten Ansiedelungsplätze doch geradezu Konkurrenten der europäischen Besiedelung werden würden, und solche Kolonien für einen rationell betriebenen Steppeneisenbahnbau zur Beschaffung von Proviant nicht nötig sind, wie die nordamerikanischen Eisenbahnen beweisen. Die Bahn selbst muß die Verbindung mit dem Rücken auch für Verproviantierungszwecke immer festhalten. Daß aber für die intensive Nutzbarmachung eines Landes die europäische Besiedelung ganz anderes leistet, als eine solche durch Wanjamwesi, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Dies ergibt sich schon aus den mehr als zehnfach größeren Bedürfnissen des weißen Kolonisten.

Wir fanden ferner als Eigentümlichkeit der Grabengebiete ihren großen Reichtum an Kochsalzlagern, der ebenfalls dazu beiträgt, ihnen eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung für Afrika zu verleihen. Wer weiß, wie arm der große Block dieses Erdteils an Salz ist, und welchen Wert als Handelsartikel dasselbe überall hat, der wird diese Bedeutung nicht zu gering anschlagen. Von hier aus werden bei entwickelteren Verkehrsverhältnissen die Wanjamwesi- und Victoriasee-Länder, sowie die Gebiete des Südens mit dem überall sehr schmerzlich vermißten Mineral versorgt werden können, und es ist unzweifelhaft, daß dies in Zukunft zu einer gewinnbringenden Industrie führen wird.

Es darf aus diesen Gründen auch für diesen sicherlich am wenigsten bewässerten Teil Deutsch-Ostafrikas festgehalten werden, was ich früher einmal für das Schutzgebiet im allgemeinen ausgesprochen habe, daß sich nämlich seine Lebensbedingungen nirgends auf größere Strecken unter die Grenze absenken, wo sie für die europäische Besitzergreifung überhaupt wertlos werden. Auch die Grabengebiete eröffnen noch Aussichten genug, um europäische Kulturarbeit in ihnen verlockend erscheinen zu lassen.

---

4. Das Victoriasee-Gebiet.

Mit den Victoriasee-Ländern gelangen wir in ein hydrographisches Gebiet, welchem im Norden die Alpen, Apenninen und Pyrenäen, die Rhone, der Po, die Etsch und der Ebro angehören, in das *Allgemeine Bedeutung.*

Stromgebiet des Mittelländischen Meeres. Die Gewässer, welche von der westlichen Absenkung des soeben beschriebenen Gebietes abfließen, finden ihren Weg, soweit sie nicht verdampfen, durch den Riesenstrom des Nil in das große südeuropäische oceanische Sammelbecken. Hiermit ist die allgemeine geographische Bedeutung des Victoriasee-Gebietes gekennzeichnet. Denn, wenn der Nil, welcher bei seinem Ausfluß aus dem Nyansa mehr Wasser enthält, als bei Kairo, zur Zeit auch eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen diesem Binnensee und den Gestaden des Mittelmeeres noch nicht darstellt, so ist doch eine Entwickelung absehbar, durch welche mit den Hilfsmitteln der modernen Technik die Hemmungen der Katarakte und Schnellen teils hinweggeräumt, teils umgangen sein werden, und Frachtgüter in direkter Fahrt vom Speke-Golf bis zunächst wenigstens nach Kairo geschafft werden können; analog der Entwickelung am Kongo, welche das Herz Afrikas bis gegen den Tanganyika hin erschließen wird.

Diese Perspektive war es wesentlich, welche die Deutsche Emin-Pascha-Expedition im Jahre 1890 anspornte, den Kampf um den Besitz auch der nördlichen Gestade des Victoriasees gegen die englische Mitbewerbung aufzunehmen, und durch Vertrag mit Uganda uns zu sichern, sowie durch Hand-in-Hand-gehen mit Emin Pascha den Albertsee und den ganzen oberen Nil der deutschen Interessensphäre anzugliedern. Die Neutralisierung des ganzen Nils, analog der des Kongo, hätte sich möglicherweise als die natürliche Fortführung einer solchen Erwerbungspolitik ergeben, und damit hätte auch die egyptische Frage unter der Kontrolle sämtlicher Vertragsmächte eine für die europäischen Gesamtinteressen befriedigende Lösung finden können. Die Voraussetzung für eine solche Entwickelung fiel fort, als schon ehe die deutsche Emin-Pascha-Expedition[1]) die vertragsmäßige Einleitung dazu

---

[1]) In der jüngsten englischen Afrika-Litteratur, besonders auch dem amtlichen handbook of British East Africa, herausgegeben von der Intelligence division des war department, und der offiziellen Darstellung der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, »British East Africa« von Mc. Dermott, wird es beliebt, von meiner Emin-Pascha-Expedition mit Ausdrücken entweder tiefer sittlicher Entrüstung oder aber vorwurfsvollen Schmerzes zu sprechen. Das amtliche Handbuch, welches zwar zugibt, daß die Reise »from a purely geographical point of view was an interesting and successful one and made known a large tract of unexplored country«, beklagt dieselbe doch als ein »record of robbery, violence and blood-

in Kawirondo und Uganda schuf, die Nordhälfte des Sees der britischen Interessensphäre überlassen wurde. Damit war die deutsche Besitzergreifung auf die weitaus minder wertvolle Südhälfte der Nyansa-Gebiete beschränkt, und alle die weitergehenden, auf die Gründung eines deutschen Kolonialreiches am oberen Nil gerichteten Pläne waren durchkreuzt.

---

shed« (S. 165), und Mc. Dermott, das Mundstück der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft (S. 130), meint in freundlicher Weise »that the atrocities committed by him in British territory laid him open to arrest and prosecution for trespass and robbery attended with violence and murder« (S. 130). Er beklagt es als Zeichen abgestumpften britischen Nationalgefühls (»a somewhat blunted sense of the national feeling for the honour of the British flag«) (S. 130), daß seine Landsleute es geduldet hätten, daß ich nach meiner Rückkehr von der Emin-Pascha-Expedition in Großbritannien Vorträge über dieselbe hielt. Daß ich es aber riskierte, die Fahrt von Vlissingen nach London und von dort nach Schottland zu unternehmen, erscheint ihm als das Übermaß von Tollkühnheit (»he actually had the audacity to come to this country to lecture publicly on the subject of his expedition«) (S. 130).

Wie mag der arme Mc. Dermott es erst empfunden haben, als mir in Edinburg auf Grund eben derselben Expedition ein öffentlicher Kommers gegeben ward, als die royal geographical society in Manchester mich zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, und sogar die sonst sehr national und recht chauvinistisch gesinnte royal geographical society von London mich bei meiner Durchreise, da ich keine Zeit hatte, einer Einladung Folge zu leisten, formell und sehr liebenswürdig begrüßen ließ! Da muß Mr. Mc. Dermott doch wohl das Gefühl gehabt haben, daß das alte Albion selbst sich im Ocean umkehre oder der Himmel über Großbritannien und Irland zusammenstürze!

Die englischen Vorwürfe als solche, bin ich in der Lage, sehr gleichmütig zurückzuweisen. Die Herren haben einige meiner entlassenen Leute vernommen, und daraufhin entrollt insbesondere Mc. Dermott halb zutreffend und halb unwahr, immer aber in einseitiger und tendenziös gefärbter Beleuchtung ein schaudererregendes Bild vom Gang der Deutschen Emin-Pascha-Expedition (S. 83—93 und S. 128—136), welches ihn zu dem bereits erwähnten freundlichen Gesamturteil führte, daß ich gehängt zu werden verdiene.

Nun aber beruht das englische Urteil auf der Unterstellung, daß ich mit Herrn v. Tiedemann und 13 Somali-Soldaten — »a strong German expedition under Dr. Peters« nennt das amtliche handbook solche Machtentfaltung (S. 64) — von vornherein beabsichtigt habe, einen Zug vom Indischen Ocean zum Oberen Nil auf Krieg und Raub zu stützen, während ich jedesmal, wo es zu Gefechten kam, durch feindliche Angriffe und oft sehr gegen meinen Willen zum Schlagen gezwungen wurde. »As Peters admits, that he did not carry materials for barter he apparently started with the certainty that his expedition must obtain food by plundering the natives« (handbook 165).

Dieser Satz enthält die beiden Unrichtigkeiten, welche den ganzen englischen Anklagen zu Grunde liegen. Erstens ist es nicht wahr, daß wir von der Küste

Umfang. Heute besitzt Deutschland an Landschaften um den Victoriasee, wenn wir das ganze Flußgebiet des Kagera einschließen, etwa 1700 Quadratmeilen oder rund 95 000 Quadratkilometer mit einer Wasserfläche von 675 Quadratmeilen oder rund 38 000 Quadratkilometern, im

---

ohne Tauschartikel auszogen, und in meinem Reisewerk, welches in englischer Übersetzung erschienen und den beteiligten englischen Kreisen bekannt ist, ist dies auch klar genug dargelegt worden. Wir hatten an Stelle der uns vom englischen Blockadegeschwader widerrechtlich geraubten Artikel in Lamu neue Stoffreste gekauft und waren besonders für die Victoriasee-Gebiete im Besitz des Wertvollsten aller Tauschwaren, des Pulvers, in stattlicher Menge. Zweitens ist es demnach auch nicht wahr, daß ich mit der Absicht aufbrach, meine Expedition durch Plünderung der Eingeborenen zu unterhalten. Vielmehr rechnete ich beim Aufbruch noch mit Sicherheit auf meine zweite Kolonne, welche den Befehl hatte, mir weitere Tauschartikel nachzuführen, und deren Zusammenbruch den Gang der Expedition erst weit im Innern berührte.

Ich muß es demnach als eine aus der Luft gegriffene Verdächtigung bezeichnen, wenn die Engländer, im Widerspruch mit meiner, doch noch in keinem sachlichen Punkt widerlegten eigenen Darstellung, meine Expedition als eine Art von Räuberhauptmanns-Unternehmung kennzeichnen möchten. Ich erwarte erst den Nachweis, daß wir auch nur ein einziges Mal, ohne hinreichende Provokation, von uns aus einen eingeborenen Stamm angegriffen haben. Die Erbeutung von Vieh ist wiederholt das Ergebnis eines Kampfes, niemals jedoch der Zweck eines solchen gewesen, und jedes Gefecht, welches die Deutsche Expedition zu führen hatte, ward zur Verteidigung geführt.

Wenn die Engländer dies in „ihren Landschaften" vermeiden wollten, so mußten sie eben für unsere Sicherheit sorgen. Das Verlangen, daß wir uns von ungebändigten kriegerischen Stämmen der ostafrikanischen Plateaus im Hinblick auf die „deutsch-englische Freundschaft" massakrieren lassen sollten, ist einigermaßen naiv, und seine Erfüllung würde nicht in Übereinstimmung mit meinen eigenen, mir von Gott verliehenen Charaktereigentümlichkeiten gewesen sein. Aber die englischen Herren Expeditionsführer, welche gleichzeitig mit mir, meistens an der Spitze weit größerer Expeditionen „arbeiteten", die Herren Smith, Bateman, Pigott, Jackson und wie sie sonst heißen mochten, waren nun nicht eben die Leute, um Andern Schutz zu gewähren. Im allgemeinen habe ich gefunden, daß sie immer recht von Herzen dankbar waren, wenn sie nur sich selbst ihrem Vaterlande und ihren Familien zu erhalten im stande waren. Nur die kleine deutsche Expedition ist ohne Unterbrechung und ohne unnötiges Zögern direkt auf ihr Ziel zu marschiert, und vielleicht ist es gerade dieser Umstand, welcher das handbook finden läßt: »it is difficult to speak calmly of this journey« (S. 165).

Auch glaube ich schließlich nicht, daß das Handbuch darin Recht hat, wenn es meint, das Ergebnis jener Reise sei gewesen, »to irritate the natives, and rouse their suspicion and hostility against succeeding travellers«.

Ich glaube im Gegenteil, daß wir den Engländern den Dienst erwiesen haben, den Eingeborenen klar zu machen, daß die weiße Rasse nicht dazu da ist, Gegenstand ihrer diebischen und mörderischen Gelüste zu werden; daß wir viel dazu beigetragen

ganzen also ein Seengebiet von 2375 Quadratmeilen oder 133 000 Quadratkilometern. Der erste Grad südlicher Breite bildet vom Ostufer des Sees an die deutsch-englische Grenze bis zum Kongostaat hin, dessen Ostgrenze ziemlich mit dem 30. Grad ö. L. zusammenfällt.

Den Victoriasee und einen Teil der hier zu beschreibenden Gebiete kenne ich durch Augenschein. Im übrigen wird die Darstellung vornehmlich wieder auf Baumann und Stuhlmann angewiesen sein, außer einigen kleineren Arbeiten, welche gelegentlich heranzuziehen sind.

Der Victoriasee ist im ganzen etwas über 1200 Quadratmeilen oder 68 000 Quadratkilometer groß, und sein Wasserspiegel ungefähr 1200 m (genauer 1195 m) über dem Meer gelegen. Geologisch ist er als ein großes Becken zu betrachten, welches vielleicht (nach Stuhlmann) durch Abbruch des Plateaus von Westen entstand. Die Westufer sind steil und hoch, während im Süden das Granitplateau von Unyamwesi meistens flach und langsam zum Wasser abfällt. Während demnach im Süden überall Granit ansteht, wird der Westen von Quarzit und Thonschichten, grauem oder rötlichem Quarzsandstein, thonigem Roteisenstein u. s. w. gebildet. Die Ostufer werden wie die Südseite im wesentlichen aus Granit geformt.

Über die Tiefenverhältnisse des Sees liegen naturgemäß immer noch keine irgendwie abgeschlossenen Aufnahmen vor. Insbesondere ist die ganze eigentliche Mitte noch vollständig unerforscht. Soweit Tiefe.

haben, die früher so sehr übertriebene „Massai-Frage" und „Massai-Furcht" aus der Welt zu bringen. Nur in einem Punkt würde ich englischen Klagen recht geben müssen, daß nämlich die Deutsche Emin-Pascha-Expedition es erreichte, die Verhältnisse in Uganda für die britischen Interessen ungünstig zu gestalten, und dadurch mittelbar am finanziellen Zusammenbruch der Britisch-ostafrikanischen Gesellschaft mit schuld ist. Aber dies geschah doch ohne Frage in einer berechtigten und völlig loyalen Vertretung der deutschen Interessen, und englische Darstellungen selbst, z. B. die des mit mir in Uganda anwesenden Missionars Walker, thun zur Genüge dar, daß, wenn vielleicht Veranlassung zu Klagen da sein mag, doch eine jede Handhabung zu Anklagen fehlt. Oder ist es vielleicht nur englischen Reisenden auf der Erde gestattet, für die Machterweiterung und die Interessen ihrer Nation zu arbeiten? Wenn man die englischen Beurteilungen fremder Bestrebungen nach dieser Seite hin in ihrer Tagespresse und Litteratur verfolgt, muß man fast zu der Anschauung gelangen, daß diese Meinung in den Köpfen jenseits der Nordsee noch immer vorherrschend ist. Um so nötiger ist es, auch im wohlverstandenen eigenen Interesse Großbritanniens, sie durch reale Praxis selbst endlich einmal gänzlich aus der Welt zu schaffen.

Messungen an den Küsten vorgenommen sind, scheint es, daß die Süd- und Südostufer tief sind und für die größten Dampfer genügend Fahrwasser bieten; dagegen sind die Gestade im Nordwesten, entlang den Ufern von Buddu, welche ich im Jahre 1890 befuhr, (auch nach Stuhlmann S. 731) durchweg flach.

Nach Stuhlmann (S. 734) sind auch manche Gebiete im Südwesten des Sees recht flach.

Aus diesem Grunde empfahl ich, besonders auch im Hinblick auf die völlige Unerforschtheit der mittleren Teile des Sees, im Jahre 1890 einen möglichst flachgehenden Dampfer für den Beginn seiner Erschließung. Gegen diesen meinen Vorschlag ist hernach häufig polemisiert worden. Fast jeder nachfolgende Reisende, der eine tiefe Stelle im Victoriasee ausgelotet hatte, rief laut triumphierend aus, ich habe unrecht, ein großer Dampfer sei für dieses Gewässer am Platz. Als ob es darauf angekommen wäre, Stellen ausfindig zu machen, auf denen sich ein Oceandampfer herumdrehen könne, und nicht vielmehr darauf, ein Fahrzeug herzustellen, welches allen Teilen des Sees gerecht würde. Tausend entdeckte tiefe Stellen beweisen immer noch nicht, daß es nicht auch flache Partien gibt, und bei einem im wesentlichen unbekannten Wasser entspricht es den einfachsten Forderungen des praktischen Verstandes, alle Möglichkeiten, soweit dies angeht, zu berücksichtigen. Es sprach demnach alles dafür, ein flachgehendes und leichtes Boot zu wählen, was sich auch im Hinblick auf die Transportkosten von der Küste an den See durchaus empfahl. Die Bedenken, der Seegang des Nyansa gestatte die Aufstellung eines solchen Fahrzeuges nicht, trafen gar nicht zu, da die moderne Schiffsbautechnik vollauf im stande ist, solchen Verhältnissen Rechnung zu tragen, wie die kleinen tugs in der Nordsee und im englischen Kanal beweisen.

Thatsächlich wäre ein kleiner Dampfer auf dem Victoriasee für die ganze Entwickelung dort recht nützlich. Wenn auch nicht zur Bekämpfung des Sklavenhandels. Denn einen Sklavenhandel auf dem See, oder auch nur Sklaventransporte darüber hin, gibt es nicht. Auch nicht für die Entwickelung der Handelsverhältnisse; hierfür werden Dampfer erst dann von praktischem Wert sein, wenn das ganze Gebiet durch eine Eisenbahn mit der Küste in Verbindung gesetzt ist. Heute, wo die Ware 2—3 Monate bis zum Weltverkehr braucht, ist es praktisch

ziemlich gleichgültig, ob sie in 14 oder in einem Tage über den See kommt, ganz abgesehen davon, daß bei den gegenwärtigen Transportverhältnissen Ostafrikas nur Elfenbein die Verschiffung über dieses Binnenmeer lohnt. Aber ein kleiner Dampfer wäre sehr nützlich für den Verkehr der Stationen unter einander; vornehmlich für die Erforschung der Küsten, Inseln und Tiefenverhältnisse. Er hätte alle die Fragen, um welche in Deutschland Jahre lang theoretisiert und disputiert wurde, aufklären können und würde dadurch der wirtschaftlichen Erschließung dieser Gebiete sehr wirksam gedient haben. Aus diesem Grunde ist nur zu wünschen, daß der Plan in der angegebenen Beschränkung wieder aufgenommen wird, und mit großer Genugthuung muß demnach die Erklärung des Fürsten Wied begrüßt werden, welcher in der Schlußsitzung des Antisklaverei-Komitees den Bau und Transport eines kleinen Aluminium-Dampfers für den Victoriasee in Aussicht stellte.

Gegenwärtig ist auf dem offenen See überhaupt kein Schiffsverkehr. **Verkehrsverhältnisse.** Derselbe bewegt sich ausschließlich an den Ufern entlang, besonders an den westlichen Gestaden, wo die eigentliche Wasserstraße für die Waganda-Kanoes mit regelmäßigen festen Lagerplätzen am Ufer oder auf den vorgelagerten kleinen Inseln entlang geht. Die Waganda haben sich unter Mtesa zu Herren des ganzen Binnenmeeres gemacht und hielten bis zur europäischen Besitzergreifung fast sämtliche umwohnende Stämme mit fester Hand in Gehorsam und Tribut. Die Bewohner der deutschen Seite besitzen überhaupt keine größeren Boote, mit denen sich der ganze See umfahren ließe; sondern nur elende kleine Kanoes aus Baumstämmen, mit denen sich höchstens ein wenig Fischfang in der Nähe des Strandes treiben läßt. Zur Fahrt um den See von Bulingogwe von Uganda bis zur Missionsstation von Bukumbi in Usukuma rechnet man auf einem normalen Ugandaboot 17—20 Tage.

Das Wasser des Victoriasees ist völlig süß und berühmt wegen **Wasser.** seines angenehmen Geschmacks. Es hat eine ungefähre Temperatur von 22° C. und befindet sich in einer fortdauernden Strömung von Süden nach Norden, dem Ausfluß des Nils zu. Der Haupteinfluß wird durch den Kagera gebildet, dessen Quelle Baumann unweit des Nordendes vom Tanganyika entdeckte, und dessen Mündungsgebiet Graf Schweinitz befahren hat. Der Nil heißt bei seinem Ausfluß aus dem

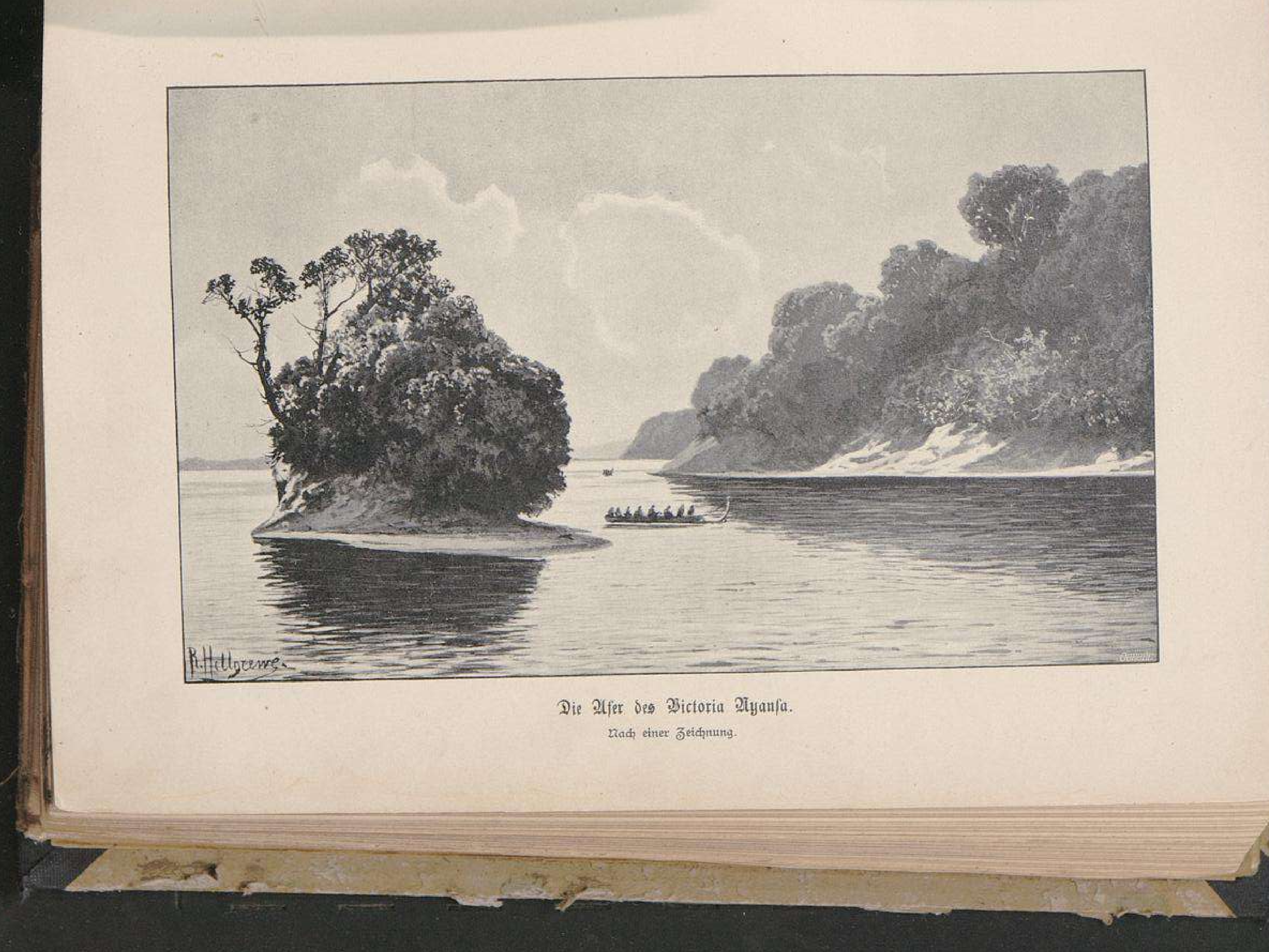
See in Usoga Kiyira[1]), was augenscheinlich identisch mit Kagera ist, woraus allerdings hervorgeht, daß auch die Eingeborenen im Kagera den eigentlichen Oberlauf des Nils erkennen. Da indes eine ganze Reihe anderer Zuflüsse zur Bildung des Sees erheblich beitragen, so wird die bislang herrschende Anschauung, im Victoriasee selbst und nicht in einem einzelnen seiner Zuflüsse die Quelle des Nils zu erkennen, sich wohl gegen Baumanns Anspruch, in einem Quellfluß des Kagera die eigentliche Nilquelle erst entdeckt zu haben, behaupten.

Fischreichtum. Der Fischreichtum des Sees ist groß, und die Fische sind außerordentlich schmackhaft. Besonders gibt es zwei Arten von Welsen und eine Barbenart, welche, gebacken und gekocht, eine Zierde der Tafel bilden. Daneben wimmelt es von Krokodilen und Flußpferden, welche hier, wohl durch die gesteigerte Auslese, durch den heftigeren Kampf ums Dasein, frecher und gefährlicher sind, als ich sie sonst gefunden habe. Im übrigen soll die Fauna (nach Stuhlmann) mit Ausnahme von Mollusken nicht sehr reich sein.

Winde. Die Windverhältnisse entsprechen im wesentlichen denen von Ostafrika überhaupt, d. h. der Südostpassat herrscht den größeren Teil des Jahres vor, der, besonders vom Februar bis Mai und vom September bis November, häufig zu Stürmen und Windhosen ausartet. Dann entsteht auf dem See oft ein oceanartiger Wellenschlag, und an den Ufern steht eine heftige Brandung. Dazu gesellen sich heftige Gewitter. Im März 1890 hatten wir in Uganda fast täglich oder nächtlich sehr feurige Donnerwetter. Die vorherrschende südöstliche Windrichtung bringt es mit sich, daß die Feuchtigkeitsniederschläge vornehmlich an der Nord- und Westseite des Victoriasees niederfallen, was schon durch die von diesen Seiten in den See einmündenden Wassermassen, gegen welche der Süden und Osten fast ganz wegfällt, bekundet wird. Hierauf besonders beruht die wirtschaftlich so viel höhere Bedeutung des nördlichen Uganda, vor unserem trockenen Süden und Südosten.

Niveauschwankungen. Wie wir beim Djipe-Natron- und Manyara-See beobachten konnten, läßt sich auch beim Victoriasee eine Abnahme des ehemaligen Wasserspiegels feststellen. Ohne Frage gehörten früher, wie schon Stanley erkannte, die tiefer gelegenen Teile Usukumas zum Seeboden, und,

[1]) Auch Nyiro.



Die Ufer des Victoria Nyansa.

Nach einer Zeichnung.

wenn dies so ist, so hat Stuhlmann ohne Frage recht, daß zu jener Zeit auch der Wembere-Graben mit dem heute versalzten Eiasi-See einen Arm des Nyansa bildete. Denn die Wasserscheide zwischen beiden ist außerordentlich flach, und die ganze Wembere-Steppe liegt um etwa 100 m unter dem Wasserspiegel des Victoriasees, so daß bei einem geringen Steigen des Nyansa-Niveaus die Verbindung wieder hergestellt, und der ganze Graben einschließlich des Eiasi von neuem einen Arm des Sees bilden würde. Dazu kommt, daß der graue Schlammboden der Wembere-Steppe ganz augenscheinlich alter Seegrund ist. Zu erwägen wird für uns vielleicht in Zukunft sein, ob wir nicht gut daran thun werden, durch Durchstechung der Wasserscheide den Victoriasee wiederum in die Wembere-Steppe hineinzuleiten, wodurch dessen Ufer unfraglich an Wert unberechenbar gewinnen müssen; vor allem aber das Ostgestade des Sees um rund 230 km dem Indischen Ocean näher gerückt wird. Vielleicht ziehen wir dies Projekt einmal in praktische Erwägung, über welches allerdings alle diejenigen, die am gegenwärtigen Wasserstand des Nils interessiert sind, nicht entzückt sein werden. Der Vorteil für die deutsche Kolonie liegt jedoch auf der Hand, da sowohl Ost-Unyamwesi, wie große Teile des Massai-Plateaus dadurch an eine natürliche Verkehrsstraße gebracht würden.

Neben der konstanten Wasserabnahme, welche einen Einzelfall der allgemein beobachteten Austrocknung von Afrika darstellt, werden am See noch periodische Schwankungen des Wasserspiegels beobachtet, wie solche fast an allen binnenafrikanischen Seen festgestellt worden sind. Seit 1878 ist die Wasserfläche von Jahr zu Jahr zurückgetreten, und die Eingeborenen erzählen von einem abwechselnden Sinken und Steigen der Wasserfläche im Verlaufe eines regelmäßigen Jahresturnus. Mir wurde 1890 die Zahl von 17 Jahren angegeben, so daß mit 1895 der tiefste Stand erreicht sein würde, und eine Rückflutung einzusetzen hätte. Die Ursache dieser Schwankungen ist noch nicht aufgeklärt.

Lieblich und wahrhaft malerisch wirkt auf den Beschauer der landschaftliche Reiz dieses Binnenmeeres im Innern Afrikas, welches, zusammen mit seinen Brüdern im Süden, dem Tanganyika und Nyassa, unserer Kolonie ihre „zweite Küste“ gibt. Dieses, an seinen Gestaden smaragdgrüne, der Mitte zu aber im strahlenden Scheine des verklärten Tropenhimmels tiefblaue, funkelnde Wasser, mit seinen hier schroff

Landschaftliches.

abfallenden, dort sanft in die Flut sich senkenden, immer grün bestandenen Ufern und Buchten; mit seinen teils anmutigen, teils pittoresken Inseln und Vorsprüngen, wirkt auf das empfindende Gemüt wie eine verklärte Offenbarung des Übernatürlichen. Die Eindrücke, welche ich bei meiner Fahrt über dieses Meer empfing, habe ich versucht, in meiner Darstellung der deutschen Emin-Pascha-Expedition (München und Leipzig R. Oldenbourg 1891) zu schildern, und ich glaube, einige Stellen daraus wiedergeben zu dürfen, um die landschaftliche Wirkung dieser eigenartigen Naturbildung zu veranschaulichen: „Beweglich wie das Mienenspiel eines geistreichen Gesichtes ist das Äußere des Victoria-Nyansa. Heute schlägt er das blaue Auge sinnend zum tiefen Himmelsfirmament empor, in lieblicher Jugendfrische erstrahlend, die Seele zu heiterer Anschauung bewegend. Funkelnd in glänzendem Sonnenlicht erstreckt er sich vor uns ins scheinbar Unermeßliche hin. Am Horizont schimmert eine grüne Insel oder auch die Bergkrone einer Insel, gleich einer lieblichen Fata Morgana. Da haben wir die wahre Verwirklichung der Inseln der Seligen vor uns. Auf der tiefblauen Flut bewegen sich weiße Schwäne oder auch Enten hin. Über der Oberfläche kreisen Adler, welche auf Fischfang bedacht sind. In Scharen springen Fische empor, oder ein graubäuchiger Wels tummelt sich behaglich in der halbkühlen Flut. So im Sabbathsgewande liegt der Victoriasee vor uns da; nur von Zeit zu Zeit gleich einer Erscheinung aus dem Traumgefilde zieht der Schatten einer Wolke phantastisch darüber hin.“ (S. 423.)

„Der See, welcher am Morgen spiegelglatt, fast schmachtend das Himmelsgewölbe an sich zog, ist jetzt von einem leichten Abendwinde gekräuselt. Wie wenn die Stirn in sinnend erregter Betrachtung sich ein wenig zusammenzieht, so erscheint nunmehr die Oberfläche in einem völlig veränderten Lichtreflex. Fern im Südwesten tauchen alsbald geheimnisvolle Bildungen über dem Horizont auf. Man weiß zunächst nicht, sind es eigenartige Fahrzeuge, oder was mag es sonst sein. Marco, welcher hinter mir Platz genommen hat, belehrt mich, daß es die östlichen Ausläufer der Sesse-Inseln sind. Immer tiefer sinkt die Sonne. Gleich einer lodernden Feuermasse flammt der See gegen Westen hin. Ich blicke mich um und finde, daß wir allein sind.“ (S. 424.)

„Die Sonne im Westen ist versunken, das Abendrot aufgeflammt und verglüht, und nun liegt der Victoriasee im bleichen Scheine des

Vollmondes da. Die Inseln im Südwesten sind nicht mehr sichtbar. Vor uns erhebt sich düster und hart das Eiland, welches schroff ins Wasser abfällt, mit knorrigen und oft bizarren Waldbäumen bestanden." (S. 424.)

„Die Nachtfahrten auf dem Victoriasee haben außerordentliche Vorzüge vor der Fahrt im grellen Sonnenlicht, wo der Reflex der Sonnenstrahlen vom Wasser her erbarmungslos die Haut verbrennt, und die Hitze, wenn man sich hiergegen durch Decken schützt, unerträglich wird. Des Nachts ist es kühl, man kann den lästigen Tropenhelm entfernen und sich demnach gemütlich in den Sessel zurücklehnen. Am Himmel steht der milde Mond, welcher das Land zur Rechten und die geheimnisvolle Wasserfläche mit weichem Schein verklärt. Fern im Osten stehen gleich einer starren Mauer Gewitterwolken am Himmel, in denen es unausgesetzt zuckt und leuchtet. Aber über uns ist es klar, und nur gleich einem Traumgebilde zieht von Zeit zu Zeit eine leichte Wolke an der Mondscheibe vorüber. In süßer Ruhe liegt die ganze Natur um uns da, und ahnungsvoll versenkt sich die Seele in das große Mysterium des Weltalls. Gleich den schnaubenden Rossen bei einem Rennen zischen die Bote pfeilschnell neben einander her, an dunklen Buchten und phantastisch vorspringenden Ecken der Küste entlang, welche starr und steil bis zum See herabfallen, mit Urwaldbäumen bestanden. Von Zeit zu Zeit fliegen wir an einer kleinen Insel vorüber, welche sich links im Wasser emporhebt." (S. 443—444.)

Das sind Schilderungen vom Victoriasee, welche doch nicht im stande sind, das ganze farbenprächtige und phantastische Bild in seiner vollen Wirkung wiederzugeben. Denn die schaffende Natur ist unendlich in ihrer Tiefe und Mannigfaltigkeit, die menschliche Sprache aber, ja auch der Farbenpinsel des Malers ist etwas Endliches, und nur immer eine einzelne Seite vermögen wir aus der unermeßlichen Fülle des Schönen und Erhabenen zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Malerisch wird dieses mittelafrikanische Meer, von welchem mehr als die Hälfte uns Deutschen gehört, durch Überfülle von Licht, wie sie durch die senkrechte Sonne der Äquatorwelt gegeben ist, und durch die Verbindung von Wasser und Land mit tropischer Vegetation bestimmt. Ich kenne die nordamerikanischen Seen, welche an Wassermenge den Nyansa übertreffen, aber wie sehr bleiben sie doch zurück mit ihrer bleiernen

Beleuchtung und ihren nüchternen Ufern hinter ihrem glanzstrahlenden und phantasievollen Bruder in Binnenafrika! Der Victoriasee ist unfraglich eine der genialsten Offenbarungen der sich bethätigenden göttlichen Schaffenskraft auf unserem Planeten, und, wenn auch ganz anderartig, so steht er, was landschaftlichen Reiz und malerische Eigenart anbetrifft, doch völlig ebenbürtig neben dem Kilima-Ndjaro da, welchen er zwar nicht an imponierender Kraft erreicht, wohl aber an phantastischer Farbenpracht und rührender Bedeutsamkeit überbietet. Wenn es erlaubt ist, den Kilima-Ndjaro als episch zu bezeichnen, so werden wir den Victoria-Nyansa romantisch nennen dürfen.

Geschichtliches. Daß sich an solchem See schon frühzeitig eine eigenartige Entwickelung geltend machte, liegt auf der Hand. Ich habe in meiner „Emin Pascha-Expedition“ (S. 393—406) die Gründe auseinandergesetzt, weshalb ich der Ansicht bin, daß bereits Beziehungen zwischen Alt-Egypten und dem Victoriasee-Gebiet bestanden haben. Diese Ansicht stützt sich vornehmlich auf die berühmte Stelle des Aristoteles: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Egypten, woselbst der Nil entspringt. Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit. Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen“ (historia animalium VIII, 2). Hieraus folgt, daß das Altertum Kenntnis vom mittelafrikanischen Seengebiet und den um dasselbe herumwohnenden Zwergvölkern hatte. Sie stützt sich ferner auf die fortdauernd auftretende Kunde des sog. Mondgebirges, welche ich auf die Länder südlich des Victoriasees, insbesondere auf Unyamwesi (Land des Mondes)[1]) beziehe; und schließlich auf die eigenartigen Kulturverhältnisse von Uganda, welche, besonders im Begräbnisverfahren und Mumifizieren der Leichen Anklänge an altegyptische Sitten und Formen bieten. Meine Ausführungen haben Dr. Stuhlmann nicht überzeugt, welcher meint, die alten Pharaonen hätten den oberen Nil überhaupt nicht gekannt, sondern seien der Meinung gewesen, derselbe entspringe bei der Insel Philae (847). Hiergegen führt schon

[1]) Dr. Hans Meyer spricht sich gegen diese Übersetzung von Unyamwesi aus. Er meint, Mondland würde in Kiswahili Unmwesi nicht Unyamwesi heißen. Dies ist durchaus unzutreffend. Ya oder wa ist Form des Genetivs, und die Bildung Unyamwesi entspricht der von Unyanyembe (Land der Hacke) u. a. Wo das Genetivzeichen fehlt, wie in Usagara, Usukuma ꝛc., ist die angehängte Landbezeichnung adjektiver und nicht substantiver Form.

Baumann aus (Durch Massailand zur Nilquelle S. 149 ff.): „Die Behauptung Stuhlmanns, daß ihre Kenntnis des Nil nur bis Wadi-Halfa gereicht habe, ist durchaus irrig und steht im Widerspruch mit dem Ergebnis der egyptiologischen Forschung.“ Baumann gibt dann im folgenden kurz mehrere Thatsachen, aus denen sich in der That die Unrichtigkeit der Stuhlmannschen Auffassung klar ergibt.

Ich möchte noch einmal auf eine, freilich sehr fabelhafte arabische Erzählung hinweisen, welche ich (Emin-Expedition S. 402) Stanley nachgedruckt habe, und wo sich die interessante Bemerkung findet, die hamitischen[1]) Einwanderer ins Nilthal hätten den Strom Lul genannt. Dies ist derselbe Name wie Lur und hat ohne Frage Beziehung zu den heute noch unterhalb des Albertsees ansässigen Alur. In arabischen Fabeleien ist auch viel von der sog. „Kupfernen Stadt“ die Rede, welche in die Gegend des oberen Nil und unweit des Victoriasees verlegt wird. Der See tritt im übrigen stets in Zusammenhang mit den schon genannten Mondbergen auf, und es kann kaum noch zweifelhaft erscheinen, daß wir es in diesen mit alten mythologischen Anschauungen zu thun haben, welche sich auf die Länder südlich und südwestlich des Nyansa bezogen. Wenigstens haben die Araber ihre eigenen Überlieferungen so verstanden, wenn sie es waren, wie Baumann behauptet (S. 150), welche dem jetzigen Unyamwesi seinen Namen beigelegt haben. Wir dürfen ihnen um so mehr darin folgen, als die alten Geographen, welche uns Schilderungen von den Mondgebirgen mit den mittelafrikanischen Seen geben, erzählen, daß dieselben unweit der Sansibar-Küste lägen, woraus ersichtlich ist, daß sie ihre Nachrichten über Sansibar bezogen haben werden.[2]) Wenn man die Baumannschen neueren Erforschungen hinzuzieht, wonach auch Urundi als charo cha mwesi = Mondland bezeichnet wird, und analoge sagenhafte Anklänge auch auf die umliegenden Landschaften noch heute statthaben, so dürfen wir die ganze Frage wohl als abgeschlossen betrachten mit der Behauptung, daß die Gebiete um die Süd- und Südwestseite des Victoriasees herum die „Mondländer“ sind, und daß das Altertum von diesen Kunde hatte. Hieraus ergibt

---

[1]) Khem war der Eingeborenenname des historischen Egyptens, augenscheinlich derselbe Name wie Ham.

[2]) S. dazu meinen Aufsatz im Illustrated American vom 15. September 1893, »where and what are the mountains of the moon?«.

sich dann noch einmal, was ich bereits 1890 fand, daß alte Beziehungen zu dem mittelafrikanischen Seengebiet bestanden haben.

Vielleicht sind es diese Beziehungen gewesen, welche den Victoriasee-Ländern, insbesondere Uganda, schon frühzeitig zu einer relativ hohen Kultur verholfen haben. Hier hat sich eine geschichtliche Entwickelung vollzogen, welche alles das weitaus überbietet, was wir sonst bei den Stämmen des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes finden. Es gründeten vor langen Zeiten die Wakintu, welche nach der Überlieferung von Norden kamen und bei Mruli über den Nil gegangen sein sollen, ein großes Reich am Victoriasee, welches Kitarra genannt wurde und in der Dynastie von Uganda bis auf die Gegenwart erhalten geblieben ist.

Wakintu.

Freilich beschränkte sich solche geschichtliche und kulturelle Entwickelung auf die Nordseite und den Westen des Sees; unsere deutschen Besitzungen am Nyansa sind im wesentlichen unberührt davon geblieben. Dieselben scheiden sich ethnographisch wie geographisch in sehr scharf getrennte Zonen; indes darf man aussprechen, daß weder die den Ostrand eingrenzenden Ausläufer der Massai-Steppen, noch das an die Südseite herantretende Granitplateau, noch auch die an westafrikanische Flora und Fauna erinnernden Länder des Westens sich mit Uganda und seinen Nebenländern zu messen vermögen.

Osten des Sees.

Der Osten unseres Victoria-Seengebietes trägt nach Lieutenant Meyer, der das eigentliche Ufer bis zur englischen Grenze bereist hat (siehe Deutsches Kolonialblatt vom 15. November 1893), während Dr. Fischer im Jahre 1885 das Hinterland nach Norden hin durchzog[1]), einen im allgemeinen sehr gleichförmigen Charakter: „ein welliges meist kahles Hügelland, das nur durch die aufgesetzten Felshügel einige Abwechslung erhält“.

Ugaya-Bucht.

Das deutsche Gebiet beginnt hier mit dem von Stanley irrigerweise als Kawirondo-Bucht in die Karte eingetragenen Einschnitt, derart, daß diese Bucht noch auf die deutsche Seite fällt. Vermutlich wurde Stanley durch ein Mißverständnis irregeleitet. Das diese Bucht umgrenzende Land ist nicht Kawirondo, welches erst etwa 90 km weiter

[1]) Der erste Deutsche, welcher die östliche Küste des Nyansas bereiste, war Herr Josef Rindermann, der im April 1893 dort auch Aufnahmen gemacht hat, die indes noch nicht veröffentlicht sind.

nördlich hinter der Ugowe-Bai beginnt, sondern Ugaya, und ich werde demnach den Namen Kawirondo-Bucht mit Ugaya-Bucht vertauschen.

Das Land Ugaya liegt in seinem größeren Teil nördlich des 1.° s. Br. und fällt demnach in diesem Teil in die englische Interessensphäre. Dasselbe gliedert sich in eine Anzahl von Staaten, welche von einem kriegerischen und weithin gefürchteten Räuberstamm bewohnt werden. In die Ugaya-Bucht, schon auf deutschem Gebiet, mündet der bedeutende Mgori-Fluß, an dessen beiden Ufern die Gaya-Landschaft Mbugu oder Udani liegt. Hier fand Lieutenant Meyer ein verhältnismäßig gut angebautes Land mit leidlich zahlreichem Rindvieh. Von Feldfrüchten wird Moere, eine Hirsenart, die in Kolben wächst, und Ulossi, eine andere in Rispen wachsende Hirsenart, außerdem roter Mtama, Gurken, Melonen, Bohnen und auch ein wenig Maniok und Bataten gebaut. Bananen fehlen ganz.

Die Wagaya gehören nach Stuhlmann der nilotischen Rasse an und sind mit den Wakawirondo verwandt. Nach Fischer ist das Hinterland wenig bewaldet und sehr dicht bevölkert.

Waruri. An die Wagaya schließen sich im Süden die Waruri an, deren Land Ukira, nach Fischer, südlich des Igutsha-Flusses beginnt. Dieselben bilden von Norden nach Süden entlang der Küste die Landschaften: Mohuru, Shirati, dessen Bewohner sich Wakissera nennen, Utiri, dessen Bewohner sich Wakara nennen, Iriëni, das Land Kulingas und das Land Rufumbos. Nur die Bewohner der beiden letzteren Landschaften nennen sich selbst Waruri, während die nördlicheren Staaten in Abhängigkeit von den Wagaya geraten sind und viel von deren Sitten und Gebräuchen angenommen haben. Indes ist die ethnographische Gleichartigkeit der sämtlichen Landschaften ins Auge springend, und nach Meyers Beschreibung halte ich sie allesamt für Bantu-Hamiten. Sie erinnerten ihn an Wagogo und Massais, sind wie diese große und schlanke Erscheinungen, aber feige und charakterlos. Auch die Bewaffnung: rotbemalter Schild auf Antilopenfell, Lanze, Pfeil und Bogen, ähnelt der der Massais. Baumann klassifiziert die von ihm nur im Süden gestreiften Waruri mit den Wanyaturu und Washashi; ich bin indes geneigt, auf Grund der Meyerschen Schilderung und Dr. Fischers ausdrücklicher Behauptung, welcher diese Stämme als eine Mischung von Bantus und „Kuafi" bezeichnet, von Baumann abzuweichen.

In die Waruri dringen von Norden her unaufhörlich Wagaya ein, welche in den Landschaften Shirati, Utiri und Iriëni bereits feste Niederlassungen besitzen und Staaten im Staat bilden. Diese Räuberstämme entvölkern durch ihre Raub- und Plünderungszüge allmählich die unter sich in stetem Zwiespalt lebenden Waruri-Ländchen, sowie die der Küste vorgelagerten Inseln, von denen Meyer nur noch eine, Irigua, bewohnt fand.

Das Land der Waruri ist schlecht angebaut und macht einen kümmerlichen Eindruck. Die Küstenufer sind der Schiffahrt nicht günstig. Wenn auch überall Tiefwasser genug vorhanden ist, so verhindern doch vorgelagerte Klippen, an denen bei Seegang eine heftige Brandung steht, oft auf viele Meilen das Anlaufen der Boote, und andererseits sind die Flußmündungen stark verschilft. Die Flüsse dieser Küste führen meistens nur in den paar Monaten der Regenzeit Wasser; nur der bereits erwähnte Mgori in Ugaya, sowie der Maroa südlich vom Iriëni bilden ständige Läufe. Der Maroa ist der Unterlauf des Ngare Dabash, welcher von Nordosten her aus dem Massai-Land herunterfließt. Das Hinterland ist nach Fischer eine großenteils unbewohnte pfadlose Grassteppe, welche sich bis auf 1700 m erhebt. Fischer fand außer den erwähnten beiden Flüssen auch den Mori und Igutsha voll von Wasser.

Im Süden von Ikura gelangen wir in die von Baumann neuerdings erforschten Landschaften. Der Charakter bleibt hier immer der, daß die Massai-Savanne, meist offene Grassteppe, sich gegen den See, oft bis unmittelbar an seine Ufer vorschiebt, daß aber dieser Savanne einzelne tafelförmige Massive oder aber feuchte Plateaus aufgesetzt sind, welche für Ackerbaukultur geeignet sind.

Washashi. An die Waruri-Stämme grenzen zunächst von Osten her die beiden Massive von Ngoroine und Uashi, welche durch eine leicht versumpfte Niederung getrennt sind. Die Einwohner gehören bereits den Washashi an, welche nach Baumann dem Wanyaturu-Stamm verwandt, jedoch hier noch stark mit Wakuafi und nilotischem Blut vermischt sind.

Die eigentlichen Washashi bewohnen im Süden dieser beiden aufgesetzten Massive das Hinterland des Victoriasees, dessen Küste sie nur in Katoto erreichen. Im Osten wird ihr Gebiet überall von der Massai-Steppe begrenzt, während gegen Südwesten hin sich ihnen die

Wasukuma anschließen. Nach Baumann ähnelt ihre Sprache der von Usindja im Südwesten des Sees.

Im Süden von Ngoroïne, der Grenze des Massai-Landes entlang, immer oasenartig in die eigentliche Steppe eingelagert, schließen sich die Washashi-Ländchen von Nata, Usenya und Ikoma oder Elmarau an, alles kleine, fruchtbare und gut bewässerte Gebiete, in denen Sorghum, Mais, Eleusine und andere Kulturpflanzen sorgfältig angebaut werden, und welche als letzte Etappe vom Victoriasee in die ackerbaulosen Massai-Steppen hinein für den Karawanenverkehr von jeher eine große Rolle gespielt haben. Auch hier ist die Landschaft nur im Norden durch die eigenartigen aufgesetzten Felsblöcke und Felspartien gekennzeichnet, an welche sich die Dorfanlagen mit Vorliebe anzuschmiegen pflegen.

Im südlichen Ushashi, westlich von Ikoma, sind noch die Felsmassive von Ikiyu und Baridi zu erwähnen, welche einen ganz gleichen Charakter wie Ngoroïne tragen. Alle diese tafelförmigen Graniterhebungen in der Steppe sind natürliche Fangstätten für die Feuchtigkeit der Atmosphäre und demnach die Entstehungsfelder für Quellen und Bäche, wie den Grumeti-Bach in Ikoma. Diese Gewässer vereinigen sich im Ruwana, welcher seinen Weg in den Speke-Golf findet, dessen Nordostufer der Baridi-Berg in einiger Entfernung überragt.

Küstenbildung.

Die ganze Küste des Sees selbst von Ururi an bis zum Speke-Golf hin ist stark gegliedert und mit vorgelagerten Inseln besetzt. Hier treten wirkliche schroffe, wenn auch isolierte Gebirgspartien unmittelbar an das Ufer heran, welche demselben einen sehr pittoresken Charakter verleihen, so die halbinselartigen Felspartien von Madjita und Kirwirwe; letztere gegenüber der großen Insel Ukerewe, nach welcher Jahre lang, wenn auch irrtümlicher Weise, der ganze Nyansa benannt worden ist. Auf den letzten Distrikt des Waruri-Gebietes, Mugango, in welchem Waruri mit Wagaya gemischt wohnen, folgen dem felsigen Ufer entlang die Ackerbau-Ansiedlungen der Wakwaya mit schönen Hirse- und Tabakfeldern. Die Wakwaya sind den Washashi verwandt und von freundlicher Gesinnungsart. Auch die Bewohner der Madjita-Halbinsel sind den Washashi verwandt und nach Meyer harmlose, friedliche Ackerbauer, welche ihr Land sehr sorgfältig angebaut haben. Sogar der mit Geröll bedeckte schmale Küstenstreifen zwischen dem Gebirgsmassiv und dem See zeigte die Spuren emsiger Bearbeitung.

Wakwaya.

Der schmale Landstreifen, welcher das Madjita-Massiv mit dem Festland verbindet, trennt zwei tiefe Seebuchten von einander, deren nördliche die eigentliche Madjita-Bucht ist, deren südliche, neuerdings Baumann-Golf genannt, tief in das Festland einschneidet. Er wird im Süden durch die weite, in den See vorspringende Landzunge des schon erwähnten tafelförmigen Kirwirwe-Massivs eingerahmt, welches von der Insel Ukerewe nur durch den seichten und sehr schmalen, etwa 1 m tiefen Rugedsi-Kanal getrennt wird.

Durch den Westabfall des Kirwirwe-Massivs und den Südostrand der Insel Ukerewe wird ein zweiter Seearm gebildet, die Grant-Bucht.

Ukerewe. Die Insel Ukerewe, welche etwa 560 Quadratkilometer oder zehn Quadratmeilen groß ist, fällt ebenfalls in felsigen steilen Buchten in den tiefblauen See malerisch und lieblich hinab. Mächtige Bananenhaine schmücken die felsigen Ufer. Hier wohnen hamitische Wahuma oder Watussi, welche vor 15 Generationen aus Usindja hierher kamen und die damals hier lebenden Washashi verdrängten. Ihr Häuptling ist Lukonge, welcher in Bukindo im Osten der Insel residiert. Nur der Nordwesten der Insel unter Sultan Makaka ist unabhängig von ihm. Dafür hat er sich auch Kirwirwe, die Insel Nafu im Speke-Golf und die Inseln des Baumann-Golfs außer Ukara unterworfen. Bis zur deutschen Besitzergreifung stand er dagegen wiederum in einem Abhängigkeitsverhältnis vom Kabaka von Uganda.

Außer Bananenkultur wird in Ukerewe Getreidebau und Viehzucht betrieben; überhaupt ist es ein fruchtbares und schönes Stück Erde, und es hatte demnach gute Berechtigung, daß Lieutenant Meyer und Graf Schweinitz beschlossen, auf ihr die Peterswerft anzulegen. Dieselbe befindet sich an einer tiefen Bucht westlich des Ortes Naso in der Mitte der Südküste von Ukerewe.

Der Platz bietet alle Vorteile einer Schiffswerft, tiefes Wasser und gutes Bauholz in der Nähe, da ein großer Teil der Insel selbst mit hochstämmigem Urwald bestanden ist.

Dichten, tagelangen Urwald fand nebenbei Dr. Fischer auch auf dem gegenüberliegenden Festland, zwischen Ushashi und Ukira, so daß die Behauptung, am Victoriasee sei kein Brennholz für einen Dampfer vorhanden, schon von dieser Seite her als völlig unhaltbar bezeichnet werden muß.

Der Baumann-Golf wird gegen den See durch die reizende Berginsel Irea abgetrennt, welche ebenfalls bewohnt und bis oben hin mit üppigen Pflanzungen bedeckt ist. Weiter hinaus wird eine zweite Abgrenzung der Bucht zwischen dem Madjita-Berg und der Nordostecke von Ukerewe durch die Gruppe der kleinen, grasigen Kweru-Inselchen gebildet, und dem Norden von Ukerewe lagert sich die schroffe Felsinsel Ukara vor. Dieselbe besteht aus rotem Laterit, welcher durch viele Wasserrisse durchschnitten wird und mit riesigen Granitblöcken übersät ist. Dazwischen sind die Eingeborenen-Felder eingestreut, mit Arachis und Sorghum, oder mit wohlgepflegten und geordneten Laubbäumen bestanden, und kleine Waldgruppen, in welchen die spitzen Kegelhütten der Eingeborenen liegen. Diese sind verwandt mit den gegenüber wohnenden Wakwaya, aber tückisch und ablehnend gegen Fremde. Inseln.

Das Kirwirwe-Massiv erhebt sich bis zu 300 m über den Spiegel des Sees. Es fällt zum Baumann-Golf in offenem Steppenland, das teilweise versumpft ist, ab; nach Süden, zum Speke-Golf, aber in herrlicher Parklandschaft als felsiger Absturz in den See. Speke-Golf.

Hier ist die schon erwähnte Insel Nafu vorgelagert mit Matshwera und ganzen Archipeln kleiner, schroffer Felseneilande, welche sich mit ihren weißen Strandriffen drastisch von der tiefblauen Wasserfläche abheben. Wo die Landzunge sich vom Festland absondert, an der Nordostecke des Speke-Golfs, liegt der Distrikt Katoto, in welchem das Shashi-Land die Wasserfläche des Sees unmittelbar berührt. Derselbe ist gut angebaut mit Tomaten, Zuckerrohr, Gurken und allerlei Getreidearten.

Die Ostseite des Speke-Golfes ist flach und papyrusreich. Hier tritt die Savanne bis an die Gestade heran, und nur der Küstensaum selbst ist von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, welche vornehmlich von Fischfang lebt. Auf dieser Strecke mündet der schon erwähnte, aus den Ushashi-Bergen entstammende Ruwana in den See, und an der Südostecke der Fluß Mbalageti, an dessen Mündung eine Wataturu-Kolonie sitzt.

An die Südseite des Speke-Golfes erstrecken sich bereits die Ausläufer der Usukuma-Landschaften, als deren erste wir Nasa bezeichnen dürfen, obwohl nach Dr. Fischer hier noch eine gemischte Bevölkerung von Wasukuma, Wakerewe und Washashi sitzen soll. Usukuma.

Nasa ist eine fruchtbare und dichtbewohnte Landschaft, und es befindet sich hier auf einer Anhöhe am schilfreichen Ufer des Sees eine Station der »Church Missionary Society«, welche besonders als Verbindungsglied zwischen Küste und Uganda angelegt ist und unter den umwohnenden Schwarzen selbst fast gar keine Erfolge bislang gehabt hat.

Ganz Usukuma ist ein flaches Land, mit eigentümlichen und unverkennbaren Granitblöcken und Granithügeln übersät; eine Grassavanne ihrem Grundcharakter nach, von einzelnen Parzellen Steppenbusches unterbrochen. Zum Teil stellt das Land augenscheinlich alten Seeboden dar, und in einzelnen Sumpfstellen sind noch unmittelbare Reste des ehemaligen Sees zurückgeblieben. Einen großen Teil des Jahres leidet das ganze Gebiet an Dürre und dann liegt es verbrannt und öde, gleich der trockenen Steppe da. Aber nach den Regenzeiten grünt es frisch und üppig auf und erinnert dann mit seiner saftigen Grasdecke an die fruchtbaren Marschen Norddeutschlands.

Die Eingeborenen sind Bantu und zwar bilden sie den nördlichsten Zweig der Wanyamwesi-Gruppe. Der Name Wasukuma bedeutet im Kinyamwesi „Nordleute". Indes haben sie in Bekleidung oder vielmehr Nichtbekleidung und Bewaffnung (Schild und Speer) manches von den Hamiten und Bantu-Hamiten der umliegenden Länder angenommen, mit denen sie seit Jahrhunderten in Verkehr standen. Sie sind vornehmlich Viehzüchter, wozu schon der prärieartige Charakter ihres Landes einladet; treiben aber daneben überall auch Ackerbau (Mais, Mtama, ein wenig Reis, viele Ölfrüchte, Hülsenfrüchte verschiedener Art, Bataten, Melonen, Kürbisse, Manjok, Tabak 2c.). Außerdem sind sie geschickte Eisenarbeiter, deren Hacken einen wichtigen Handelsartikel für die umliegenden Landschaften bilden. Überhaupt sind die Wasukuma ein fleißiger und strebsamer Menschenschlag, sowohl als Träger wie als Arbeiter ein sehr tüchtiges Material. Sie sind auch sehr unternehmungslustig und seit lange geneigt, mit der Küste und den Europäern in wirtschaftliche Beziehungen zu treten. Somit gehören sie zu den Völkern Deutsch-Ostafrikas, denen man eine Zukunft auch in der neuen Ordnung der Dinge mit Bestimmtheit voraussagen kann.

Politisch zerfällt das Land in eine Reihe von Sultanaten, welche unabhängig von einander sind und in vielfachen Reibereien miteinander

Nasa.

liegen. Das erste dieser Sultanate von Nordosten her ist das erwähnte Nasa, mit seinem Häuptling Kapongo.

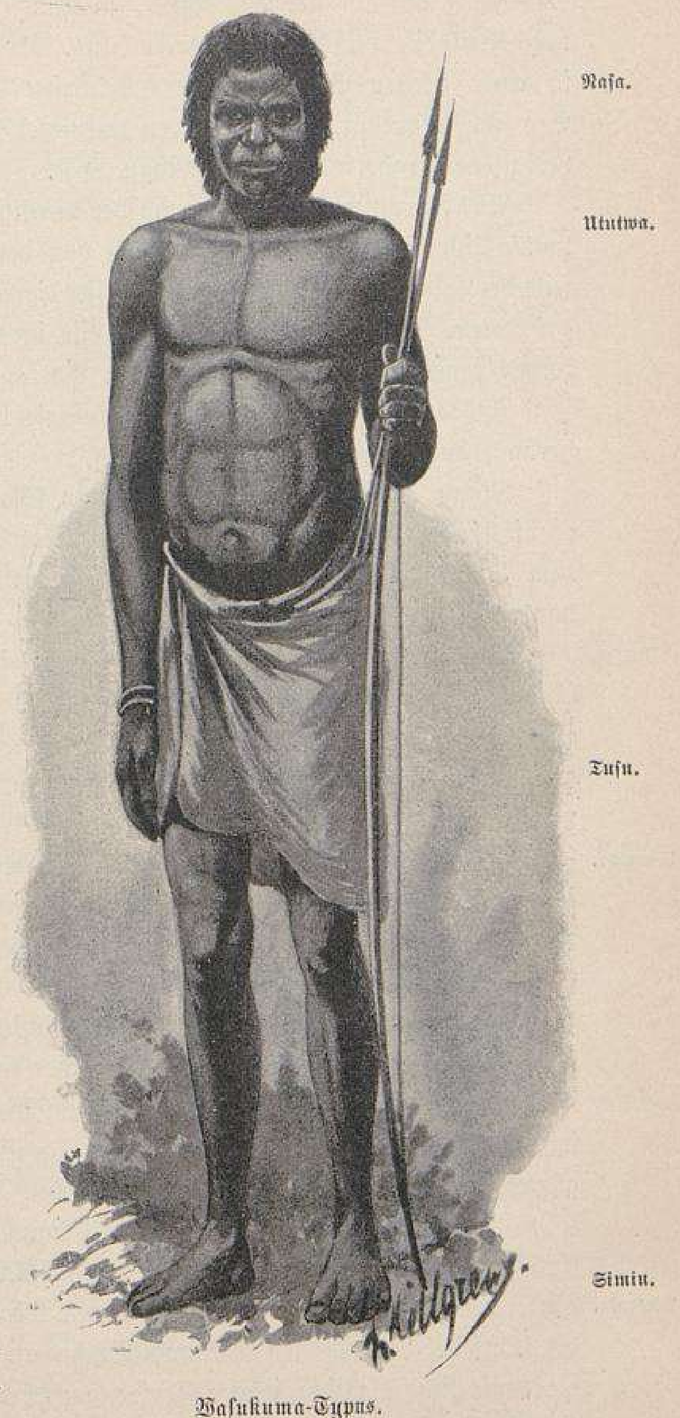
Ututwa.

Daran schließt sich im Süden die Landschaft Ututwa, ein von trockenen Wasserschluchten zerrissenes Granitterrain, welches jedoch ebenfalls gut angebaut ist. Im Süden von Ututwa, durch den Duma-Bach davon getrennt, ebenfalls als Grenzland gegen die östlichen Steppen und den südlichen Wembere-Graben, liegt die sehr fruchtbare und stark bevölkerte Landschaft Tusu: eine weite, leicht gewellte Ebene mit breiten Wegen, unübersehbaren Getreidefeldern und großen Dörfern, welche mit lebenden Euphorbienhecken umgeben sind.

Tusu.

Simiu.

Das Simiu-Flüßchen, das in seinem Mündungsgebiet den Duma-Bach aufnimmt, trennt die soeben aufgeführten östlichen Vorlandschaften vom eigentlichen Usukuma. Der Simiu führt nur zu den Regenzeiten fließendes Wasser und trocknet in der übrigen



Wasukuma-Typus.

Jahreszeit bis auf große Tümpel, in denen sich auch dann allerdings noch Krokodile und Welse tummeln, aus. Er ergießt sich in den Nyansa in einer breiten Bucht, welche durch eine Inselkette vom eigentlichen See abgetrennt ist, und an deren westlicher Seite die alte, neuerdings verlassene Araberkolonie von Magu liegt.

Aus Furcht vor dem Anmarsch der deutschen Emin-Pascha-Expedition hatten sich die Araber Anfang 1890 von der Westseite an die Südostseite der Simiu-Bucht geflüchtet, wo sie die Niederlassung von Masansa gründeten. Von hier aus betrieben sie ihren Sklavenhandel, und ich konnte ihnen hierhin aus Mangel an Patronen nicht folgen.

Indes hat Dr. Stuhlmann auf Befehl Emin Paschas das Nest hernach aufgehoben.

Magu untersteht heute dem Sultan Ssanliúngu. Westlich davon, ebenfalls am Gestade des Victoriasees, liegt das Ländchen Sima, unter dem Sultan Uwóko, welches eine große, sanft zum Nyansa abfallende baumlose Grassteppe darstellt.

Kageyi. Es wird im Westen begrenzt durch die Landschaft Kageyi, am Ausgang des eigentlichen Speke-Golfs, bekannt aus Stanleys und anderen Reisen.

Kageyi ist Reisland im besonderen und infolgedessen auch sehr ungesund.

Usmawo. Im Süden von diesen Küstenlandschaften erstreckt sich die weite, sanft gewellte und üppig angebaute Ebene von Usmawo hin, mit einer dichten und sehr rührigen Bevölkerung, welche stark mit hamitischen Wahuma oder Watussi gemischt ist.

Zwischen Usmawo und den Simiu schieben sich die kleinen Landschaften Tagala und Nyasamba, in welcher letzteren sehr schöne Baumwolle gepflanzt wird, und daran schließt sich im Süden Sengerema, immer noch am Simiu als Grenzland gegen den trockenen Steppengürtel, welcher Usukuma von Meatu trennt.

Zwischen Kageyi und dem tief ins Land einschneidenden Bukumbi-Creek, entlang dem von mächtigen Granitblöcken gekrönten Gestade des Mwansa. Victoria-Nyansa, zieht sich das Sultanat Mwansa hin, in welchem an der Ostseite der schönen Bukumbi-Bucht, an malerischem Bergabhang, die Kaiserliche Station liegt. Dieses ganze Gestade bis über die französische Station von Bukumbi wird in besonders malerischer Weise durch

die wiederholt erwähnten Granitblöcke geschmückt; die Bucht selbst ist mit pittoresken felsigen Eilanden besetzt, zwischen denen das Fahrwasser Tiefe genug für die größten Schiffe hat. Somit gehört die Bukumbi-Bucht nicht nur zu den landschaftlich eigenartigsten, sondern auch wirtschaftlich bedeutungsvollsten Teilen der Südseite des Victoriasees; und hier war es, wo ich am Morgen des 16. April 1890 zum erstenmal die deutsche Flagge aufzog und damit von der Südseite des Nyansa für Deutschland Besitz ergriff. Dies geschah in Bukumbi selbst, welches sich im Süden an Mwansa anschließt, und wo die algierische Mission der sogenannten Weißen Väter ihre Hauptniederlassung im deutschen Gebiet besitzt, welche hier seit Jahren in segensvollster Weise unter ihren Superieurs Monseigneur Livinhac und Hirth gearbeitet hat. Außer Bukumbi besitzt die Mission 1½ Stunden Wegemarsch südlich von Mwansa noch die Station Nyegesi, welche ursprünglich für die Aufnahme flüchtiger Waganda, ebenfalls unmittelbar am Ostufer des Bukumbi-Creeks, angelegt war.

Das ganze Ostufer des Bukumbi-Golfes macht einen gut angebauten und mit seinen vielen Rinderherden sehr behäbigen Eindruck. In eine südöstliche Ausbuchtung des Golfes ergießt sich ein Bach, welcher Usmawo von der Landschaft Nera im Süden trennt, und dessen Ufer in der Regenzeit vollständig zu einem Schlammsumpf werden. **Bukumbi-Golf.**

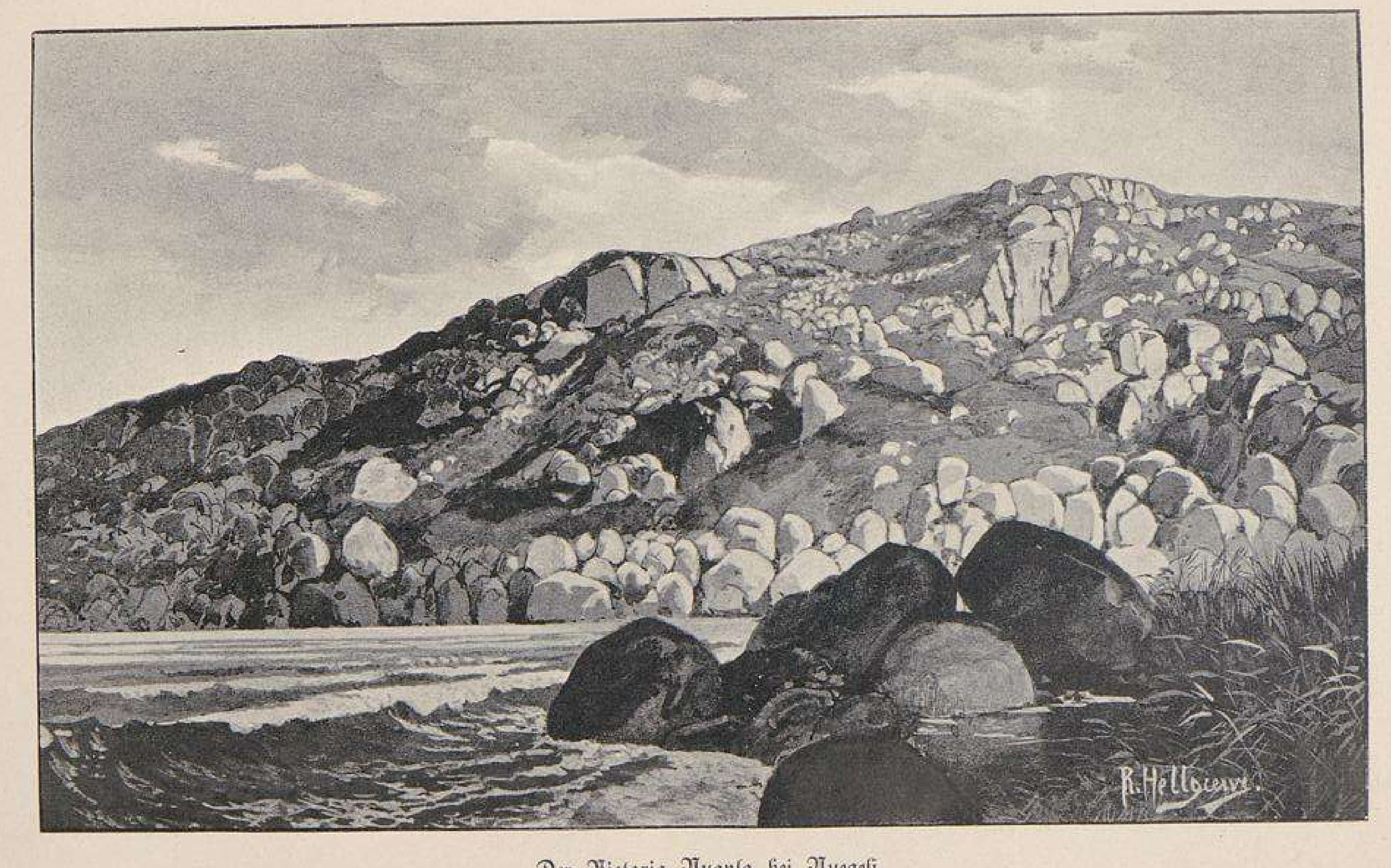
Das Nera-Gebiet mit Sekke im Südosten stellt wiederum eine gewellte, ebenfalls mit Granitblöcken gezierte Ebene dar, in welcher die Dörfer malerisch verstreut liegen, gut angebaut und reich an gutem Rindvieh. Die Einwohner sind eine behäbige und trotzige Gesellschaft, welche früher den Karawanen durch Tribut-Forderungen und kriegerische Bedrohungen lästig wurden, sich jedoch neuerdings wohl unter den Landfrieden gefügt haben werden. Die kleine Landschaft Usiha, welche wiederum Sekke im Südosten vorgelagert ist, unter ihrem deutschfreundlichen und reiselustigen Häuptling Mkeletesa, ist der letzte Vorposten Usukumas gegen die Wembere-Steppe auf Iramba zu. **Nera.** **Usiha.**

Usukuma ist im allgemeinen wenig gesund. Es liegt zu niedrig über dem See und neigt zu sehr auf weite Strecken zur Versumpfung, so daß es einen Herd für Malariainfektionen bildet. Als Gebiet für unmittelbar europäische Unternehmungen im eigentlichen Sinne kann es demnach nicht in Frage kommen. Wohl aber scheint es das gegebene **Klima.**

Feld zu sein, bei der Tüchtigkeit seiner Bewohner, um zu versuchen, was sich bei sachgemäßer Erziehung und Organisierung der Eingeborenen aus afrikanischen Ländern wirtschaftlich machen läßt. In diesem Sinne wird Usukuma bei richtigem Vorgehen ohne Frage eine Zukunft haben können.

Usindja. Wenn man den Bukumbi-Creek nach Westen* hin überschreitet, so gelangt man in ein ethnographisch von Usukuma sehr verschiedenes Gebiet, in die Landschaft Usindja. Bantu-Hamiten haben wir bereits in den Grabengebieten und am Westufer des Victoriasees kennen gelernt. Wahuma-Watusi. Mit der Westhälfte der Südseite des Nyansa gelangen wir auf einen Boden, auf dem sich augenscheinlich eine sehr alte geschichtliche Einwirkung der hamitischen Einwanderung von Norden her vollzogen hat. Usindja gehörte, nach Überlieferung der Eingeborenen, dem bereits erwähnten fabelhaften Reich von Kitara an, jener Gründung der hamitischen Wahuma, welche von der Nordseite des Albertsees bis zum Norden des Tanganyika gereicht haben soll, den Norden und ganzen Westen des Victoria-Nyansa umfassend. Wie dem auch sein mag, feststeht, daß in alle diese Länder vor alten Zeiten hamitische Eroberer an der Spitze von Hirtenstämmen eindrangen, und daß heute noch die herrschenden Familien aller jetzt zu beschreibenden Stämme dieser erobernden Rasse angehören. Daß dieselbe ursprünglich aus Asien kam, darf ethnographisch als feststehend angenommen werden.

Es wird unter anderm auch wahrscheinlich gemacht durch die interessante Thatsache, daß die Eroberer mit sich das großhörnige Sangarind brachten, welches ganz verschieden vom Zeburind der Bantu ist, und heute zwar auch noch in Abessynien und den Galla-Ländern vorkommt, ursprünglich jedoch aus Vorder-Asien stammt. Vermutlich sind es auch diese Stämme gewesen, welche den Esel mit nach Central-Afrika brachten. Ethnographisch sind sie den Alt-Abessyniern nahestehend, deren eigenartig patriarchalisch-monarchische Stammesverfassung sie beibehalten haben, wie der zweite, mehr im Osten auf den Hochplateaus sich hinabschiebende Einwandererstrom der Massais und hamitischen Grabenbewohner im wesentlichen die ebenfalls hamitische Staatsform der patriarchalischen Familienrepublik mit hierarchischen Zusätzen noch heute behauptet. Die Wahuma oder Watusi des Westens haben, nachdem sie den Nil überschritten hatten, im heutigen



Der Victoria Nyanſa bei Nyegeſi.

Nach einer Photographie des Grafen von Schweinitz.

Unjoro nilotische Sprache angenommen und das Kinyoro auf ihrem Eroberungszug den unterworfenen Victoriasee-Ländern bis zum heutigen Tage aufgeprägt.

Diese nomadischen Eroberer stießen hier überall auf eine Urbevölkerung aus Bantu, welche sie unterwarfen, sie zum Teil durch Blutmischung mit sich verschmelzend, und denen sie ihre Sprache aufzwangen. Wann dies geschah, läßt sich gar nicht mehr bestimmen. Nur das Eine ist klar, daß es sich bei diesen Katastrophen um sehr lange Zeiträume handeln muß, welche freilich in den verschiedenen Landschaften verschieden sein können, sicherlich aber nicht nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, wie Stuhlmann ausrechnet, sondern in ihren Ursprüngen nach Jahrtausenden bemessen werden müssen, wie dies auch aus den Überlieferungen der Wahuma selbst hervortritt.

Stuhlmann unterscheidet bei der Wahuma-Einwanderung die Zweige der Ruhinda- und Wawitu-Familien. Die Ersteren hätten eine oder mehrere Dynastien im Westen und Süden, die Zweiten im Norden des Victoria-Nyansa gegründet. Wahrscheinlich handelte es sich um verschiedene hamitische Völkerschaften überhaupt, da wir den Namen Wawitu auch am Indischen Ocean in Witu, Mwita (Mombasa) &c. wiedertreffen.

Der Bukumbi-Creek stellt die südwestliche Grenzscheide dar, bis wohin diese Eroberungswelle von Norden her einheitliche politische Gründungen am Victoriasee geschaffen hat. Derselbe trägt an seiner Westseite im wesentlichen denselben Charakter wie im Osten; nur, daß er weniger bewachsen ist. Die Felsen treten teilweise hart an das Wasser heran, zwischen denen hin und wieder sanft abfallende Grasflächen sich zum Ufer absenken. Dazwischen sind Anpflanzungen von ein wenig Bananen, Mais, Sorghum, Maniok, Bataten, Bohnen und vielem Tabak eingestreut. Die Landschaft im Knie zwischen Viktoriasee und Bukumbi-Creek heißt Kalumo und wird von Ruotakwa im Namen seines Onkels Ruoma, des Oberhäuptlings von Usindja, aus einer Ruhinda-Familie, verwaltet. Kalumo.

Das Ufer des Nyansa ist hier sehr buchtenreich, und ihm sind eine Reihe malerischer, mehr oder weniger schroff aus der blauen Wasserfläche aufsteigender Inseln vorgelagert. So die stattliche und fruchtbare Insel Djuma, im Westen vor der Einfahrt in den Bukumbi-Creek, wo sich Küste. Djuma.

Mr. Wise, ein ehemaliger englischer Missionar angesiedelt hat und erfolgreich Getreide- und Gemüsebau betreibt, und eine Reihe kleinerer Eilande. Usindja selbst ist leicht gewellt und von lichtem Steppenwald bedeckt. Es ist nur schwach bewohnt; in den Wasserrissen und Mulden gedeihen prächtige, tiefschattige Wäldchen, überragt von schlanken Phönix-Palmen. Die kleinen Dörfer aus netten Grashütten gebaut, sind mit lebendigen Hecken umgeben.

Inseln. In der Fortsetzung der Insel Djuma, gegen Westen hin, zieht sich ein ganzer Inselkranz, welcher die tiefeinschneidende südwestliche Bucht, den Emin-Pascha-Golf, vom eigentlichen See abtrennt. Die bedeutendste dieser Inseln, noch gegenüber dem eigentlichen Festland von Usindja, im Osten des Emin-Pascha-Golfes, heißt Kôme. Sie ist gut bewohnt und viehreich, mit einer tapferen Bevölkerung, welche als einzige im stande war, den Eroberungsangriffen der Waganda erfolgreich zu widerstehen. Außerdem sind zu nennen Nangaramiro nordwestlich davon, Luëmbali und Maïsome etwa in der Mitte vor dem Golf mit Sóswe und einigen kleineren, weiter im Nyansa vorgelagerten und Luwóndo am Westufer, der Halbinsel Buganja gegenüber. Der ganze Inselkranz, welcher seine Fortsetzung gegen Norden in einer dem Westgestade vorgelagerten Inselkette findet, gibt durch seine schroffen Formen, durch seinen grellweißen Strand mit dunkelgrünem Pflanzenwuchs gekrönt, dem Victoriasee an dieser Seite einen ungemein lieblichen Anblick.

Die Usindja-Landschaften zwischen Bukumbi-Creek und Emin-Pascha-Golf unterstehen, wie schon erwähnt, dem Ruoma, welcher in der Umgegend bis zur deutschen Besitzergreifung als wüster Tyrann und Räuberhauptmann gefürchtet war. Küsten. Die Küsten selbst sind auf dieser Strecke noch nicht kartographisch genau aufgenommen, aber man darf annehmen, daß sie sich zum Emin-Pascha-Golf mehr und mehr abflachen, und demnach der Charakter der Papyrusversumpfung mehr hervortritt. Das Hinterland ist abwechselnd mit Hochwald und Grasprärien bestanden; dazwischen liegen in den Niederungen oft versumpfte Flächen mit schwarzem moorigen Boden. Die Landschaft trägt zwar im allgemeinen noch Steppencharakter; doch ist sie durchweg fruchtbarer und wasserreicher. Einwohner. Die Eingeborenen bauen Manjok, Bohnen, Arachis, Eleusine, Bataten, Sorghum, Penicillaria, Wassermelonen, Kürbisse, Tabak 2c. Unter den vielen Unruhen hat der Ackerbau natürlich sehr gelitten, und es kann

keine Frage sein, daß nach hergestelltem Landfrieden dieses Land zu einer Kornkammer für das Seengebiet gemacht werden kann. Daneben liegen die Eingeborenen als alte Hirten noch immer aufs eifrigste der Viehzucht ob. Neben dem Zeburind wird, wie schon erwähnt, das alte vorderasiatische Sangarind gezüchtet, und daneben zeichnet sich Usindja durch schöne fette Schafe und Ziegen aus. Außerdem ist die Eisenindustrie hier in höherem Maße als anderswo entwickelt. Das Eisen wird aus Braun- oder Roteisenstein selbst gewonnen und durch Glühprozeß mit Holzkohle brauchbar gemacht. Das Hauptprodukt dieser Industrie sind eiserne Hacken und feine Drähte, welche mit einem durchlöcherten Eisen sehr kunstvoll ausgezogen werden. Mit diesen Artikeln wird ein flotter Handel getrieben. Von weither kommen die Karawanen, um solche Hacken hier einzukaufen, welche ein gesuchter Tauschartikel sind, ja bei vielen Stämmen geradezu die Stelle des Geldes einnehmen.

Distrikte. Die eigentliche Mitte von Usindja zwischen den beiden tiefeinschneidenden Creeks heißt Kisinda. Im Süden schließt sich an die Landschaft das Gebiet von Msalala an, auf das im Norden an der Westseite des südlichen Endes vom Bukumbi-Creek der Distrikt Usambiro folgt, wo sich früher die berühmte Missionsstation Mr. Mackays von der englischen Church Missionary Society befand, welche indes wegen ihrer ungesunden Lage nach Nasa in Ost-Usukuma verlegt werden mußte. Der ganze Süden des Creeks ist nämlich, besonders zur Regenzeit, starken Versumpfungen ausgesetzt. An die westlichen Gestade der Seebucht schieben sich kulissenartig eine Reihe von granitenen Höhenzügen heran.

Emin-Pascha-Golf. Der Emin-Pascha-Golf ist ziemlich flach und stark mit Papyrus verschilft. Seine Ufer senken sich langsam zum Wasser ab. Er erstreckt sich bis 1° 51′ gegen Süden. Die unmittelbaren Ufer sind außerordentlich fruchtbar und mit tiefschwarzem humusreichen Boden bedeckt, in dem Bataten und Colocasien in erstaunlicher Üppigkeit gedeihen. Etwas weiter vom Ufer tritt brauner, sandiger Boden auf, in welchem Getreide vorzüglich fortkommt. Die Landschaft im Südosten des Golfes heißt Bugando, im Süden liegt das schafreiche Butundwe, und den Südwesten nimmt die Landschaft Bukome ein.

Zu letzterer gehören die Ansiedelungen von Amranda und Irangala, welche an den südwestlichen und südöstlichen Ausläufern des Golfes liegen. Das ganze Land ist schlammig und pechschwarz. Bukome

untersteht dem Häuptling Nkami, der in Serayombo wohnt und von Ruoma abhängig ist. In diesem Südgipfel der Emin-Pascha-Bucht liegt die kleine, hügelige und bewaldete Insel Kyenda.

Wenn wir das im Vorstehenden kurz gekennzeichnete Usindja auf seine wirtschaftliche Verwendbarkeit beurteilen wollen, so dürfen wir es als ein mooriges Steppenland mit fruchtbaren marschigen Alluvialbildungen darin bezeichnen.

Es erinnert somit an einzelne Teile zwischen der Lüneburger Haide und der Nordsee. Seinem allgemeinen Charakter nach ist es ungesund und kommt demnach für europäische Besiedelung nicht in Frage; wohl aber dürfen wir bei der Intelligenz seiner mannhaften Bewohner hier in der Zukunft eine ähnliche Entwickelung, wie in Usukuma, erwarten: ein wirtschaftliches Emporblühen der eingesessenen Bevölkerung unter der Rechtssicherheit der deutschen Herrschaft und unter deutscher Anleitung. Ein solcher Aufschwung wird dann den deutschen Unternehmern in merkantiler Beziehung mittelbar zu gute kommen.

Der Westen. Usui.

An Usindja schließt sich im Westen das Land Usui an. Dasselbe zerfällt politisch in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche. Im Osten herrscht der Sultan Kassussura, im westlichen Teil, Uyagoma, der Häuptling Kovigimba.

Mit Usui treten wir aus der Granitzone heraus, um wiederum in Gneis und krystallinischen Schiefer zu gelangen.

Diese Schiefergebirge streichen in meridionaler Richtung und geben der Landschaft in Ost-Usui einen leichtgewellten Charakter, während sie weiter gegen Westen dichter zusammentreten und Plateaubildung annehmen. Im Gegensatz zum Süden des Sees, wo periodische Wasserläufe vorherrschen, treten hier im Westen wiederum ständig fließende Gewässer, als die Norm, auf. Wir kommen mit Ost-Usui zunächst in das Stromgebiet des Urigi-Sees, der periodische Verbindung mit dem Victoriasee haben soll, während wir westlich davon in das Gebiet des Kagera eintreten.

Usui ist ein reich bebautes und fruchtbares Land. Es ist durchschnittlich über 12—1300 m hoch, und infolgedessen ist auch das Klima kühl und angenehm. Sorghum- wechseln mit Batatenfeldern, und inmitten von Bananenhainen liegen die kleinen Dörfer der Eingeborenen, welche auch besonders gern schönen Tabak und Tomaten bauen. Wie

in Usindja, wird auch hier das Schmiedehandwerk eifrig betrieben, und Viehzucht ist auch in diesem Lande die ursprüngliche Beschäftigung der herrschenden Rasse.

Was den Westen des Victoriasees aber besonders vom Süden unterscheidet, das ist die Thatsache, daß wir hier in die Zone kommen, wo die Banane die eigentliche Grundlage der Ernährung bildet, und in Länder mit mehr geschlossener monarchischer Staatsform. Die hamitische Bevölkerung lebt eben hier nicht als geschlossener Stamm mit seiner eigenartigen Stammesverfassung, sondern tritt herrschend über eine unterworfene Bevölkerung auf, was zur Monarchie mit einer sie umgebenden stammesgleichen Aristokratie führt.

Nach Baumanns Erzählung ist Ost-Usui reich an Lebensmitteln aller Art, und Kassussura einer der größten Potentaten Deutsch-Ostafrikas überhaupt. In allen Thalsenkungen rieseln klare, frische Bäche, welche ihr Wasser einerseits, wie schon erwähnt, in den Urigi-See nach Norden, andererseits aber bereits zum Süden zum Malagarasi und dadurch zum Tanganyika ergießen. Gegen Westen hin wird Ost-Usui bergiger. In felsigen Abhängen fallen die Plateauränder zu den Flußthälern ab, ähnlich wie dies z. B. auch in Kikuju der Fall ist.

Ein trockenes, plateauartiges Kammgebirgsland, der Distrikt von Nyakawanda, scheidet Ost- von West-Usui, dem schon erwähnten Uyagoma. Das Thermometer sinkt hier nachts bis auf 50° C. Die Grenzlandschaft ist ärmlich, und auch Wild fehlt fast ganz. Zerklüftete, steinige und schroffe Gebirge, die völlig unbewohnt sind, führen nach Uyagoma hinein.

Auch dieses Land ist in seiner Osthälfte wenig einladend, gegen Westen tritt der Plateaucharakter wieder hervor. Grasige Halden dehnen sich aus, in welchen einzelne Laubbäume verstreut sind. In den Thälern sickern versumpfte Bäche dahin, welche dem Kagera zustreben. Die Niederlassungen der Eingeborenen, welche bereits der Warundi-Gruppe am Tanganyika angehören, liegen auf den Hochplateaus verstreut, mit armseligen, schlecht gehaltenen Anpflanzungen umgeben.

Ein Kammgebirge, an dessen Westabfall der Oberlauf des Kagera, Ruvuvu genannt, seine graubraunen Wogen dahinrollt, führt von Usui in die Landschaft Urundi hinüber.

Die Flußsohle des Kagera läßt wiederum Granit hervortreten, auf welcher die umliegenden höheren Schieferplateaus gewissermaßen aufgelagert sind.

Urundi. Urundi ist ein grasiges, von engen Papyrusthälchen durchzogenes Bergland. Es zerfällt in eine Reihe von Distrikten, welche früher alle einem einzigen Oberhäuptling, dem „Mwesi" (Mond), unterstanden. Der letzte „Mwesi", Makisavo, der Bleiche, genannt, ist seit lange verschollen und nach Anschauung der Eingeborenen auf den Mond zurückgekehrt. Als nun Baumann vor einigen Jahren als erster Weißer ins Land kam, wurde er von den Warundi als dieser Mwesi begrüßt und mit königlichen Ehren empfangen. Es kann keine Frage sein, daß wir in diesem Anschauungskreis wiederum auf die alte Idee der binnenafrikanischen Mondberge stoßen; und es ist wahrscheinlich, daß solche Überlieferungen mit der Unterwerfung dieser Länder durch eine hellere, vom Norden stammende Rasse zusammenhängen.

Der Kagera entwickelt sich schon in Urundi zu einem bedeutenden Fluß, dessen Stromgebiet bis in die östlichen Randgebirge des Tanganyika reicht. Sein Hauptzustrom ist der papyrusreiche Akanyaru, welcher die Grenze zwischen Urundi und Ruanda bildet.

Urundi stellt, wie gesagt, ein grasiges Alpenland dar, welches zur Viehzucht geradezu einladet. Das ganze Land ist fast baumlos, in üppigen Bananenhainen liegen die Dörfer der Eingeborenen. Bei den Eingeborenen tritt der Bantu-Charakter mehr hervor als bei den Stämmen unmittelbar am See. Ihr Dialekt ist dem von Uha nahe verwandt. Doch wohnen zwischen der negerhaften Urbevölkerung, und noch feindlich abgesondert von ihnen, reine Wahuma oder Watusi, welche eine Art von Raubadel darstellen. Diese betreiben vornehmlich Viehzucht. Das großhörnige Sanga-Rind und fettschwänzige Schafe werden gehalten; Ziegen und Hühner sind selten. Der Bienenzucht wird eifrig obgelegen. Im übrigen ist wie in Usui die Hauptvolksnahrung die Banane, welche unreif getrocknet, zu Mehl gestampft und vornehmlich als Brei gegessen, oder aber als Bier wie in Uganda getrunken wird.

Alles in Allem sind die Warundi, nach Baumann, ein kräftiger, gesunder und gut veranlagter Volksstamm, welcher die deutsche Herrschaft mit Begeisterung aufnehmen und eine Zukunft haben wird. Heute ist das Land nach Erlöschen der angestammten Monarchie in völliger

politischer Zerfahrenheit, von Norden durch den Kigeri (König) von Ruhanda, im Süden durch arabische Sklavenhändler bedroht. Eine organisierende Hand, welche zugleich Schutz ins Land brächte, würde hier sicherlich sehr segensreich sein.

Der Kagera breitet sein Quellgebiet fächerartig über den ganzen nördlichen Teil des östlichen Randgebirges vom Tanganyika aus. Den Akanyaru nannte ich bereits. Ihm schließt sich an im Süden der Nyagasenye. Darauf folgt der Hauptarm, der Ruvuvu, in dessen Quelle, welche im sog. missosi ya mwesi (Mondberg) in der nördlichen Fortsetzung des östlichen Grabenrandes von Tanganyika liegt, Baumann die eigentliche Nilquelle entdeckt zu haben beansprucht. Weiter gegen Süden folgen der Murarassi-Nyankulu und der Luvirosa. Dieser letztere entspringt in dem Winkel zwischen dem östlichen Tanganyika-Rand und Kangos-Bergen, etwas nördlich von 4° s. Breite. Diese Berge bezeichnen demnach die südliche Grenze zwischen dem Stromgebiet des Victoriasee-Nil und des Tanganyika-Kongo, also des Mittelmeeres und des Atlantischen Oceans.

Urundi, sowie das nördlich davon gelegene Ruhanda werden im Westen durch den Ostrand des Centralafrikanischen Grabens, in welchem unter andern der Tanganyika-See liegt, und in dem das Gebiet des Kongo-Staates seinen Anfang nimmt, begrenzt.

Wenn wir das Land Urundi abschließend auf seinen Wert für uns hin beurteilen, so dürfen wir aussprechen, daß es mit seinem gesunden alpinen Klima, seinen quellreichen Bergen und vielen Wasserläufen, sowie seiner gutartigen und kräftigen Bevölkerung, bei richtiger Behandlung eine hoffnungsvolle wirtschaftliche Entwickelung verspricht. Wir haben darin augenscheinlich wieder ein Gebiet vor uns, welches die natürlichen Bedingungen für eine deutsche Besiedelung bei entsprechender Entwickelung der Verkehrsverhältnisse mit der Küste bietet, und in dem andererseits aus der Bevölkerung durch vernünftige Erziehung nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu machen sind.

Im Norden der soeben gekennzeichneten Gebiete folgen am Westufer des Victoriasees eine Reihe kleiner Landschaften, welche von einer den Wasindja stammverwandten Bevölkerung bewohnt sind. Indes bildet die Grenze zwischen Bukome, der äußersten Landschaft Usindjas, und Kyimoani, unweit der Bucht von Nyamagodjo, eine wichtige geologische

Küste des Nyansa.

Scheide. Wir kommen hier aus den granitführenden Ebenen von Usindja und Unyamwesi heraus, um ein welliges Plateau zu ersteigen, welches aus Quarzit und Thonschiefer, grauem oder rötlichem Quarzsandstein u. s. w. gebildet wird. Diese Plateaubildung erstreckt sich weit gegen Norden, bis über den Albert-Edward-See hinaus. Die Felsen dieses Hochplateaus fallen im deutschen Gebiet steil und schroff zum See hinab, nur hie und da einen weißen Uferstrand freilassend. Bis zu 1400 m erhebt sich dieses Plateau, welches demnach ein sehr kühles Klima besitzt, feucht und fruchtbar ist, um so mehr, je weiter wir uns gegen Norden dem unteren Kagera nähern.

Das Westufer des Sees unterscheidet sich demnach in vorteilhafter Weise von den flachen Südgestaden. Von seinem Rand ist nach Stuhlmann die Abrutschung des Plateaus erfolgt, welche zur Bildung des Victoriasee-Beckens führte, und eine zweite Bruchlinie erkennt er in der Kette der vorgelagerten Inseln, welche die ganze deutsche Küstenlinie von Süden nach Norden ununterbrochen begleitet.

Inseln. Da folgen von Süden nach Norden aufeinander, an das früher erwähnte Luwondo anschließend, Kiwumba, Ikusa, Luwire, Kagulamu, Tshánso, Mahega, Iroba und die Inselgruppe von Bumbide, an welche sich im Nordosten Lulamba und Kitua anschließen. Dann biegt die Kette mehr gegen Nordosten aus in Nyaburu, Makibua und Masi, und dicht am Ufer vorgelagert ist das holzreiche Kishaka, sowie das kleine Busiru vor der Bucht von Bukoba, außer einer Anzahl kleinerer, welche nicht genannt zu werden brauchen. Alle diese Inselchen, mit Ausnahme Bumbides, sind unbewohnt, obwohl sie großenteils fruchtbar genug sind. Ihre rationelle Aufforstung würde ohne Frage den Wert dieses Besitzes außerordentlich steigern müssen.

Küstensaum. Das gegenüberliegende Festlandplateau unterscheidet sich auch in Flora und Fauna durchaus vom Süden. Im Süden ostafrikanischer Steppencharakter mit Buschwald, im Westen eigentliche Grasebene oder Parzellen westafrikanischen Urwaldes. In der Fauna aber verschwinden die charakteristischen Formen der ostafrikanischen Steppe ebenfalls: Giraffen, Zebras, große Antilopen, Löwen und Strauße fehlen; dafür finden wir Vertreter des westafrikanischen Urwaldes, insbesondere den grauen Papagei und den weißnasigen Affen, sowie den Schimpansen.

Dieses Hochplateau erreicht man, von Usindja kommend, in der Landschaft Kyimoáni, wo der Häuptling Kadjuma herrscht. 250 bis 300 m erhebt sich ihr Rand über der Ebene von Bukome, und in welliger Bodenbildung erstreckt sie sich weit gegen Nordwesten. Sie ist übersät mit Bananenanpflanzungen und Getreidefeldern, und Hühner, Ziegen und Schafe werden überall gehalten. Kyimoáni.

An Kyimoani schließt sich im Norden Ihángiro. Immer fruchtbarer wird das Land. Es ist eine ausgedehnte Landschaft, welche im Westen bis an den bereits erwähnten Urigi-See reicht. Hier herrscht der Sultan Nyeruamba aus dem Stamm der Ruhinda, welcher hierher aus Karagwe eingewandert ist. Der Süden von Ihángiro stellt eine parkartige Landschaft dar, während der Norden mit Gras und vereinzeltem Gebüsch bedeckt ist. Dazwischen liegen in mächtigen Bananenwäldern die Gehöfte der Eingeborenen. Das helle Grün dieser Bananenhaine gibt der Landschaft einen sehr freundlichen Eindruck, und dahinein sind die Felder von Bohnen, Bataten, Hirsen u. s. w. eingestreut. Der Typus der Bevölkerung unterscheidet sich mehr und mehr von dem der Wasindja, je weiter wir gegen Norden kommen. Mehr und mehr wird der schmale Gesichtsschnitt hamitischer Rasse vorherrschend. Die Kleidung verändert sich vom Lendenschurz der Wanyamwesi zum Lederüberwurf oder zum Schurz aus Palmfasern; an Stelle von Pfeil und Bogen tritt die hamitische Urwaffe der Lanze wieder in den Vordergrund. Alle die herrschenden und vornehmeren Familien gehören den Wahuma an. Ihángiro.

Auf Ihángiro folgt die äußerst üppige kleine Landschaft Kyanya, welche von Kahigi, aus einer von Karagwe eingewanderten Ruhinda-Familie, beherrscht wird. Kyanya liegt gegenüber der Insel Bumbide, und äußerst malerisch fallen seine Ufer in den See ab. Ein etwa 100 m hoher Wasserfall stürzt sich herab, und ein riesiger Bananenhain stößt an den andern. Im Süden springt eine kleine kreisrunde, von zwei Felsmassen flankierte Bucht ins Land, während im Norden die große Doppelbucht sich befindet, der die Insel Kishaka vorgelagert ist. Kulissenartig schieben sich die Klippen vom See aus hintereinander, in den Schluchten stehen Urwaldreste. Wasser ist überall in Menge vorhanden. Hier ist für Weide wie Ackerbau der günstigste Boden. Kyanya.

Kyamtuára. Die Kishaka-Bucht bildet die Grenze zwischen Kyanya und Kyamtuára, dem Gebiet Mukotanis, mit den Buchten von Lubemba, Bukoba und Makongo und der Kaiserlichen Station an der mittleren dieser drei. Gegen Westen erstreckt es sich bis an die Grenzen von Karagwe und an den Ikimba-See und ist demnach größer als die vorerwähnten Gebiete. Es ist sehr dicht bevölkert und gewährt einen außerordentlich gut angebauten Eindruck. Mukotani ist aus dem Stamme der Wawitu, neben ihm herrscht noch ein Ruhinda in einem Teil des Landes, Wogi, der Großvater mütterlicherseits von Mukotani. Das Land zerfällt in 12 Unterabteilungen, welche von Unterchefs regiert werden. Mit Mukotani schloß ich im Frühjahr 1890 als erster Deutscher Freundschaft, und auf meinen Rat legte Emin Pascha unsere Station in sein Land, nach Bukoba.

Interessant ist, daß wir hier in Gebieten uns befinden, in denen die westafrikanische Kaurimuschel die Stelle des Geldes vertritt. Dies unterscheidet den ganzen Handel und Verkehr sehr entschieden von dem eigentlich ostafrikanischen. Man darf aussprechen, daß alles um eine mächtige volkswirtschaftliche Stufe höher steht. Auch die politischen Verhältnisse sind genau geordnet schon nach dem Muster von Uganda. Das Land zerfällt, wie gesagt, in 12 Provinzen, und der König bezieht fest normierte Steuern von seinen Unterthanen. Stuhlmann berechnet die regelmäßigen Abgaben an Kauris allein auf 30 000 Stück monatlich. Dazu kommen Lebensmittel und Arbeitsleistungen. Er, der „Mkama“, hat das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, und ihm gehört aller Grund und Boden, welchen er zur Bearbeitung an seine Unterthanen verteilt. Er ist in allen Fällen oberster Gerichtsherr. Leibeigenschaft besteht überall; aber der ganzen Staatsverfassung liegt doch die auch in Uganda geltende despotische Anschauung zu Grunde, daß dem Herrscher in letzter Linie Alles, Leben und Eigentum der Unterthanen gehört. Wir befinden uns hier völlig bereits in der Einflußsphäre von Uganda, dessen Kaiser Mukotani vor der deutschen Besitzergreifung tributpflichtig war. Ich habe hier selbst 1890 noch den Tribut für Muanga eingezogen. Heute ist dies natürlich abgeschafft.

Durch die Aufwulstung des Plateaurandes gegen den See hin wird den Flüssen des Landes der direkte Abfluß dahin versperrt, so daß wiederholt Versumpfungen stattfinden. Die Wasser vereinigen sich

im Kinyaviasi, der seinen Weg gegen Süden nimmt, um bei Busumba Bumbide gegenüber einzumünden.

Nördlich von Kyamtuára liegt das kleine Küstenländchen Bugabu, welches vom Häuptling Kayósa, einem Verwandten Mukotanis, beherrscht wird. Derselbe gehört wahrscheinlich ebenfalls der Familie der Wawitu an, während sich die unterworfene Urbevölkerung Waendangabu nennt. **Bugabu.**

Von hier aus gelangen wir in den nördlichsten Teil des deutschen Gebietes, in die eigentliche Landschaft Kisiba, welche im Norden bereits an die Uganda-Provinz Buddu jenseits der Kagera-Mündung stößt. Kisiba wird von der Urbevölkerung der Wawissubasiba bewohnt, welche dem Sultan Mtatemboa untersteht. Derselbe ist ein kriegerischer Herr, und seine Unterthanen sind tapfer und wehrhaft. Sie sind ein leidlich hübscher Menschenschlag, besonders die Mädchen oft von sehr niedlichem Körperbau. Sie haben den Drang, europäische Erzeugnisse zu erwerben, und werden demnach handelspolitisch noch von Bedeutung werden. Die Bevölkerung ist auch hier sehr dicht, das Land fruchtbar und mit Bananenwäldern bedeckt. Daneben werden, und zwar inmitten der Bananen selbst, Colocasien und Kürbisse gezogen, während man im freien Felde Manjok, Mais, große und kleine Bohnen, Eleusine und Bataten anpflanzt. Außerdem gedeiht der Kaffee in guter Qualität, und es kann gar keine Frage sein, daß in diesem gesegneten Lande außerdem alle andern Arten von tropischen Kulturpflanzen, wie Kakao, Thee, Baumwolle, Tabak und Vanille, vorzüglich fortkommen werden. **Kisiba.**

Viehzucht, Rind- und Kleinvieh, wird sorgfältig und in großem Umfang betrieben, und an Industrieerzeugnissen sind Messingschmucksachen und Thongeräte zu erwähnen. Außerdem verstehen sich die Eingeborenen auf saubere Korbflechtarbeiten.

Handel treiben sie nach Uganda und nach dem Süden. Ausgeführt werden Elfenbein, Rinden-Kleidungsstoffe und Kaffee, gekauft besonders europäische weiße Baumwollenstoffe, Messing- und Kupferdraht, sowie bunte Tücher; sehr gesucht ist auch überall Salz.

Daß wir dem großen Kulturcentrum Uganda hier nahe sind, bemerken wir schließlich noch an der Vorliebe für Musik, die in all diesen Gebieten herrscht. Jeder Häuptling hat seine eigene Kapelle aus Trommlern, Hornbläsern und Pfeifern, welche zwar ohne Harmonie,

aber doch in rhythmischem Gleichklang die eingeborene Zuhörerschaft, wenn auch nicht die Europäer, entzückt.

Überblickt man die soeben betrachteten westlichen Küstenlandschaften des Victoriasees noch einmal in Eins, so ergibt sich, daß wir hier herrlichen Gebieten gegenüberstehen, welche zu den besten des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes gehören. Überall haben wir kühle, angenehme Temperatur, reiche Bewässerung und fruchtbaren Boden, überall demnach auch reichen Anbau und eine wohlhabende und entwickelungsfähige Bevölkerung, welche durchweg einen gewissen Kulturgrad erreicht hat. Wenn man vom Süden oder gar Osten an diese Westseite des Nyansa kommt, so ist es, als ob man in eine ganz neue Welt gelangt ist, welche sich vom eigentlichen Ostafrika etwa ebenso abhebt, wie das westliche Europa von den sarmatischen Steppen. Hier liegt jedenfalls der Schwerpunkt unseres gesamten Victoriasee-Gebietes. Um so mehr, als auch das Hinterland günstige Bedingungen aufweist. Hinter den im vorstehenden beschriebenen Küstenländchen erstreckt sich in ihrer ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord zunächst die Landschaft Karagwe.

Karagwe. Die geologische Bildung dieses Landes entspricht im wesentlichen den Küstengebieten des Nyansa. Karagwe ist ein welliges Plateau, welches bis zu 1650 m ansteigt, und in welchem Quarzit mit Thonschiefer abwechselt. Fast alle Erhebungen haben gleiche Meereshöhe, und die Thäler, welche in der Hauptsache von Süd-Südost nach Nord-Nordwest streichen, sind Bruchspalten eines einstigen großen Schollenlandes, aber durch Erosion ausgeweitet und abgerundet. Im allgemeinen ist Karagwe trockener als die Landstriche unmittelbar am See; doch stellt es sich in seiner ganzen Ausdehnung als ein schönes Grasland dar, welches sich für Weidewirtschaft in vorzüglicher Weise eignet. Seine Bevölkerung entspricht durchaus der in den umliegenden Landschaften. Reine Wahuma herrschen unter ihrem König Ndágara über eine negerhafte Urbevölkerung, welche hier Wanyámbo genannt wird. Ndágara ist ein Neffe des aus Stanleys Beschreibung bekannten Rumanika. Die Landessprache ist auch hier das Kinyoro. Die Regierungsform ist patriarchalisch und milde auch gegenüber der unterworfenen Rasse.

Weidewirtschaft ist die eigentliche Thätigkeit der Wakaragwe. Auf den grasigen Flächen konnte man noch bis vor kurzem Rinderherden bis zu zehntausenden, neben Schafen und Ziegen sehen. Neuerdings

hat auch hier die Pest ihre Ernte gehalten und die Bevölkerung mehr auf Ackerbau zurückgewiesen. Die Banane bildet auch in Karagwe das Hauptnahrungsmittel, welches indes mehr bei der Urbevölkerung als bei den hamitischen Eroberern beliebt ist. In Bananenhainen liegen die Dörfer und Gehöfte der Ersteren, während die Letzteren es vorziehen, sich im Freien inmitten ihrer Weiden anzubauen. Außer mit Bananen beschäftigt sich der Ackerbau mit dem Anbau von Eleusinekorn, Mais, Manjiok, Bohnen, Erbsen, Bataten, Kürbissen, Tabak und Kaffee. Die Industrie ist wenig entwickelt. Sie richtet sich im wesentlichen nur auf die Fabrikation von Thonwaren.

Handel ist in Karagwe seit langem in Blüte gewesen. Die Araber legten hier in Kafúro eine Handelsniederlassung an, welche den Verkehr zwischen Tabora und den Ländern im Norden, insbesondere Uganda und Unyoro, zu vermitteln hatte. Sie haben auch hier ihre üblichen Kulturen mit Erfolg betrieben: Mangobäume, Limonen, Granatäpfel, Guayaven und Papayen gezogen. Außerdem haben sie ein wenig Reis und Weizen gepflanzt neben Zwiebeln, Tomaten und Eierfrüchten. Neben Kafúro ist der Ort Kitangule als Handelsplatz von Bedeutung.

Dieses ganze Plateau wird, wie erwähnt, von meridionalen Längsthälern durchzogen, in deren Senkungen entweder dichter Laubwald oder stagnierende Sumpfgewässer sich befinden. Diese kleinen, mehr oder weniger versumpften Seen sind charakteristisch für Karagwe. Emin Pascha und Stuhlmann haben eine ganze Reihe derselben entdeckt: den Luënsinga, den Papyrussee Ruanyana, den Irema-See, welchen der Kagera durchfließt, die weitverzweigten Sumpfseen Sángwe und Nssénye und die breite, von Schilfinseln durchsetzte Sumpffläche, Forúngu genannt, u. A.

Kagera. Meistens sind diese Seenbildungen in Verbindung mit dem Kagera, welcher Karagwe in einem Knie im Westen und Norden umfließt, gegen Westen die Grenze zu Ruhanda, gegen Norden die zu Buddu bildend. Der Kagera bildet hier bereits einen ansehnlichen Strom. Sein Lauf ist meistens tief in den Boden eingeschnitten, und seine Breite beträgt 50—60 m. Seine Ufer sind teilweise Steppe, teilweise aber Grasland, das in seiner Flora vielfach an den europäischen Norden erinnert. So fand Stuhlmann drei bis vier Arten von Klee, ferner eine violette Scabiosa, mehrere Senecien und echtes Zittergras. Daneben kommen Orchideen, Akazien und eine Reihe tropischer Sumpfpflanzen vor. Alles

in Allem ist die Kagera-Ebene in Flora und Fauna ein interessantes Gebiet. Das Mündungsgebiet hat Graf Schweinitz befahren. Er gibt an, daß der Fluß in seinem Unterlaufe eine freie Wasserfläche von 50 bis 80 m habe und an seinen Rändern stark verschilft sei. Die größten Tiefen betragen 10—12 m, indes nimmt dieselbe gegen den See zu ab, Untiefen gibt es nirgends. Der Fluß hat eine große Geschwindigkeit, trotzdem er in starken Windungen dem Nyansa zufließt. Die Ufer werden von Karagwe an der Mündung zu immer niedriger und zeigen schließlich kaum noch 1—2 m. Im See kann man die gelblich-graue, gegen Norden sich wendende Flußströmung noch weithin erkennen. Die Eingeborenen überschreiten den Fluß auf Kanus aus ausgehöhlten Baumstämmen, und zwar gibt es eine Anzahl von regelrechten Fähren, so bei Kavingo und unweit des Ortes Kitunguru. Das eigentliche Flußthal wird in Karagwe von einer Hügelkette begleitet, wie überhaupt auch dieses Plateau von aufgesetzten Hügel- und Bergpartien gekennzeichnet wird.

Ruhanda. Der mittlere Kagera grenzt Karagwe von Ruhanda ab, einem Land, welches bislang erst von einem einzigen Weißen, nämlich dem Grafen Götzen, durchzogen ist. Graf Götzen hat diese Reise im Jahr 1894 gemacht. Baumann ist außerdem eine kurze Strecke von Urundi aus im Süden durchs Land gezogen. Dieser Süden gewährte mit seinen wohlgepflegten Dörfern, seinen klaren Bächen, seinen künstlich berieselten Feldern einen sehr wohlthuenden und üppigen Eindruck. Das Klima ist kühl und angenehm. Der Akenyaru bildet nach dieser Seite hin die Grenze Ruhandas.

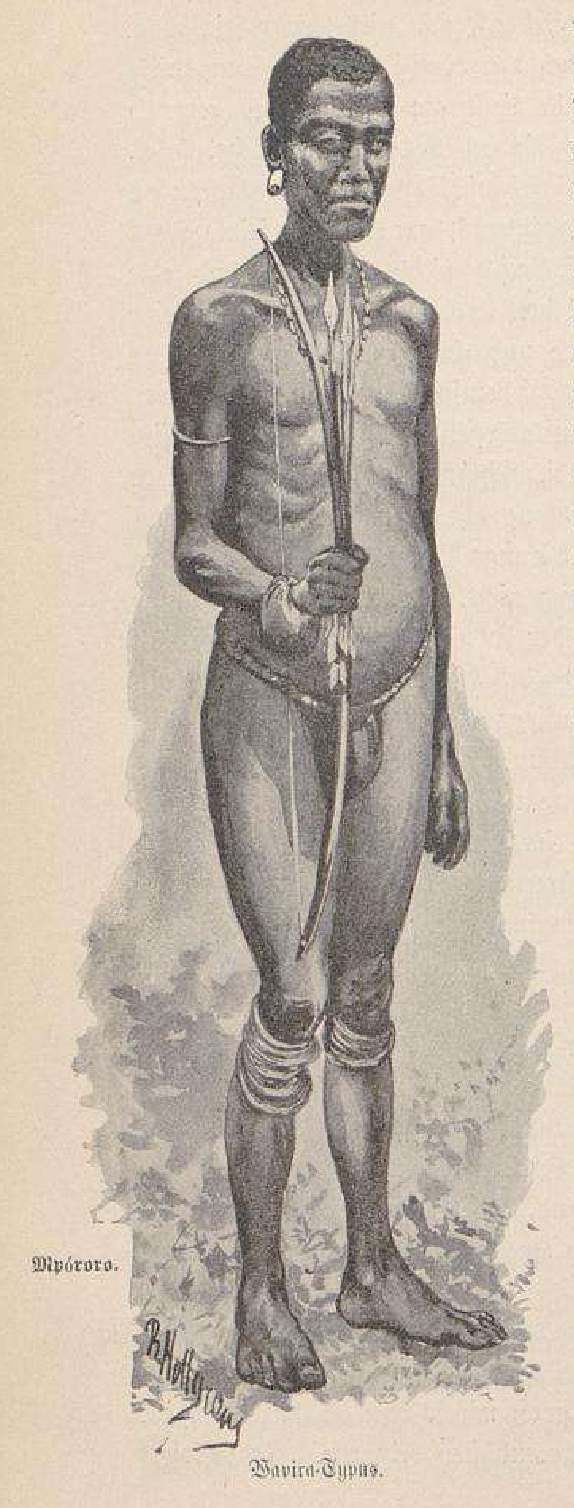
Graf Götzen hat über seine Reisen bislang nur einen vorläufigen Bericht veröffentlicht (Deutsches Wochenblatt 1. November 1894 und Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin XXI, 8 S. 476 ff.). Auch er bestätigt: „Ruhanda ist durchaus Hochplateau mit herrlichem Klima und vollkommen gesund. Der auf dem deutschen Gebiet liegende Teil ist der bei weitem wertvollere; denn der zum Kongo-Staat gehörige trägt einen meist unwirtschaftlichen Hochgebirgscharakter."

„In Ost-Ruhanda liegt ein großer See, der Mohasi-See genannt wird." Dem Westen des Landes zu, dicht über dem Südfuß des gewaltigen Vulkans Virunga-tscha-gongo, eines in vollster Thätigkeit stehenden Feuerberges, dessen mächtige Flammen Graf Götzen schon von

weitem sah, liegt der schöne Kivu-See, der „nicht viel kleiner sein mag, als der Albert-Edward-See und durch den Rusisi mit dem Tanganjika in Verbindung stehen soll“. Derselbe liegt am Ostrand des centralafrikanischen Grabens, der sich hier bis zu 2800 m aufwulstet (Ges. für Erdk. S. 477). „Sein Niveau liegt auf 1500 m. Wir lagern an seiner Nordspitze und haben ganz den Eindruck, am Meer zu sein. Trotz klaren Wetters ist vom Süd- und Westufer nichts zu sehen, und eine sehr starke Brandung bricht sich an den Lavafelsen.“ (Götzen.) Seine Ufer sind äußerst malerisch, „schön und felsig, ähnlich denen der Riviera“. Der Virunga-tscha-gongo (auf deutsch: Opferplatz) im Norden davon ist der westlichste von fünf Vulkankegeln. An ihn schließen sich gegen Osten der Navunge, Karisimbi, Vihúnga und Ufúmbiro, nach welchem letzteren die ganze Gruppe bislang als Mfumbiro-Berge bekannt war. Die Waruhanda nennen sie Virunga-Berge. Graf Götzen hat den Virunga-tscha-gongo, der übrigens nicht, wie er meint, der einzige thätige Vulkan Afrikas ist, da auch der Dönjo Ngai, wie wir gesehen haben, aktiv ist, bestiegen. „Der Rand des Hauptkraters liegt nach den Siedepunktsbestimmungen und vorläufiger Berechnung nach den Regnault- und Jordan-Tafeln auf 3420 m. Der Krater ist wohl das Eigenartigste und Imposanteste, was man sehen kann. Man überblickt, am Kraterrand stehend, eine 1 1/2 km im Durchmesser betragende Arena mit 300 m auf ungefähr 80° abstürzenden Wänden. Unten ist die Bodenfläche ganz eben, gelbbraun marmoriert, und in derselben befinden sich, so regelmäßig wie von Menschenhänden gemauert, zwei Schächte. Aus dem nördlichen, dessen Durchmesser 100 bis 150 m betragen mag, strömt rötlich wiederscheinender Dampf unter donnerähnlichem Getöse in unregelmäßigen Zeiträumen. Ich glaube, wir haben es hier mit einem Lavasee zu thun.“

Bis in die Nähe der Virunga-Vulkane strömt in weitem Bogen, aus dem östlichen Grabenrand kommend, der Niavarongo-Fluß, um sich von hier aus als Hauptquellfluß des Kagera-Niles zum Victoriasee zu wenden.

Politisch untersteht Ruhanda dem Kigere (König) Luabugiri, „wohl einem der mächtigsten, jedenfalls einem der gefürchtetsten Monarchen in Mittelafrika. Er ist gut sieben Fuß groß mit schönen Wahuma-Zügen, die unwillkürlich an römische Imperatorenbüsten erinnern. Er residiert



Wavira-Typus.

nur auf hohen Bergen, und mit diesen stolzen Sitzen wechselt er stets seinen Aufenthalt. Alles zittert vor ihm, und ähnlich wie der Sultan von Marokko treibt er seine Steuern und Einkünfte bei, indem er alljährlich einen meist wechselnden Teil seines Landes verwüstet". Götzen traf ihn 2500 m hoch, auf Höhen, die nicht weit von den Virunga-Bergen liegen. Wir sehen, es ist ein echter Wahuma-Staat, der sich auf dem Hochplateau von Ruhanda gebildet hat, und die vielen Fabeleien von „weißen Negern" in Mittelafrika unter einem großen und gewaltigen Herrscher finden auf dieses Gebiet ihre Anwendung. Im Westen schließt sich nach Götzen das Gebiet der Walegga (d. h. Waldleute) an. Diese gehören bereits den Bantu-Negern des Kongo-Gebietes an und sind nach Stuhlmann identisch mit dem nördlich von Manyema wohnenden Wawira-Bantu.

Nach allem, was wir von Ruhanda jetzt wissen, müssen wir dieses grasige Hochplateau denjenigen Gebieten zuweisen, in welchen Europäer dauernde Ansiedelungen zu begründen im stande sein werden.

Im Norden von Ruhanda, nordwestlich vom Knie des Kagera, liegt das Land Mpóroro, von dem ein Teil die Nordwestecke des deutschen Victoriasee-Gebietes ausfüllt. Im übrigen gehört es teilweise der englischen

Interessensphäre an, teilweise dem Kongo-Staat. Auch Mpóroro ist ein Wahuma-Staat, welche hier vom Stamme der Wasamvo sind. Er untersteht der Königin Nyawingi, welche in Igoróro ziemlich auf der Grenze zwischen der deutschen und englischen Sphäre residiert, ist aber politisch in Auflösung begriffen, was seiner Zerteilung in drei Interessensphären naturgemäß zu gute kommt.

Mpóroro ist ein Bergland aus Granit mit sehr großen Feldspatblöcken. Die Berge, wie der Vituntu-Berg und die Kayanga-Berge, erheben sich bis über 1700 m; die Thäler sind aber großenteils versumpft und mit Papyrus bedeckt. Der Boden besteht aus guter dunkler Erde; doch ist das Land wegen der politischen Unruhen nur schlecht angebaut und dünn bevölkert. An den Bergabhängen liegen Bananenhaine; daneben werden Sorghum, Mais und Bohnen gebaut. Auch Viehzucht wird betrieben. Bei einer Besitzergreifung Ruhandas durch Deutschland wird es sich empfehlen, den uns gehörigen Teil von Mpóroro diesem Lande einzuverleiben.

Damit ist der Überblick über das deutsche Victoriasee-Gebiet erschöpft. Einwohnerzahl. Schwierig ist es, die Bevölkerungsanzahl der einzelnen besprochenen Gebiete zu bestimmen. Selbstverständlich liegen nirgendwo eigentliche Volkszählungen vor, und wir sind überall auf Schätzungen angewiesen. Ich lasse zunächst die Abschätzungszahlen folgen, welche mir vorliegen.

Stuhlmann schätzt die Gebiete westlich des Nyansa folgendermaßen ab:

Mukotanis Land . .	6 000	Krieger	=	30—40 000	Einwohner.
Kayosas Gebiet . . .	1 500	"	=	9 000	"
Kahigis "	3—4 000	"	=	20—25 000	"
Ihángiro	8 000	"	=	40—50 000	"
Mtatemboas Land . .	6—7 000	"	=	40 000	"
Karagwe	25 000	"	=	150 000	"

Dies würde für das zuletzt beschriebene Gebiet am Westufer außer Ruhanda, Mpóroro, Usui und Urundi eine Bevölkerungszahl von 300 000 Menschen geben.

Rindermann, der diese Länder ebenfalls sorgsam studiert hat, legt mir eine, wie mir scheint, recht gut motivierte Abschätzung in folgenden Zahlen vor:

Wasiba:

Kisiba	10 000
Kyamarango	4 000
Kyamtwara	30 000
Kyanya	20 000
Ihangiro (mit allen Inseln) .	10 000
Wasiba	74 000
Karagwe	100 000
Bukome	20 000
Usui	40 000
Urundi	100 000
Ruhanda und Mpóroro . . .	100 000
Usindja	10 000

Westen und Südwesten des Nyansa = 444 000 Einwohner.

Baumann schätzt die Dichtigkeit der Bevölkerung aufs Quadratkilometer ab und kommt zu nachfolgendem Ergebnis:

Gebiete östlich des Victoriasee	4	aufs Quadratkilometer,
Usukuma	7	" "
Usindja-Usui . . .	4	" "
Urundi Ruhanda . .	7	" "

Mittel 5—6 aufs Quadratkilometer.

Die westlichen Küsten des Sees und Karagwe dürfen wir ohne Bedenken mit mindestens 7 aufs Quadratkilometer ansetzen. Wir erhalten dadurch für unser Victoriasee-Gebiet eine Bevölkerungsdichtigkeit von rund 6 aufs Quadratkilometer. Da nun dasselbe 95 000 Quadratkilometer groß ist, so gewinnen wir damit eine abgeschätzte Bevölkerungszahl von

570 000 Einwohnern,

welche ich bis auf weitere Nachforschung festhalte.

Wenn wir die Rindermannschen Zahlen für den Westen und Südwesten (rund 440 000 Einwohner) gelten lassen, so verbleiben für Usukuma mit dem Osten des Nyansa 130 000 Menschen, was dem allgemeinen Verhältnis zwischen Ost und West im wesentlichen entsprechen mag.

Die Stuhlmannschen Annahmen würden, verallgemeinert, ein etwas höheres Ergebnis zu Wege bringen.

Auch diese Zahlen beweisen den erheblich höheren Kulturgrad, welchen diese Länder vor den umliegenden Gebieten voraus haben.

Fassen wir die aus der Gesamtbeschreibung der deutschen Victoriasee-Länder gewonnenen Ergebnisse zusammen, so finden wir, daß wir hier ein Gebiet besitzen, welches im Osten und Süden zur Kultivationsarbeit durch Eingeborene, im Westen auf weite Striche auch zu Besiedelungsunternehmungen durch Europäer einladet, und welches als Handelsgebiet ohne jede Frage eine mit der allgemeinen Entwickelung der ostafrikanischen Verhältnisse dauernd steigende Bedeutung haben wird.

Die unumgängliche Voraussetzung für die Inangriffnahme solcher Pläne ist auch diesmal die Regelung der Verkehrs- und Wegefrage auf moderner Grundlage.

B. Die Mitte.

Mit dem mittleren Drittel der deutsch-ostafrikanischen Kolonie kommen wir in ein lang bekanntes Gebiet. Es ist das Stück unseres Schutzgebietes, auf welchem sich seit vielen Jahrzehnten der arabische Karawanenverkehr in seiner klassischen Gestalt entwickelt hat; und, wenn man ausspricht, daß Deutschland durch seine Besitzergreifung in Ostafrika die Kontrolle der großen Karawanenstraßen nach Centralafrika in seine Hand gebracht habe, so hat man vornehmlich diese Mitte unseres Gebietes vor Augen. Hierher wendete sich auch die europäische Forschung mit besonderem Nachdruck. Die alten berühmten Reiserouten, welche mit der Entdeckungsgeschichte Mittelafrikas unauflöslich verknüpft bleiben werden, liegen meistens auf dem nun zu beschreibenden Teil der Landkarte. Ich brauche nur an Namen wie Burton und Speke, Livingstone, Cameron, Stanley, Reichard, Wißmann, denen sich eine ganze Reihe anderer Forscher in jüngster Zeit angeschlossen haben, zu erinnern, um dies darzuthun. Hier stehen wir größtenteils auf genau bekanntem Gebiet. Ich selbst kenne von den Landschaften der Mitte den Nordosten von Unyamwesi und die Länder von der Mgunda Mkali bis zum Indischen Ocean durch Augenschein und bin demnach auch hier für weite Strecken in der Lage, persönliche Anschauung mit der vorliegenden Quellenliteratur zu verbinden.

Das mittlere Gebiet umfaßt rund ohne die Wasserfläche des Tanganyika 7550 Quadratmeilen oder 422000 Quadratkilometer. Vom Victoriasee kommend, beginnen wir seine Beschreibung am natürlichsten an seiner westlichen Grenze mit dem Tanganyika-See.

1. Der Tanganyika-See und Unyamwesi mit seinen Nebenländern.

Der Tanganyika-See bildet einen Teil des centralafrikanischen Grabens, jener großen Bruchspalte an der Westgrenze unseres Gebietes, welche von Norden her durch Albertsee, Issángo-Semliki-Thal, Albert-Edward-See, Kivu-See, Rutshurru-Thal und Russisi-Thal gekennzeichnet wird. Sein Wasser hat einen leicht brackigen Geschmack. Im Lukuga besitzt der See einen periodischen Abfluß gegen Westen zum Kongo hin, welcher sich jedoch nach dem schwankenden Wasserspiegel richtet. Als Cameron im Jahre 1874 den Lukuga sah, bildete derselbe einen gegen Westen abgeschlossenen Creek; als Stanley im Juli 1876 dorthin kam, war die von Cameron im Westen wahrgenommene Sandbarre unter Wasser, aber eine eigentliche Ausströmung gegen den Kongo zu fand nicht statt, das Wasser stand ruhig und unbewegt, eine Art sumpfigen Abzuges; dagegen fand Wißmann im Juli 1883 hier einen Abfluß, „der mit gewaltiger Strömung große Wassermassen der Lebensader des äquatorialen Afrikas, dem Lualaba, zuführte". Aus dieser Thatsache schon geht hervor, daß im Tanganyika, wie beim Nyassa periodische Schwankungen des Wasserspiegels stattfinden, und daß von 1874 bis 1883 ein fortdauerndes Ansteigen der Wassermasse vor sich gegangen ist. Allgemeines.

Im Gegensatz zum großen ostafrikanischen Graben, der, wie wir fanden, am Ostrand im allgemeinen weniger scharf entwickelt ist, wie am Westrand, treten am Tanganyika beide Ränder schroff und deutlich auf, so daß der See wie eine langgestreckte Wasserfläche zwischen steilen Felsabhängen daliegt, was Livingstone veranlaßte, ihn als Flußsee oder Seenfluß zu bezeichnen. Von seiner Nord- bis zur Südspitze erstreckt er sich in Luftlinie auf rund 86 Meilen oder 645 km in einer Breite, welche von 10 bis zu 7,2 und 4 Meilen (80—30 km) wechselt, im Durchschnitt aber 50 km betragen mag. Dies gibt ihm einen Flächenraum von rund 32000 Quadratkilometern. Größe und Lage.

Der Wasserspiegel des Sees ist nach Reichard 780, nach Wißmann 814, nach Baumann 880 m, nach Hore 2700 engl. Fuß (820 m) über der See. Die Tiefe des Tanganyika ist nach Stanley und Hore außerordentlich groß, Riffe und Untiefen sind sehr selten, und demgemäß ist dieses Binnenmeer vorzüglich geeignet für Schiffahrt. Höhe.

Landschaftliches. Hore, der Jahre lang am See wohnte, gibt von seinem landschaftlichen Charakter folgende Schilderung (Tanganyika S. 139 ff.):

„Infolge der ungeheuren Verdunstung sind die gegenüberliegenden Ufer, selbst da, wo sie nur 15 (engl.) Meilen entfernt sind, nur bei der Regenzeit sichtbar. Wenn man dann in der Mitte des Sees hinabsegelt, nimmt man seinen trogartigen Charakter wahr. Aber fährt man die Küste entlang, so gibt es eine große Mannigfaltigkeit der Scenerie. Hier segelt man für 30 Meilen in Eins in tiefem Wasser dahin, dicht unter den Bergen, welche steil bis über 1000 Fuß ansteigen, breite nackte Felswände inmitten von Strecken schöner Bäume aufweisend. Dann wiederum, an wenigen Stellen, erlauben flache Untiefen den Zugang zur Küste nur, wenn man sich auf Kanoes hinstakt. Steile Felseneilande mit trockenem Boden, in den See hinausgesetzt, sodaß sie fortwährend im frischen Luftzuge sind, geben Raum für Wohnungen, und viele seiner Häfen erleichtern die Schiffahrt."

„Wenn wir uns zum See selbst wenden mit seinem langen offenen Streifen tiefblauen Wassers, da ist alles Gefühl der Begrenzung verloren, auf dem wässerigen Horizont, welcher nur selten unterbrochen wird durch das dreieckige Segel einer arabischen Kaufmanns-Dhau oder das lange niedrige Kanoe eines eingeborenen Abenteurers, welche beide sich immer möglichst in der Nähe des Ufers halten und über den See nur nach sorgfältiger Prüfung des Wetters kreuzen." (S. 140.)

Paul Reichard gibt in seinem Buch „Deutsch-Ostafrika" S. 391 ff. die nachfolgende Schilderung vom See:

„Der Tanganyika ist von zu großer Ausdehnung, als daß man ihn landschaftlich im ganzen aufzufassen vermöchte: Er macht im allgemeinen den Eindruck eines Meeres, besonders da, wo die gegenüberliegende Küste nicht zu sehen ist, und erinnert vielfach in der Küstenansicht an die Ostsee, ist aber bedeutend schöner wie diese. Bei klarem Himmel ist das Wasser von wunderbar tiefblauer Farbe. Es ist ein intensives tiefes Azurblau, wie es selbst der Indische Ocean nicht zeigt. Wenn der heftige Südostpassat vom Mai bis Ende Oktober über die Riesenwasserfläche mit großer Stärke dahinweht, so wird der ganze See aufgewühlt, und mächtige Wogen von 2 m Höhe, was auch für das Meer schon eine ganz bedeutende Dünung ist, rollen in majestätischer Gleichmäßigkeit dahin, brechen sich brüllend und dröhnend an den hohen

Felsgestaden, werfen haushoch weißen Gischt an scharfen Felsen in die Höhe, daß die Wassermassen prasselnd und plätschernd niedersausen oder in Regenbogenfarben in der Sonne zerstäuben."

„Wehe dem Schiffer, der jetzt in den gebrechlichen Fahrzeugen der Eingeborenen sich hinauswagen wollte in den brandenden, weiß schäumenden See, oder, wenn er zur Regenzeit in einen Sturm gerät, und heulende Boën über den See dahinfliegen, Welle auf Welle auftürmend, und ein furchtbarer Regen im Gewitter niederprasselt."

„Eigentümlich melancholisch sieht der See aus bei trübem Wetter zur Zeit der Regen. Tief hängen die regenschwangeren Wolken auf dem Wasser, das wie Öl ruhig liegt oder nur von leichtem Seegang bewegt ist. Die Bergesgipfel sind verhüllt, der Wald sieht fast schwarz aus, und in trübem Licht erscheint der Strand oder die Landschaft, bis der Regen niederplätschert, und nur kleine Stücke des Sees noch sichtbar bleiben. Die Ferne verschwindet in grauen Wolken, Nebel und Regen."

„Von unbeschreiblicher Schönheit sind oft Sonnenaufgang und -Untergang am Tanganyika, der Himmel in allen Regenbogenfarben spielend, deren Reflex im Wasser."

„Eine Mondnacht auf dem Tanganyika sucht an Romantik ihres gleichen. Die Küsten sind von denkbarster Verschiedenheit. Flacher Sandstrand, mit Schlinggewächs überwuchert, Lagunen, Hinterwasser und Tümpel, Gras und Binsen, im Hintergrund Borassus- und Hyphäen-Palmenbestände, undurchdringliche Schilfdickichte, 6 bis 7 m hoch, Ambatschwälder mit Schlingpflanzen durchwuchert."

„Im ganzen empfängt man an der Küste wenig den Eindruck eines tropischen Gewässers." „Dennoch ist es ein schöner, großartiger See, und mancher herrliche Blick thut sich auf, wo groteske Berge ihr Haupt erheben, wie bei dem stürmischen Kap Kabogo in der Mitte der Ostküste."

Der Tanganyika eignete sich besonders deshalb zur natürlichen politischen Grenze des deutschen Gebietes vom Kongo-Staat, weil er auch in Fauna und Flora eine strenge Grenzscheide darstellt. Bis an seine Westufer reicht die Zone der westafrikanischen Tier- und Pflanzenwelt heran, das Ostufer wird gekennzeichnet in beiderlei Beziehung durch die Vertreter der ostafrikanischen Steppe. Dies ist hier genau so, wie wir es zwischen Süd- und Westseite des Nyansa im Norden gefunden haben. Auch trifft für diesen centralafrikanischen Graben das Verhältnis Klima.

Landſ…

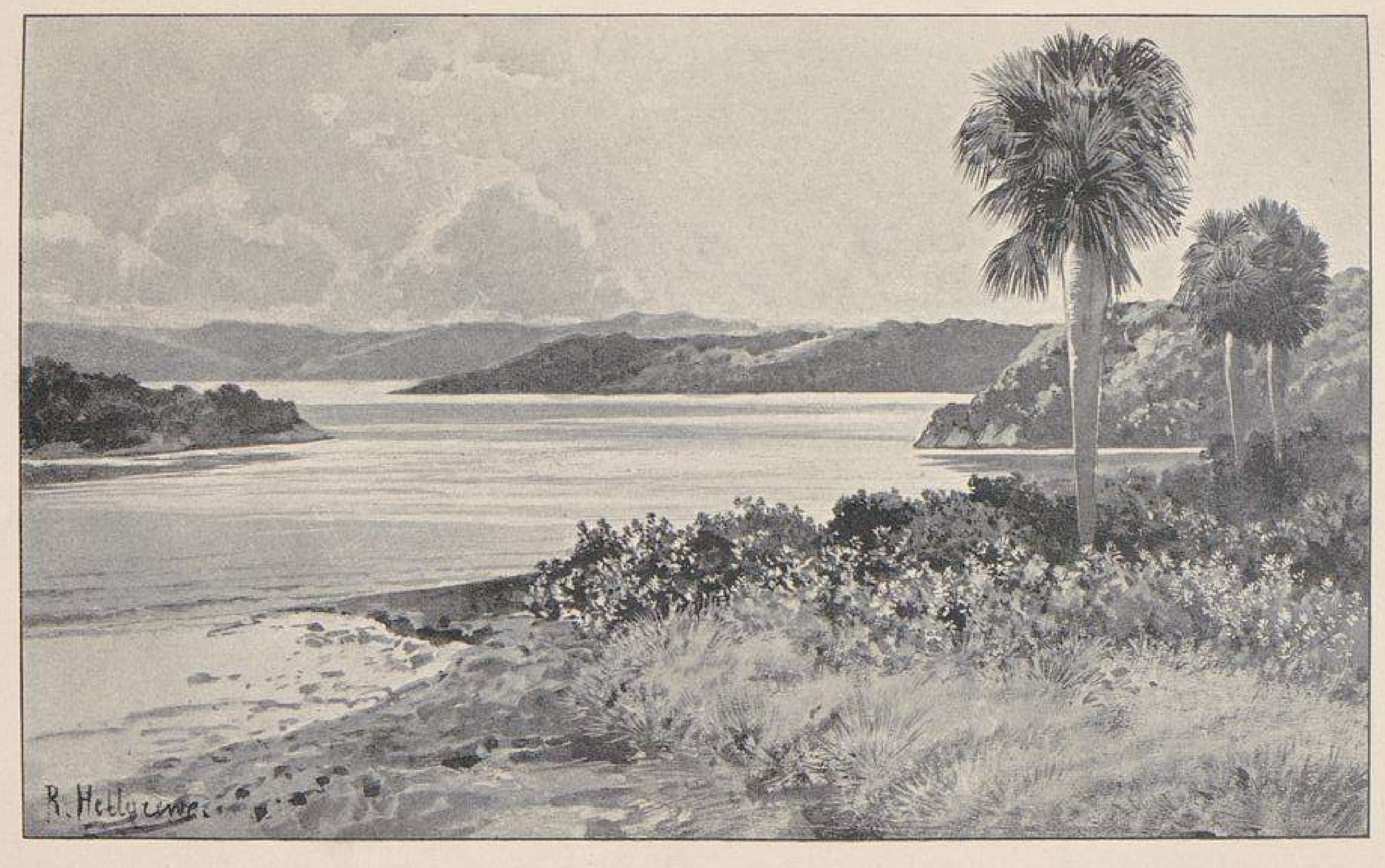
des großen ostafrikanischen Grabens in Bezug auf die Stärke der Niederschläge zu, daß nämlich der Westrand feuchter als der Ostrand ist. Trotzdem ist der Osten mit nichten trocken. Hore maß in Udjidji 1879 29,78 Zoll (78,0 cm) Regen, bei einer Regenmenge von 30,13 Zoll (78,7 cm) im gleichen Jahr zu London. Auch 1880 betrug die Regenmenge in Udjidji mit 27,31 Zoll (71,5 cm) nur ½ Zoll weniger als im selben Jahr zu London. Nun ist bekanntlich London nicht eben durch Trockenheit ausgezeichnet. Auf der Insel Kavala am Westufer des Sees nördlich vom Lukuga-Fluß aber maß Hore 1886: 52,07 (136,2 cm), 1887: 52,25 (136,7 cm), 1888 gar: etwa 58 (154 cm) Zoll Regenmenge, was über die nordeuropäischen Verhältnisse weit hinausgeht.

Hore findet auch das Klima am See keineswegs ungesund; „in der That, viel gesunder als die Küstengegenden in der gleichen Breite". „Die wärmste Zeit des Jahres ist im November und Februar, und die kälteste im Juli. In Udjidji gab es ein Maximum von 83° Fahrenheit (28,30° C.), ein Minimum draußen von 58° (14,40° C.), während die normale Temperatur 76 bis 79° (25° C.) betrug." (S. 146.)

Es läßt sich erwarten, daß solche allgemeine Verhältnisse auch diesen See zu einem interessanten naturwissenschaftlichen Gebiet gemacht haben. Dies ist doppelt der Fall, weil hier die beiden verschiedenen Zonen so nahe aneinander gerückt sind.

Pflanzenwelt. Der Osten des Sees, welcher uns hier beschäftigt, weist, wie schon gesagt, im allgemeinen die Eigentümlichkeiten der ostafrikanischen Steppe auf. Grassteppe wechselt mit Busch ab, und die Akazie ist auch hier die typische Form. Dazwischen treten Borassus-, Raphia- und andere Palmenarten auf; besonders im Nordosten auch die wichtige Ölpalme. Außerdem aber werden alle Arten afrikanischer Ackerbaukulturen betrieben. Um die Dörfer herum erblickt man Tamarinden, Ricinusöl, indischen Hanf und Pfeffer. Daneben wird Baumwolle, Tabak, Mais, Durrach und Reis gepflanzt. Ferner Bohnen, Bataten, Kürbisse, Erdnüsse, Bananen, Papayen und in den arabischen Ansiedelungen Orangen, Zitronen, Kokosnuß- und Dattelpalmen, Ananas, Mangos u. A.

Tierwelt. Reich ist im Osten auch die Tierwelt. Der See gibt allen Arten von Geflügel Nahrung und Wohnstätten. Da tummeln sich Pelikane, Kraniche, Ibisse, Enten und Gänse, neben unzähligen kleinen Arten.



Blick auf den Tanganyika.

Nach einer englischen Zeichnung.

Fischadler, Geier, Milane streichen über dem Wasser, und, wie in ganz Mittelostafrika, beherbergt die Steppe Strauße, Perlhühner, Rebhühner und Tauben. Daneben regt sich das große Tierleben der afrikanischen Wildnis; vom Löwen und Rhinozeros an bis zum Zebra, dem Büffel, der Antilope und all den anderen bekannten Arten. Im See selbst aber bewegt sich ein besonders reiches Leben: Ottern, Krokodile und Flußpferde und mancherlei schmackhafte Fischarten neben ungezählten Abarten von Schaltieren, Mollusken und Kleinleben. Wie überall die Natur als ewig ungesättigter Drang zum Sein so viel Leben darstellt als möglich, so saugt sie besonders gierig, gleichsam wie durch unermeßlich viele Poren, das Dasein in allen Formen und Abstufungen in der wuchernden Triebkraft der tropischen Seenwelt in sich ein.

Natürlich trifft dies auch für die Menschenwelt zu. Der Tanganyika hat sich schon frühzeitig zu einem Rendezvous afrikanischer Stämme entwickelt. Udjidji wird von allen Reisenden als der große Tummelplatz des Handels- und Marktlebens geschildert. Hore vergleicht es in dieser Beziehung mit Egypten, und Stanley (Throug the dark Continent S. 327—328) schildert den Austausch der Produkte folgendermaßen: „Hier nehmen wir all den Reichtum der Tanganyika-Küsten wahr. Uha sendet täglich seinen Mtama, Hirse, Sesam, Hühner, Ziegen und breitschwänzige Schafe, Butter und zuweilen Ochsen. Urundi seine Ziegen, Schafe, Ochsen, Butter, Palmöl und Palmnüsse, Hühner und Bananen; Usiga nur dann und wann seine Ochsen und sein Palmöl. Uvira sein Eisen in Drähten von allen Maßen, Arm- und Beinringe. Ubwari seinen Maniok und große Menge Getreide, Dagaar (Fischbrut) und getrockneten Fisch. Uvinsa sein Salz. Uguha seine Ziegen und Schafe und Getreide, besonders Mais. Ländliche Wadjidji bringen ihre Buttermilch, Erdnüsse, Bataten, Tomaten, Bananen, Yams, Bohnen, Gartenkräuter, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Palmnüsse, Palmöl, Ziegen, Schafe, Bullen, Eier, Hühner und Thongeräte; Küsten-Wadjidj, ihre Sklaven, Weißfisch, frischen Fisch, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen und Pfeile. Die Wangwana und Sklaven der Araber bringen Sklaven, Brennholz, Elfenbein, wilde Früchte, Eier, Reis, Zuckerrohr und Honig vom Ukaranga-Wald." Dagegen stehen alle Arten von Handelsartikeln aus Sansibar zum Verkauf.

Bewohner.

Auch das Land, entlang den Küsten, gewährt auf weite Strecken einen lachenden und blühenden Eindruck. Große Dörfer liegen inmitten breiter Felder an den Bergabhängen. Dann wieder setzt stundenweiter grüner Wald ein. Und da, wo die Natur in ihrer Schaffenskraft versagt, spricht sie in schroffer, düsterer Felsbildung zur Seele des Reisenden und erquickt das Auge durch kleine Flüsse und Bäche, welche teilweise in mächtigen Kataraktten zum See herabrauschen.

Russisi-Thal. Im Norden dürfte der Russisi, welcher im centralafrikanischen Graben gegen Süden fließt und in den nördlichsten Ausläufen des Tanganyika einmündet, vermutlich praktisch die Grenze gegen den Kongostaat ausmachen. Der Russisi bildet bei seiner Mündung ein breites flaches Thal, dem von den Urundi-Bergen eine Reihe von Zuflüssen zugehen. Er wird im Osten von dem früher erwähnten Misosi ya Mwesi abgegrenzt, welche hier den östlichen Grabenrand bilden.

Die Landschaft am Russisi etwas nördlich vom See heißt Utavuka (d. h. Du wirst übersetzen). Dieselbe ist nach Baumann mit hohem Graswuchs, Dorngestrüpp und Baum-Euphorbien bestanden und gewährt einen steppenartigen Eindruck. Nur, wo die wasserreichen Bäche aus den Bergen treten, dehnen sich üppige Bananenhaine und ganze Wälder herrlicher Ölpalmen aus.

Usiga. Der Norden und Nordosten des eigentlichen Sees selbst nimmt die von Warundi bewohnte Landschaft Usiga ein. Usiga hat nach Hore eine Küstenlinie von 30 englischen Meilen (7½ deutsche Meilen), und seine Bewohner sind arbeitsam und kühn.

Urundi. Im Süden von Usiga tritt das eigentliche Urundi selbst über den östlichen Grabenrand hinüber bis unmittelbar an das Ufer des Sees, auf eine Küstenlinie von 80 englischen oder 20 deutschen Meilen (nach Hore). Diesen Stamm habe ich im vorhergehenden Kapitel des Näheren behandelt. Der Abfall des Grabenrandes stellt völlig offenes, freies Weideland dar, in welchem die Ansiedelungen der Eingeborenen inmitten von reichen Bananen- und Manjok-Anpflanzungen liegen. Die eigentlichen Küstenbewohner sind eifrige Fischer, und zwar benutzen sie dazu sowohl Kanoes als auch eine eigentümliche Art von Floß. Sie sind eine friedliche und freundliche Bevölkerung, welche sich auch eines gewissen Wohlstandes erfreut, und ihr Gebiet an den grünen Bergabhängen gehört zu den schönsten Teilen des Tanganyika überhaupt.

An das eigentliche Urundi schließt sich im Süden das schon erwähnte Udjidji, welches nach Hore einen Küstensaum von 45 englischen oder rund 11 deutschen Meilen einnimmt. Seine Bevölkerung ist den Warundi nahe verwandt. Die arabische Kolonie selbst liegt an einem Seehafen, an dem die Distrikte von Ugoy und Kawele zusammenstoßen. Stanley schätzt Udjidji, welches im Osten von Uguru, einer Landschaft von Uha, begrenzt wird und am Gestade von Mshala bis zum Luitshe-Fluß reicht, auf etwa 56 englische Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 36 000 Seelen. Udjidji ist gut angebaut, und auch seine Bewohner sind vorzügliche Bootsleute. Udjidji.

Südlich vom Luitshe beginnt die kleine Landschaft Ukaranga, welche bis zur Mündung des Malagarasi reicht. Sie ähnelt in ihrem Charakter Udjidji, hat aber bereits eine stark mit Wanyamwesi gemischte Bevölkerung. Das Land ist großenteils bewaldet und liefert, wie Stanley erzählt, guten Honig. Ukaranga.

Mit dem Malagarasi verlassen wir die Welt der Wahuma, um von neuem in Ausläufer der großen Unyamwesi-Gruppe zu gelangen. Wir betreten hier das malerische und zerklüftete Bergland von Kawende oder Utongue, welches sich 140 englische oder 35 deutsche Meilen am Gestade des Sees entlang erstreckt. Die Wawende, getrennt von dem Hauptzweig ihrer Rasse im Osten, sind in der Kultur mit diesem nicht fortgeschritten, sondern stellen vornehmlich noch heute eine Jägerbevölkerung dar. Es sind dunkelfarbige, häßliche Burschen, welche die Schlupfwinkel ihres Felsenlandes sehr häufig zu einem wüsten Räuberleben benutzen. Kawende.

Manche ihrer Berge sind völlig unzugänglich vom See aus, und hier empfängt der Tanganyika eine Anzahl kleiner Zuflüsse, welche zum Teil in mächtigen Katarakten zu ihm hinabstürzen. Am imposanten Tongue-Berge erhebt sich das Gebirge bis zu 1500 m; an seinem Fuß wohnen die Watongue, nach Reichard von der Westküste eingewanderte Warua. Dieselben sind verwegene Seeräuber, welche erheblich dazu beitragen, den wüsten Ruf dieses Landes zu vermehren. In Kawendi unweit des Musengusi- (Musamwira-) Flusses legte die Internationale Afrikanische Gesellschaft die Station Karema an, welche, nachdem der Kongo-Staat auf die Westseite des Tanganyika begrenzt wurde, der katholischen Mission der Weißen Väter überlassen worden ist. Karema

liegt in einem äußerst fruchtbaren Alluvium, ist aber gerade deshalb sehr ungesund.

Ufipa. Ufipa im Süden von Utongue ist erheblich besser angebaut als dieses. Es wird beherrscht vom Sultan Kapufi und erfreut sich einer sehr guten Organisation unter einer Reihe von Unterchefs. Dasselbe gehört nur in seinem westlichen Teil dem Tanganyika an, während seine Osthälfte bereits zum Stromgebiete des Rikwa-Sees gehört. Die Eingeborenen sind nach Reichard reine Wahuma, welche vor langer Zeit von Norden eingewandert sind. Sie wohnen in großen Dörfern, umgeben von grünen Anpflanzungen und Feldern. Daneben liegen sie eifrig der Schiffahrt, sei es zum Zweck des Fischfangs, der Jagd oder des Sklavenhandels ob. Sie sind fleißig und gut geartet und unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr vorteilhaft von den Wawende im Norden. Das Land, welches sich 120 englische oder 30 deutsche Meilen an der Küste entlang erstreckt, hat einige gute Häfen und Buchten, deren einer, der von Kirando, ein kleiner Archipel von Inseln vorgelagert ist.

Urungu. Das südlichste Land des deutschen Tanganyika-Gebietes, welches aber teilweise bereits, wie Mpóroro im Norden, in die englische und Kongo-Interessensphäre hineinreicht, ist Urungu, das den südlichen Teil des Sees umfaßt. Die Eingeborenen gehören zu den centralafrikanischen Wawemba-artigen Stämmen, und Hore schildert sie als musikalisch und fleißig, bei denen der Negercharakter weniger als bei den nördlichen Wanyamwesi-Stämmen ausgeprägt sei. Alle Industriezweige Afrikas seien hier in Blüte. Das Land reicht über einen Küstenstreifen von 25 deutschen Meilen bis zur Einmündung des Lofu im Westen, gehört jedoch nur bis zur Mündung des Kilambo zu Deutschland.

Übersteigt man nun den soeben beschriebenen östlichen Grabenrand des Tanganyika gegen Osten, so gelangt man in eine Reihe von Steppenlandschaften, welche den Übergang zum eigentlichen Unyamwesi bilden.

Uha. Das nördlichste dieser Steppenländer ist Uha, welches sich an den östlichen Grabenrand des Tanganyika anlehnt, im Nordwesten von Urundi, im Norden von Usui, im Osten durch den Mittellauf des Malagarasi, gegen Unyamwesi, und im Süden durch Uvinsa und Ugalla begrenzt wird. Uha ist ein Savannenland im klassischen Sinne des Wortes, teilweise mit dichtem Wald, teilweise mit flacher Grasprärie bestanden, in der trockenen Zeit ausgedörrt und hart, in der Regenzeit

auf weite Strecken Sumpf. 11—1200 m über dem Meeresspiegel gelegen, bietet es immer noch scharfe klimatische Gegensätze zwischen Tag und Nacht. Seine Einwohner sind, wie die Stämme im Norden, echte Bantu-Hamiten, und als solche in erster Linie Viehzüchter. Das Land ist, nach Wißmann, welcher den Süden durchzog, dicht bevölkert, während Baumann den waldreichen Norden schwach bevölkert fand.

In Bananenhainen versteckt liegen die Dörfer, neben denen Felder mit Bataten, Erdnüssen, Erbsen, Hirse, Mais und Maniok sich ausdehnen (Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika S. 238—39). Rindviehherden nahm Wißmann noch in großer Zahl auf den weiten Grasflächen wahr, und Butter stellte einen Haupthandelsartikel dar. Daneben werden gazellenartige, fein gebaute Ziegen und fettschwänzige Schafe gezogen. Auch Hühner und Tauben gibt es in großer Anzahl. Der bedeutendste Handelsartikel Uhas aber ist Salz. Dasselbe wird durch Kochen und Filtrieren aus dem Wasser der Steppen, welches dem Malagarasi zufließt, gewonnen und stellt eine besonders gute Qualität dar. Der Boden des Landes besteht größtenteils aus ziegelrotem Laterit.

Die Wälder werden nach Baumann vornehmlich aus Miombo-Bäumen gebildet. Wild ist selten; indes kommen Elefanten in den Waldgebieten vor.

Das Reisen wird in der trockenen Jahreszeit durch Wassermangel, in der Regenperiode noch mehr durch Versumpfungen erschwert. Im großen und ganzen scheinen hier ähnliche Verhältnisse zu herrschen, wie wir sie in Usukuma und Usindja gefunden haben.

Politisch zerfällt Uha in eine Reihe kleiner Sultanate, welche nach Wißmann meistens durch Bäche von einander getrennt werden. So zählt er nach einander Luassas, Kimenis und Matwase Salassis Lande von Westen nach Osten hin auf, während Baumann im Norden am Oberen Malagasi die Landschaft Ruvungu, und östlich davon Muhambwe durchzog.

Der Malagarasi ist in seinem Mittellaufe ein Fluß von etwa 50 m Breite und 3,5 m durchschnittlicher Tiefe. Ganz Uha gehört zu seinem Stromgebiet. Mit seinem grünen Saum von Bäumen zieht er in anmutigen Windungen, weithin in der flachen Steppe sichtbar, dem Tanganyika zu, dessen größten Zufluß er bildet

Geologisch gehört Uha wie das ganze Tanganyika-Gebiet zur Zone des Gneises und krystallinischen Schiefers, dem von Baumann sogenannten Centralafrikanischen Schiefergebirge.

Malagarasi. Am unteren Malagarasi, im Süden von Uha, liegt die Landschaft Uvinsa, welche sich im Nordosten an die Landschaft Kawende anlehnt.

Der Malagarasi bildet hier ein breites Schwemmland, und seine Breite wechselt mit dem Stande der Jahreszeit. Während er für gewöhnlich auch hier nur etwa 50 m breit ist, fand Stanley ihn bei der Fähre von Ugaga im Mai 1876 etwa eine englische Meile (1600 m) breit. Trotzdem er tief genug für Schiffahrt sein würde, ist solche doch nicht möglich, weil sein Wasserspiegel bei Ugaga bereits 260 m über dem Tanganyika liegt, wohin er demnach mit großem Gefälle in Katarakten und Schnellen hinabströmt.

Uvinsa. Der Fluß empfängt in Uvinsa noch eine Reihe von Zuströmen, deren bedeutendster der südlich einmündende Sindi ist, der Unterlauf des Ugalla-Flusses, welcher die benachbarte Landschaft Ugalla entwässert. Von Norden, aus Uha, empfängt er sechs Zuflüsse, deren größter der Rusige ist. Die Einwohner von Uvinsa gehören der Unyamwesi-Gruppe an und leben unter ihrem Häuptling Rusunsu in geordneten politischen Verhältnissen. Das ganze Land gewährt einen üppigen und gut bewohnten Eindruck. Sein Haupthandelsartikel ist wie in Uha Salz, das durch Verdampfung an den Ufern des Malagarasi und seiner vielen Nebenflüsse gewonnen und zum benachbarten Udjidji, sowie weit gegen Westen hin verhandelt wird.

Ugalla. An Uvinsa schließt sich im Südosten die Landschaft Ugalla, welche im Westen von Kawende, im Süden von Ukonongo, im Osten von Ugunda begrenzt wird; im Norden aber an den Gombe, einen östlichen Nebenstrom des Malagarasi, und an Uha stößt. Die Eingeborenen sind ebenfalls Wanyamwesi.

Ugalla stellt im wesentlichen Savanne dar, welche teils offenes Grasland, teils Busch- oder Baumsteppe bildet, oder aber weite Strecken lichten Waldes (pori). Es wird seiner ganzen Länge nach von Südost nach Nordwest vom sog. Ugalla-Fluß, dem Wualaba, durchzogen, welcher eine Reihe von Nebenströmen aus dem Süden empfängt und, wie wir sahen, als Sindi in Uvinsa sich in den Malagarasi ergießt. Der bedeutendste dieser südlichen Zuflüsse, welcher das ganze Jahr hindurch

Wasser führt, ist der Mtambo, der aus Ukonongo und Kawende zusammenfließt. Von Osten strömt dem Wualaba der aus Unyanyembe kommende periodische Wasserlauf des Wala zu.

Die Landschaft wechselt je nach dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens ab. Während die Umrandungen der Flüsse sich als dunkelgrüne Urwaldsstreifen abheben, und die tiefergelegenen Partien ebenfalls Regenwaldparzellen, von Borassus-Palmen überragt, bilden, wird die eigentliche Buschsteppe, welche den größten Teil Ugallas darstellt, wie überall, aus den typischen Mimosen und Eschen, mit Oleander-Myrthenartigem- und Dorngestrüpp durchsetzt, gekennzeichnet. Dazwischen liegen die tembeartig gebauten Niederlassungen der Eingeborenen, oft mit lebendigen Euphorbien-Hecken eingefaßt oder in Bananenhainen versteckt. Dort bauen die Einwohner Bataten, Erdnüsse, Yams, Tomaten, Kürbisse und Hülsenfrüchte.

Der Gombe hat, wie der Malagarasi, sumpfigen Charakter und bildet weite Strecken moorigen Überschwemmungsgebietes. Auch der Wualaba versumpft in dem horizontalen Terrain auf lange Entfernungen und bildet ein System alluvialer Inseln, welche von den Eingeborenen als natürliches Befestigungswerk benutzt werden. Selbstverständlich sind solche Strecken ganz besonders ungesund.

Gegen Westen wird das Plateau von gewellten, dem Tanganyika parallel laufenden, niedrigen Hügelzügen ausgefüllt, während es gegen Osten mehr und mehr ganz abflacht. Aus der Zone krystallinischen Schiefers treten wir in die Granitformation von Unyamwesi hinüber. Überall findet sich Raseneisenstein im Lande.

Ganz steppenartig ist auch das Klima, kalte Nächte von 4° C. folgen auf glühendheiße Tage, an denen das Maximum bis auf 40° C. ansteigt.

Groß ist der Wildreichtum dieser Savanne. Auf den Wasserläufen tummelt sich die Vogelwelt: Bachstelzen, Dickfüße, Regenpfeifer und Uferläufer, Rennvögel, Lappen-Kiebitze, Marabustörche beleben Ufer und Inseln; und in den sumpfigeren Teilen brüten Sporengänse, Zwerg- und Nilgänse, Höcker- und Witwenenten. Daneben beleben Schlangenhalsvögel, Blatt- und Sumpfhühner, Sattelstörche, weiße Reiher, Kraniche und Ibisse die Landschaft, und im Fluß fischen Singadler, Eisvögel und eine kleine Seeschwalbenart nach Beute. In der eigentlichen

Savanne aber regt sich die Tierwelt der ostafrikanischen Steppe. Zebras und Büffel galoppieren über die Fläche, am Waldesrand zeigt sich die Giraffe und das Rhinozeros, Antilopenrudel äsen im Grase, das Wildschwein durchbricht das Gestrüpp, und des Nachts brüllt der Löwe, heult der Leopard und lacht die Hyäne.

Politisch zerfällt Ugalla nach Reichard in zwei Teile (s. Mitteil. der Afrikanischen Gesellschaft III S. 186), welche durch den periodischen Msima-Fluß getrennt werden. Das linksseitige Gebiet unterstand 1882 dem Mtemi Liowa, welcher in Irunde residierte, während das rechtsseitige bei Reichards Besuch gerade ohne Herrscher war. Das ganze Gebiet aber war seiner Zeit dem gefürchteten Mirambo tributär.

Ugalla, als Ganzes angesehen, erweckt nach der gegebenen Schilderung keinen erfreulichen Eindruck: ein auf weite Strecken versumpftes Steppenwaldgebiet wie Usindja, dem aber der Vorzug des Nyansa fehlt. Dabei liegt es durchschnittlich nur 1000—1100 m über dem Meeresspiegel und ist demnach ungesund. Für europäische Unternehmungen kann dieses Gebiet daher nicht in Frage kommen.

Ukonongo. Südlich von Ugalla liegt die Landschaft Ukonongo. Die Grenzen einer solchen afrikanischen Landschaft genau zu bestimmen, ist deshalb besonders heikel, weil diese Begriffe durch Kriege und sonstige Umwälzungen einer fortwährenden Verschiebung unterliegen. Dr. Kaiser läßt Ukonongo bis an den Tanganyika reichen, so daß Karema zu dieser Landschaft gehören würde, während Mr. Hore, dem ich gefolgt bin, Kawende in seiner ganzen Ausdehnung dem Ufer des Sees entlang einzeichnet, so daß Ukonongo als Westgrenze im Norden Kawende, gegen Süden Usipa erhält. Nach Süden erstreckt es sich bis zum Rikwa-See und um dessen ganze Ostseite herum, während sich im Osten eine Reihe kleinerer Landschaften daran schließen. Unjangwira am oberen Ugalla-Fluß, Wamia, Kiwere und Igunda, welches bereits zum Stromgebiet des Rufiyi gehört. Durch den Gombe-Fluß wird das Land in das „linke“ und das „rechte“ Ukonongo geteilt. Das erstere ist auch das größere und scheint ursprünglich das alleinige Ukonongo gewesen zu sein, während das „rechte“ vermutlich später durch Krieg hinzuerobert worden ist.

Bereist ist Ukonongo im Norden durch Livingstone, Thomson und Böhm und Reichard, während Dr. Kaiser seine Ost- und Südseite bis zum Rikwa-See durchzogen hat.

Nach den Schilderungen dieser Reisenden sind die Einwohner reine Bantus, welche sich durch ihre plumpen Körperformen unvorteilhaft von den Wahuma im Norden abheben.

Das Land stellt in seinem wesentlichen Charakter lichten Wald und Baum- und Buschsteppe dar, welche vornehmlich durch den großen, zum Rikwa-See strömenden Katuma-Mkavu und seine Nebenflüsse entwässert wird, zu denen der bedeutende Rungwa gehört, welcher von Norden her den schon erwähnten Gombe in sich aufnimmt. Der nordöstliche Teil dagegen entsendet seine Feuchtigkeit in einer Reihe von Zuflüssen noch zum Ugalla-Fluß, so im Msima und Mtambo.

Der Mtambo ist ein ziemlich bedeutender, etwa 75 m breiter Fluß mit etwa metertiefem, rotem, schlammigem Wasser, während der Msima nur zeitweise fließend ist und im übrigen bis auf einzelne Reste austrocknet.

Das Gebiet hier im Nordosten ist leicht gewellt in Rücken, welche Nordwest nach Südost streichen. Der Boden stellt nach Reichard ein stark verwittertes Gneis- und Granitgeröll dar und ist von großer Üppigkeit. Die Gewässer sind da, wo sie wagerecht laufen, häufig mit Binsen und Gräsern durchsetzt, die Baumsteppe tritt unmittelbar bis an die Flußufer heran. Der Ackerbau hat unter den fortdauernden Unruhen sehr gelitten, obwohl an den Ufergebieten jede Art von Getreide fortkommt. Politisch zerfällt Ukonongo in eine Anzahl von Dorfgemeinden, welche kleinen Häuptlingen, sogenannten Mtemis, unterstehen und häufig im Krieg mit einander leben. Der bedeutendste dieser Häuptlinge war der bekannte Simba, der in Nsenefu am Mtambo residierte, doch erstreckte seinerzeit auch Mirambo seine Raub- und Plünderungszüge fortdauernd über Ukonongo hin.

Am Mtambo-Fluß zeichnet sich der erwähnte Distrikt von Nsenefu besonders durch Fruchtbarkeit aus.

Die Wasserscheide zwischen Ugalla-Fluß und Katuma, oder Tanganyika- und Rikwa-See in Nord-Ukonongo wird durch die Berge von Karungu und Ulinde gebildet und ist sehr niedrig. Der Katuma empfängt von Osten eine Reihe kleiner Zuflüsse, deren bedeutendster der stark verschilfte Msagina ist. Gegen Westen hin wird das Land gebirgiger. Die Ohanda-Berge fallen zur sogenannten Mbuga-Katani ab, in welcher der Katuma seinen Weg gegen Süden dem Rikwa zu nimmt. Die Mbuga Katani wird im Westen von den Fipa-Bergen

begrenzt und ist augenscheinlich die Sohle eines „Grabens", dem auch
Rikwa-Graben. der Rikwa-See angehört, des „Rikwa-Grabens".

Nach Böhm und Reichard ist sie augenscheinlich alter Seeboden und von außerordentlich großer Üppigkeit. Vermutlich ist demnach der Rikwa-See nichts als das Residuum eines ursprünglichen großen Binnensees, sodaß wir auch hier wieder die schon am ostafrikanischen Graben und am Victoriasee beobachtete Austrocknung Afrikas wahrzunehmen vermögen.

Am östlichen Grabenrand, zwei Stunden oberhalb des üppigen Katuma-Thales, liegt der große Ort Gonguë. Der Katuma fließt hier in einer 10 bis 12 m breiten, von dichter Urwaldung verhüllten Rinne mit schneller Strömung gegen Süden, an andern Stellen aber breitet er sich in weiten verschilften Buchten und Hinterwässern aus, mit nur wenig erhöhten Ufern.

Die Westufer des Katuma sind zwei bis drei Meilen mit Gebüsch und Niederwald bestanden, an welchen sich ein, mit üppiger Waldung aus schönen platanenähnlichen Mparamusi-Bäumen bestandener, Höhenzug im Westen anschließt, dem eine offene, gänzlich baumlose Grassteppe folgt, die den Seecharakter noch besonders deutlich hervorkehrt. Hier ist auch außerordentlich viel Jagdwild. Weihen verschiedener Art, Seeschwalben, Falken, Merochiden streichen über die Grasfläche, an deren kleinen Teichen sich auch viele Wasservögel tummeln. Daneben aber wimmelt es von Nashörnern, Büffeln, Zebras, Schweinen, großen und kleinen Antilopen.

Dr. Kaiser, welcher die südliche Fortsetzung der Mboga Katani im Norden des Rikwa-Sees besuchte, entdeckte unweit Mpimbue unter der
Kidi. westlichen Grabenwand die heißen Quellen von Kidi. Die Grabensohle betrug hier 922 m., der Rand erhebt sich um etwa 800 m darüber. Der Katuma trägt hier den Namen Kawu, und die ihn umgebende Senkung stellt eine ebenfalls völlig baumlose Grassteppe dar, welche sich auf der einen Seite über 5 km ausdehnt. Die Thermen von Kidi haben eine Temperatur von etwa 46° C.

Wir sehen, wir haben hier eine ähnliche geologische Bildung vor uns, wie wir sie im Wembere-Graben mit dem Eiassi-See fanden. Der Weg von Mpimbuë zum Rikwa-See geht in der Grabensohle entlang und wird im Westen von der Kette der Lyamba-Berge begleitet, welche

nach Kaiser sich nördlich bis nach Uvinsa hin erstrecken sollen, bis wohin wir also die Ausdehnung des „Rikwa-Grabens“ ansetzen dürfen.

Der Rikwa-See selbst ist teilweise stark verschilft. Thomson, der ihn vom westlichen Grabenrand aus sah, schildert seine Ufer als einen geschlossenen Thalkessel, welcher nur gegen Norden offen ist. Dies entspricht der Bildung des Eiassi-Sees. Kaiser gibt von seinem Norduser folgende Angaben (Mitteil. d. Afrik. Ges. IV S. 94): Rikwa-See.

„Die Ufer waren durchaus sandig und ganz flach. Etwa 15 m vom Ufer stand im See ein Baumstumpf, und es wird behauptet, daß der See früher mehrere 100 m seewärts seine Ufer gehabt habe. Jetzt sei er im Wachsen begriffen. In der Masika reiche er etwa 100 m weiter landeinwärts, erreiche den Ort Kia jedoch nicht.“ Die Temperatur des Sees maß Kaiser mit 30° C.

Nach Thomson erhebt sich die Bergumwandung überaus schroff im Osten bis auf 4000—5000 Fuß (1300—1600 m); im Westen auf über 7000 Fuß (2300 m). Den Seenspiegel selbst schätzt er auf 3000 Fuß (850 m). Die Breite des Sees schätzte er im Norden auf drei, weiter im Süden auf vier bis fünf deutsche Meilen. Zwischen dem Fuß des Abfalls und dem See liegt ein schmaler, dunkelgrüner Streifen ebenen Landes, der gut angebaut und von vielen Dörfern besetzt ist. Einen Ausfluß besitzt der Rikwa-See nicht. Sein Wasser ist infolgedessen brackigsalzig, wie das des Manyara und Eiassi.

Der See hat eine ungefähre Ausdehnung von Westen nach Osten von 22 bis 23 deutschen Meilen und umfaßt demnach einen ungefähren Flächenraum von 80 bis 90 Quadratmeilen oder rund 4500 Quadratkilometern.

Der Osten Ukonongos, der, wie wir sahen, durch den Rungwa und seine Nebenflüsse entwässert wird, ist im Süden hügelig, flacht sich aber gegen Norden zu der flachen Baumsteppe ab, wie wir sie um den Msima-Fluß fanden. Hier herrschte am Gombe-Fluß dereinst der Häuptling Baula, nach dessen Tode der Sultan von Ugunda das Gebiet in Besitz nahm. Am Rungwa-Fluß, im Orte Rungwa selbst, vor welchem der Strom einen Katarakt von 30 m bildet, herrschte im Herbst 1882 ein selbständiger Mtemi, welcher ebenfalls mit Mirambo zu kämpfen hatte. Den Südosten beherrschte Njunga, berüchtigt als Strauchdieb und Lump.

Da Ukonongo nur 800—900 m über dem Meeresspiegel liegt, kommt es für europäische Ansiedlung nicht in Frage; jedoch lassen die aufgeführten Thatsachen es als gewiß erscheinen, daß das Land bei gesicherten Rechtsverhältnissen einen bedeutenden Aufschwung wird nehmen können. Der Boden ist auf weite Strecken fruchtbar und auch gut bewässert. Wenn irgendwo das System der von Baumann empfohlenen Wanyamwesi-Ansiedlung den geeigneten Boden findet, so ist es unzweifelhaft in diesen Gebieten nördlich vom Rikwa-See.

Seine Südseite freilich ist nach den Darstellungen des englischen Missionars Croß, welcher sie im November 1889 besuchte, nichts als traurige, öde, wasserlose Salzsteppe, in welcher seit zwei Jahren kein Tropfen Regen gefallen war. Augenscheinlich hat sich auch an dieser Seite der Rikwa vor Zeiten etwa 50 km weiter ausgedehnt, bis an den Abfall der Bergumrandung, welche diesen Kessel gegen Süden abschließt. Hier liegt die Landschaft Wungu, durch welche der Fluß Songwe von Süden her sich mühselig dem See zuschleppt, während der ganze schroffe östliche Abfall, wie gesagt, noch von der Landschaft Ukonongo eingenommen wird.

Da es in Wungu nicht mehr regnete, hatte bei Croß' Besuch auch der Ackerbau ganz aufgehört, und die Eingeborenen waren für ihren Unterhalt völlig auf Jagd angewiesen, welcher sie infolgedessen eifrig oblagen.

An die West- und Südwestseite treten die Wafipa-Berge an den See, und zwar nehmen den Südwesten die Landschaften[1]) Mkulu und Wuanda ein. Durch die letzteren bricht sich der bedeutende Sasi-Fluß Bahn, welcher den Rikwa etwa an seiner Südwestecke erreicht.

Wenn man die eben beschriebene öde Südumrandung des Sees, Wungu, durchschreitet, so hat man in Terrassen die Bergwand zu erklimmen, welche auf das Plateau führt, das sich zwischen Rikwa und der nördlichen Umrandung des Nyassa-Gebietes, den sogenannten Mumbona-Bergen, ausdehnt. Das Poroto-Gebirge bildet die Wasser-

[1]) Auf den früheren Karten war die Landschaft Maraungu eingezeichnet. Wißmann teilt mir mit, daß dieselbe nicht mehr existiere, sondern ihr Gebiet unmittelbar zu Ufipa geschlagen sei. Die Landschaft Mkulu findet sich auf alten Karten nicht. Sie wird von Wißmann bei Gelegenheit seiner letzten Reise vom Nyassa zum Tanganyika erwähnt (s. Deutsches Kolonialblatt 4, 492).

scheide zwischen Nyassa und Rikwa.[1]) Ihm entströmt gegen Norden der schon erwähnte Songwe, sowie der wasserreiche Mkana, ein Nebenstrom des Sasi-Flusses. Die Landschaft zwischen der Nordumrandung des Nyassa und dem Südrand des Rikwa-Kessels ist Steppe und trägt auch infolgedessen den Namen Unyika (Steppenland). Unyika ist etwa 1400—1500 m hoch, dünn bevölkert und wenig angebaut. Die Eingeborenen treiben ein wenig Ackerbau und Viehzucht, sind aber durch den fortdauernden Kriegszustand verwildert und verroht. Die Baumsteppe überwiegt, und an den Ufern der Flüsse, insbesondere des Songwe, entwickelt sich ein üppigerer Baumwuchs. Raseneisenstein wird viel gefunden, und am Songwe fand Croß auch einen Streifen Kalk. Unyika ist als echte Steppe wildreich: Zebras, Elche, Büffel, wilde Schweine u. s. w. durchstreifen die grasigen Flächen. Die Thäler des Songwe und Mkana besitzen nach Johnstons Behauptung sehr viel fruchtbares Land. **Unyika.**

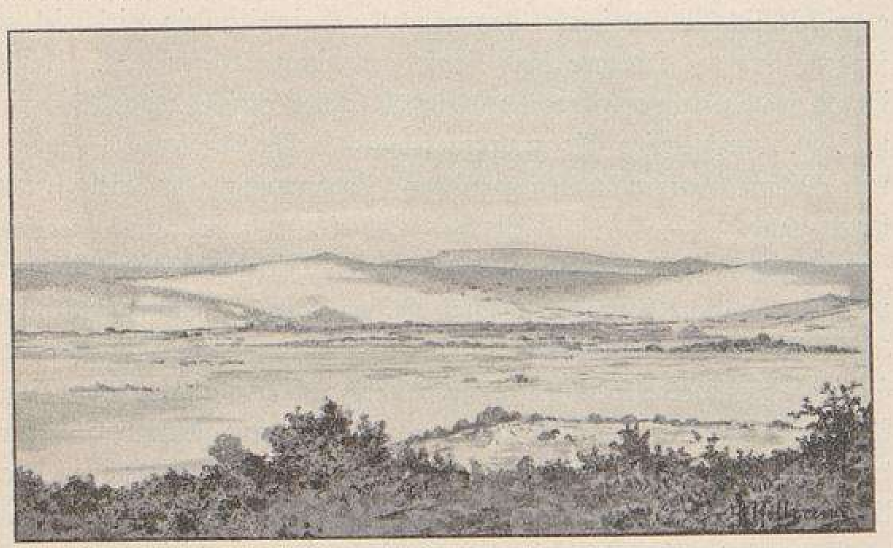
Übrigens ist Unyika nur ein einzelner Teil des großen Plateaus zwischen Nyassa-, Tanganyika- und Rikwa-See, welches der britische Kommissar Johnston (Proceed. of Royal Geographic. Soc. London 12, S. 734) für Pferde-, Rindvieh- und Eselszucht empfiehlt. Von diesen Plateaulandschaften, welche alle im wesentlichen gleichen Charakter tragen, ragen noch Zipfel von Inyamwanga und Mambue zwischen Urungu am Tanganyika- und dem eigentlichen Nyassa-Gebiet aus der englischen Interessensphäre in die deutsche hinein. Diese Südwestecke des deutschen Schutzgebietes scheint im allgemeinen den Grasplateaus von Karagwe und Ruhanda im Norden nicht unähnlich zu sein.

Im Osten der soeben geschilderten Landschaften kommen wir nun in das eigentliche Unyamwesi im engeren Sinne. Wir sehen, es findet hier dasselbe Verhältnis statt wie bei Usukuma, wo ebenfalls der Name eine weitere und eine engere, eigentliche Bedeutung hatte. **Unyamwesi.**

Baumann sagt, wie ich im vorigen Kapitel erwähnte, der Name Unyamwesi sei dem Land von Küstenarabern, nicht aber von den Eingeborenen beigelegt. Ich habe dies gelten lassen, da augenscheinlich kein einzelnes Land als solches mit Unyamwesi bezeichnet wird, sondern jede Landschaft ihren besonderen Namen trägt, genau wie dies mit dem **Name.**

[1]) Nach Merensky: „Deutsche Arbeit am Nyassa". S. Karte. Auf den früheren Karten war die Umrandung „Mumboya-Berge" genannt.

Wort Dſhagga im Kilima-Ndjaro-Gebiet der Fall war. Aber ich bin der Meinung, daß, wenn der Name Mondland = Unyamwesi einem Komplex von Landschaften von außen beigelegt ist, doch der Name Wanyamwesi eine einheitliche ethnographische Bezeichnung darstellt. Ich meine, die Araber mögen alle die Landschaften, welche vom Wanyamwesi-Stamm bewohnt wurden, als Unyamwesi zusammengefaßt haben, ähnlich wie jemand von Usuahili = Suahili-Land sprechen könnte, obwohl auch diese einheitliche Bezeichnung an Ort und Stelle nirgends gebräuchlich ist; aber der Stammesname Wanyamwesi scheint mir doch



Thalmulde in Unyamwesi.
Nach einer Skizze von Paul Reichard.

ursprünglich zu sein. Ich finde dafür einen sehr interessanten Beleg bei Livingstone (Letzte Reise von Horace Waller, deutsche Ausg. II, 217). Derselbe erzählt, daß die Wanyamwesi als Stammesschmuck eine Mondsichel um den Nacken trügen, und hält es selbst für wahrscheinlich, daß man ihren Namen mit „Mondleute vom Mondplatze oder aus dem Mondlande“ übersetzen müsse. Dieses Tragen des Mondschmuckes ist doch höchst auffallend und beweist auf alle Fälle, daß der Name des Stammes in irgend einem Zusammenhang mit dem Mond steht. Da Beziehungen zum Halbmond des Islam ausgeschlossen sind, so müssen altmythologische Anschauungen zu Grunde gelegen haben, wie wir dies auch bei den Warundi fanden. Aus diesen uralten Ideen habe ich

versucht, die Theorie der fabelhaften Mondberge zu verstehen. Nun bezeichnen die Eingeborenen selbst, über die Einzelteilungen in Landschaften hinweg, als Wanyamwesi oder Mondleute ganz bestimmte Völkerschaften. Sie wissen genau zu unterscheiden, ob ein Individuum zu den Wanyamwesi gehört oder nicht. Dies würde nicht so der Fall sein, wenn der Name von außen oktroyiert wäre, wie bei den Wadshagga, und nicht eine ursprüngliche ethnographische Kennzeichnung darstellte. Somit müssen wir die Wanyamwesi- oder Mondlandgruppe als besonderen Zweig der Bantus festhalten und dürfen auch das von ihnen bewohnte Gebiet als Unyamwesi- oder Mondland bezeichnen.

Diese Wanyamwesi sind von Paul Reichard (Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde 24) in geistreicher und sehr anziehender Weise geschildert worden. Auch Stuhlmann und Baumann haben ihnen längere Ausführungen gewidmet, so daß wir wiederum auf sehr bekanntem Gebiet stehen.

Wie wir gesehen haben, wird das eigentliche Unyamwesi im engeren Sinne im Norden von Usukuma und Usindja, im Nordwesten durch den Malagarasi und im Südwesten durch Ugalla und Ukonongo begrenzt. Seine Grenze im Süden bildet die Ostseite Ukonongos und der Westen Uroris, während im Osten die Mgunda mkali- und der Westrand der Wembere-Steppe es vom Gebiet des Großen Ostafrikanischen Grabens abtrennen. Grenzen.

Dieses ganze Gebiet ist geologisch sehr gleichförmig gebaut. Es ist eine große ebene Fläche, welche nur hin und wieder von Hügelreihen durchbrochen oder einzelnen Granit- oder Gneisrücken durchsetzt wird. Diese große Fläche hat eine durchschnittliche Erhebung von 1100 bis 1400 m über dem Meeresspiegel. Baumann bezeichnet das ganze Gebiet geologisch als das „Granitplateau von Unyamwesi“, eine Bezeichnung, welche ich bis auf weiteres übernehme, obwohl man geologisch nicht eigentlich von einem Granitplateau sprechen kann, und obwohl nach Reichards und Anderer Beobachtungen noch nicht als feststehend betrachtet werden kann, wie weit die Formation dieses Gebietes aus Granit und wie weit sie aus Gneis besteht. Sicher ist, daß dem größeren Teil Granit als Unterlage dient. Geologische Formation.

Daraus ist durch Zersetzung ein Boden entstanden, welcher seinem Hauptbestandteil nach Laterit darstellt. Darüber ist im Überschwemmungs-

gebiet der Flüsse sehr häufig in mehr oder weniger mächtiger Tiefe Schieferthon mit oft in großer Menge beigemischtem Glimmer gelagert, oder aber an den Flußrändern mit ihren Galeriewäldern findet sich Alluvium von echter schwarzer Humuserde.

Feuchtigkeit. Dies sind alles sehr fruchtbare Bodenarten, und Unyamwesi müßte demnach auch als in hohem Maße fruchtbar bezeichnet werden, wenn die Feuchtigkeitsverhältnisse günstiger lägen. Aber auf dieser Hochebene bilden sich trotz der starken Niederschläge, wegen des Mangels an eigentlichen Hochgebirgen, nirgends größere Stromläufe und ständige Feuchtigkeitsreservoirs. Wir haben im 2. Kapitel dieser Darstellung gesehen, daß die von Reichard und seinen beiden Gefährten in Unyamwesi gemessene Regenmenge zwar fast 1000 mm betrug. Aber dieselbe fällt fast ganz in der einen Hälfte des Jahres, im Winter, hernieder und läßt in der Sommerhälfte eine ausgesprochene Trockenzeit bestehen. Es zeigt sich hier so recht, wie sehr es bei der Beurteilung der Regenmassen für ein Land auf die Art der Verteilung über die einzelnen Monate ankommt. Je gleichmäßiger dieselbe ist, um so fruchtbarer sind die Bodenverhältnisse. Eine Landschaft, in welcher 1000 mm Regen an einem Tage fallen würden, während die übrigen 364 Tage ganz trocken blieben, wäre trotzdem eine Wüste. Mit der Vergleichung absoluter Zahlen ist es demnach nicht gethan.

Der Ackerbau auf dem Unyamwesi-Plateau wird sich bei der natürlichen Üppigkeit der Bodenart über das ganze Gebiet hin die hydrographisch bevorzugten Stellen aussuchen. Solche sind diejenigen Striche, wo einer leichteren Bodenart undurchlässiger Thon untergelegt ist, welcher das Wasser festhält. Die Wanyamwesi sind sehr geschickt im Auffinden dieser Terrains, welche oft mitten im Walde liegen. Auf ihnen findet man auch überall in Tiefe von 1—2 m Brunnenwasser, auf welches die meisten Dörfer angewiesen sind.

Pflanzenwelt. Da, wo solche Niederlassungen nicht bestehen, wird auch Unyamwesi von lichtem Myombo-Hochwald und Buschwerk bedeckt, mit welchem offene Grasflächen abwechseln. Hydrographisch ist dieses Gebiet interessant, weil seine Gewässer nach den vier Himmelsrichtungen ablaufen. Gegen Norden rinnen seine durchweg periodischen Flüßchen zum Victoriasee, der Westen gehört zum Stromgebiete des Malagarasi-Tanganyika, zum Süden streben die Gewässer, welche in Katuma-Kawu zum Rikwa-See

fließen, und in den Südosten erstreckt schon der Rufiyi seine letzten Fangarme hinein. Die Regenmassen von Unyamwesi eilen demnach nach den verschiedenen Richtungen dem Mittelländischen Meer, dem Atlantischen und Indischen Ocean zu. Wie Pamir das „Dach" Asiens, so kann man Unyamwesi das „Dach" Afrikas nennen. Diese Thatsache, so erzählt der alte Krapf, hätten ihm Araber als Erklärung für den Namen Unyamwesi angegeben: wie der Mond vier Phasen, so besitze Unyamwesi vier Abflußgebiete für seine Gewässer, eine Auslegung, welche, obwohl sie an sich ziemlich abgeschmackt, doch interessant ist, weil sie darthut, wie sich auch die arabische Phantasie mit der Auslegung des sagenhaften Namens beschäftigte.

Da, wo die Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens es gestatten, wird in ganz Unyamwesi ein intensiver Ackerbau getrieben. Wir dürfen diesen Stamm als einen ackerbautreibenden im klassischen Sinne des Wortes bezeichnen. Sorghum ist die Hauptkulturpflanze des Landes, und zwar zieht man die weiße, wie die rote Art. Mit dem Sorghum gemischt auf demselben Felde wird vielfach Mais gepflanzt. Außerdem baut man Kolbenhirse, Maniok, Bataten, Erdnüsse, Steinerdnüsse, Bohnen, Gurken und Kürbisse; weniger Eleusinekorn, roten Pfeffer, Zuckerrohr und Baumwolle. An Früchten besitzen die Eingeborenen im wesentlichen nur Bananen. Tabak verschiedener Art wird viel gebaut und leidenschaftlich geraucht und geschnupft, ebenso wie sie den Hanfbau betreiben, um sich daran süßes Nirwana zu errauchen. **Ackerbau.**

Es braucht nicht immer wiederholt zu werden, daß auf einem Boden, wie der Unyamwesis ist, auch alle möglichen anderen Garten- und Plantagenkulturen betrieben werden können. Das ungläubige Erstaunen, in welches unsere öffentliche Meinung stets gerät, wenn sie erfährt, man habe an einem Orte Ostafrikas Kohle, Rüben, „oder gar" Kartoffeln mit Erfolg gezogen, ist nichts als ein Reflex der völlig verzerrten Wertschätzung dieser Gebiete, welche aus der Thatsache hervorging, daß zufällig wir hier Besitz ergriffen hatten, und aus tendenziösen Machenschaften zu erklären ist. Dasselbe ist um so lächerlicher, wenn man sich erinnert, daß alle solche Kulturen in Mexiko oder Brasilien auch gedeihen und als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen werden. Uns kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir z. B. in Tabora, und zwar in erhöhtem Maße, alle die Araberkulturen wiederfinden, welche wir in

Udjidji festgestellt haben. Insbesondere auch wird Reis, Weizen und Gerste in großen Mengen gebaut, und, was sehr interessant ist, dort kommt auch die Kokusnußpalme fort. Um die europäischen Niederlassungen entwickeln sich ebenso alsbald Gemüsegärten nordischer Klimate.

Viehzucht. Wenn man somit diesem Lande in ackerbaulicher Beziehung eine recht hohe Stufe zuweisen muß, so liegt die Viehzucht ziemlich im Argen. Zwar werden Ziegen und Schafe, auch Hühner und Tauben überall gehalten und hier und da ein wenig Enten. Aber die Rindviehzucht hat auch hier unter der großen Viehseuche sehr gelitten. Sie liegt meistens den aus Uha oder Urundi eingewanderten Wahuma ob, welche in Unyamwesi in Enklaven oder auch vereinzelt wohnen. Die Rinder gehören sowohl der kurzhörnigen Buckel-, als auch der Sanga-Rasse an. Außerdem gibt es ockergelbe Pariahunde, welche zur Bewachung der Dörfer und zur Jagd benutzt werden, und einzelne Katzen.

Bewohner. Was die besondere Bedeutung Unyamwesis als europäischen Besitz ausmacht, das ist die Eigenart seiner Bewohner. Paul Reichard hat ihren Charakter und ihre Sitten in anziehender Weise geschildert. Was uns hier interessiert, ist die Thatsache, daß die Wanyamwesi trotz mancherlei Schwächen und Laster anerkanntermaßen das beste Arbeitermaterial Centralafrikas darstellen und als Träger wie als Arbeiter überall gesucht sind. Der Wanyamwesi ist unternehmend, reiselustig und ausdauernd gegenüber Anstrengungen; dabei zuverlässig und treu gegen den Herrn, welcher ihn billig behandelt. Dies sind die Eigenschaften, welche ihn über die meisten Bantu-Stämme emporheben, und welche Stanley mit Recht dazu veranlaßten, in ihm die »Coming race« zu erkennen. Wir haben wiederholt in früheren Kapiteln bei der Kennzeichnung der einzelnen Gebiete die hohe kolonisatorische Befähigung dieses eigentümlichen Stammes hervorheben müssen. Sie beruht darauf, daß er, wie schon gesagt, im wahrsten Sinne eine Ackerbau treibende Rasse ist, welche demnach gegenüber den Jägern und Nomaden der Steppe schon an sich eine höhere Kulturstufe verkörpert. Hier vermag demnach Deutschland das Material zu finden, welches in denjenigen Gebieten, wo europäische Besiedelung ausgeschlossen ist, als der lebenspendende Faktor zur wirtschaftlichen Emporhebung des Landes zu verwenden ist. Die Wanyamwesi werden ihre Rolle in der neuen Entwickelung der Dinge in zweierlei Richtung zu erfüllen haben: einerseits

als zuverlässiges und tüchtiges Arbeitermaterial direkt in den Diensten von Deutschen, sodann als selbständige Kolonisten in Landschaften, welche entweder durch Kriege verwildert sind oder wegen der Eigenart ihrer Bewohner überhaupt noch nicht auf die wirtschaftliche Stufe des Ackerbaues emporgehoben waren. In dieser zweiten Richtung werden sie für Deutsch-Ostafrika etwa die Bedeutung der holländischen Meier im Staate des Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. und in anderen deutschen Gebieten gewinnen können. Sie werden die gärende Hefe bilden, um wirtschaftliches Leben in solchen Landschaften zu entfachen, und diese hierdurch in handelspolitischer Beziehung für uns erst eigentlich wertvoll machen. Denn das Eigentümliche dieser Rasse ist es, daß sie überall die Neigung hat, europäische Bedürfnisse anzunehmen, und geneigt ist, für die Erlangung europäischer Industrieartikel zu arbeiten. Die Wanyamwesi sind in der That entwickelungsfähig, und, wenn ich die Schilderungen älterer Reisenden lese und sie mit unseren jüngsten Erfahrungen vergleiche, so muß ich



Wanyamwesi-Typus.

aussprechen, daß sie vor unseren Augen bereits bedeutende Fortschritte gemacht haben. Sie gleichen in dieser Beziehung, wenn auch mit ganz anderen Maßen zu messen, den Japanern Ostasiens. Wenn es wahr ist, daß der größte Wert Afrikas in der Arbeitskraft seiner Einwohner besteht, so muß man aussprechen, daß in dieser Beziehung Deutschland mit Unyamwesi das große Los gezogen hat.

Freilich wird es diesen Besitz erst noch gehörig zu entwickeln haben, um ihn zu dem zu machen, was er werden kann. Heute unterscheiden sich die Wanyamwesi in ihrem äußeren Eindruck noch nicht so sehr erheblich von den umliegenden Stämmen. Wie alle übrigen Bantu-Stämme sind sie sinnlich und unwahrhaftig. Aber der Keim ihrer Entwickelungsfähigkeit, der eben in der Neigung zu eigenem Besitz und zu europäischen Bedürfnissen beruht, ist doch vorhanden, und ihn müssen wir als Handhabe für unsere Erziehungsarbeit benutzen. Auch besitzen die Wanyamwesi, soweit ich sie kenne, ein gewisses Ehrgefühl und das Bestreben, ihre Pflicht zu thun, oder, was sie als solche verstehen. Daneben habe ich immer gefunden, daß sie über männlichen Mut verfügen und unter einem tüchtigen Führer sich gut schlagen. Die kriegerischen Staatenbildungen in Unyamwesi, wie die Mirambos, welche doch überall vornehmlich mit Wanyamwesi-Material geschaffen wurden, sowie das eigenartige Institut der Ruga-Ruga, jener halb kriegerischen, halb räuberischen Berufsklasse, welche an die Lanzknechte des 13. und 14. Jahrhunderts erinnert, beweisen die Richtigkeit meiner eigenen Wahrnehmungen zur Genüge. Wir erkennen, wie hier keimartige Grundlagen für eine tüchtige Volksentwickelung gegeben sind.

Neben Ackerbauern sind übrigens die Wanyamwesi auch leidenschaftliche Jäger und betreiben wenigstens so viel Industrie in Thonwaren, Mattenflechten und Eisenarbeiten, als für den Hausbedarf nötig ist. Zu Wohnungen benutzen sie als echte, unverfälschte Bantu von Haus aus durchweg die Rundhütte mit Kegeldach, und zwar waren sie im Gegensatz zu den in Weilern lebenden Bantu-Hamiten echte Dorfbewohner. Doch dringt neuerdings der hamitische Tembe-Bau als stärkere Schutzwehr gegen die immer massenhafter einströmenden Feuerwaffen mehr und mehr auch in Unyamwesi vor.

Politische Gestaltung.

Politisch zerfällt das Land in eine ganze Reihe völlig selbständiger Staaten und Stätchen, welche alle ihrem eigenen Häuptling oder Mtémi

unterstehen. Über diese Kleinstaaterei hinaus nennen sich die Wanyamwesi als Einheit zwar zuweilen mit dem Sammelnamen Wagallagansa, aber irgend welche politische Einheit fehlt ganz. Der Name Wagallagansa liegt auch wohl dem Landschaftsnamen Ugalla zu Grunde. Woher die merkwürdige Übereinstimmung des Namens mit den Gallas des Nordens zu erklären ist, vermag ich nicht zu sagen. Der Mtémi ist in seiner Macht durch die Ältesten des Landes, die Wanjampára, außerordentlich beschränkt, welche in den meisten Fällen, z. B. über Krieg und Frieden, entscheiden. Ihm unterstehen als Unterchefs die Mgane und diesen wieder die Dorfschulzen, die Mtwale. Jedoch gehört dem Mtémi aller Grund und Boden, für dessen Benutzung die Eingeborenen Abgaben an ihn zu entrichten haben an Getreide und Eisenhacken. Auch ist er oberster Richter im Lande. Beim Tod eines Mtémi wählen die Wanjampara aus seinen Verwandten, den Muanangwas, den Nachfolger, wobei nicht das Alter, sondern die Beliebtheit entscheidet. Dann legen sie ihr Amt nieder, und der Mtémi wählt sich selbst seine eigenen Wanjampara aus seinem Anhang, indem er die alten zuweilen einfach tötet. Wir sehen, wir stehen hier einer sehr eigenartigen und, meines Wissens, sonst nirgends in Afrika vorkommenden Stammesverfassung gegenüber. Auch die Rechtsprechung in Unyamwesi ist fest durch Überlieferung und Herkommen geregelt. Man wird von mir hier unmöglich ein Eingehen auf diese Einzelheiten erwarten können. Nur das muß ich noch erwähnen, weil es für den Zweck dieser Ausführungen von Bedeutung ist: Alljährlich zieht etwa ein Drittel der jüngeren Leute unter einem selbstgewählten Führer, dem Ndewa, an die Küste, um dort Elfenbein oder auch Vieh zu verhandeln und aus dem Erlös die geschätzten Waren Europas zu erstehen. Dies geschieht schon seit langer Zeit, vielleicht seit 50 oder 70 Jahren. Oder sie ziehen unter ihren Führern auch als Ruga-Ruga auf Kriegszüge in ferngelegene Länder, um mit Beute belastet in die Heimat zurückzukehren. Dieses ganze Stammesleben hat Anklänge an altgermanische Verfassungen und Gebräuche, so verschieden im übrigen der nervenstumpfe Bantu von den Heldenerscheinungen der germanischen Urzeit auch ist. Auf alle Fälle dürfen wir bekennen, daß wir hier einer höchst originellen und urwüchsigen nationalen Eigenart gegenüberstehen.[1])

[1]) Ich bin mir des Gewagten wohl bewußt, wenn ich ausspreche, daß ich

Die Unyamwesi-Staaten alle im einzelnen aufzuzählen, ist für den Zusammenhang dieser Darstellung überflüssig und auch kaum möglich. Jeder Bericht bringt uns neue Namen. Es kann nur darauf ankommen, die Hauptlandschaften kurz vorzuführen.

Wangoni. Da finden wir zunächst in der Ecke zwischen Usui und Uha eine Wangoni-Ansiedelung, welche als ein ganz fremdartiges und feindseliges Element von Süden her in die Wanyamwesi eingedrungen ist.

Die Wangoni oder Watuta sind ein suluartiger Stamm, der mit den Masiti-Zügen vor etwa 50 Jahren nordwärts über Usipa, Uvinsa und Uha zunächst an den Victoriasee vordrang und sich alsdann in dem wohlbewässerten Grasplateau von Ugomba ansiedelte. Hier waren sie zunächst Mirambo unterthänig; verbündeten sich jedoch hernach mit Kapera, mit dem gemeinschaftlich sie die mit uns verbündeten Warambo angriffen. Demgegenüber griff die Expedition Emin-Paschas ein, und Lieutenant Langheld schlug sie, erstürmte die Hauptbefestigungen ihrer Verbündeten Tindi und Lige und zwang sie, sich bis an die Grenzen von Usui zurückzuziehen, wo sie sich der deutschen Herrschaft unterwarfen. Jetzt wohnen sie in dem großen Busch von Rusewe.

Usambiro. Östlich von ihnen, südlich von der Ecke, wo Ost-Usui und Usindja sich schneiden, kommen wir in die Getreidelandschaft von Usambiro. Stanley teilt mit, daß die Eingeborenen dieses Landes, obwohl sie sich Wanyamwesi nannten, thatsächlich eine Mischung von Waha und Wasindja seien. Die Hauptstadt von Usambiro ist Nyambarri.

Wasioma. Im Süden von Usambiro, an den von Ost-Usui strömenden, westlichen Zuflüssen des Malagarasi, sitzt der Wanyamwesi-Stamm der Wasioma, und im Osten davon liegt Ort und Landschaft von Serombo, ersterer nach Stanley einer der größten Plätze von Unyamwesi überhaupt.

einen Teil der in unser Zeitalter hinüberragenden Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerungs-Elemente auf Einflüsse zurückführe, welche mit der sagenhaften Persönlichkeit des wiederholt erwähnten „Mwesi“ und seiner Familie in irgend welchem Zusammenhang stehen.

Bei der Versenkung in die Katastrophen und Vorgänge der urafrikanischen Geschichte, z. B der von Uganda, drängen sich hin und wieder Kombinationen und Auslegungen auf, welche zwar stets in nichts zerstieben, sobald wir uns ihnen mit der kritischen Sonde nahen, welche aber nichtsdestoweniger immer wieder die Phantasie beschäftigen. Solche unauflöslichen Probleme gerade sind es, welche einen Hauptansporn bilden, unser Nachdenken immer wieder der Urgeschichte unseres Geschlechtes zuzuwenden.

Stanley schätzte seinen Umfang auf 2½ englische Meilen, seine Hüttenzahl auf etwa 1000 Gebäude und die Einwohner auf 5000 Köpfe. In Serombo (auch Ussirombo genannt) befindet sich heute eine Niederlassung der Weißen Väter.

Südlich von Urangwa liegt die schon erwähnte Landschaft von Ugomba, wo die Wangoni früher wohnten, und welche vom Nurhunguru, dem östlichsten Zufluß des Malagarasi, aus Norden durchflossen wird. Wie Stanley berichtet, stellt sie ein fruchtbares Grasland dar. Am Ostufer des Nurhunguru, gegen Süden hin, wohnt der Wanyamwesi-Stamm der Wasumboa, deren Land Baumann im Süden durchzog. Dasselbe heißt Kirambo und wird von Mtemi Mlamira beherrscht, dessen Residenz einen geradezu stadtartigen Eindruck erweckte. Das ganze Land ist gut angebaut, insbesondere auch mit Reis. Ugomba.

An Kirambo grenzt im Osten Urambo, welches unter dem wiederholt erwähnten Mirambo den ernsten Versuch machte, ganz Unyamwesi durch Waffengewalt zu einem einheitlichen Staatswesen zu verbinden. Hier wechselt Mjombo-Wald mit Ackerfeldern ab, und die Eingeborenen wohnen in großen, wohlbefestigten Dörfern. Hier lag früher die Araber-Ansiedelung Msenne, welche noch heute durch die typischen Araber-Kulturen gekennzeichnet wird; und in Kilamani-Urambo befindet sich eine durchaus im europäischen Stil angelegte Ansiedelung der Church missionary society, wo Mr. und Mrs. Shaw seit Jahren residieren. Urambo hat seine politische Bedeutung in den letzten Jahren verloren. Auf Mirambo folgte sein Bruder Panda Scharo, der sein Prestige noch einigermaßen aufrecht zu erhalten wußte, aber 1890 in einem Gefecht gegen die Wangoni fiel. Jetzt herrscht sein junger Sohn Tuga moto. Wir befinden uns hier im Flußgebiet des Igombe, der zum Malagarasi strömt. Ganz neuerdings hat Urambo erhöhtes Interesse gewonnen durch einen dort gemachten Goldfund, der in Quarz eingesprengt war. Wenn sich im Verfolg dieser Entdeckung die Möglichkeit einer Goldgewinnung hier herausstellen sollte, so würde das den ganzen Gebieten eine völlig veränderte Bedeutung verleihen. Ein schwach bewohntes Waldgebiet trennt Urambo gegen Südosten von Usagali, welches nordwestlich von Unyanyembe mit Tabora liegt. Urambo.

Tabora ist recht eigentlich der Platz, welcher Unyamwesi über die ganze Erde hin schon frühzeitig bekannt und berühmt gemacht hat. Denn es Tabora.

darf ausgesprochen werden, daß wir hier dem Ort gegenüberstehen, welcher etwa seit 70 Jahren der eigentliche Handelsmittelpunkt von ganz Ost- und Centralafrika gewesen ist. Tabora wurde nach Reichards Berechnung um das Jahr 1820 von dem Araber Ssaid bin Ssalim gegründet, der von dem Unyamwesi-Häuptling Fundikira der Landschaft Unyanyembe die Erlaubnis dazu erhielt. Die Namen dieser beiden Männer mögen auch hier genannt sein, weil von ihnen in der That die Revolution in den Verhältnissen des spröden, dunklen Weltteils anhob, welche zur Aufteilung desselben unter die europäischen Mächte geführt hat, und deren Endergebnis voraussichtlich die Einbeziehung Afrikas in die allgemeine menschliche Geschichte sein wird. Von dieser Niederlassung in Tabora aus verbreitete sich der arabische Einfluß über Centralafrika aus; von hier aus wurden die Zweigniederlassungen am Tanganyika und in Njangwe, in Karagwe und in Uganda und nach allen Richtungen darüber hinaus gegründet. Und wie sehr wir auch berechtigt sind, die Nebenwirkungen dieser Niederlassungen, wie sie in den Greueln der Sklavenjagden hervortreten, zu beklagen, so dürfen wir doch behaupten, daß der Islam hier im Herzen von Afrika gerade durch diese für den Sklaven- und Elfenbeinhandel berechneten Niederlassungen, indem er durch sein Vorgehen der europäischen Welt nach allen Seiten hin die Bahnen wies, noch einmal eine Kulturthat von weltgeschichtlicher Bedeutung gethan hat. Wenn Afrika dereinst der europäischen Gesittung erschlossen sein wird, so wird die Geschichte nicht vergessen, daß das Arabertum hier bahnbrechend war, und in den Annalen Afrikas wird für alle Zeiten eingetragen bleiben, als eine entscheidende Etappe im Vordringen der Pioniere unserer Kulturwelt, der Name Tabora.

Der Ort liegt ungefähr an dem tiefsten Punkt einer leichtwelligen Thalmulde, die von nur 50—80 m hohen, aus Granitblöcken bestehenden Höhenzügen eingerahmt ist. Tabora besteht aus einer Reihe zerstreut liegender Gehöfte, in deren Mittelpunkt der eigentliche Markt liegt. In den Temben wohnen die verschiedenen Araber mit ihrem Anhange, in einer der größten befindet sich die Kaiserliche Station. Im allgemeinen gewährt der Platz mit seinem staubigen Lateritboden kein erquickliches Bild, so sehr auch das Treiben des Marktes den aus der Wildnis Heranziehenden überrascht. Wie dem aber auch sein mag: bis durch Eisenbahnen ganz neue Verhältnisse geschaffen sein werden, müssen wir

Tabora als Mittelpunkt des gesamten deutsch-ostafrikanischen Seengebietes betrachten.

In Unyanyembe herrscht heute, nach dem Fall Sikkes, unter deutscher Oberhoheit die Sultanin Bibi Nyasso. **Nordlandschaften.**

Von Unyamwesi-Landschaften im Norden ist noch zu erwähnen nordöstlich von Ussirombo das bei der Beschreibung Usukumas genannte Msalala, dem im Südwesten im Quellgebiet des Kwande, des Oberlaufes vom Gombe, die Landschaft Rungua, im Südosten die Landschaft Umanda sich anschließt. Genau im Norden von Tabora liegt schließlich der Distrikt Unyambewa. Diese ganzen Gebiete sind reich an Mjombo-Wald, in dem die Niederlassungen der Wanyamwesi zerstreut liegen.

Im Süd-Südwesten von Unyanyembe liegt das bereits erwähnte Ugunda, welches, wie wir sahen, die Ostgrenze von Ugalla bildet. Es liegt im Knie zwischen dem Wala und oberen Ugalla-Fluß. Hier war es, wo Reichard und seine Gefährten im Jahre 1880/81 ihre wissenschaftliche Station anlegten. Auch hier wird der bei weitem größte Teil des Landes von trockenem Wald bedeckt (pori), der besonders aus Mimosen und Akazien besteht und durch lichte Grasflächen unterbrochen wird. An anderen Stellen tritt reine Savanne auf. Das ganze Terrain ist sehr eben. Im allgemeinen herrschen die Verhältnisse vor, wie wir sie in Ugalla und Ukonongo fanden. Die Sultanin des Landes heißt Ndischa und residiert in Igonda. **Süden.**

Im Osten Ukonongos finden wir die kleinen Landschaften von Norden nach Süden: Isvangara, Ukara, Uliambogo und Vinotesanga, dem sich im Süden das schon erwähnte Kwa Baüla anschließt. Trockene Savanne führt hier aus dem Gebiet des Tanganyika-Rikwa in das Stromgebiet des Rufiyi hinüber. Die südliche Fortsetzung des westlichen Grabenrandes zum Nyassa hin bildet im wesentlichen die Wasserscheide zwischen beiden Stromgebieten. Der Grabenrand trennt das schon erwähnte Usango oder Urori von den östlichen Vorlandschaften Ukonongos, von denen freilich nur die südlichen: Ukinga, Uluga, Usafa und Niam-Niam von Weißen bereist sind. Die Engländer Elton und Cotterill zogen im Jahre 1877 an diesen Randbergen entlang vom nördlichen Nyassa nach Ugogo. Später ist Reverend W. Johnson von der Nordostseite des Nyassa bis in die westlichen Teile von Ubena vorgedrungen, und Anfang 1893 hat Dr. Bumiller Merere am Ostfuß des Grabenrandes besucht.

Von den aufgeführten Landschaften gehört Ukinga vollständig dem eigentlichen Nyassa-Gebiet an und fällt demnach in den Süden unserer Kolonie. Uluga und Usafa sind Gebirgsländer, welche auf dem westlichen Grabenrand nördlich vom Nyassa sich entwickeln und in den Beja-Bergen über die Grabensohle, welche hier von der Landschaft Usango eingenommen wird, emporragen. Nach Bumiller steigen diese Länder bis über 3400 m an. Das im Westen sich anschließende Usafa ist ein Hochplateau von 2000 m Höhe, gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Flora dieser ganzen Gebiete erinnerte Bumiller an die blumigen Halden der Schweiz. Brombeeren und Vergißmeinnicht, wilde Rosen, Gänse- und Butterblümchen, Rittersporn und Klee riefen solche Eindrücke wach. Armseliger war die Tierwelt vertreten. Die geologische Formation besteht durchweg aus Gneis. (S. Deutsch. Kolonialbl. 4, 356—357).

Gegen Norden immer am Grabenrand entlang folgt die Landschaft Niam-Niam, welche ähnliche Verhältnisse aufweist, jedoch bereits sich auf 1400 m absenkt. Niam-Niam ist reich bewaldet und mit einer Menge verlassener Weidestationen besetzt.

Die im Norden sich daranschließenden Landschaften Ukimbo, Igunda, Kiwere, Wamia und Unyangwira sind bislang von Europäern nicht erforscht und nur dem Namen nach bekannt. Sie werden indes immer im wesentlichen denselben Charakter beibehalten, wenn der Grabenrand hier auch trockener wird. Das Randplateau geht gegen Norden allmählich in die Busch- und Waldeinöde der Mgunda mkali über, welche Unyamwesi gegen Osten begrenzt.

Osten. Ost-Unyamwesi ist im allgemeinen noch trockener als der Rest des Landes. Hier dehnt sich von Süden gegen Norden hin dichter undurchdringlicher Busch aus, den streckenweise lichter Laubwald ersetzt, und die Ansiedelungen der Wanyamwesi liegen als seltene Oasen in der Wildnis zerstreut. Wir nähern uns eben, von Westen kommend, im Süden der Mgunda mkali, im Norden der Wembere-Steppe.

Als erste Etappe von Tabora gegen Südosten liegt das kleine Sultanat Mkigwa unter seinem Häuptling Matandula, und weiterhin die Gebiete von Rubuga, Tura und Uyansi. Letzteres ist bereits ein Teil der von den Karawanen verabscheuten Mgunda mkali (scharfen Ebene), welche das eigentliche Unyamwesi von Ugogo trennt. Nach Reichard war dieselbe früher in ihrer ganzen Ausdehnung bevölkert, mußte indes

teils wegen der zunehmenden Trockenheit, teils wegen kriegerischer Unruhen verlassen werden und stellte lange Zeit eine neuntägige Marschfläche dar, wo Wasser nur selten und Essen nie zu haben war. Neuerdings haben sich an der Karawanenstraße wiederum Wanyamwesi angesiedelt, so daß die längste Strecke völlig menschenleeren Steppenwaldes auf vier eingeschrumpft ist. Eigentlicher Steppenwald ist der vorherrschende Typus dieser Mgunda mkali. Er bedeckt nach Reichard 60 % des Grund und Bodens, während in den Rest sich Busch und Gras teilen. Ein reiches Tierleben regt sich in dieser Wildnis, so daß der Jäger auch hier seine Rechnung findet.

Gegen Nordosten von Tabora aus, ebenfalls als Oasen in wasserlosem Walde, gelangen wir zunächst in die Gebiete von Uyui und Mdala. In Uyui herrscht der Mtémi Kanoni, und dort befindet sich neben dem wohlbefestigten Hauptdorf eine Handelsniederlassung des vielgenannten Mr. Stokes. Mdala unter Mtémi Mlau ist verhältnismäßig wasserreich, und die Ansiedelung besteht aus einer Anzahl kleiner, schmutziger Temben.

Von dort führt ein zweitägiger Marsch wiederum durch wasserlosen, öden Steppenwald nach Tambarale, und im Norden hiervon liegt die Landschaft Usongo mit ihrem deutsch-freundlichen Häuptlinge Mtinginja, wo Mr. Stokes seine Hauptniederlassung besitzt. Hier befinden wir uns an der Wasserscheide zwischen Wembere und Tanganyika. Das Gebiet ist gut angebaut und ziemlich dicht bevölkert. Die Stokessche Ansiedelung selbst im Hauptort Usongo freilich liegt in einer vollständig öden Umgebung.

Nordwestlich davon liegt der Ort Ssamuyekwa, Masali am Ostfuß der Tinde-Berge, und im Norden davon Usanda, eine Landschaft, welche uns von Unyamwesi nach Usukuma hinüberführt. Hier geht der Steppenwald allmählich durch Buschsteppe in offenes Grasland über, wie es für Usukuma kennzeichnend ist. Das Gebiet wird durch den Bach Manyonga entwässert, welcher dem Wembere zufließt. Halbinselartig in die Wembere-Steppe hinein schieben sich im Osten noch die Landschaften Usule und Uduha, und südlich davon bilden die Dörfer von Standula die äußersten Vorposten Unyamwesis am Rand des Wembere-Grabens.

Umfang und Bevölkerungszahl. Hiermit haben wir die Beschreibung des Tanganyika-Gebietes mit Unyamwesi erschöpft. Die so gekennzeichneten Landschaften umfassen

ein Areal von rund 4600 Quadratmeilen oder 257600 Quadratkilometern. Ihre Bevölkerung läßt sich nur sehr abschätzungsweise bestimmen. Ohne jede Frage sind diese Gebiete in ihrer Einwohnerzahl durch die vielen Kriege und Unruhen weit hinter der Ziffer zurückgehalten worden, welche sie auch unter den primitiven wirtschaftlichen Verhältnissen Ostafrikas erzielen könnten. Aber, wenn man die Massen von Wanyamwesi-Trägern bedenkt, welche alljährlich an die Küste strömen, und welche doch nur aus gewissen Teilen dieses Gebietes kommen, oder, wenn wir erfahren, daß ein Mann wie Mirambo, welcher schließlich doch nur über eine einzige Landschaft direkt verfügt, innerhalb drei Tagen 10000 Mann Krieger aufbringen könne, ohne die mit ihm verbündeten Watuta (Wißmann), so gewinnen wir den Eindruck, daß auf diesem Gebiet, trotz seiner sporadischen Dorfanlagen, doch eine verhältnismäßig nicht allzu dünne Bevölkerung wohnen kann. Dies wird auch bewiesen durch die große Anzahl der soeben aufgeführten politischen Staatenbildungen von Unyamwesi, sowie durch die Schilderungen, welche wir vom Marktverkehr in Tabora und Udjidji empfingen. Von einzelnen Landschaften wird uns direkt berichtet, daß sie „dicht“ oder „durchaus nicht dünn“ bevölkert seien, so von Udjidji (Stanley), von Süd-Uha (Wißmann), von Nordost-Unyamwesi (Stuhlmann). Auch fehlen größere völlig unbewohnte Gebiete, wie wir sie in den Steppen um Pare und Usambara oder in den Grabengebieten fanden, durchaus. Alles in allem stehen wir einem zwar nur sporadisch, doch ziemlich gleichmäßig bevölkerten Gebiet gegenüber.

Wenn wir dies alles erwägen, so glaube ich, daß wir berechtigt sind, diesem Gebiete dieselbe Bevölkerungsdichtigkeit zuzusprechen, wie wir sie im Victoriasee-Gebiet fanden; d. h. von sechs Einwohnern aufs Quadratkilometer. Ich finde mich hierin in Übereinstimmung mit Baumann, welcher ebenfalls sechs aufs Quadratkilometer schätzt. Ich bin mir wohl bewußt, wie unsicher diese Abschätzung ist. Aber beim Fehlen authentischerer Zahlen kann es zunächst nur darauf ankommen, einen durch die Verhältnisse einigermaßen gerechtfertigten Überschlag zu gewinnen, um wenigstens eine vorläufige Abschätzung für die Bevölkerungsverhältnisse unseres ostafrikanischen Schutzgebietes zu gewinnen.

Diese Berechnung ergibt für die Tanganyika- und Unjamwesi-Länder eine Bevölkerungszahl von rund 1500000 Menschen.

Wenn wir noch einen Blick rückwärts werfen auf die wirtschaftliche Eigenart der besprochenen Landschaften, so fällt das fast vollständige Fehlen großer Stromläufe auf. Außer dem Flußgebiet des Malagarasi kommt es zur Entwickelung keines einzigen nennenswerten Wasserlaufes. Ferner fällt die Thatsache, daß die beiden Regenzeiten um die Jahreswende zusammengerückt sind, und daß sich in den meisten Gebieten eine Periode fast völliger Trockenheit bildet, welche bis zu fünf Monaten dauert, für die Wertschätzung außerordentlich ins Gewicht. Denn aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß Ackerbau und Ansiedelungsmöglichkeit im wesentlichen auf die Landstriche mit feuchtem Untergrund beschränkt sind, und hieraus geht der oasenartige Charakter der Niederlassungen hervor. Nun scheint es ja allerdings, daß die eigentümliche Schichtung des Bodens an sehr vielen Stellen zur dauernden Ansammlung von Grundwasser führt. Auch ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Ergiebigkeit dieses Landes in dieser Richtung noch nach keiner Seite hin erschöpft ist, daß außer den angebauten Plätzen noch sehr viele andere ähnliche Bedingungen bieten werden, und daß unsere europäische Brunnentechnik ebenfalls erheblich dazu beitragen wird, die Anbaufähigkeit dieser Landschaften zu vermehren. Aber das liegt doch auf der Hand, daß ein Land den europäischen Ansiedler nicht locken kann, wenn die wesentlichste Vorbedingung wirtschaftlicher Entwickelung, die Wasserfrage, so liegt, wie wir sie in unserem Unyamwesi gefunden haben, zumal bei der Entfernung dieses Gebietes von der Küste. Mit Ausnahme einiger begünstigten Landstriche zwischen Rikwa und Nyassa und in den Randgebirgen des Tanganyika kann von europäischer Besiedelung in diesen Gegenden nicht die Rede sein. Dies wird natürlich sich ganz anders gestalten, wenn sich herausstellen sollte, daß der in Berlin eingetroffene Goldfund aus Urambo auf eine umfassendere Goldgewinnung in dieser Gegend schließen läßt. Der Raseneisenstein Ugallas und Ukonongos wird niemanden zur Bearbeitung reizen.

Einstweilen müssen wir sagen, daß die Entwickelung des Landes hier, wie in Usukuma, auf der Eingeborenenbevölkerung beruhen wird. Und hier nun kann die deutsche Verwaltung, sowie die europäische Technik sehr vorteilhaft eingreifen. Wenn die Wanyamwesi-Stämme in der eigenartigen Ausnutzung ihrer tüchtigen Eigenschaften seit Jahrhunderten durch die Zerrissenheit ihrer politischen Verfassung verhindert

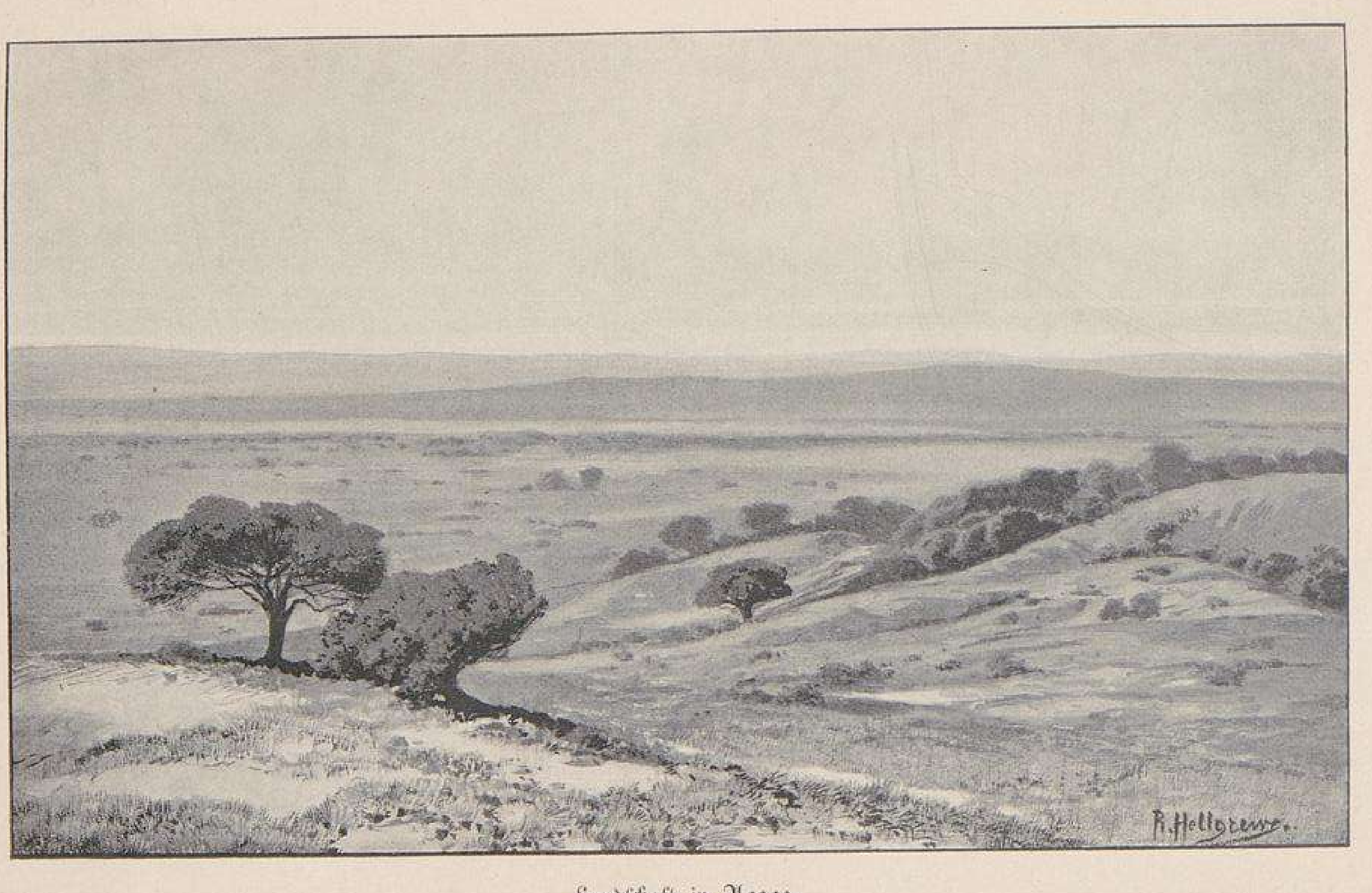
sind, so vermag gerade in dieser Beziehung die Schutzmacht segensreich einzugreifen, indem sie die in sich zerfallenen Staaten friedlich einigt, Ruhe und Ordnung im Lande schafft und dadurch die Möglichkeit einer gesitteten Entwickelung gewährleistet. Wenn sie dazu der Bevölkerung die Möglichkeit bietet, sich mehr und mehr die Vorteile europäischer Wirtschaftsbetriebe anzueignen, so dürfen wir mit Sicherheit einen wirtschaftlichen Aufschwung in den Unyamwesi-Ländern und am Tanganyika voraussagen. Dann werden diese Länder weit ausgedehnter bebaut werden können, als dies heute der Fall ist, und die Bevölkerung muß entsprechend an Einwohnerzahl zunehmen. Damit werden wir dann auch in höherem Umfange das Material gewinnen, welches wir anderen Teilen unseres Schutzgebietes als belebendes und anregendes Element zuführen können, und für unsere eigenen Unternehmungen in den Teilen Deutsch-Ostafrikas, wo der Deutsche unmittelbar sich bethätigen kann, werden wir in den Wanyamwesi unser Arbeitermaterial uns erziehen.

Es ist demnach auch hier wieder vornehmlich Kultivationsarbeit, welche uns vorliegt. Wenn wir sie richtig durchführen, werden wir aus den Unyamwesi- und Tanganyika-Ländern auch ein steigendes Absatzgebiet für unsere Industrie machen können. Vor allem werden wir die Genugthuung haben, ein im Grunde tüchtiges Volk, welches unter dem allgemeinen Fluch afrikanischer Verhältnisse herabgekommen, oder doch an der Ausbildung seiner guten Eigenschaften verhindert worden ist, zu wirtschaftlichem und moralischem Aufschwung gebracht und den Zwecken der Kultur dienstbar gemacht zu haben.

---

2. Die Zwischenlandschaften.

Die Mgunda mkali führt uns bis an den Westrand des großen ostafrikanischen Grabens zurück und stellt sich demnach als die südliche Fortsetzung des in Kapitel A. 3 beschriebenen Plateaus von Turu dar. Ugogo. Die gegen Osten vorgelagerte Thalsohle nimmt die Landschaft Ugogo ein. Dieselbe reicht geographisch gegen Osten bis an die Höhenzüge der Marenga mkali, in welche, wie wir sahen, der Ostrand des Grabens



Landschaft in Ugogo.

Nach einer Photographie.

sich verläuft, während ethnographisch auch das Bergland von Mpwapwa, welches geologisch schon zu Usagara gehört, noch zu Ugogo gerechnet werden muß.

Der Grabencharakter ist in Ugogo nicht mehr so rein ausgeprägt, wie wir ihn im Norden gefunden haben, da sein Ostrand die starre Plateauform verliert und in gegliedertes Hügelland übergeht, das durch Querthäler mit der oceanischen Abdachung gegen den Indischen Ocean in Verbindung steht. Wir befinden uns hier im Stromgebiet des Rufiyi, zu welchem der Bubu-Fluß mittelbar zu gehören scheint, und dem durch die nördlichen Zuflüsse des Kisigo auf alle Fälle das Wasser des mittleren und südlichen Ugogo zufließt. Aus diesem Grunde konnte hier die Scheidung in Grabengebiet und oceanische Abdachung fallen gelassen werden.

Das eigentliche Ugogo stellt eine flache, stellenweise leicht wellenförmige Ebene dar, welche mit einzelnen Gebirgszügen besetzt ist. Diese sind mit tausenden von Felsblöcken besäet, welche im Westen aus graurötlichem Granit, im Osten dagegen aus Gneis bestehen. Während der westliche Grabenrand, die Mgunda mkali am Muhalala-Abfall, etwa 1500 m hoch war, senkt sich die Flachlandsohle von Westen gegen Osten von 1200 m allmählich bis auf 1000 und 900 m ab. Wie auf einen mächtigen Teller schaut man vom Grabenrand, der von den Eingeborenen Kilimatindi genannt wird, auf dieses Flachland hinunter.

Geologische Formation.

Der Boden Ugogos besteht teils aus Sand, teils aus rotem Laterit, welcher in der langen Trockenzeit steinhart brennt. Dann wieder wird er auf weite Strecken durch einen grauen Mergel gebildet, welcher bis zu drei Meter tief geschichtet liegt. Nicht durchweg ist diese Fläche mit Vegetation überzogen, so daß sehr häufig bei den heftigen Winden Massen von augenschmerzendem Staub über das Land gefegt werden. Oder aber nach der Abbrennung der Savanne ziehen abenteuerliche Aschentromben durch die Luft. Es scheint, als ob diese alte Thalsohle ehemaligen Seeboden darstelle. Vermutlich war dies der Fall zu derselben Epoche, als der Bubu noch ein mächtiger Strom war und Natronsee wie Manjara im Norden ihr ganzes natürliches Becken ausfüllten. Es mag sein, daß der Sumpf, in welchem der Bubu sich staut, ein Residuum dieses ehemaligen großen Sees darstellt. Dies muß stattgehabt haben, bevor der Durchbruch des Kisigo zum Rufiyi erfolgte.

Feuchtigkeit. Dürre Savanne ist die vorherrschende Landschaft Ugogos. Wie überall sonst in der eigentlichen Grabensohle sind die Niederschläge gering, und Wasserarmut glotzt dem Reisenden aus dem ganzen Lande entgegen. Dementsprechend ist auch die Vegetation dieses Gebietes. Vegetation. Wo nicht völlig nackter Sand hervortritt, bedeckt wohl ein dünnes, büschelartiges Steppengras den Boden. Oder aber auf weite Strecken dehnt sich ein zwergartiger, verkrüppelter Dornbusch aus. Dazwischen sind einzelne Akazien, Dahlbergien, Affenbrotbäume und Fächerpalmen in der Ebene verstreut.

Ackerbau. Nur an feuchteren Stellen, wo Grundwasser vorhanden ist, haben die Eingeborenen vermocht, ihre Ackerfelder anzulegen. Aber noch mehr als in Unyamwesi tritt der oasenartige Charakter dieser Anlagen hervor. In künstlich gegrabenen, mehrere Meter tiefen Wasserlöchern sammeln sie ein schmutziges Regenwasser auf, welches während der langen Trockenzeit Menschen und Vieh zum Trinken dienen muß. Trocknet einmal ein solches Wasserloch aus, so sind die Bewohner gezwungen, oft Stunden weit zu einem anderen Loch zu wandern, um sich für teures Geld ihr Trinkwasser zu kaufen. Auf ihren Äckern bauen sie Penicillaria, Mais und Wassermelonen.

So ist Ugogo eines der unwirtlichsten und ödesten Länder Ostafrikas überhaupt, und es ist auch gar keine Aussicht vorhanden, daß sich dies jemals wesentlich ändern werde. Denn den Regen wird auch die deutsche Herrschaft nicht hierher zaubern können. Demgemäß haben sich auch fast alle Reisenden über diese Landschaft ausgesprochen. Nur Stanley schwingt sich (Im dunkelsten Afrika, Band II, Seite 401) zu der ein wenig überraschenden Behauptung auf: „Ich war (vor 19 Jahren) überzeugt, daß Ugogo in sechs Monaten zu einem anmutigen, geordneten Lande und ohne große Kosten und Mühen zu einem Segen für die Bewohner und für Fremde gemacht werden könnte. Ich hätte es gern zu einer angenehmen Hochstraße für den Verkehr der Menschen mit weit entfernten Völkern gemacht, zu einem Lande, das Reichtum für die Bewohner und Annehmlichkeit für die Karawanen geboten hätte." Ich habe bereits in meiner Darstellung der Deutschen Emin-Pascha-Expedition (S. 498) aufs lebhafteste beklagt, daß Stanley nicht Gelegenheit gegeben wurde, diese seine Pläne zu verwirklichen. Dies würde sicherlich ein sehr lehrreiches Beispiel nicht nur für die Kultivierung



Dornsteppe in Ugogo.

Nach einer Photographie des Grafen von Schweinitz.

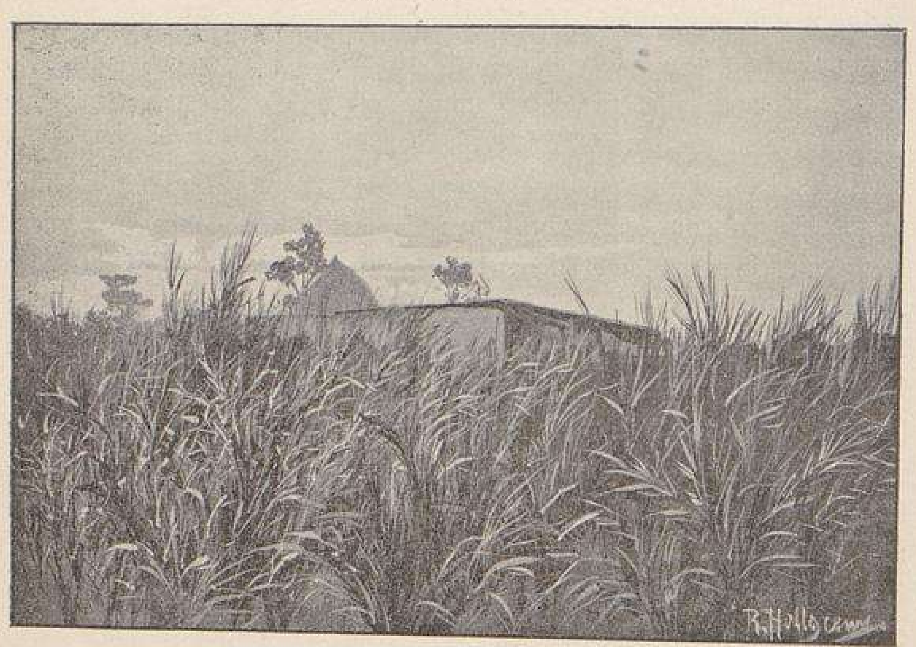
der übrigen öden Striche Deutsch-Ostafrikas, sondern auch für die Nutzbarmachung der Kalahari- und der Sahara-Wüsten gewesen sein. Denn etwa auf der Höhe dieser Teile unserer Erde stehen manche Flächen Ugogos.

Unwirtlich und abstoßend wie der Charakter des Landes ist auch die Eigenart seiner Bewohner. Dieselben gehören den Bantu-Hamiten an und sind, wie ich schon früher sagte, stammverwandt mit den Warangi und Wambugwe im nördlichen Teile des Grabens. Räuberisch, diebisch, verlogen und mißtrauisch, feindselig und ablehnend gegen alles Fremde, sind sie durch viele Jahrzehnte der Schrecken der Karawanen gewesen, welche ihr Land nicht umgehen konnten und welche durch unverschämte Tributforderungen, durch Tücken und Räubereien von den Wagogo belästigt, ja zuweilen ganz niedergemacht wurden. Politisch nämlich zerfällt das Land in eine Reihe kleiner Sultanate, ohne jeden Zusammenhang mit einander, und die Belästigungen wiederholten sich demnach täglich aufs neue. Nur in der Landschaft Unyangwira unter den Kilima Tindi hatte sich ein größeres Sultanat gebildet, wo bei meinem Durchzug 1890 der alte Räuberhauptmann Makenge herrschte, dem hernach seine vielen Söhne folgten, deren ältester, Hassenta, bis zu seiner Verjagung eine gewisse Oberhoheit ausübte. Neben den Häuptlingen steht auch hier meistens der Leibon, der Wettermachen, Weissagen und die anderen üblichen Pflichten des Handwerks vollziehen muß. Bewohner.

Neben der schon erwähnten Ackerwirtschaft treiben die Wagogo eifrig Viehzucht, wenn auch hier wie überall der Rindviehbestand durch die Pest außerordentlich herabgemindert ist. Aber Schafe und Ziegen, graue Esel, sowie Hühner und Haushunde gibt es noch heute in großen Mengen. Die Wagogo wohnen durchweg in Temben, und zwar ist hier recht eigentlich der Tembebau in seiner klassischen Reinheit entwickelt. Ihre Bewaffnung und ihr Anputz ähnelt sehr denen der benachbarten Massais, weshalb man die Wagogo häufig unter die „Massai-Affen" eingereiht hat.

Trotz der anscheinend so ungünstigen Verhältnisse, trotz der fortdauernden Kriege und Unruhen ist Ugogo dennoch leidlich bevölkert zu nennen. Besonders dicht bevölkert ist die Landschaft Muhalala im Nordwesten des Landes, von welcher man in das Gebiet von Unyangwira hinabsteigt. Auch der alte Makenge verfügte über Tausende von Bevölkerungsdichtigkeit.

Kriegern, wie ich mich selbst in einem erbitterten Gefecht überzeugen konnte; und überall gewinnt man in den Ansiedelungen den Eindruck einer verhältnismäßig großen Bevölkerungsmenge. Dies kommt zum Teil daher, weil von den vielen durchziehenden Karawanen immer einige Elemente hier hängen bleiben, welche im Verlauf der Zeit mit den Wagogo verschmelzen. So siedelte sich in der Südwestecke des Landes, in Madaburu, vor vielen Jahren ein Küsten-Suaheli aus Windi, Namens Muini Mtuana, an, welcher hier ein ganzes Nest von Aben-



Grassteppe.
Nach einer Photographie des Grafen von Schweinitz.

teurern aus aller Herren Länder versammelte und bald eine Plage für Karawanen und Umwohner wurde. Südlich davon ist der Distrikt von Ujeke und etwa in der Mitte des Landes der von Nyambwa zu nennen.

Marenga mkali. Gegen Osten führt der nördliche Karawanenweg durch die Ilindi- und Dibakwi-Berge zu den Pamade-Bergen, welche die nordwestliche Umrandung der Marenga mkali ausmachen. Die Marenga mkali scheidet das eigentliche Ugogo vom Distrikt von Mpwapwa und hat ihren Namen (Bitterwasser) vom starken Natrongehalt des Bodens, welcher dem Regenwasser einen bitteren Geschmack verleiht. In der trockenen Zeit ist

sie ganz wasserlos und bildet mit ihrem 10stündigen Marsch eine der Unbequemlichkeiten für die gegen Westen ziehenden Karawanen.

Diese Natronsteppe ist mit Busch und lichtem Wald bestanden, welche mit Savannen und Grasflächen abwechseln. Dazwischen erheben sich malerische Granitkuppen und Hügelrücken, deren Durchblicke dem Durchziehenden von Zeit zu Zeit die gleichförmige Massai-Steppe im Norden zeigen. Denn wir befinden uns hier am Südrand der Massai-Länder zwischen dem großen Graben und dem Kilima-Ndjaro, etwa in der Länge des Manyara-Sees. Die Marenga mkali entbehrt somit nicht des rein landschaftlichen Reizes; auch tummelt sich Wild aller Art, welches seinen Durst in entfernteren Wasserlöchern zu stillen vermag. Insbesondere sieht man große Mengen von Straußen, auch Giraffen und Zebras. Aber für Ansiedelungen von Menschen wird diese Natronsteppe dauernd verschlossen bleiben. Der Reisende, welcher von Ugogo kommt, ist froh, wenn er nach zehnstündigem Marsch an den Bergabhängen linker Hand die ersten Felder der Ansiedelungen von „Kampi“ sieht, westlich der Paßhöhe von Tschunyo, welche in einem anstrengenden, weiteren Klettermarsch zur bergumrandeten Mulde von Mpwapwa hinüberführt.

Hier wohnen, wie gesagt, noch Wagogo, welche jedoch bereits stark mit Wasagara gemischt sind. Die Thalmulde ist weit und von grotesken Bergketten eingeschlossen. Etwa in ihrer Mitte, auf beherrschender Anhöhe, liegt die Kaiserliche Station, von der aus man einen schönen Rundblick über die zerstreuten Tembes der Eingeborenen hat. Dieselben bauen auch hier vornehmlich Kolbenhirse (Penicillaria) und sind eifrige Viehzüchter, als welche sie, wie das ganze übrige Ostafrika, unter der Rinderpest zu leiden hatten. Mpwapwa.

Zwischen der Kaiserlichen Station und dem Tschunyo-Paß liegt in einem Seitenthal Kisokwe, eine Station der Universities missionary Society.

Der Distrikt von Mpwapwa hat noch sehr unter Wassermangel zu leiden, da die gegen Osten vorgelagerten hohen Usagara-Berge die Feuchtigkeit vom Indischen Ocean zum größten Teil wegfangen. Infolgedessen gibt es in Mpwapwa eigentlich nur eine Regenzeit, die vom Ende Dezember bis zum April reicht. Dann grünt die ganze Landschaft und gewährt einen täuschend üppigen Eindruck. Schnell aber trocknet sie wieder ein und erscheint dann fast wüstenartig grau. Das Klima zeigt

16*

die scharfen Gegensätze der Hochland-Steppe, obwohl die Höhe nur noch 900 m beträgt. Morgens kann man wohl 9° C. beobachten, während das Thermometer unter Mittag auf über 38° C. im Schatten steigt.

Die Tierwelt ist auch hier noch reich vertreten, besonders bildet das Land um einen kleinen, in der Tiefe der Senkung liegenden Teich ein reiches Jagdterrain, in welchem sich alle die bekannten Vertreter der ostafrikanischen Wildnis tummeln.

Mpwapwa ist wichtig als Durchgangspunkt der Karawanen, welche hier in der Regel mehrere Tage lang rasten, um sich von dem oder für den Marsch durch Ugogo zu stärken. Aus diesem Grunde ließ ich im Sommer 1887 hier die deutsche Station anlegen, welche am 23. März 1889 von Buschiri genommen, von Wißmann aber bereits im Herbst desselben Jahres wieder ersetzt wurde.

Mpwapwa gehört bereits dem Stromgebiet des Mukondokwa-Wami an. Die Wasserscheide zwischen Wami und Rufiyi ist hier eine sehr schmale, da die Rubeho-Berge im Süden von Mpwapwa ihre Feuchtigkeit im Norden zum Mukondokwa, im Südwesten zum Rufiyi-Gebiet entsenden.

Das eigentliche Quellgebiet dieses Stromes machen die Landschaften südlich von Ugogo aus. Wie wir bereits gesehen haben, geht der westliche Grabenrand von der Mgunda mkali an allmählich in die wilden und zerklüfteten Bergländer von Niam-Niam, Usafa und Uluga über und erhebt sich in den Beya-Bergen westlich der Landschaft Usango oder Urori bis auf 3400 m. Dies gibt Gelegenheit für starke Niederschläge und bedeutende Flußbildungen, und so entstehen die Wasserläufe, welche in Usango zum Ruaha, dem einen Oberlauf des Rufiyi, sich vereinigen.

Von dem nördlichen, niedrigeren Teil der Randberge fließt der schon erwähnte Kisigo zusammen, zu dessen System, wie ich annehme, der Bubu-Fluß gehört. In dem Knie zwischen Kisigo und Ruaha liegt die Landschaft Usenga, welche im Osten von den Rubeho-Bergen überragt wird.

Usango. Von dort gelangen wir gegen Südwesten in das eigentliche Usango hinein.

Usango ist ein weites Flachland, welches von den Bergländern des westlichen Grabenrandes seine reiche Bewässerung empfängt. Wir

sehen, wir befinden uns hier immer noch in der eigentlichen Grabensohle, aber dieselbe dehnt sich jetzt gegen Osten ohne eigentlichen Rand plateauartig aus nach Uhehe hinein, und die hochgebirgartige Gliederung des westlichen Randes gewährt die Grundlage für eine wirkliche Stromentwickelung und schafft dadurch die Voraussetzung großer Fruchtbarkeit. Es scheint, daß die geologische Störung, welche zur großen Bruchspalte des ostafrikanischen Grabens führte, um so bedeutender war, je näher dem Nyassa-See. Sie führte zu Faltungen der Ränder, und infolgedessen begleiten Berg- und Hügellandschaften den westlichen Rand des Grabens.

Der Kisigo empfängt vom Süden her, aus den westlichen Randbergen, seinen Hauptzustrom, den Msombe, welcher von Nordwesten her den Makasumbi in sich aufnimmt.

Die südlicheren Wasserläufe ergießen sich sämtlich unmittelbar in den Ruaha. Dieser selbst entspringt am nördlichen Ausläufer der Livingstone-Berge, am Dumwe-Berg, welcher die Wasserscheide zwischen Nyassa und Indischem Ocean bildet und nach Bumiller an 10000 Fuß (etwa 2800 m) hoch ist. Er empfängt eine Reihe weiterer Quellflüsse, von denen der Mkadjwe, Msiswi, Mambi, Mporo aus den westlichen Randbergen, der Mbangala aus den Ubena-Bergen zu nennen sind. Mit diesem zusammen bildet der obere Ruaha einen See, den sogenannten Ruaha-See, der ziemlich den Mittelpunkt der Landschaft Usango bildet. Ruaha-Quelle.

Die aufgeführten allgemeinen Verhältnisse nun machen Usango zu einem der fruchtbarsten Gebiete Deutsch-Ostafrikas. Einst war es auch bedeckt von Gärten und lachenden Ackerfeldern, doch stellt es heute ein im wesentlichen verlassenes, ödes Gebiet dar.

Hier herrschte früher der schon genannte Häuptling Merere über den Stamm der Warori, welche, wie es scheint, vormals aus Uhehe von dem Ansturm der suluartigen Einwanderung aus Süden hierher gedrängt waren.

Aber sie sind von ihren Erbfeinden, den Wahehe, auch hierher verfolgt worden. In Usango befinden wir uns vollständig im Machtbereich dieses gefürchteten Räuberstammes, welcher seine Interessensphäre im Norden bis Mpwapwa und Mukondokwa, im Nordosten bis nach Usaramo und dem Kingani-Gebiet ausdehnte. Merere, welcher früher

seine Residenz am Ruaha selbst hatte und von hier aus das blühende Usango beherrschte, das damals auch in lebhafter Handelsbeziehung mit der Küste stand, mußte Schritt um Schritt vor den eindringenden Wahehe zurückweichen. Zunächst noch vermochte er sich im Süden Usangos, in Utengula, zu behaupten; dann hat er jedoch bis in die Beja-Berge im östlichen Usafa sich zurückziehen müssen. Dort am Balisi, einem Nebenfluß des zum Rikwa fließenden Songwe, hatte er sich eine fast uneinnehmbare Befestigung gebaut, in welcher er den Wahehe bis zu seinem Tode Stand zu halten vermochte. Seine Leute, die Warori, ein den Wanyamwesi verwandter Stamm, waren meistens mit ihm gezogen, so daß er auch in der Fremde immer noch an 20000 Krieger aufzubringen vermochte und Teile von Ukinga sowie Unyika bis zu seinem Ende unter seiner Oberhoheit hielt.

Der Rest der ehemaligen Bewohner Usangos ist von den Wahehe entweder niedergemacht oder in die Sklaverei geschleppt, so daß dieses Gebiet zur Zeit im wesentlichen nur dem Wild zur Wohnstätte dient, das hier in großen Mengen vorkommt.[1]) Hier wird die deutsche Verwaltung nach der völligen Niederwerfung der Wahehe demnach sofort segensreich eingreifen können, indem sie den mit uns verbündeten Leuten Mereres ihr altes Land zurückgibt und dadurch den Wiederanbau des verödeten Gebietes einleitet. Wie die Massais im Norden, werden auch diese Banditen der Mitte zunächst unschädlich gemacht werden müssen, um gesunde wirtschaftliche Verhältnisse überhaupt nur möglich zu machen. Dann aber wird das wasserreiche Usango eine der wertvollen Landschaften unseres Gebietes darstellen.

Im Osten der großen Senkung, welche wir bis Usango verfolgt haben, und welche ihre Fortsetzung im Nyassa-See findet, an dessen Nordende sie allerdings durch vulkanische Ausbrüche vollständig verstopft ist, gelangen wir in die schon gekennzeichneten Hügellandschaften, welche hier recht eigentlich die oceanische Abdachung bilden.

Usagara. An Mpwapwa schließt sich zunächst das schöne Bergland von Usagara an. Dies ist eine von sehr vielen Reisenden geschilderte und oft gepriesene Landschaft. „Vier Tage" (nämlich den Wami hinauf),

[1]) Nur in einzelnen befestigten Plätzen, welche Söhnen Mereres unterstellt sind, haben sich nach Merensky die Wasango auch in ihrem alten Lande zu behaupten vermocht.

so hatte Stanley („Wie ich Livingstone fand", deutsche Ausg. I, 226) von Usagara geschrieben, „bringen den Missionar auf einem Dampfer in die Hochlande von Afrika, wo er unter den sanften Wasagara ohne Furcht und Unruhe leben und sich alle Genüsse des zivilisierten Lebens gönnen kann, ohne Angst, ihrer beraubt zu werden, inmitten der schönsten malerischen Scenen, die eine poetische Phantasie auszumalen vermag! Hier gibt es das herrlichste Grün, das reinste Wasser; hier sind Thäler, die von Korn-Hainen, von Wäldern von Tamarinden, Mimosen und Kopalbäumen strotzen. Hier findet sich der gigantische Mvale, der stattliche Mparamusi, die schöne Palme, kurz, eine Landschaft, wie sie nur ein tropischer Himmel bedecken kann. Gesundheit und reichliche Nahrung sind dem Missionar hier sicher; ein sanftes Volk lebt zu seinen Füßen, das ihn gern willkommen heißt. Mit einziger Ausnahme von zivilisierter Gesellschaft fehlt hier nichts, was die Seele des Menschen sich wünschen kann."

Es waren diese verlockenden Worte, welche mich im Jahre 1884 veranlaßten, bei der Gesellschaft für deutsche Kolonisation den Antrag zu stellen, Usagara zum ersten Ziel unserer Kolonieerwerbung zu machen. Denn, wenn es so nahe dem Weltverkehr ein Land gab, welches alle Reichtümer der Erde besaß außer zivilisierter Gesellschaft, so war das gerade, was wir nötig hatten, da unsere Absicht ja war, das einzige zur vollendeten Glückseligkeit noch Fehlende, die zivilisierte Gesellschaft, unsererseits dorthin zu schaffen. Wir suchten eben ein für Besiedelung geeignetes Gebiet. Freilich hätte uns der etwas überschwängliche Ton der Anpreisung stutzig machen können. Aber dem gegenüber stand die Autorität eines Stanley, welche 1884 noch alles überragte. So zogen wir denn aus, um die schwarz-weiß-rote Flagge in diesem paradiesischen Lande zu hissen.

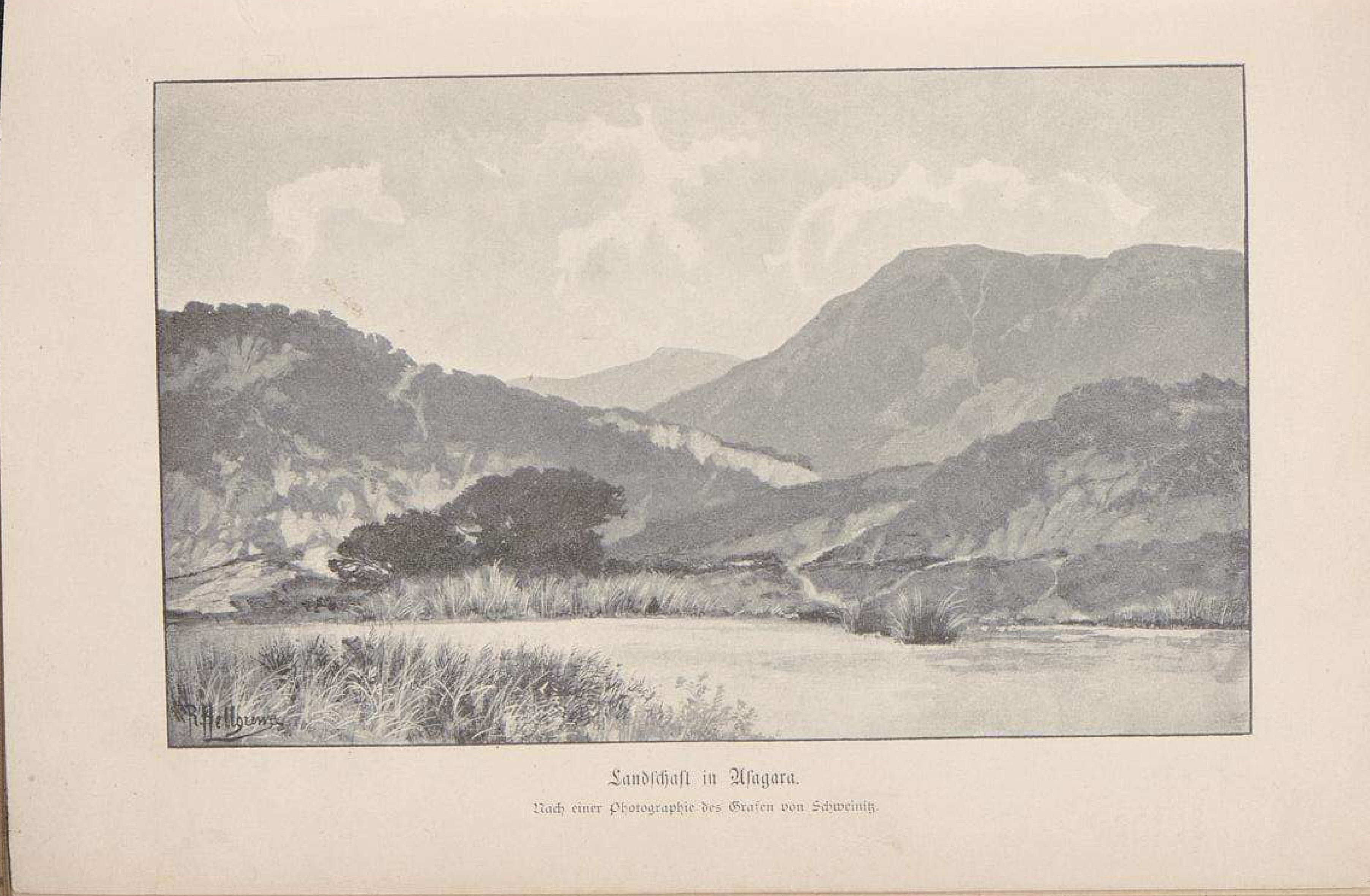
Und in der That, wie jeder Reisende, welcher Sinn hat für die Schönheiten unseres Planeten, so waren auch wir entzückt durch den landschaftlichen Reiz Usagaras, als wir zuerst es schauten. Diese schön geschwungenen Bergketten, welche sich kulissenartig hintereinander emporschieben von Norden nach Süden, in einer durchschnittlichen Höhe von 1200 m, in einzelnen schroffen Kuppen jedoch bis zu 1700 m ansteigend, im Schmuck ihrer schlanken, hochgewölbten Waldbäume oder lieblichen und üppigen, an den Abhängen und in den Thalsohlen sich ausdehnenden

Landschaftliches.

Felder! Diese überall rauschenden Bäche und Flüsse mit kaltem und krystallklarem Wasser, in romantischen und verschlungenen Querthälern rasch dahinfließend! Diese an die Burgen und Schlösser des Rheins erinnernden Vorsprünge und Felsecken der Flußthäler, an denen die Dörfer der Eingeborenen pittoresk und anmutig sich anlehnen! Dies alles erinnerte uns an die schönen Berge Thüringens, an Neckar und Rhein und andere liebe Landschaftsbilder der nordischen Heimat. Dazu der strahlende tiefblaue Himmel der Äquatorwelt, welcher diese lachende und lebenstrotzende Landschaft überspannte und das Ganze mit seinem verklärenden Licht übergoß und zu gleichen schien jenem Krystallhimmel „der hineinragt in die Gottheit selbst", von welchem die Gnostiker träumten. Gewiß; es kann keine Frage sein, von ästhetischem Standpunkt betrachtet, stehen wir in Usagara und seinen Nebenländern wieder einmal einer der wunderbaren Schöpfungen afrikanischer Natur gegenüber, welche sich zwar nicht an Großartigkeit und Originalität, doch an Lieblichkeit und Anmut mit Kilima-Ndjaro und Victoria-See zu messen vermag. Eine ganz andere ist die Frage, welche uns im Jahre 1884 nach Usagara führte: die nach der wirtschaftlichen Verwendbarkeit dieses Gebietes. Die findet hier wie überall ihre Beantwortung nur in einer nüchternen Prüfung von Bodenbeschaffenheit, Feuchtigkeit und Klima.

Geologische Formation. Das ganze Gebiet, in dem wir uns hier befinden, gehört der Formation des Gneis und krystallinischen Schiefers an, wie Usambara und die Steppen im Norden. Die Verwitterung dieser Gesteinsarten hat auch hier eine sehr fruchtbare Bodenkrume geschaffen, welche besonders in dem Alluvium der Flußthäler zu einer außerordentlichen Üppigkeit des Pflanzenwuchses führt. Wenn man durch diese Thäler zieht mit ihren Mtama- und Maisanpflanzungen von Doppel-Manneshöhe, wenn man diese wuchernden Zuckerrohr- und Reisanpflanzungen und alle die anderen bekannten Anlagen der Schwarzen, Araber und Weißen wahrnimmt, so hat man das Gefühl von einer natürlichen Triebkraft des Bodens, wie wir sie bei uns nur in Treibhäusern kennen lernen.

Feuchtigkeit. Denn auch die Feuchtigkeitsverhältnisse sind, wenigstens im östlichen Usagara, unnormal günstige. Diese Bergketten zusammen mit denen von Nguru und Ukami bilden gewissermaßen den ersten Windfang für die feuchten, vom Ocean her streichenden Luftströme, und somit haben wir



Landschaft in Usagara.

Nach einer Photographie des Grafen von Schweinitz.

hier eine der wenigen Stellen Afrikas, wo wir „Regen zu allen Jahreszeiten“ verzeichnen können.

Dem entsprechend ist auch die Bildung der Bäche und Flüsse. Zwei bedeutende Flußsysteme entwickeln sich in diesen Berglandschaften, das des Mukondokwa-Wami und das des Rufu-Kingani. Der erstere hat, wie wir sahen, seine Quelle unweit Mpwapwa und entwässert vornehmlich das eigentliche Usagara und Nguru, der zweite entnimmt sein Wasser hauptsächlich dem Bergland von Ukami. In großem Bogen umfließt der Mukondokwa das Massiv von West-Usagara, die Rubeho-Berge im Süden liegen lassend, um in einem äußerst fruchtbaren Querthal, von Kidai bis Kondoa, die eigentliche Usagara-Kette im Osten zu durchbrechen und in die Makata-Ebene hinabzueilen.

Das westliche Bergmassiv von Usagara gegen Mpwapwa hin ist ziemlich trocken und auf 2—3 Tagereisen unbewohnt. Hier erhebt sich am eigentlichen oberen Abschluß des Mukondokwa-Thales der Ugombo-Berg, der auf seiner Höhe ein eingesenktes Plateau bildet, auf dessen Grund der kleine Ugombo-See liegt, der Rest eines ehemals größeren Wasserbeckens. Der Ugombo-See hat einen Ausfluß, der mit einem zweiten, von Südwesten aus den Rubeho-Bergen kommenden Fluß, ebenfalls Ugombe genannt, den Mukondokwa bildet. Westen.

Das Mukondokwa-Thal, durch welches die südliche Karawanenstraße von Mpwapwa nach der Küste hinabzieht, ist der schönste Strich Usagaras überhaupt. Mukondokwa.

Allerdings liegt es für Besiedelungszwecke zu niedrig. Seine Thalsohle ist nur etwa 700 m hoch und infolgedessen ungesund. Auch die übrigen Flußthäler erheben sich kaum über diese Höhe und können demnach für eigentliche weiße Ansiedelungen nicht in Frage kommen. Solche haben sich demnach auch hier an die Plateauhöhe zu halten, soweit sie bis über 1200 m emporragt. Es kann ja nicht bezweifelt werden, daß es auch in Usagara solche ansiedelungsfähige Striche gibt. Diese aber kannte Stanley nicht und meinte er auch nicht, als er das angeführte überschwängliche Gesamturteil fällte, welches demnach etwa gleichwertig mit seiner Behauptung ist, daß er aus Ugogo in 6 Monaten einen schönen Garten würde machen können.

Die Usagara-Berge nehmen gegen Norden an Höhe und Schroffheit zu. Hier führt die zweite große Karawanenstraße an die Küste, Norden.

ein echter rechter Gebirgspfad, welcher die englische Station von Mamboya berührt und südlich von Nguru nach Saadani geht. Steile Felsabstürze und tiefe Schluchten machen die Landschaft zu einer sehr romantischen, den Weg jedoch hervorragend unbequem.

Die Missionsstation von Mamboya gehört der Church missionary Society und befindet sich in prachtvoller Lage, 300 m hoch über der eigentlichen Thalmulde von Mamboya an einem Bergabhang mit herrlichem Fernblick. Die ganze Anlage ist in europäischem Styl und mit großem Komfort aufgeführt.

Itumba. Im Süden von Mamboya, recht eigentlich die Mitte von Usagara einnehmend, liegen die bergigen Massive von Mangaheri und Itumba, letzteres berühmt wegen seiner Eisenwerke. Das ganze Hochplateau ist gut bewässert, waldreich oder gutes Grasland, ähnlich wie wir es in Usambara gefunden haben und durchweg eisenhaltig.

Die Straße von Mamboya weiter gegen Osten führt am Fuß der Usagara-Berge, am Rand der Mukondokwa-Ebene zum Ort Kidete, welcher im Karawanenverkehr dieser Gegenden eine gewisse Rolle als günstiger Lagerplatz mit vielem Essen spielt. Der Ort liegt in einem prächtigen Thal, das reich mit Sorghum und Bananen bepflanzt ist.

Osten. In imposantem Abfall senken sich von dieser Stelle an die Usagara-Berge gegen Süd-Südwest in die Ebene des Mukondokwa und deren südliche Fortsetzung, die Makata-Ebene, ab. Da, wo die südliche Karawanenstraße, welche am oberen Mukondokwa entlang führt, aus den Bergen hinaustritt, liegt am östlichen Abfall der Berge die katholische Missionsstation von Longa. Sie gehört zur Bagamoyo-Mission der Väter vom heiligen Geist und zeichnet sich, wie alle Niederlassungen dieses Ordens, durch schöne Gartenanlagen und fleißige sonstige wirtschaftliche Thätigkeit aus. Von Longa aus hat man einen wunderschönen Fernblick über die Makata-Ebene auf die Berge von Nguru und Ukami. Eine zweite Niederlassung hat dieser Missionsorden etwa acht Stunden oberhalb, an einem nördlichen Zufluß des Mukondokwa, dem Sima, welcher zwischen Kidai und Kondoa einmündet.

Diese südliche Straße durch Usagara ist ein wenig weiter als die nördliche; aber erheblich bequemer, zumal, wenn man sich die Übersteigung der Berge von Kidai nach Mpwapwa erspart und immer im Flußthal entlang marschiert. In den letzten Jahren war sie ein wenig

in Mißkredit gekommen durch die Einfälle der Wahehe, welche sie unsicher machten. Zum Schutz der Karawanen ist vor einigen Jahren etwas oberhalb Kondoa die Kaiserliche Station Kilossa angelegt worden, nicht weit von Kiora, wo ich bereits im Jahre 1885 zu ebendemselben Zweck durch Freiherrn von Bülow eine Station der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hatte anlegen lassen. Einige Stunden oberhalb, ebenfalls am Mukondokwa, lag die Residenz Muininsagaras, des Oberherrn von Usagara, mit welchem ich am 4. Dezember 1884 den Erwerbungsvertrag abschloß, auf Grund dessen Usagara hernach unter deutschen Schutz gestellt worden ist.

Damals war der arabische Einfluß noch verhältnismäßig stark in Usagara. In dem wiederholt erwähnten Kondoa, am Austritt des Mukondokwa aus den Bergen, 2—3 Stunden von Longa, hatten die Araber eine bedeutende Handelsniederlassung angelegt, welche die erste Etappe in der Reihenfolge Tabora, Udjidji und weiter westlich bildete; und Said Bargasch hielt zwei kleine Garnisonen, eine in Mamboya, die zweite bei Muininsagara, zum Schutz der beiden Straßen. Eine eigentliche arabische Annexion aber war nicht vorgenommen, und so war es möglich, durch Verträge mit den landeseingeborenen Herrschern deutsche Anrechte zu schaffen.

Die Wasagara gehören ethnographisch bereits der Bantu-Gruppe an, welche wir als Küstenstämme bezeichnen, und sind verwandt mit Waseguha und Wakami. Reichard meint, sie gehörten zu einer Gruppe mit den Wasukuma, was meiner Ansicht nach durchaus nicht zutrifft. Es ist ein verhältnismäßig schöner, friedlicher und entwickelungsfähiger Stamm, welcher sich aus vollem Herzen der deutschen Herrschaft angeschlossen hat. Bei geordneten Verhältnissen wird er eine schöne Zukunft haben. **Bewohner.**

Außer diesem Stamm wohnen im Norden Usagaras vereinzelte Wakamba und Wakaguru aus Gedja.

Usagara, wie alle anderen ostafrikanischen Binnenländer, ist für seine Entwickelung in erster Linie auf die Regelung der Verkehrsverhältnisse angewiesen. Es kann keine Frage sein, daß es gesunde Landstriche besitzt, wo Weiße angesiedelt werden können, und es ist noch weniger zweifelhaft, daß ausgedehnte Flächen Usagaras für Plantagenunternehmen aller Art geeignet sind. Aber dieses Bergland liegt mit **Schlußurteil.**

seinem Ostabfall in Luftlinie immer noch etwa 220 km von der Küste entfernt, und keine Kultur kann sich bezahlt machen, welche für den Transport auf den Negerrücken angewiesen ist. Hier wird es sich wirklich lohnen, endlich einmal praktisch zu ermitteln, wie weit die Stanleysche Idee einer Benutzung der Wami-Mukondokwa-Wasserstraße ausführbar ist. Im übrigen wird auch Usagara den Anstoß zu einer gedeihlichen Entwickelung erst vom Bau einer Eisenbahn gewinnen. Eine solche von Dar-es-Salam bis Farhani unterhalb Longa war von mir bereits im Jahre 1885 geplant und vom Baurat Hoffmann auf meine Veranlassung veranschlagt. Im Jahre 1887 hatte ich begonnen, dieselbe durch Herrn von Hacke zunächst roh trassieren zu lassen, als der Umschwung der allgemeinen Verhältnisse diese, wie so manche andere begonnene Unternehmung einstweilen zum Stillstand brachte.

Gedja. Die Usagara-Berge fallen gegen Norden steil und unvermittelt in die Massai-Steppe ab. In den Winkel, welcher durch den Nordrand Usagaras und den Westabfall von Nguru gebildet wird, schiebt sich die Landschaft Gedja hinein, ein lehmiges Flachland von einzelnen Felsblöcken oder kleinen Höhenzügen besetzt, welches (nach Last) von Wakaguru[1]) bewohnt wird, unter denen einzelne reine Waseguha und Wakuafi sich niedergelassen haben. Das Land ist nach Last, dem einzigen Reisenden in dieser Landschaft, gut; aber wegen der Unruhen nur wenig angebaut. Die Bewohner sind harmlos und friedlich. Der Boden ist mit Busch- und Baumsteppe bedeckt, hin und wieder leicht gewellt und dann wieder ganz flach. Er besteht auf weite Strecken aus rotem Lehm oder Laterit. Die Gewässer des Landes gehören sämtlich zum

[1]) Der Name ist vielleicht eine Verstümmelung aus Wa-kwa-Nguru-Leute bei Nguru. Gedja liegt Kwa Nguru = bei Nguru. Stuhlmann scheint die Bewohner von Gedja von den „Wakaguru" zu unterscheiden, indem er (S. 815) sie ausdrücklich von der im Westen Gedjas in Ndjogi wohnenden Wakaguru-Kolonie abhebt. Die Wakaguru hält er für Bantu-Hamiten, die Bewohner Gedjas für eine den Waseguha und Wanguru stammverwandte Rasse. Dem steht das Zeugnis Lasts gegenüber, welcher in Gedja selbst war und die Bewohner ausdrücklich für Wakaguru erklärt. (Proceed. of the Royal Geograph. Soc. London 4, 149.) Ich vermute, daß diese Wakaguru in der That mit den Wanguru stammverwandt sind, sich aber mehr als diese mit Massais und Wakamba gemischt haben und zu den „Massai-Affen" gerechnet werden müssen. Sie würden demnach Bantu-Hamiten erst durch neuere Blutmischung geworden sein.

Stromgebiet des Mukondokwa, dem sie teils direkt in südlicher Richtung, teils mittelbar gegen Nordosten durch den Lusera-Fluß zuströmen. An vielen Stellen ist das Grundwasser brackig. Diese Landschaft, welche im Norden und Westen unvermittelt in die eigentliche Massai-Steppe übergeht, wird im Osten durch das schon erwähnte schroffe Bergland von Nguru begrenzt.

Nguru ist nach Baumanns Vermutung ein Teil des westlichen Randes vom „Kilima-Ndjaro-Graben". Ich muß dies dahingestellt sein lassen. Wie Usagara, besteht es seiner geologischen Formation nach aus Gneis, welcher von Norden nach Süden streicht und nach Osten in die Ebene von Useguha abgerutscht ist. Der Ostabhang Ngurus, der unvermittelt in die vorgelagerte Ebene abfällt, stellt demnach eine Abrutschungsfläche dar. Aus der Ebene selbst ragen nur einzelne Gneispartien oder Felsblöcke, wie die Kilindi-Berge, hervor. **Nguru.**

Da das Gebirge, wie wir sahen, auch gegen Westen schroff aufsteigt, so haben wir in Nguru eine ähnliche Bildung vor uns, wie wir sie bei Mittel-Pare fanden, nur daß die einzelnen Kuppen und Erhebungen selbständiger hervortreten, wodurch der malerische Charakter dieses Berglandes bedeutend erhöht wird. Die Berge von Nguru erheben sich bis über 2000 m, teilweise in den abenteuerlichsten Formen, empor. Die Hauptgebirgsmasse des Landes liegt im Süden, während es sich gegen Norden allmählich abflacht. Der Mgera-Berg, welcher die Nordkuppe Ngurus darstellt, ist (nach Fischer) immer noch 815 m hoch.

Wie wir schon sahen, gehört auch dieses Bergland zum Flußgebiet des Wami, welcher von hier aus einen großen Teil seiner Wassermasse empfängt. Denn auch Nguru erhält vom Ocean her außerordentlich viel Feuchtigkeit, besonders in seinem südöstlichen Teil. Aus diesem entströmt der wasserreiche Ualle, welcher sich etwa unter der Südostecke Ngurus mit dem Mukondokwa zum Wami vereinigt. Der Ualle empfängt von rechts eine Reihe von klaren Bergbächen, welche teilweise in Katarakten zu ihm hinabstürzen. Stuhlmann (Mitteil. der Geogr. Ges. Hamburg 1887—88 Seite 162) zählt die nachfolgenden davon auf: Buruma, Tjasi, Likulula und Mvadje. Von links fließt dem Ualle der lange Mdjonga-Fluß zu, welcher den Ostabhang des Gebirgslandes entwässert und mit seinem einen Quellfluß, dem Luhiga, bis in die Gegend von Mgera, also bis in die Nordspitze Ngurus, hinaufreicht. **Bewässerung.**

Der zweite Quellfluß des Mdjonga, der Kiseru oder Luseru (nach Last), entspringt dem Nordwesten des Gebirges, um nach seiner Vereinigung mit dem Luhiga in einer Querspalte an die Ostseite durchzubrechen. Derselbe empfängt vom Südwesten her den Buruma-Fluß. Von der Nordostecke Ngurus endlich entströmt der Rukagura, welcher den Wami bei Petershöhe erreicht.

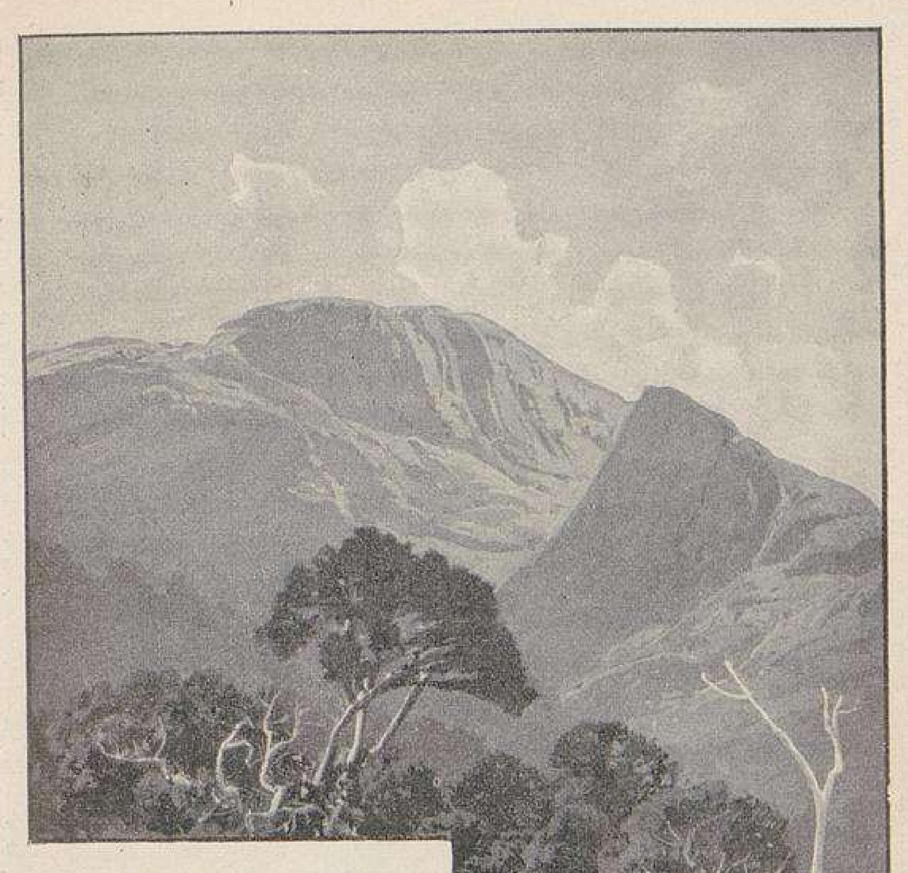
Boden. Es liegt auf der Hand, daß die aufgeführten allgemeinen Verhältnisse auch hier eine sehr große Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt haben. Dies drängt sich dem Reisenden, welcher von Osten heranzieht, schon in einiger Entfernung auf. Wenn man diese tiefgrünen Bergabhänge erblickt, um deren Gipfel oft tagelang ein feuchter Nebel lagert, und deren Schluchten zahlreiche klare Bäche entspringen, so ahnt man die Triebkraft dieses Bodens. Thatsächlich hat sich auch um den eigentlichen Gebirgsfuß herum ein fettes Humusalluvium im Verlauf der Zeiten abgelagert. In und an den Flußthälern, z. B. dem des Mdjonga, liegt die schwarze Erde metertief, und üppig wuchert infolgedessen überall der Pflanzen- und Baumwuchs. Entlang den Flußläufen zieht sich echter Galerie-Urwald hin, und auch ein wirklicher Blumenflor bedeckt den Boden.

Hier haben wir demnach auch wiederum eine Landschaft vor uns, welche alles hervorzubringen vermag. Die Eingeborenen bauen besonders viel Tabak. Aber auch Zuckerrohr und Bananen gedeihen in herrlichster Güte, und daneben Mtama, Mais, Hirsearten, Hülsenfrüchte, Kürbisse, kurz alles, was der Bantu-Neger baut, und in der katholischen Mission zu Mhonda wird jede beliebige Art europäischer Kultur betrieben.

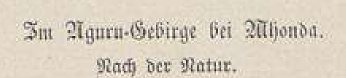
Mhonda. Mhonda liegt im wasserreichen Südosten Ngurus auf einem Vorhügel der Berge, zwischen den beiden Zuflüssen des Ualle, dem Moadje und Likulula, in einer Höhe von etwa 500 m. Alle Reisenden, welche diese Anlage gesehen haben, sind einverstanden in der Bewunderung dessen, was hier geleistet worden ist.

Der ganze Süden ist, wie gesagt, sehr üppig. Wo nicht Ackerbaukulturen betrieben werden, bedeckt hochstämmiger Laubwald oder kräftiges Weideland den Boden, am Südabhang der schöne Mkundi-Wald.

Wanguru. Die Wanguru gehören zum selben Stamm wie die Waseguha. Unter ihnen haben sich vereinzelte Wakuafi angesiedelt, sowie im Nord-



osten einige Wakamba. Auf den Berghöhen wohnen auch noch Wasambara. Große Teile, besonders im Nordwesten, haben, wie so manche andere Gebiete, unter der Massai-Not zu leiden gehabt und sind sehr verödet, trotzdem auch hier die Fruchtbarkeit des Bodens sehr groß ist.


Im Nguru-Gebirge bei Mhonda.
Nach der Natur.

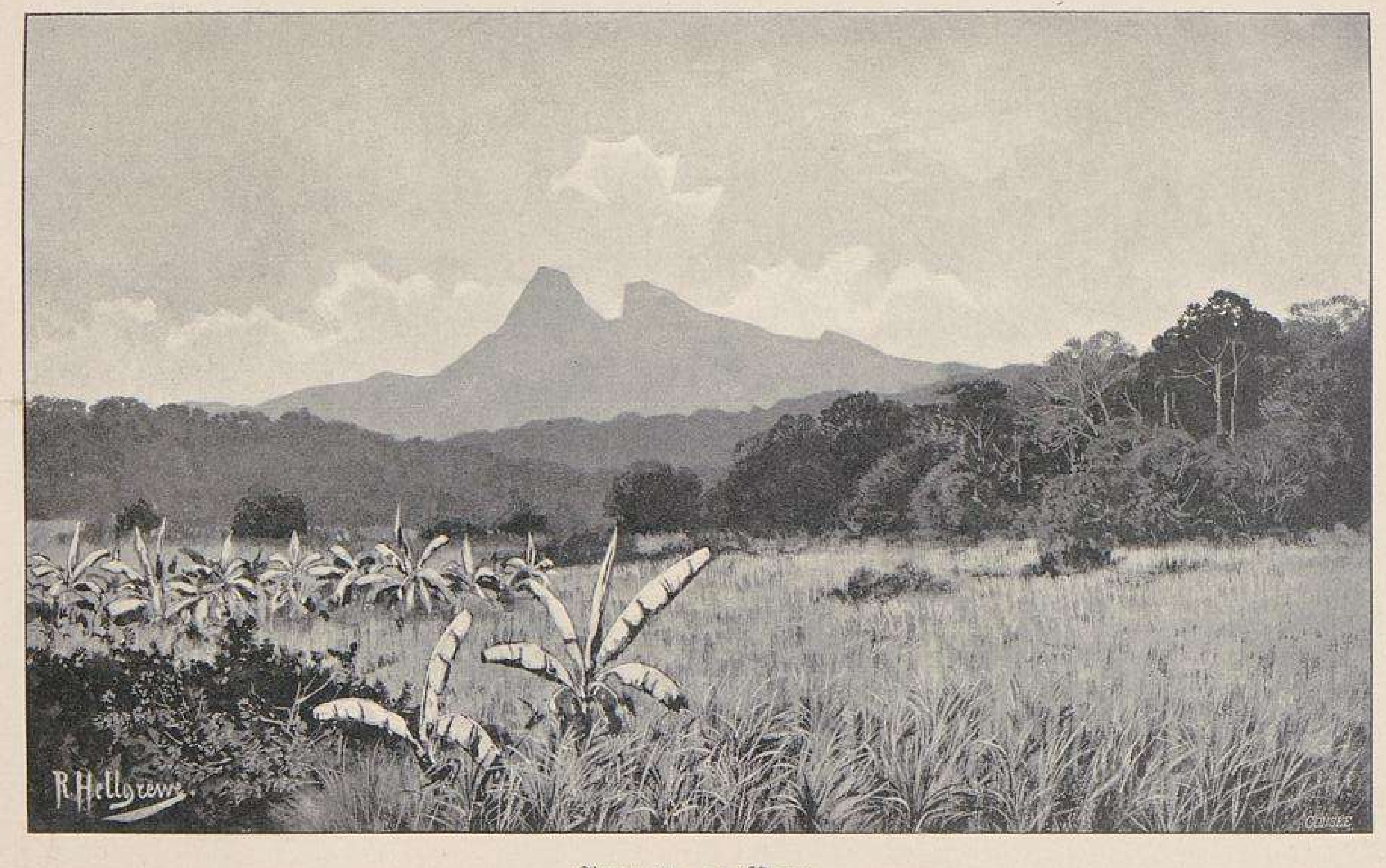
Die Wanguru leben von Haus aus ohne eigentliche politische Einheit in Dörfern wie die Waseguha. In einzelnen Distrikten haben sich Gewaltherrscher aufgethan, welche sich eine Anzahl von Dörfern unterworfen haben, so am Ostabhang der Häuptling Mtiga, der in Pambeni residiert; im Norden im Distrikt Panghai der Sultan Buana

Hamadi, ein ehemaliger Sansibar-Sklave. Im Südosten herrschte, als ich 1884 dorthin kam, der inzwischen verstorbene Häuptling Mafungu Biniani, dem ebenfalls eine größere Anzahl Dörfer unterthan waren, und mit welchem ich meinen Vertrag abschloß.[1])

[1]) Über diese Verträge hat man sich in unserem lieben deutschen Vaterlande hernach weidlich mokiert und erbost. „Was soll das heißen? Wie kann man Verträge abschließen mit jemanden, der keine Ahnung hat, was ein Vertrag bedeutet? Wie kann man ein Recht sich abtreten lassen von jemanden, dessen Gehirn gar nicht im stande ist, den Inhalt und Umfang solchen Rechtes auch nur begrifflich zu verstehen? Der Sultan X. will auf eine Landschaft verzichten? Was berechtigt den Sultan X. dazu; er ist ja nicht einmal anerkannter Herr der ganzen Landschaft; ihm gehört nicht einmal die Hälfte davon! Ja, da hört sich doch alles auf! u. s. w." So wird in allen möglichen Wendungen deklamiert. Jeder tischt auf, was ihm gerade im Augenblick einfällt, mit billigem Witz oder sittlicher Entrüstung. Dem gegenüber könnte ich mich heute beschränken, ziemlich gleichmütig darauf hinzuweisen, daß diese viel bescholtenen und verspotteten Verträge genau das erreicht haben, was allein sie beabsichtigten, nämlich, die betreffenden Gebiete deutsch zu machen. Der Erfolg ist am Ende immer das Überzeugendste. Aber zu Nutz und Frommen solcher, die sich in ihrem Gewissen beschwert fühlen, möchte ich noch Folgendes hinzufügen.

Nach internationaler Anschauung sind die Gebiete unzivilisierter Erdteile, welche keine staatliche Organisation haben, »no mans land«, und jeder Kulturstaat hat ein Recht, sie zu annektieren, welcher dies will und die Macht dazu hat. Dies mag dem spitzfindigen Juristen oder dem gutmütigen Philantropen unbegründet erscheinen, aber die lebendige Weltgeschichte hat es stets als gültig anerkannt und ist noch immer über jene Spitzfindigkeitseinwendungen oder Gutmütigkeitsbedenken zur Tagesordnung übergegangen. Es ist auf Grund dieses natürlichen Rechtes, daß es ein New-York, San Francisco, Kapstadt und Melbourne gibt; ja auch die gesamte Kultur Europas beruht letzten Grundes darauf.

Nun ist die Form, in welcher die Besitzergreifung derartiger Länder vollzogen wird, eben der Vertrag und die damit verbundene Flaggenhissung. Der Vertrag soll nicht sowohl Rechte gegenüber den Eingeborenen von »no mans land« schaffen, welche als solche, der international geltenden Fiktion gemäß, keine Rechte übertragen können, da sie als »no men« betrachtet werden. Sondern der Vertrag mit den Eingeborenen hat seine Wirkung und Bedeutung für etwaige konkurrierende Dritte aus der Kulturstaaten-Gemeinschaft. Er ist eben nichts weiter als ein Dokument, welches besagt, daß ich und kein Dritter zuerst den Willensakt der Besitzergreifung des betreffenden Gebietes vollzogen habe. Diese Rolle hat er auch bei der jüngsten Aufteilung von Afrika gespielt; nicht aber die, welche unsere Pedanten ihm zuschieben, daß er nämlich die Grundlage für Entscheidungen von Zivilgerichten zwischen dem besitzergreifenden Teil und den Eingeborenen zu bieten vermöchte. Zwischen diesen beiden Teilen ist letzten Endes überall und zu allen Zeiten die Machtfrage entscheidend gewesen; für die europäischen Mächte aber, so lange sie entschlossen sind, über solche Gebiete in friedlicher Weise sich zu verständigen, sind die Verträge mit Recht meistens die Hauptgrundlage für die politischen Verhandlungen gewesen, weil



Bergpartie aus Nguru.

Nach der Natur.

Die Wanguru, im allgemeinen betrachtet, sind ein bildungsfähiger Stamm, und ihr Land ist eine der Perlen unseres Besitzes. Es wird als Gesundheitsstation für die Europäer und in beschränktem Maße auch als Besiedelungsgebiet für uns in Frage kommen — unter denselben Beschränkungen wie Usagara. Auf jeden Fall aber wird es für Plantagenunternehmungen aller Art zu verwerten sein, sobald die Wegefrage eine Regelung auf moderner Grundlage gefunden haben wird.

Auch der schon erwähnte Kilindi-Berg, welcher am linken Ufer des oberen Rukagura aus der Steppe emporragt, hat an seinem Fuß ein sehr fruchtbares Alluvialgebiet, das sogenannte Makakalla-Thal, welches gut bevölkert ist, wie sich überhaupt die Ebene unter dem Ostfuß Ngurus bedeutender Fruchtbarkeit und ziemlicher Bevölkerungsdichtigkeit erfreut. Kilindi-Berg.

Im Süden von Nguru, zwischen die Berglandschaften von Usagara und Ukami, schiebt sich eine etwa fünf Meilen breite Ebene hinein, durch welche der Mkondokwa mit seinem südlichen Zufluß, dem Makata, nach Norden strömt, und welche nach letzterem meistens die Makata-Ebene benannt wird. Dieselbe kann als ein Ausläufer der nördlichen Massai-Steppe aufgefaßt werden, welche eben durch die Auffaltung der Gebirgslandschaften unterbrochen wurde. Sie erstreckt sich im Süden bis gegen die Rufuta-Berge hin, aus denen der Makata entspringt. Makata-Ebene.

Hier am oberen Makata liegt der Distrikt von Mbamba, welcher noch zu Usagara gerechnet wird und teilweise angebaut ist. Parallel mit dem Makata fließend, strömt im Nordosten dieses Distriktes der Myombo-Fluß dem Mukondokwa zu, der aus den östlichen Vorbergen des Rubeho-Gebirges kommt.

Die eigentliche Makata-Eben eist ein ödes und unerquickliches Stück Erde, in der trockenen Zeit steinhart und außerhalb der Flußrinnen ohne einen Tropfen Wasser, in der Regenzeit ein einziges großes

sie einen Akt der Besitzergreifung bekunden, und weil im allgemeinen zugestanden wird, daß die erste Besitzergreifung die Zugehörigkeit eines herrenlosen Gebietes bestimmt. In solchem Fall ist demnach die Frage unter den Großmächten auch meistens nur gewesen, ob das Land in der That herrenlos gewesen sei, oder ob nicht bereits frühere auf gleiche oder ähnliche Weise geschaffene Anrechte bestanden. Auf die mehr oder weniger juristische Anfechtbarkeit des Dokumentes selbst aber kommt es nicht an, da die Voraussetzung für die Schaffung eines unanfechtbaren Rechtsaktes fehlt, nämlich die Existenz des zweiten rechtsgültigen Kontrahenten.

Sumpfgebiet. Die ganze Ebene ist mit einem gräulich-blauen Thon bedeckt, welcher sehr undurchlässig für das Regenwasser ist. Diese Strecke ist eine der Schrecken für die Karawanen. Und doch sieht sie unmittelbar nach dem Regen nicht übel aus, mit ihrer grünenden Grasfläche, von einzelnen Busch- und Baumpartien unterbrochen.

Wenn man sie von Westen her durchzieht, hat man fortdauernd im Südosten das malerische Bergland von Ukami vor Augen.

Ukami. Steil und schroff ragt es von allen Seiten aus der umliegenden Steppe empor, mit kühnen Ecken und Zinnen, wie wir dies bei Usambara fanden. Aber Ukami ist noch wasserreicher als dieses, und infolgedessen von noch größerer Fruchtbarkeit und noch größerer Triebkraft des Bodens. Aus diesem Bergland entspringen die Gewässer, welche den Rufu-Kingani bilden. Im Norden des Abfalls fließen sie zum Geringeri, im Süden zum Rufu zusammen, um sich im Südosten von Ukami in der Steppe, ein wenig unterhalb der früheren Station Usungula, zum Kingani zu vereinigen. Glocke oder Glöcklein bedeutet das Wort „Geringeri", und schon hierin ist der muntere, sprudelnde Charakter dieses Bergstromes ausgesprochen. In einer Reihe von Quellen und Bächlein entspringt er dem kühlen Gebirge, über dessen Gipfel der Wolkenschleier oft tagelang sich niedersenkt. Das rauscht und hüpft und wirft sich in die Tiefe; in allen Rinnen und Senkungen plätschert das belebende Naß. Denn bis zu 1760 m erhebt sich in Kungwe oder Kira-Berg das Ukami-Land gegen Osten, und andere Erhebungen, wie der Kombako und Utkoye, bleiben nicht wesentlich unter dieser Erhebung zurück. Die Kambasi-Kette, welche drohend und düster Usagara gegenüber emporsteigt, übertrifft sie dagegen durchaus; sie ragt bis in die Schneeregion hinauf und wird auf 3700 m geschätzt. Schroff erhebt sich auch, durch den oberen Geringeri-Arm davon getrennt, im Nordwesten der Kambasi-Kette das Kihondo-Gebirge über der Makata-Ebene. Im allgemeinen dürfen wir dem Bergland eine Durchschnittshöhe von 1400—1500 m geben. Man kann sich vorstellen, wie reichlich die Feuchtigkeit bei der Nähe des Oceans sich hier niederschlägt; denn Ukami reicht bereits bis auf 90 km an die Küste heran.

Geologisches. Wie seine Bruderländer besteht es im wesentlichen aus Gneis und Granit. Die Grenze zwischen diesen beiden Urgesteinsarten ist nicht scharf zu ziehen; sie gehen in einander über, und daraus wohl erklärt

es sich, daß ein Reisender von Gneis-, ein anderer von Granitformation spricht, wie wir dies bei einzelnen Teilen von Unyamwesi gefunden haben, und wie dies auch bei Ukami der Fall ist. Stuhlmann nennt das Gestein „Gneisformation", und Stanley erzählt von Granitblöcken. Bekanntlich unterscheiden sich diese Gesteinsarten, welche beide aus Feldspat, Quarz und Glimmer bestehen, nur durch verschiedenes Gefüge.

Großartig ist auch in Ukami die Fruchtbarkeit, welche sich aus solchen allgemeinen Verhältnissen ergibt. Wirklicher, hochstämmiger Urwald bedeckt einen großen Teil der Plateauhöhe, und an den Abhängen und in den Thalsohlen drängen sich die Felder und Dörfer der Eingeborenen, welche Pater Horner — wohl übertrieben — auf 250000 Seelen schätzt. Hier gedeihen in üppigster Kraft: Wachs- und Brotbaum, Mango- und Melonenbaum; und auf den Feldern der Eingeborenen erblickt das Auge: Maniok und Bataten, Bohnen und Linsen, Zuckerrohr, Mais und Bananen, Hirse, Citronen, Sesam, Erdnüsse, Kürbisse, Eierpflanzen u. s. w. „Herrliches Land, wo unser Herrgott mit vollen Händen allen Glanz der Schöpfung ausgegossen hat!" so ruft der Missionar begeistert aus, beim Anschauen solcher Fülle. Stanley aber kamen in Anblick derselben nüchternere, ich möchte sagen, mehr englische Erwägungen. — „Um ½ 9 Uhr morgens stiegen wir den südlichen Abhang des Kirapics hinauf. Als wir die Höhe von 200 Fuß über dem Niveau der umliegenden Landschaft erreicht hatten, wurden wir durch einen herrlichen Blick auf ein Land erfreut, dessen Boden keinen Sabbat kennt, und wenn Prof. Malthus dies gesehen hätte, so würde derselbe nie sein albernes Pamphlet geschrieben und wie der ‚Unglücks-Hume' über die Übervölkerung und den sicheren Untergang Englands Unsinn geredet haben. Wenn es irgendwo zuviel englisch redende Menschen gibt, so setze ich in sie dasselbe Vertrauen, wie der weitsehende Verfasser der »Noctes Ambrosianae« in den ‚Bruder Jonathan', und weiß, daß ihre starken Ellenbogen sich irgendwo, unbekümmert um das Wohl und Wehe derer, die ihnen Widerstand leisten, Platz schaffen werden. Es gibt viele Hengists und Horsas, Captain John Smiths und Pilgerväter" (Stanleys und Cecil Rhodes', füge ich hinzu) „in der angelsächsischen Rasse, und, wenn Amerika von ihren Nachkommen gefüllt ist, warum soll dann nicht Afrika und namentlich dieser prachtvolle Teil desselben, ihnen zu einer neuen Heimat

Pflanzenwelt.

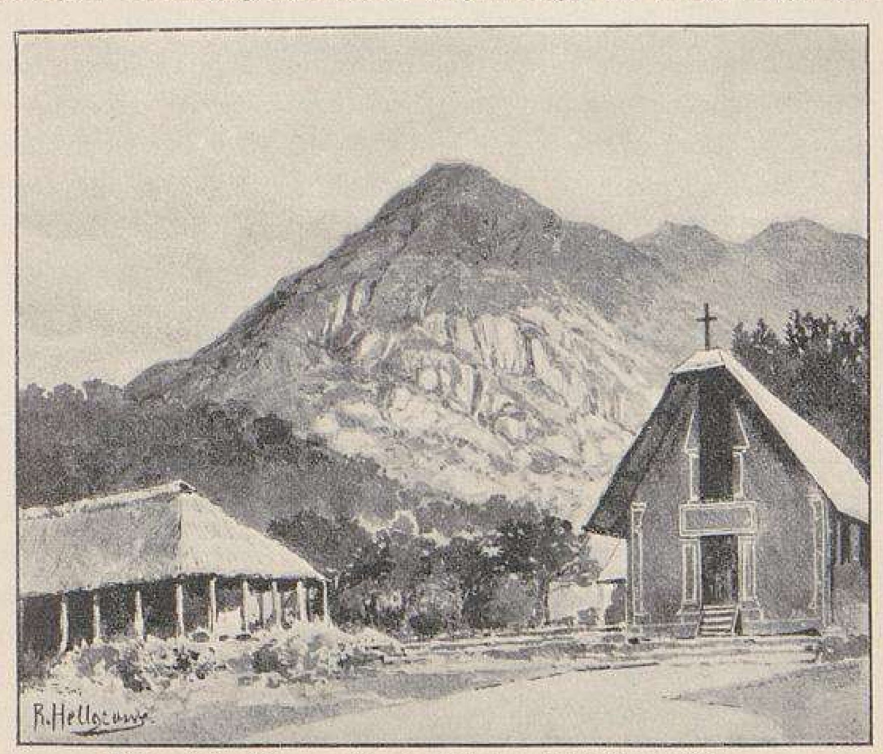
Stanley über Ukami.

werden?" (Wie ich Livingstone fand. I, 114.) Ja, warum denn nicht? Die Frage erinnert mich an eine ganz ähnliche Bemerkung eines gebildeten englischen Herrn, der mir vor einiger Zeit sagte, er sähe nicht den geringsten Grund, warum England Marokko nicht annektieren solle; dasselbe sei doch ein sehr schönes Land (»I dont see why we should'nt take it«). Der Gedanke, daß vielleicht auch irgend ein anderes Volk Europas das Bedürfnis nach kolonialem Besitz haben könne, oder die Frage, woher denn gerade England eine Berechtigung zu solchem Vorgehen habe, kam dem guten Manne überhaupt gar nicht in den Sinn. Es handelte sich nur um das Eine: ist aus dem Gebiet für uns Geld zu machen oder nicht. — Ja? Also nehmen wir es uns. Es geht solchen Leuten wie dem Ostpreußen, der sich bei der table d'hôte von dem herumgereichten Spargel sämtliche Köpfe herunterschneidet und auf die entrüstete Frage seines Nachbars, wie er dazu komme, nur sehr erstaunt antwortet: „Aber Freundchen, das ist ja das Allerbeste."

Eines Kommentars bedarf die Stanleysche Auslassung nicht; für uns beweist sie den Eindruck, welchen Ukami auf den Beschauer ausübt. Mit der Hornerschen zusammen ist sie nebenbei ein interessanter Beleg, wie verschieden die Schönheit einer Landschaft auf die Seele des Menschen wirkt: den einen drängt sie zur Anbetung des Weltenschöpfers, den andern reizt sie dazu, seine Mitmenschen totzuschlagen, um den Mitbewerb für den Besitz solchen Gebietes aus der Welt zu bringen. Und diese letztere Moral proklamiert Henry Morton Stanley als die seinige, der große Bahnbrecher für Christentum und Sitte im dunklen Weltteil, dem Worte der Nächstenliebe und erhabener Tugend sonst bei jeder Gelegenheit von den Lippen träufeln!

Mrogoro. Ich habe im Jahre 1890 über eine Woche in Ukami gewohnt und zwar in Mrogoro, in der katholischen Mission über Simbamveni, und kann aussprechen, daß ich das Entzücken der übrigen Reisenden vollauf teile. Wie überall, so hat es auch hier die katholische Mission verstanden, durch fleißige Arbeit und kluge Organisation, eine wunderbare Schöpfung aus der Wildnis hervorzuzaubern und den Beweis zu liefern, was sich aus diesem Afrika bei richtigem Vorgehen schaffen läßt. Daß hier alle Arten tropischer und europäischer Gemüse in tadelloser Weise fortkommen, brauche ich nicht erst zu sagen. Die Kaffeeplantage von Mrogoro aber

muß als eine Musteranlage erwähnt werden; die Leistung ist um so bewunderungswürdiger, als diese Missionsanstalten von ihrem Orden als Jahresunterstützung für eine solche Anlage nur die lächerlich kleine Summe von 1000 Frcs. ausbezahlt bekommen, im übrigen aber für ihren Unterhalt und ihre sämtlichen Ausgaben auf das angewiesen sind, was sie aus dem Boden und der Arbeitskraft ihrer Zöglinge zu machen verstehen. Dadurch gerade werden sie zum Segen für neu zu erschließende



Missionsstation Mrogoro, Ukami. Nach einer Originalphotographie.

Länder, daß sie darauf angewiesen sind und es auch verstehen, die natürlichen Hilfskräfte derselben zu erschließen. Deshalb sind sie die bahnbrechenden Kulturpioniere in Ostafrika und überall, genau wie es die Wicliff und andere vor einem Jahrtausend in Europa waren; und, weil sie die Arbeitskraft des Negers ihren eigenen zivilisatorischen Zwecken dienstbar machen und schulen, sind sie die besten Volkslehrer für diese entwickelungsfähige, aber zurückgebliebene Rasse.

Auf die Tage in Mrogoro werde ich stets mit doppeltem Vergnügen zurückblicken, weil es mir dort vergönnt war, einen Einblick in

diese wirtschaftliche Thätigkeit des Ordens zu gewinnen. Obwohl die Station nur etwa 500 m hoch liegt, war doch auch das Klima daselbst durchaus angenehm, und des Nachts geradezu kühl, so daß wir lieber im Zimmer als im Freien saßen. Auf der Plateauhöhe ist die Temperatur natürlich erheblich kälter. Dort muß man sich für die Nächte mit europäischer Kleidung versehen. Regnen thut es in Ukami viel. Eine ausgesprochen trockene Zeit kommt auch hier nicht vor.

Wakami. Die Wakami sind, ihrer ethnographischen Zugehörigkeit nach, den Wasagara nahe verwandt. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, dabei sanft und gutmütig und sehr geneigt, sich dem Europäer anzuschließen. Politisch ist Ukami in eine Anzahl in sich unabhängiger Distrikte zerfallen. Die eigentliche Hauptstadt des Plateaus ist Kinole an der Kambasi-Kette. Der Distrikt von Kambasi stellt ein schönes Bergland dar, das fast an die Pyrenäen erinnert. In ihm hißte ich am 14. Dezember 1884 unsere Flagge. Der bedeutendste Platz aber ist Simbamveni am Nordabhang des Gebirges, an einigen Bächen, welche sich in den Geringeri ergießen. Der Ort ist wesentlich durch Stanleys phantastische Schilderungen bekannt geworden. Er wurde von dem berüchtigten Kisabengo angelegt, dem Mirambo der Küstenlandschaften, welcher sich in seinem Alter nach dem von ihm angelegten Ort Simbamueni (Löwen-Häuptling) nannte. Nach seinem Tode hinterließ er das Sultanat seiner ältesten Tochter, welche ebenfalls Simbamueni heißt. Sie residiert jetzt im Orte Mohale. Ihr Sohn Kingo mkubua, welcher sich stets als treuer Freund der deutschen Herrschaft bewährt hat, herrscht über dem Distrikt von Mrogoro mit der Residenz Simbamveni, und Kingo mdogo (der kleine Kingo) hat sich in dem waldigen Terrain zwischen Geringeri und Makata-Fluß niedergelassen.

Auf eine Aufzählung der einzelnen Dorfschaften können wir auch hier verzichten. Wenn wir alles zusammenfassen, was wir über Ukami wissen, so dürfen wir aussprechen, daß dieses Land, sowohl für Besiedelung als auch für Plantagenbetrieb alle Vorbedingungen zu einer nachdrücklichen Verwertung besitzt. Seine Lage in der Nähe der Küste kommt als ein besonders günstiger Umstand hinzu, um ihm eine schnelle Entwickelung zu gewährleisten.

Uluguru-Kette. Die gegen Südosten gerichtete Kette von Ukami ist die Uluguru-Kette, ein schluchtenreiches und malerisches Waldgebirge. Dasselbe setzt

sich gegen Südwesten in den Rufuta-Bergen fort, welche die Makata-Ebene und das westliche Ukami von der Landschaft Khutu und dem Distrikt Kidatu, im Westen davon, abtrennt. Khutu grenzt im Osten an die Küstenlandschaft Usaramo und im Süden an den Ruaha-Rufiyi. Aus den Uluguru- und Rufuta-Bergen entströmen die Quellflüsse des eigentlichen Rufu, welcher, wie wir sahen, sich in Usaramo unterhalb Usungula mit dem Geringeri vereinigt. Die Quellflüsse von Westen nach Osten sind der Mgeta, Ngasi, Dutumi, Mdimu und der eigentliche Rufu. Von ihnen gehören alle außer dem Rufu selbst, welcher direkt von Ukami nach Usaramo fließt, der Landschaft Khutu an. Am Rufu, noch in Ukami, liegt die französische Missionsstation von Tununguo, in einer fruchtbaren, reichbewässerten Thalsohle, mit einer fleißigen und zutraulichen Bevölkerung, welche indes durch die Plünderungszüge der Mafiti, in deren Raubsphäre wir hier eintreten, an der Entwickelung ihrer reichen Landschaft verhindert wird.

Die Landschaft Khutu fällt von den Vorbergen der Uluguru- und Rufutahöhe allmählich gegen die Thalsohle des Rufiyi ab, wird aber durch einen ostwestlichen Hügelrücken in zwei Tieflandmulden geschieden. Der Mittelpunkt der nördlichen ist recht eigentlich die Landschaft Kisaki, welche vom Mgeta durchflossen wird, und in welcher heute die gleichnamige Kaiserliche Station liegt. Die Uluguru-Berge öffnen sich gegen Süden in prächtigen Querthälern, welche, in der Richtung von Südwest nach Nordost, von den Kuppen des Kitonga, Mwencholue, Ukuana, Longwe, Ukambako und Mhunsuguru überragt werden, hinter denen die imposanten Gipfel des Kambasi aus Ukami herüber sichtbar sind. Khutu.

Wenn man dieses Gebirgsland verlassen hat, kommt man zunächst in eine Steppe, welche während der Regenzeit, wie die Makata-Ebene, auf weite Strecken überschwemmt ist. Diese Savanne ist außerordentlich wildreich, und in ihr befinden sich die Niederlassungen der Wakhutu, wie das Dorf Mona am Mona-Bach und die große Ansiedelung von Kolero, welche nach Varnbühlers Bericht (Kolonialblatt 3, 309) aus 500—800 Hütten besteht. Große Mais- und Mtama-Anpflanzungen zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens. Im großen und ganzen ist dieser Teil Khutus ein schlammiges Marschland, und zwar fruchtbar, aber sehr ungesund; nur der nördliche und westliche Teil, welche den Kisaki-Ebene.

Übergang nach Ukami und Usagara bilden, zeichnen sich vorteilhaft vor dem Rest des Landes aus.

Am Fuße dieser Berge, am oberen Mgeta, lag früher der (jetzt zerstörte und verlassene) Ort Sungomero, der im Karawanenverkehr eine große Rolle spielte. Vor dem immer stärkeren Andrang der räuberischen Mafitis aus dem Süden aber hat sich in den letzten Jahren der Verkehr auf die nördlicheren Straßen zurückgezogen.

Mafiti-Ansturm.

In Khutu nämlich können wir vor unseren Augen das interessante Schauspiel der Verschiebung afrikanischer Bevölkerungsschichten wahrnehmen, wie es sich in diesem Erdteil fortdauernd vollzogen hat. Die ursprüngliche Bevölkerung, die Wakhutu, gehört zum Usagara-Stamm, wie die Wakami, ist aber in dem Tiefland augenscheinlich degeneriert und stellt ein elendes Volk, wie die Wasaramo, dar. In sie schiebt sich nun seit einigen Jahrzehnten vom Süden her die kriegerische Einwanderung suluartiger Elemente, welche die eigentlichen Wakhutu bereits zum größten Teil vernichtet hat. Wie Lieutenant Prince (Kolonialblatt 3, 422) berichtete, standen die beiden Bevölkerungsschichten 1892 um Kisaki herum, etwa in folgendem Verhältnis: In der Landschaft Kisaki selbst wohnten Wambunga, suluartige Mafiti aus Mahenge, welche hier seßhaft geworden waren und Ackerbau trieben. In einzelnen befestigten Plätzen wohnten noch eigentliche Wakhutu unter drei verschiedenen Häuptlingen. Gegen Westen hin bis zum Orte Mgunda hatten sich Angehörige eines zweiten Sulu-Stammes, die Wandongwe aus Süd-Uhehe niedergelassen, ebenfalls seßhaft. Der Süden Khutus ist bereits völlig von diesen suluartigen Elementen überrannt, welche vor kurzem noch den großen Ort Rubeho-beho der Erde gleich gemacht haben. Es kann gar keine Frage sein, daß, wenn die deutsche Besitzergreifung nicht eingegriffen hätte, die eigentlichen Wakhutu, wie die Wasaramo, von den südlichen Stämmen in ganz kurzer Zeit völlig ausgerottet gewesen wären, was zwar ein grausames Schicksal, indes vom Standpunkt der Entwickelung kaum zu beklagen gewesen wäre, da die mutigen und energischen Sulus den entnervten und feigen Wakhutu im Interesse des Rassenfortschrittes erheblich vorzuziehen sind. Auch ist die Moral der angreifenden Stämme um gar nichts brutaler und roher, als der von mir angeführte Grundsatz, welchen Stanley im Anschauen etwa derselben Gebiete, als für seine, doch streng kirchliche Rasse maßgebend hinstellte.

Wie die Verhältnisse liegen, dürfte hier im Osten die Rufiyi-Grenze inzwischen den suluartigen Stämmen des Südens in dieser Gegend wieder aufgezwungen werden.

Im Süden von Kisaki erhebt sich der erwähnte Höhenzug in nordwest-südöstlicher Richtung, der von Westen nach Osten verschiedene Namen führt: Nyamambi-Gebirge, Mua-Berge, Kipenio, und im Süden mit dem Hatambula-Berg, Kipalalla und Msisima oberhalb des Rufiyi abschließt. Diesen Bergen ist gegen Osten eine Anzahl kleiner Seen, wie der Takalalla, Mhatze, Nserekera vorgelagert. Als Ostrand schließt dieser Höhenzug die eigentliche südliche Ebene von Khutu ab, welche im Süden vom unteren Ruaha begrenzt wird und im Westen die südlichen Ausläufer der Rufuta-Berge als Grenze hat: die Mshindasi oder Mabruki-Kette, mit einigen vorgelagerten Höhen, wie den Remera-Bergen, Makanda- und Namiboko-Bergen. Zwischen letzteren und Mshindasi-Bergen strömt der Mshindasi-Fluß dem Ruaha zu. Süd-Khutu.

Dieses ganze Gebiet ist von großer Fruchtbarkeit, und, wenn einmal geordnete Verhältnisse herrschen werden, so wird Khutu ohne Frage eine Kornkammer für Deutsch-Ostafrika zu werden vermögen, obwohl man nie daran wird denken können, hier eine Besiedelung mit Weißen vorzunehmen, da hierzu das Klima durchaus nicht geeignet ist. Die Landschaft hat den Vorteil, daß der Rufiyi, wie Lieutenant z. S. Fromm festgestellt hat, eine schiffbare Verbindung mit der Küste ermöglicht. Er ist bis zu den sogenannten Pangani-Fällen, etwas unterhalb der Einmündung des Ruaha, schiffbar.

Der Ruaha scheidet Khutu von der Landschaft Mahenge. Mahenge bildet ein etwas verschobenes Parallelogramm, dessen eine Spitze durch die Einmündung des Ruaha in den Rufiyi und dessen Seiten von dort aus durch den Ruaha und den oberen Rufiyi, auf der anderen Seite durch eine Linie von den Suguli-Fällen bis nach Khikoya am oberen Ulanga und den Plateauabfall Uhehes in die Tiefebene gebildet werden. Dieser Plateauabfall erscheint von Osten aus als Randgebirge, das sich bis zu 2000 m erhebt und „Uhehe-Berge“ schlechtweg genannt wird. Die Linie von den Suguli-Fällen bis nach Khikoya schneidet den Bogen des Ulanga als Sehne ab. Mahenge.

Mit dem Übergang über den Ruaha gelangen wir recht eigentlich in die von suluartigen Stämmen bewohnten Landschaften hinein, welche

als Mafiti-Länder bekannt geworden sind. Der Name Mafiti ist aus Mafiti. einer Verstümmelung des Wortes Mafitu abzuleiten. Diese Mafitu saßen noch vor 60—80 Jahren als vereinter Stamm im Westen des Nyassa, wohin sie als nördlichster Ausläufer der südlichen Kaffernstämme am Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Hinterland von Sofala einwanderten. Dann ergossen sie sich in Kriegs- und Raubzügen gegen Norden, wo sie als Wangoni oder Watuta, wie wir gesehen haben, bis an die Südufer des Nyansa vordrangen und alle Länder in Schrecken hielten. Wie die Massais im Norden ihre „Massai-Affen", so bildeten hier im Süden mit der Zeit die Mafiti aus den umliegenden Stämmen, denen sie gewaltig imponierten, eine Reihe von „Mafiti-Affen". Nach der früheren Auslegung ist die Bezeichnung Mafiti kein Stammesname, sondern wie Mangati im Norden, Ruga-Ruga in Unyamwesi, bedeutet sie Krieger und Räuber schlechtweg. Die beiden Erklärungsversuche sind sehr wohl zu vereinigen. Der Name Mafiti ist aus Mafitu verstümmelt, hat jedoch im letzten Menschenalter ohne Frage die angeführte begriffliche Bedeutung erhalten, etwa wie der Begriff Korsar aus einer ursprünglich ethnographischen Bedeutung mit der Zeit zur Bezeichnung für Seeräuber schlechtweg geworden ist.

Verschieden von dem Massai-Einbruch aus Norden sind die Sulu-Einwanderungen aus Süden, besonders dadurch, daß die Hamiten der Hochplateaus im allgemeinen nicht über die wirtschaftliche Stufe der nomadisierenden Viehzüchter hinausgewachsen sind, während die Sulu-Stämme meistens seßhafte Ackerbauer sind und demnach eine wirkliche Besitzergreifung von Grund und Boden vornahmen. Schon bei der Beschreibung von Khutu haben wir gesehen, daß sie nach der kriegerischen Eroberung als wirkliche Kolonisten auftreten. Hierdurch gewinnen die von ihnen überrannten Landschaften in gewissem Sinne Ähnlichkeit mit den in der Völkerwanderung von deutschen Heerhaufen eroberten römischen Provinzen. Die kriegerischen Fremdlinge setzen sich inmitten der Eingeborenen fest, indem sie diese von sich abhängig machen und zwingen, die Felder für sie zu bestellen. Oder aber sie sitzen ganz getrennt von ihnen, beherrschen das flache Land und beschränken die früheren Herren auf einzelne befestigte Plätze. Auch in Mahenge, an den Ufern und auf den Inseln des Ulanga, ist noch eine solche ursprüngliche Bevölkerung verschiedenster Stämme erhalten geblieben, die

Wa-Ulanga, welche in einer Art von Hörigkeit unter den Mafitis stehen. Darüber hat sich die kriegerische Einwanderung der Sulus gelagert.

Mahenge ist in seinem westlichen Teil zwischen Ruaha und Ulanga ein großenteils marschiges Flachland; reich bewässert wegen der Nähe des Uhehe-Randgebirges. Der Ulanga empfängt hier von Norden eine ganze Reihe von Zuströmen, deren bedeutendster der Msolo oder Msolve ist. Derselbe nimmt sämtliche Gewässer des südöstlichen Uhehe-Randes in sich auf. Weitere Zuflüsse in Mahenge von Norden gegen Westen hin aus dem Südabfall des Uhehe-Plateaus sind: Lu-Mema, Dete, Luipa mit Loandwa und Mgeti; während er auf derselben Strecke von Süden her (von Westen nach Osten gerechnet) den Sekes, Kibambawe, Ironye, Mbembe, Mgulungulu, Nyemasi und Funga in sich aufnimmt.[1]) Der Ruaha wie der Ulanga mit ihren Nebenflüssen bilden außerdem hier ein breites, zu Versumpfungen neigendes Stromgebiet mit reichem und üppigem Alluvium. Thomson, der Mahenge am Südostfuß des Uhehe-Plateauabfalles in west-südwestlicher Richtung durchzog, beschreibt dasselbe als eine „augenscheinlich unermeßliche Ausdehnung von Tümpeln und Wald gegen Süden und Osten hin". (To the Central African lakes I, 176). Den Ruaha, welchen er etwas unterhalb der Einmündung des Mshindasi überschritt, schätzt er auf 80 bis 100 Yard (80 m) breit; jedoch in seinen tiefsten Stellen auf nicht mehr als 8 Fuß (2,6 m). Ulanga.

Den Ulanga schätzt Graf Pfeil, der ihn 1885 mit Premierlieutenant Schlüter zusammen bereiste, in seinem Mittel auf durchschnittlich 300 m breit.[2]) Die beiden Reisenden erreichten den Fluß bei Ngahoma unterhalb der Einmündung des Msolo, und Pfeil meint von der Landschaft im Norden des Flusses: „Aus der Vogelperspektive muß sich die Ebene fast wie eine Eisenbahnkarte ausnehmen; die Schienenstränge sind die Flußarme, die weißen Flecken die durch sie gebildeten Inseln. Von all diesem erblickt man von Ngahoma nichts. Die Flußarme haben ihre Betten so ausgehöhlt, die Ufer fallen so vollkommen steil und wohldefiniert in das Wasser, daß dessen Vorhandensein überhaupt vor

[1]) Nach Ramsays Aufnahmen. Diesen folge ich vornehmlich in der Darstellung des Ulanga. Graf Pfeils Mitteilungen sind durch die neueren Forschungen fast ohne Ausnahme umgestoßen.

[2]) Auf der neuen Kiepertschen Karte nach Ramsay 250 m geschätzt.

Befahrung des Flusses nicht geahnt wird." (Peterm. Mitteil. 1886 S. 358.)

In einer Reihe von Armen, welche sich über eine Breite von 2000 m ausdehnen, fließt der Strom durch Mahenge dahin. Die hierdurch gebildeten Inseln liefern ein fettes Alluvium und sind von erstaunlicher Üppigkeit. Während der Regenzeit ist oft das ganze Gebiet überschwemmt, und die Einwohner sind gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen und entweder in die Berge oder auf das Plateau von Ngahoma zu flüchten. Dann gewährt der Fluß einen großartigen Anblick.

Fruchtbarkeit.

Ein solches Gebiet, wie das geschilderte, ist gegebenes Land für eine ins Große gehende Reiskultur, und diese wird in der fruchtbaren Thalsohle auch überall betrieben. Daneben werden Mais, Mtama, Erdnüsse, Gurken, Hirse, Bataten, Yams, Melonen, außerdem sehr viel Tabak, Zuckerrohr, Ricinuspflanze und Baumwolle, sowie alle anderen Kulturen betrieben. Wir stehen hier einer Fruchtbarkeit gegenüber, welche an die des unteren Ganges-Thales erinnert und sicherlich auf der Erde nicht übertroffen wird. Besonders das ganze südliche Ufer des Ulanga ist nach dem Bericht des Gouverneurs von Schele sehr intensiv angebaut. An anderen Strecken ist die ganze Thalsohle von riesigen Papyrussümpfen angefüllt, auf deren schlammigen Inselchen sich ein Teil der vor der Sulu-Einwanderung fliehenden Urbewohner zurückgezogen haben.

Politische Bildungen am Ulanga.

Wie in Khutu, so hat sich aus der Durcheinandermischung der eindringenden und eingesessenen Rasse ein politischer Zustand entwickelt, welcher sicherlich heute noch durchaus nicht endgültig abgeschlossen ist und in seinen Einzelnheiten erst durch die Ergebnisse der Nyassa-Expedition des Herrn von Schele, wie sie auf der neuen Kiepertschen Karte auf Grund der Ramsayschen Beobachtungen dargestellt sind, bekannt geworden ist.

Das eigentliche Mahenge (Ma ist Pluralform, wie Wa im Kiswahili) wird im Südwesten durch Kiwangas Reich am rechten Ufer des oberen Ulanga, im Süden durch das Gebiet des berüchtigten Mpepo, welches am Südostabfall eines Randgebirges mit verschiedenen Namen liegt, begrenzt.

Der erste große Mahenge-Mafiti-Häuptling im Westen dieses Gebietes ist Dhwangire, dessen Landschaft am Einfluß des Sekes in

den Ulanga liegt. Darauf folgt stromabwärts gegen Osten Magoha, in dessen Gebiet versprengte Wandonde aus dem Süden unter seiner Botmäßigkeit sitzen. Sie trafen am Ulanga auf der Flucht vor den Magwanwara unter den Führern Kapporo, Kinyengenia und Garua ein und leisten Magoha jetzt Dienste als Jäger.

Das rechte Ufer des Ulanga ist hier sehr dicht bevölkert und Magohas Dörfer reichen bis zum Norden von Mpepos Gebiet an die Gebirgslandschaft Luri hinan.

Es folgt dann gegen Osten das Gebiet des Rubikira mkubua um den Mgulungulu-Fluß herum. Sein Gebiet stellt ein ebenes Marschland dar, welches zur Regenzeit überschwemmt ist. Nördlich davon und zwar unmittelbar am Ulanga selbst, sind Madjarukas Ansiedlungen gelegen.

Eine Fähre führt bei Fakara ans linke Ufer des Ulanga, wo im Westen das von Thomson erwähnte Mkomokero, östlich davon Hemanimotos Dörfer mit zahlreichen Anpflanzungen bis an die Uhehe-Berge hin gelegen sind.

Weiter stromabwärts gelangen wir in die Ansiedlungen Brensis zu beiden Seiten des Flusses; besonders zahlreich aber am rechten Ufer. An dieser Seite schließt sich die Landschaft Palioni, etwa gegenüber der Einmündung des Msolve an. Im westlichen Teil derselben liegen die Dörfer Msameyes. Gegenüber, im Osten von der Msolve-Mündung, kommen wir zu Matonneras Dorf und Lungengeni, wieder mit zahlreichen Ansiedlungen. Es folgt stromabwärts die Landschaft Manani, in welcher das bereits erwähnte Dorf Ngahomas liegt.

Stromabwärts ist das Gebiet auf der rechten Seite des Stromes durch die Einfälle der Mafiti und Walihuhu vollständig entvölkert und noch nicht wieder besiedelt. Einöde begleitet den Ulanga bis zur Landschaft Mtschongotschogotscho hin, während am linken Stromufer die Anpflanzungen der Landschaften Lukanga, Ikende und Sengeti sich finden. Der Strom nimmt auf dieser Strecke an Breite von 250 bis zu 200 m ab. Bei Mtschongotschogotscho beginnen Landstriche, wo sich noch die ursprüngliche suahiliartige Bevölkerung erhalten hat. Der Ulanga bildet hier eine Reihe von Inseln, welche von Wapogoro und Mawanda unter dem Sultan Mlongola bewohnt werden. Dann gelangen wir rechts an die Einmündung des großen Luvegu und weiter abwärts an die

Shuguli-Fälle. Nun hört das Alluvium des Ulanga auf, und er bricht sich in schnellem Lauf durch Bergketten, welche streckenweise als Mitomondo-Kette und Kikolo-Berge bezeichnet werden, und zwar in der Landschaft Lankongo, Bahn. Der Fluß empfängt von Norden und Süden wiederum eine große Anzahl Zuströme, von denen links der Kitindua, Mterera, Mhangasi, Nyamhotso, Nongo, Masegulu, Mkoma und Kisungula; rechts der Mkwali, Lankongo, Mherekera, Lupanga, Lutowe erwähnt werden mögen. Hin und wieder treten Stromschnellen auf; streckenweise auch Inselbildungen; so die Insel Pambasi, auf welcher Mkambas Dorf liegt.

Gegen Khutu zu werden die Berge beträchtlicher. Oberhalb der Tundusi-Berge am rechten Ufer bilden die Pangani-Fälle die obern Grenzen der Schiffbarkeit des Pangani, und hier beginnt der Unterlauf des Stromes.

Wir sehen, wir haben am mittleren Ulanga-Rufiyi eine große Mannigfaltigkeit kleiner staatlicher Bildungen vor uns. Lieutenant Prince teilt mit (Deutsch. Kolonialbl. 1893 S. 16), die suluartige Bevölkerung im Norden des Ulanga nenne sich Wambunga, und erzählt, daß am Msolve-Fluß auch Mafitis unter Mtikatika sich angesiedelt hätten, welche aus Kisaki in Khutu zurückgedrängt seien. Er erwähnt als Beweis für die Macht dieser Sulu-Häuptlinge, daß Mtikatika, trotzdem er 1500—2000 Anhänger besitze, nicht mit unter die großen Herren des Ulanga-Gebietes gerechnet werde. Thatsächlich gewährt auch die von mir oben gegebene Aufzählung der Ansiedelungen doch im allgemeinen ein Bild außergewöhnlich dichter Bevölkerung.

Ost-Mahenge. Dies ist sehr verschieden in der östlichen Hälfte des Knies zwischen Ruaha und Ulanga, welche im Gegensatz zu den Alluvien der breiten Flüsse und dem Sumpfland unter den Uhehe-Bergen eine menschenleere, im wesentlichen trockene und hügelige, aber sehr wildreiche Steppe darstellt.

Hier ist demnach auch reines Steppenklima, während das Klima in den alluvialen und versumpften Teilen des Landes natürlich in hohem Grade ungesund ist.

Schlußurteil. Als eigentliches Besiedelungsgebiet kann Mahenge demnach nicht in Frage kommen. Wohl aber wird es als Plantagengebiet, besonders für Reis, Baumwolle und Tabak, ins Auge zu fassen sein, und in handels-

politischer Beziehung muß es nach Herstellung von Ruhe und Ordnung unzweifelhaft eine steigende Bedeutung gewinnen; besonders, wenn die Wasserverbindung auf dem unteren Rufiyi und, mit Umgehung der Fälle von Pangani und Shuguli, auf dem mittleren Ulanga auf moderner Grundlage hergestellt sein wird. Dann wird Mahenge eine Entwickelung nehmen können, welche es zu einem der Reis produzierenden Gebiete des Welthandels macht.

Durchaus verschieden von dieser Landschaft ist das im Westen und Nordwesten sich daran schließende Uhehe. Wenn Mahenge ein in großen Teilen marschiges und feuchtes Tiefland darstellt, so haben wir in Uhehe ausgesprochenen Hochlandscharakter vor uns. Uhehe.

Der wiederholt erwähnte Plateaurand gegen Osten, welcher schroff in die Mahenge-Ebene abfällt, ist in Wirklichkeit nichts als eine Fortsetzung des in die Makata-Ebene abstürzenden Randes des Usagara-Plateaus, und Uhehe stellt sich demnach als die südliche Fortsetzung der Usagara-Erhebung dar. Aber es ist vom eigentlichen Usagara durch die Rubeho-Berge abgetrennt, welche etwa unter 7 Grad südlicher Breite in südost-nordwestlicher Richtung von den östlichen Randbergen sich abzweigen, um bis gegen die südliche Umrandung der Mpwapwa-Mulde auszulaufen.

Der Aufstieg des Uhehe-Randgebirges von Mahenge aus, welchen Thomson vornahm, ist ein außerordentlich mühevoller. Durch Hügel hat man terrassenförmig eine wirkliche Berglandschaft hinaufzuklettern, deren obere Partie von schroffen Abhängen, Kuppen und zerklüfteten Abgründen erfüllt ist; ein echter Hochgebirgscharakter herrscht vor. Gegen Osten schiebt sich die untere Terrasse mit einem Randabfall zur Msolwe-Niederung plateauartig vor. Hier leben zwischen zerklüfteten Bergen und in unzugänglichen Thälern die Wangwila, eine der vielen versprengten ostafrikanischen Völkerschaften. Von dieser Terrassenstufe führt eine Paßhöhe von etwa 2300 m über den Rand der Ligugu- oder Lumema-Kette aufs eigentliche Uhehe-Plateau hinauf. Im Südosten dieser Kette liegen nach Ramsay die Landschaften Kihansi und Muhanga. An diesem oberen Rand wirft der Südostpassat, welcher den größten Teil des Jahres über weht, seine Feuchtigkeitsmenge ab, und hier ist demnach das Quellgebiet der ungezählten sich zum Ulanga ergießenden Bäche und Flüßchen, welche teilweise in mächtigen Katarakten und Schnellen zur Tiefe brausen. Umgrenzung.

Soweit die Seewinde den Abhang treffen, hat derselbe auch die Möglichkeit zum Gedeihen echten Regen-Urwaldes gegeben, oder es dehnen sich alpine Grashalden an dem Gelände aus. Weiter unten, wo die feuchte Luftströmung das Gebirge nicht mehr erreicht, klettert die trockene Baumsteppe der Tiefe auch an den Bergen empor, genau wie wir dies am Kilima-Ndjaro gefunden haben. Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter, welche den Plateaurand nördlich von der Thomsonschen Route hinabstiegen, fanden solchen Savannenwald vom unteren Bergabhang bis nach Naliotos Dorf in Mahenge.

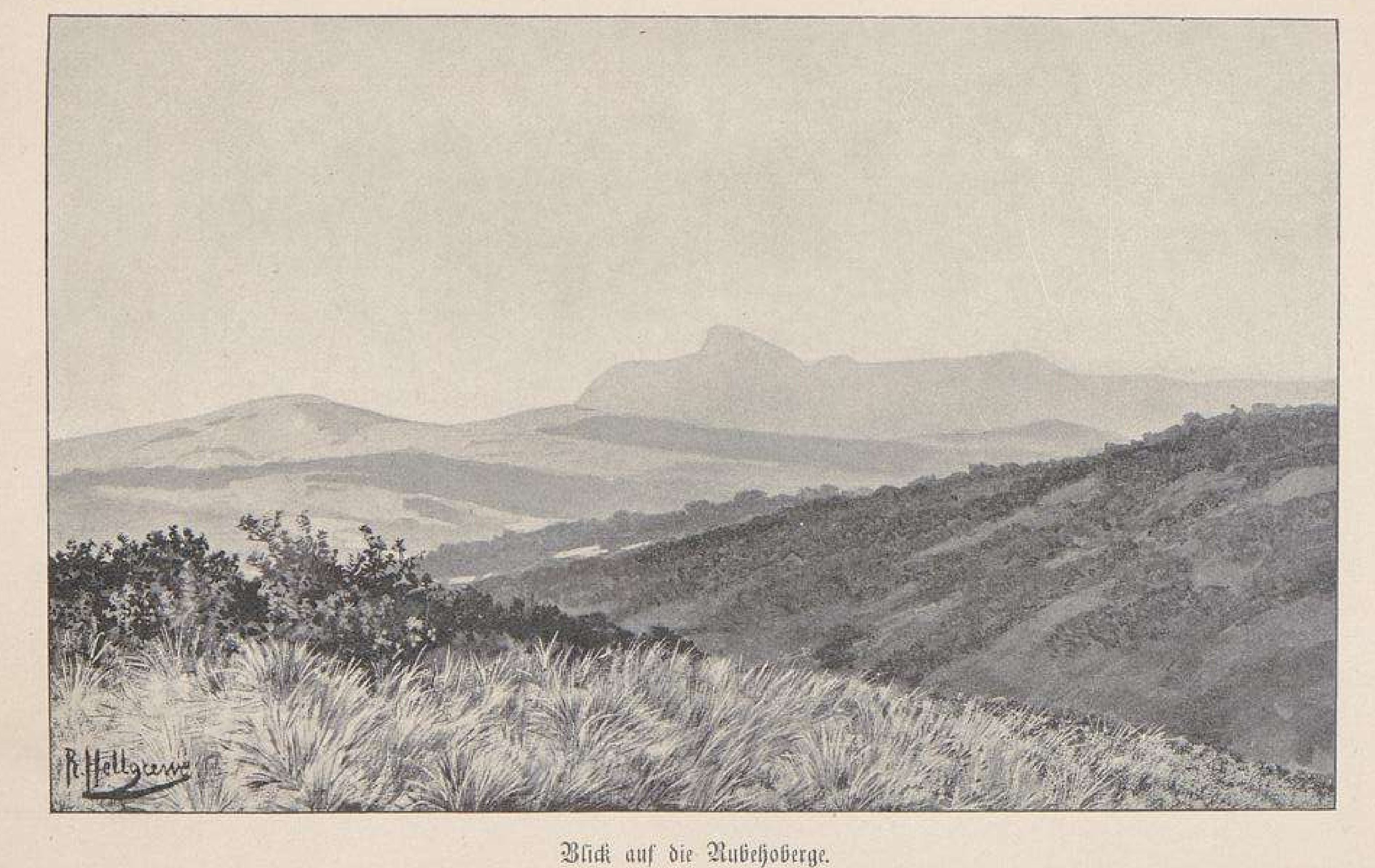
Dieses Randgebirge besteht seinem geologischen Aufbau nach aus Gneis und metamorphischem Gestein.

Aus Gneis besteht auch das nördliche Grenzgebirge von Uhehe, die Rubeho-Kette. Auch von dieser Nordseite aus ist der Zugang zum Uhehe-Plateau ein sehr schwieriger. Aber, während der östliche Abhang, wie wir sahen, nichts als der Rand des Hochplateaus ist, bildet Rubehoeine wirkliche Bergkette von sehr einförmigem Charakter, von welcher man im Süden in die Tiefe heruntersteigt, wie man sie im Norden zu erklimmen hat. An ihrem Südabhang gelangen wir bald in das Thal des mittleren Ruaha, welcher Uhehe in weitem Bogen durchzieht, und zu dessen Stromgebiet fast das ganze Hochland gehört. In dem Dreiecke, welches durch Rubeho-Berge, östlichem Plateaurand und Ruaha gebildet wird, liegt die äußerst fruchtbare, bereits von Wahehe bewohnte Landschaft Marore, in welcher am Kititi, einem Zufluß des Ruaha, bis vor kurzem der jetzt aufgegebene Militärposten Lusolwe lag.

Von Marore streichen gegen Süd-Südwesten Gebirgserhebungen, welche zum östlichen Randabfall gehören und sich südlich des Ruaha in der Ruaha-Kette und den Utshungwe-Bergen bis auf 2200 und 2000 m erheben. Im nördlichen Teil dieser Randerhebungen, im Stromgebiet des Ukose, eines südlichen Zuflusses zum Ruaha, liegen die Distrikte von Mage und Lula, in deren Nähe sich die Katastrophe der Zelewskischen Expedition vollzog. Etwa 60 km west-südwestlich von Mage befindet sich der stark befestigte Ort Kwirenga, dem Zelewski seinerzeit zustrebte, und welcher im Oktober 1894 vom Gouverneur v. Schele als deutsche Antwort auf den Wahehe-Überfall von 1891 erstürmt worden ist. Kwirenga liegt an der Biegung des oberen Ukose um die südwestlichen Ausläufer der Ruaha-Kette herum, wo derselbe

Mage.

Kwirenga.



Blick auf die Rubehoberge.

Nach einer Photographie.

derselbe aus südwestlicher in seine nordöstliche Richtung sich umwendet, und ist der eigentliche Hauptort des östlichen Uhehe, welcher bereits von Giraud besucht war.

Plateau von Uhehe.

Wenn der Zugang zu Uhehe von Osten und Norden also ein außerordentlich zerklüfteter ist, und die Landschaft nach diesen beiden Seiten hin Gebirgscharakter annimmt, so stellt dieselbe nun in ihrer eigentlichen Ausdehnung ein echtes flaches Hochplateau von 1800 bis 1900 m Durchschnittshöhe dar. Es ist eine leichtgewellte Landschaft mit runden Höhenrücken und ebensolchen Thalsenkungen, welche sich gegen Westen scheinbar ins Unendliche bis nach Ubena und Usango fortsetzt, was der Reisende, der das östliche Randgebirge übersteigt, vor sich hat. Diese ganze Landschaft ist in ihrem größeren Theil von einem kurzen Gras bestanden, in welches einzelne Buschparzellen hineingestreut sind. Während die Landstriche südlich am Ruaha von einem roten porösen Laterit gebildet werden und in ihrer Trockenheit nur einem spärlichen und krüppelhaften Busch Nahrung zu bieten vermögen, besteht das eigentliche Plateau aus wohlbewässertem Lehm und stellt demnach echte Grassteppe dar, wie wir sie im Norden in den Massai-Steppen gefunden haben. Auf Tagereisen ist das Land völlig baumlos, wie die Angata na Nyuki, zwischen Baringo und Nyansa, und die Eingeborenen sind für ihre Feuerung auf getrockneten Kuhdünger angewiesen.

Kalt und rauh ist das Klima dieses Landes; den größeren Teil des Jahres fegt ein frostiger Wind über die Savanne, welcher den Reisenden zwingt, zuweilen unter Mittag Feuer für seine Erwärmung zu machen. Als echtes Hochplateau sind dabei die Gegensätze der Temperatur schroff und naheliegend. Thomson maß zuweilen um 4 Uhr nachmittags 26 ° C., während etwas nach 6 Uhr das Thermometer bereits auf 7—8 ° C. gesunken war. Bitterlich kalte Nächte folgen auf sonnenheiße Mittage.

Wir können uns nicht wundern, wenn wir auf einem solchen Gebiet auch die volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Massai-Landes wiederfinden. Die Wahehe sind wie die Massais in erster Linie und vornehmlich Viehzüchter, und wie diese leben sie fast ausschließlich von Milch und Fleisch. Ackerbau wird daneben nur in geringem Umfange und auf gartenähnlichen Flecken betrieben, wo sie ein wenig Hirse und Melonen bauen.

Geologisch ist bereits Granit die Grundlage für den westlicheren Teil dieses Hochplateaus. Derselbe liegt teilweise in abenteuerlichen Felsblöcken auf der grauroten Lehmsteppe, und je mehr, je weiter wir uns im Westen Ubena nähern. Zahlreich sind die Zuflüsse, welche vom Süden dem Ruaha zueilen.

Was an Bäumen hier ist, gehört der Gattung der Proteen und Euphorbien an, hin und wieder erblickt das Auge einzelne Akazien, welche sich auf diese kalten Höhen verirrt haben. Wild ist nach Thomson selten, nach Giraud, der eine mehr nördliche Route nahm, sehr zahlreich. Besonders fand er viele Giraffen, Zebras, Rhinoceros und Büffel.

Wahehe. Auf einem solchen Hochplateau vermochte nur ein kräftiger und rauher Menschenschlag sich zu entwickeln. Thatsächlich gehören die Wahehe heute zu den kriegerischesten und gefürchtetsten Stämmen unseres ostafrikanischen Gebietes. So sehr sie in ihrer Lebensweise und ihren Sitten auch den Bantuhamiten des Nordens ähneln, so gehören sie doch den Sulu-Stämmen des Südens an. Thatsächlich haben sie wohl eine Reihe der umwohnenden Stämme in sich aufgesogen, denen sie jedoch rein und unverfälscht den Charakter des Sulutums aufgeprägt haben. Wie die Massais gehen sie völlig nackend, aber sie unterscheiden sich von diesen Nomaden des Nordens dadurch, daß sie weder ihre Haut einölen, noch rot färben, noch auch auf kunstvolle Frisur des Haares irgend welchen Wert legen. Ihre Bewaffnung ähnelt ebenfalls derjenigen der Massais. Sie besteht in dem spitzovalen Schild aus Leder. Dieser Schild ist etwa brusthoch. Ferner führen sie Wurfspeere, mit denen sie sehr geschickt zu werfen verstehen, und von welchen der Eingeborene 7—8 bei sich zu führen pflegt, (die Mpalala) und Stoßspeere (die Ndula). Mit den Mpalalas vermögen sie ihre Gegner bis auf 100 m zu durchbohren; die Ndula wird vornehmlich benutzt, um dem niedergeworfenen Feind den Gnadenstoß zu versetzen.

In einem aber weichen sie völlig von den Nomaden der nördlichen Steppen ab, das ist in ihrer politischen Verfassung. Wenn die Massais durchweg republikanisch organisiert sind, so sind die Wahehe streng monarchisch, ja auf militärischem Gebiet despotisch diszipliniert, und hierin vornehmlich beruht ihre kriegerische Überlegenheit. Das Emporkommen dieses Stammes ist ebenfalls die Folge ihrer monarchischen Geschlossenheit. Als Burton Ende der fünfziger Jahre Uhehe berührte, fand er einen

kleinen räuberischen Stamm an den Ufern des Ruaha sitzen, welcher politisch aber noch nichts zu bedeuten hatte. Der Tapferkeit des Häuptlings Machinga, in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts, haben die Wahehe die Gründung ihrer Vorherrschaft zu verdanken. Er war es, der Ubena und Usango überrannte und die Waffen der Wahehe gegen Norden trug. Nach seiner Ermordung setzte der Oberhäuptling (Mssangiroa) Mlambé, das Eroberungswerk fort, zwang Merere, nach Usafa zu fliehen, und führte die Wahehe bis zur Nordgrenze Ugogos, wo dieselben sich mit den Massais gemessen haben, vor denen sie zurückwichen. Heute beherrscht Machingas Sohn, Mkuanika, nach Beseitigung Mlambés, des Mörders seines Vaters, als Mssangiroa Uhehe, mit einer Reihe von Unterhäuptlingen, von denen Farhenga im Nordosten des Landes, zwei Tagesmärsche von Kondoa in Usagara, und Mangatoa südlich von Mpwapwa aus den Beziehungen zwischen Deutschen und Wahehe in den letzten Jahren bekannt geworden sind.

In Uhehe herrscht die allgemeine Wehrpflicht als selbstverständlich, und auf Grund der monarchischen Staatsverfassung ist eine einheitliche Organisation und eine einheitliche Gefechtsordnung hier durchgeführt,



Wahehe-Typus.

welche die Wahehe, in Verbindung mit ihrem natürlichen Mut und ihrer Geschicklichkeit in der Führung der Waffen, zu gefährlichen Gegnern macht.

Im übrigen schildern die Reisenden, welche friedlich mit ihnen verkehrten, sie zwar als hochfahrend und händelsüchtig, sprechen ihnen jedoch einen gewissen ritterlichen Sinn und Würde des Auftretens nicht ab. Sie wohnen in Temben inmitten ihrer Viehweiden, auf denen ihre Rinderherden grasen. Hühner und merkwürdigerweise auch Ziegen halten sie nach Thomson nicht. In ihrer Erscheinung sind sie stattliche und sehnige Gestalten; die Frauen dagegen sollen sehr häßlich sein, worin sie sich von den Mädchen der Massais unterscheiden.

Ubena. Gegen Westen geht das Hochland von Uhehe allmählich in Ubena über, welches ganz ähnlichen Charakter trägt. Nur ist der Granit, welcher auch hier zu Grunde liegt, (nach Thomson) feldspatischer und infolge dessen mehr zersetzt. Daher liegt hier ein leichter und sandiger Lehm in großer Tiefe, aus welchem grotesker und abenteuerlicher als in Uhehe, die verschiedenartig gestalteten Granitblöcke emporragen. Thomson erzählt, daß diese phantastischen landschaftlichen Bildungen bei den Wabena zu einem eigenartigen Gespensterglauben geführt haben, von denen die Wahehe frei seien.

Ubena ist im allgemeinen noch fruchtbarer als Uhehe, und hier wird auch Getreidebau in großem Umfang betrieben. Die Einwohner sind den Warori verwandt, nähern sich also der Wanyamwesi-Gruppe, sind aber heute zum größten Teil den Wahehe unterworfen. Doch sind die Süd-Wabena von Uhehe unabhängig und als Nyaka-Nyaka bei den suluartigen Völkerschaften des Südens sehr gefürchtet. Der Hauptort in dem von Uhehe beherrschten Ubena ist Uhenge, wo Thomson mit Mlambé zusammentraf.

Das hügelige Terrain von Ubena geht im Westen allmählich in die Ebene von Usango über. Im Süden wird es begrenzt vom Nordabfall des Nyassa-Plateaus, welches, wie wir gesehen haben, das eigentliche Quellgebiet des Ruaha bildet. In einer Höhe von 1800 bis 2000 m wohnt am Nordabhange dieser Berge der elende Stamm der Wapangwa. Wapangwa, welcher ebenfalls den Wahehe unterworfen ist. Aus ihrem Lande fließt der Mbangala gegen Westen zum Ruaha nach Usango.

Wenn wir die eben gekennzeichneten Landschaften von Uhehe und Ubena auf ihre wirtschaftliche Bedeutung prüfen, so müssen wir sie mit

Karagwe, Ruhanda und gewissen Strichen der Massai-Steppen gleichsetzen. Es sind im wesentlichen Grasländer, welche zur Viehzucht und Weidewirtschaft einladen. Ihr Klima ist kühl und gesund, und, vom rein geographischen Gesichtspunkte, kommen sie unzweifelhaft auch als Besiedelungsgebiet in Frage. Dazu wird hier freilich nicht nur die Wege, sondern vor allem die Wahehe-Frage ihre gründliche Regelung finden müssen. Dieser Stamm, welcher heute vom südlichen Ugogo und Usagara bis zu den Randbergen des Nyassa, von den Rufutu-Bergen bis zu dem Usafa-Abfall herrscht, wird erst nachdrücklichst auf das ihm zukommende Maß seiner Machtstellung zurückgewiesen werden müssen, bevor wir an wirtschaftliche Fragen dieser Art denken können. Wenn aber die schwarz-weiß-rote Flagge ihre Anerkennung gefunden haben wird in den Utshungwa-Bergen und am mittleren Ruaha, dann werden diese Hochländer für europäischen Unternehmungsgeist in mancherlei Richtung Raum bieten und zwar etwa in derselben Art, wie die Karoos und Savannen des Kaplandes. Eine solche völlige Niederwerfung wird freilich erst nötig werden, wenn wir eine Ausbeutung der in Frage stehenden Gebiete unmittelbar ins Auge fassen. Der Zug des Herrn v. Schele im September und Oktober 1894 hat die Schlappe der Zelewskischen Katastrophe wieder gut gemacht, was im Interesse unserer Waffenehre unvermeidlich war. Eine wirkliche militärische Besetzung Uhehes im gegenwärtigen Augenblick aber würde bis zu seiner wirtschaftlichen Besitzergreifung eine unnötige Belastung des deutsch-ostafrikanischen Etats bedeuten, welche um so größer sein würde, als die schlechte Verkehrsverbindung sie zur Zeit über Gebühr verteuert. Wenn aber einmal der Zeitpunkt zu einem solchen Vorgehen gekommen sein wird, dann wird dieses Gebiet eine blühende Entwickelung nehmen können.

Überhaupt dürfen wir aussprechen, daß die Zwischengebiete, deren Beschreibung hiermit ihren Schluß erreicht hat, sich vom kolonialpolitischen Standpunkt aus sehr vorteilhaft von dem hinter ihnen liegenden Unyamwesi-Plateau abheben. Hier haben wir eine Reihe gesunder Berglandschaften gefunden: Usagara, Nguru und Ukami, und Hochplateaus: Uhehe, Ubena und Usango, welche wenigstens zum großen Teil für Ansiedelungen sich eignen. Vor allem sind wir wieder in die Zone regelmäßiger Flußbildungen zurückgelangt. Drei ansehnliche Strom- Schlußurteil.

gebiete, das des Wami, Kingani und Rufiyi vermögen sich hier zu entwickeln, und dies zeugt mehr als alles andere für die Bevorzugung dieser Landschaften. Hier haben wir wiederum Landstriche gefunden, welche, wie Europa, Regen zu allen Jahreszeiten besitzen. Dies alles, in nicht allzugroßer Entfernung von der Küste, bestimmt die wirtschaftliche Bedeutung der soeben geschilderten Landschaften für Deutschland. Zwar bleibt die Grabensohle auch in Ugogo im wesentlichen dürr und armselig, und Mahenge sowie Khutu müssen ihrem größeren Teile nach als Fieberländer bezeichnet werden. Aber Süd-Ugogo beginnt doch bereits von der Feuchtigkeit der Bergländer des westlichen Grabenrandes Gewinn zu ziehen, und, wenn Khutu und Mahenge auch nicht gesund sind, so sind beide Landschaften doch von großer Fruchtbarkeit und üppiger Triebkraft des Bodens und für Plantagenanlagen aller Art unfraglich vorzüglich geeignet.

Somit darf festgestellt werden, daß diese Zwischenlandschaften der Mitte unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, als Ganzes betrachtet, unfraglich den Preis vor den übrigen davontragen, und zwar besonders auch vor dem Norden, weil die völlig unfruchtbare Savanne hier fast ganz fortfällt.

Bewohnerzahl. Wir werden uns demnach auch nicht wundern, wenn diese Landstriche zu den dichtest bewohnten Deutsch-Ostafrikas gehören. Wir sind für die Abschätzung der Bevölkerung freilich auch diesmal durchaus auf Schlüsse angewiesen, da irgendwelche genauere Angaben fehlen. Aber, wenn wir das Gebiet überblicken, so dürfen wir doch zunächst sagen, daß es die Länder des Nyansa und Tanganyika-Gebietes jedenfalls an Bevölkerung übertreffen muß.

Wir haben gesehen, daß Ugogo trotz seiner Wasserarmut ziemlich gut bevölkert ist, und daß die Thäler von Usagara, sowie die Abhänge Ngurus und Ukamis einer dichteren Einwohnerzahl sich erfreuen. Ukami wurde von Pater Horner auf 250000 Menschen geschätzt. Ebenso dürfen wir Uhehe für ein verhältnismäßig dicht bevölkertes Land halten. Ein Stamm, welcher an einem Tage an 7000 Krieger stellen kann, wie die Wahehe in der Zelewski-Katastrophe, wo doch sicherlich nur ein Teil Uhehes vertreten war, darf als für afrikanische Verhältnisse dicht bevölkert angesehen werden. Das Rufiyi-Ulanga-Thal erklärt Herr v. Schele ebenfalls für vorzüglich angebaut und intensiv bewohnt,

und Lieutenant Prince ist von einer dichten Volksmenge im Gebiet zwischen Ruaha und Ulanga überzeugt. Den Distrikt von Mbamba hielt Graf Pfeil für einen der dichtest bevölkerten, den er kannte. In Khutu ist die alte Bevölkerung zwar zum großen Teil vernichtet, aber dafür sind vom Süden her Mafiti eingedrungen. Dazu kommt, daß größere, völlig unbewohnte Landstriche mit Ausnahme von Teilen Usangos ganz fehlen.

Wenn ich dies alles überlege, so glaube ich berechtigt zu sein, die Bevölkerungsdichtigkeit dieser Gebiete auf wenigstens 8 für das Kilometer zu bestimmen. Ich brauche nicht zu wiederholen, was ich auch bei den früheren Kapiteln aussprechen mußte, daß es sich nur um allgemeine Schlußfolgerungen handeln kann. Aber es muß uns doch darauf ankommen, zunächst einmal einen Überschlag zu gewinnen.

Da das umschriebene Gebiet einen Flächenraum von rund 2420 Quadratmeilen, oder 135000 Quadratkilometern umfaßt, so erhalten wir für die Zwischenlandschaften eine Bevölkerungsanzahl von rund 1080000 Menschen.

---

3. Das Küstengebiet.

Das Küstengebiet der Mitte umfaßt die Landschaften Useguha, Udoe, Ukwere, Usaramo und erstreckt sich von der Mündung des Pangani zu der des Rufiyi hin. Es ist ein Gebiet von etwa 550 Quadratmeilen oder 30800 Quadratkilometern Umfang, und in seiner nördlichen Hälfte von dichter Bevölkerung. Baumann schätzt Useguha auf eine Dichtigkeit von 6—8 Kopf aufs Kilometer und meint selbst, dies sei zu niedrig gegriffen. Wenn man die großen Dörfer an der Küste und den reichen Anbau der ganzen nördlichen Landschaft erwägt, welcher teilweise an deutsche Verhältnisse erinnert, so wird man allerdings zu der Überzeugung gelangen, daß die Bevölkerungsdichtigkeit von Finnland für dieses Gebiet zu gering ist. Der Ort Saadani allein zählt nach amtlicher Mitteilung 4000 Einwohner (Deutsches Kolonialblatt 1894, 5). Die Senkung des Msangasi-Baches und der ganze Strich zwischen Kilindi-Berg und Küste ist voll von Dörfern. Ich glaube durchaus nicht

Umfang.

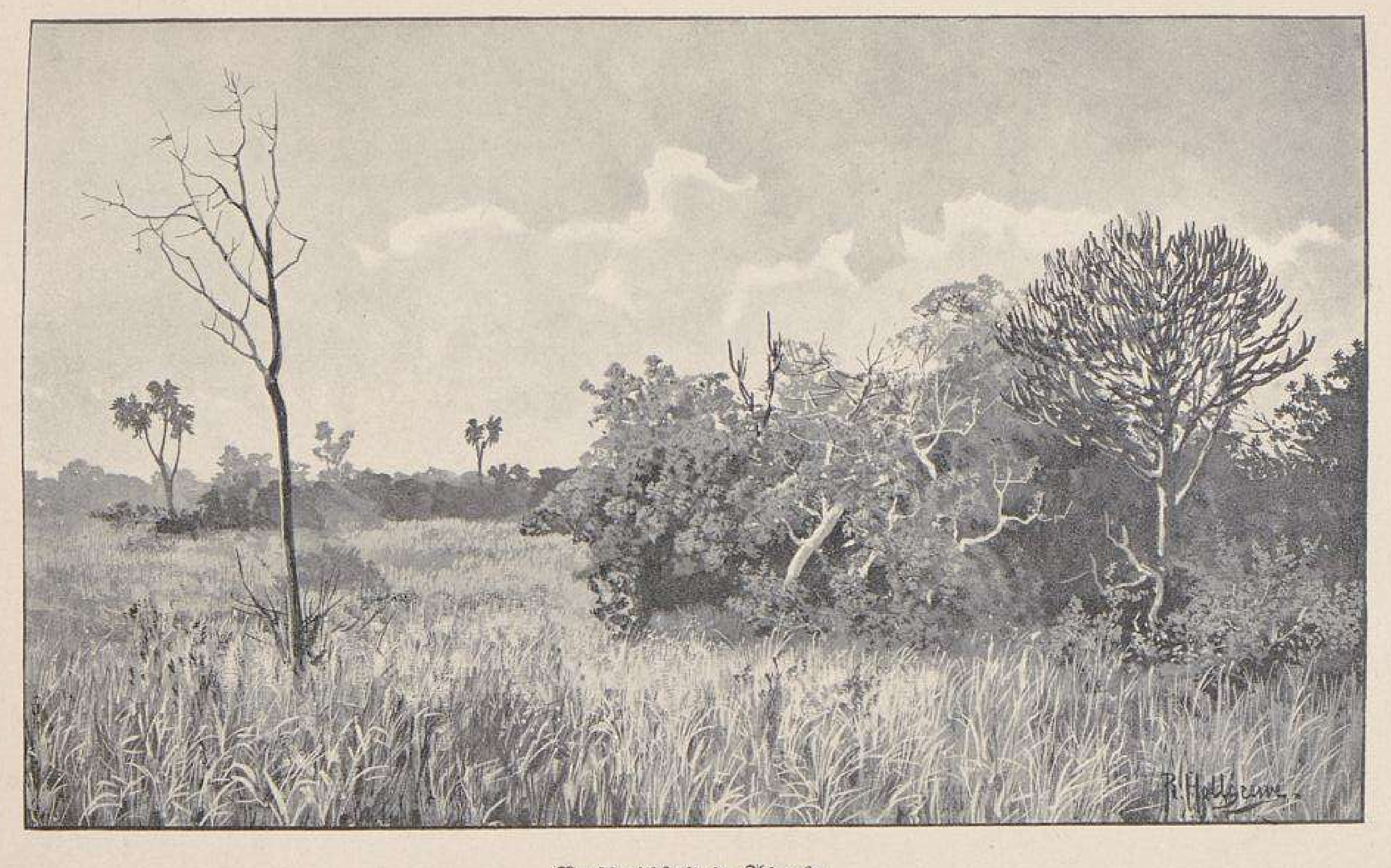
Einwohnerzahl.

zu hoch zu greifen, wenn ich Useguha die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit der Hoch- und Bergländer des Hinterlandes, also von 8 aufs Quadratkilometer gebe. Weniger dicht dürfte das Hinterland von Bagamoyo, Ukwere und Udoe angebaut sein. Ich nehme für diesen Strich eine Bevölkerung von 6 aufs Quadratkilometer an. Useguha ist etwa 200 Quadratmeilen oder 11 200 Quadratkilometer groß und hat demnach eine abgeschätzte Einwohnerzahl von rund 89 000 Einwohnern.

Bagamoyo mit Hinterland rechne ich zu rund 100 Quadratmeilen oder 5600 Quadratkilometer und gebe ihm eine Bevölkerung von rund 34 000 Einwohnern. Das Küstengebiet zwischen Pangani und Bweni schätze ich demnach auf rund 123 000 Einwohner.

Etwas anders liegen diese Verhältnisse für Usaramo, welches, wie früher den Raubzügen arabischer Sklavenhändler, so neuerdings den unaufhörlichen Einfällen der Mafiti ausgesetzt gewesen ist. Nur der eigentliche Küstenstreifen und die Flußthäler des Rufiyi und Kingani sind hier als gut bevölkert zu bezeichnen. Vier Einwohner aufs Quadratkilometer dürfte hier als Durchschnitt fürs Gesamtgebiet schon ziemlich hoch gegriffen sein. Dies würde für die 250 Quadratmeilen oder 14 000 Quadratkilometer von Usaramo mit Rufiyi-Gebiet eine Bevölkerungszahl von rund 56 000 Einwohnern ergeben. Die mittleren Küsten-Landschaften schätze ich demnach auf eine ungefähre Bevölkerung von rund 180 000 Menschen ab.[1]).

[1]) Gegenüber der früheren Tendenz, welche auch besonders bei Stanley hervortritt, afrikanische Bevölkerungen zu überschätzen, scheint mir in der jüngsten Literatur umgekehrt der Fehler zu bestehen, daß man sie unterschätzt. Vielleicht wird auf dieser Seite auch meine Schätzung des mittleren Küstengebietes beanstandet werden. Zur Veranschaulichung der Zahl darf ich auf ein deutsches Gebiet hinweisen, welches beim Durchwandern einen fast ebenso entvölkerten Eindruck gewährt, wie afrikanische Landschaften: die Lüneburger Heide. Nichtsdestoweniger zählte die alte Landdrostei Lüneburg, welche mit Ausnahme einzelner eingesprengter Marschalluvien größtenteils aus Sand- oder Torfheide besteht, auf rund 12 000 Quadratkilometer doch rund 400 000 Einwohner, also aufs Quadratkilometer mehr als 33. Zieht man hiervon die Städte, wie Lüneburg, Harburg, Celle, Uelzen, ab, was die Einwohnerzahl auf rund 300 000 bringt, und die kleineren Städte und Marktflecken, wodurch wir fürs flache Land auf 240 000 kommen, so behalten wir immer noch 20 Einwohner aufs Quadratkilometer. Hier wird mir jeder, der, wie ich, die Lüneburger Heide und Useguha zu Fuß durchzogen hat, zugeben, daß der allgemeine Eindruck, welchen man von der Bevölkerungsdichtigkeit empfängt, so sehr erheblich nicht von einander verschieden ist. Dies Beispiel erwähne ich nur für diejenigen, welchen der allgemeine Empfindungseindruck deutsch-ostafrikanischer Gebiete gar zu tot erscheint.



Parklandschaft in Useguha.

Nach der Natur.

Die Küstenformation selbst ist hier ganz dieselbe, wie wir sie im Norden gefunden haben. Korallenkalk ist an einen Streifen Jurazone angebaut, welche sich ihrerseits wiederum an den Gneis des Hinterlandes anschließt. Der Küstensaum besteht durchweg aus Korallenkalk. Doch ist die Gliederung hier geringer, als wie wir sie im Norden der Kolonie gefunden haben. Während dort drei gute Häfen und eine brauchbare Außenrhede gebildet wurden, gibt es in der Mitte nur einen einzigen Hafen, nämlich Dar=es=Salam, und auch die Rheden von Saadani und Bagamoyo können sich mit der von Pangani nicht messen. Was dieser Küste ihre handelspolitische Bedeutung gibt, ist die Thatsache, daß sie am Sansibar=Kanal liegt, gegenüber der Stadt Sansibar, dem großen Stapelplatz Ostafrikas, nächst Alexandrien dem bedeutendsten Seeplatz von ganz Afrika überhaupt. Deswegen münden hier die großen mittelafrikanischen Karawanenstraßen aus, welche eben Sansibar zustreben und den nächsten Platz an der Küste aufsuchen, unbekümmert, ob derselbe einen Hafen, eine gute oder schlechte Rhede darstellt. Bedeutung des Gebietes.

Sansibar selbst ist bekanntlich auch nur eine Rhede, wenn auch eine durch den Kanal sehr geschützte. An seiner Entwickelung läßt sich so recht erkennen, von welchen Zufälligkeiten zuweilen das Aufblühen von Handelsplätzen abhängt. Die Insel Sansibar mit ihrem erschlaffenden Klima und ihrer geringen Erhebung über der See ist ohne jede Frage ungesunder, als das gegenüberliegende Festland und besitzt, wie gesagt, auch keinen Hafen. Nur dem Umstand, daß die erobernden Portugiesen und Araber sich hier vor den kriegerischen Stämmen Innerafrikas sicherer fühlten als an der Küste, verdankt es seine Begründung und in der Folge seine handelspolitische Blüte. Heute würde voraussichtlich kein Mensch daran denken, einen Handelsplatz auf der Insel Sansibar anzulegen, sondern man würde dazu immer einen guten Hafen der Küste wählen. Aber es würde, meiner Ansicht nach, unrichtig sein, hieraus zu folgern, daß wir in der Lage sind, durch die Entwickelung irgend einer dieser Küstenhäfen die geschichtliche Thatsache aufzuheben, daß Sansibar der Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels nun einmal ist. Es würde heute auch keinem einfallen, Hamburg da aufzubauen, wo es liegt; sondern dem modernen Seeverkehr entsprechend, würde Cuxhafen als der natürliche Hafenplatz sich entwickeln, wie Bremen nach Bremerhafen gehört. Trotzdem können wir völlig überzeugt sein, daß Cuxhafen niemals Küste von Sansibar.

Hamburg, Bremerhafen niemals Bremen aufsaugen wird; ebensowenig, wie das viel günstiger gelegene Vlissingen im stande ist, den Handel von Antwerpen wegzuziehen. Auch der kaufmännische Unternehmungsgeist hat seine konservative Tendenz, und einmal festgelegtes Kapital, wie es durch die Häuser, Speicher und sonstigen Einrichtungen eines großen Handelsplatzes dargestellt wird, rückt nur dann von der Stelle, wenn die Notwendigkeit dies unbedingt erheischt. Bei Sansibar aber liegt eine solche Notwendigkeit nicht mehr vor, seit es zum Freihafen erklärt ist. Dazu kommt, daß es in seiner Handelsbewegung nur zum Teil auf das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet angewiesen ist. Es bleibt demnach auch trotz der politischen Abtrennung die Thatsache bestehen, daß Sansibar der Stapelplatz des gesamten Ostafrika und, ungefähr in der Mitte der deutschen Küste gelegen, die natürliche Metropole des deutsch-ostafrikanischen Gebietes ist. Die deutsch-ostafrikanische Küste hat man von Sansibar aus vor Augen, und Bagamoyo ist nur 22 Seemeilen davon, also etwa so weit wie Dover von Calais, entfernt; bis nach Mombasa aber, dem Hafen von Britisch-Ostafrika, beträgt die Entfernung etwa 150 Seemeilen.

Küstenstreifen. Der Sansibar-Kanal ist ein echtes Korallenwasser, und, bis einmal eine genügende Beleuchtung durchgeführt sein wird, müssen große Fahrzeuge ihn des Nachts vermeiden, obwohl Fahrwasser genug für Schiffe jeder Größe reichlichst vorhanden ist. Die deutsche Küste, welche ihn im Westen begrenzt, verläuft zunächst von Ras Kiokwe, südöstlich von Pangani, an sehr einförmig. Die vom Norden her streichenden Korallenriffe, teils über, teils unter dem Meeresspiegel befindlich, begleiten sie auch hier, und zwischen ihnen und dem Festland her fällt der Strand meist flach und sandig zur See ab. Etwa unter 5° 30′, etwas südlich von Pangani, liegt das schon erwähnte emporgehobene Korallenriff Massiva und südlich davon die Riffe von Kipumbwe. Der Küstenstreifen wird in geringer Entfernung von einem bis zu 100—150 m emporsteigenden Hügelrücken begleitet, aus dem südlich von dem aus Nguru entspringenden Msangasi-Bach einmal wieder ein Tongwe-Berg emporsteigt. Der Msangasi mündet südlich von Kipumbwe, wie fünf an der gleichnamigen Meeresbucht gelegene Ortschaften bezeichnet werden, in den Sansibar-Kanal. Er führt nur zur Regenzeit Wasser und besitzt nicht einmal eine scharf ausgeprägte Flußrinne. Sein Gebiet ist

aber trotzdem dicht bevölkert und intensiv angebaut, da in Useguha überall Grundwasser genug vorhanden ist. Entlang der Grenze der Massai-Steppen zieht sich hier ein Gürtel schöner Ansiedelungen hin. Der Ober-Häuptling am oberen Msangasi ist Mlinde, welcher in Mairanga residiert, und dem eine Reihe kleiner Häuptlinge unterworfen sind.

Ein zweiter periodischer Wasserlauf, der Mligasi, mündet etwas unter 6° s. Br. nördlich von Saadani in den Kanal. Er läuft unweit der Küste aus einem Höhenrücken zusammen, welcher als zweite Terrainstufe zwischen Nguru und der Küste Useguha in nordsüdlicher Richtung durchzieht.

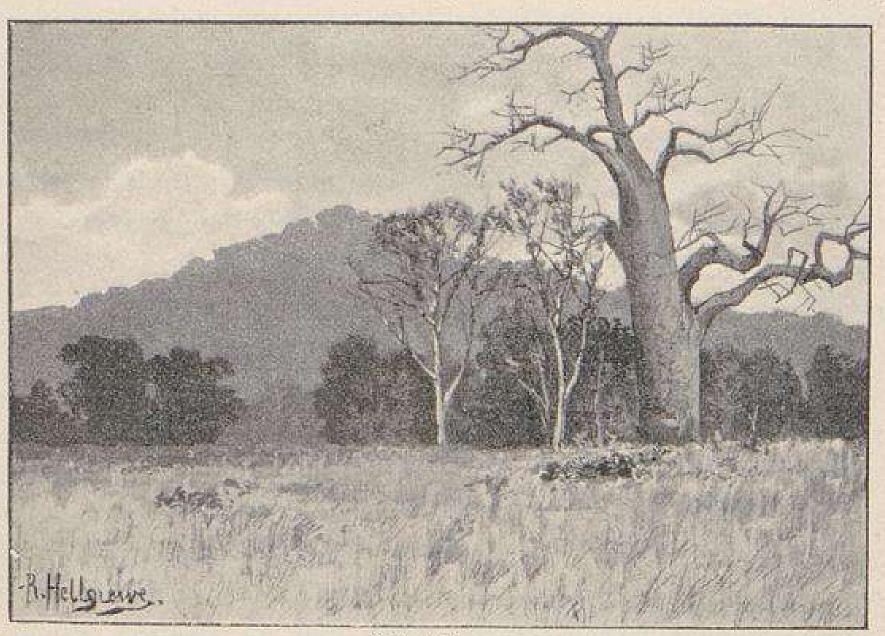
Der bedeutendste Küstenplatz Useguhas ist Saadani, welches, wie schon erwähnt, etwa 4000 Einwohner zählt. Der Ort hat eine schlechte Rhede, ist aber als Ausgangspunkt der nördlichen Karawanenstraße von Mpwapwa-Mamboya von jeher in lebhafter Verbindung mit Sansibar gewesen und hatte vor der deutschen Besitzergreifung einen Livali des Sultans von Sansibar als Kommandanten. Auch zogen sich frühzeitig indische Krämer hierher. Heute befindet sich in Saadani eine Kaiserliche Zollstation mit zwei Beamten. Die Karawaennstraße, welche von hier nach Westen läuft, stützt sich von Süd-Nguru teilweise auf den Wami-Fluß, an dessen Nordseite sie entlang geht. Der Wami ist, wie wir sahen, der Unterlauf des Mukondokwa und der Gewässer von Nguru, und er mündet südlich von Saadani. Durch Useguha zieht er in einem dunkelgrünen Galeriewald-Streifen dahin, teils mit schnellem Lauf über felsigen Boden, dann wieder im Schatten riesiger Urwaldbäume in langsamem Tempo. In seinem Flußthal hat er überall ein sehr üppiges Alluvium angeschwemmt, auf dem die Niederlassungen der Eingeborenen sich befinden.

Saadani mit Hinterland.

Wami.

Etwas im Norden dieser Flußsohle, 2—3 Tagemärsche südwestlich von Saadani, liegt die katholische Missionsstation von Mandera, wo in der Regel drei Europäer wohnen. Weiter aufwärts östlich der Einmündung des Rukagura befindet sich der Ort Mbusini mit einem stattlichen, die Landschaft überragenden Gneiskegel, welcher hernach Petershöhe benannt worden ist. Hier war es, wo ich zum erstenmal auf ostafrikanischer Erde am 23. November 1884 die deutsche Flagge hißte. Von dort geht die Karawanenstraße nach Kidudu, wo sie die Vorberge von Nguru erreicht.

Landschaftliches. Die ganze Landschaft, durch welche diese Straße sich hinzieht, ist eine äußerst einförmige. Unregelmäßige sanfte Hügelwellen, von ebenso unregelmäßigen, flachen, breiten Mulden unterbrochen. Den Hügelrücken sind vereinzelte, weithin sichtbare, oft schroffe und bizarre Felskuppen aufgesetzt. Der Vegetationscharakter ist durchweg ein offener, ein Grasland mit einzelnem Busch bestanden oder auch mit höheren Baumgruppen besetzt. Der Reisende, welcher nach der Regenzeit dahin marschiert,



Petershöhe.
Nach einer Photographie.

empfängt fast den Eindruck englischer Parklandschaften. Dann wieder umgeben ihn auf lange Strecken die Felder der Einwohner, auf denen vornehmlich Mais und Sorghum, aber auch Manjok, Bataten, große und kleine Bohnen, Sesam, Ricinusstaude, Papayen, vereinzelte Mangos und Orangen gebaut werden. Dazu steht auf den Kuppen der Erhebungen hin und wieder eine Waldparzelle, aus dem Grasbusch erhebt sich die charakteristische Form einer Tamarinde, einer Schirmakazie oder einer Palme. In wirkliche Steppe geht die Landschaft nur auf einzelnen Strecken über, so zwischen Mbusini und Kidudu.

Im allgemeinen haben wir es hier immer mit einem gewellten, baumbestandenen Grasland zu thun. Wenn dies Gras auch ziemlich

hart und sauer ist, so beweist doch der intensive Ackerbau der Eingeborenen, daß der Boden bei richtiger Behandlung auch für wertvolle Kulturen ertragsfähig gemacht werden kann. Freilich auch in Useguha nur da, wo Wasser zu beschaffen ist. Für Besiedelung kommt dieses Tiefland mit seinem durchaus tropischen Klima zwar ebensowenig in Frage, wie die Küstenplätze oder Sansibar; ich glaube aber, daß sich manche Stellen werden ausfindig machen lassen für Plantagenanlagen, sowohl für Baumwolle wie auch für Tabak. Tabak wird heute bereits in diesem Gebiet besonders stark angebaut; ich möchte vermuten, daß in dem leichteren Boden Useguhas aromatischere Sorten gezogen werden könnten, als in Lewa mit seinem schweren thonigen Laterit, wo die Blätter so leicht Gefahr laufen, „giftig" zu werden. Der Küstenstreifen selbst ist wiederum das gegebene Feld für Kokosnußkulturen, deren Umfang leicht verzehn-, ja verhundertfacht werden könnte, genau wie bei Muoa und Tanga im Norden.

Die Grenze zwischen dem Küstenkalk und der Gneisformation zieht sich etwa durch die Mitte von Useguha in nordsüdlicher Richtung.

Der oben gekennzeichnete Landschaftscharakter Nord-Useguhas ändert sich ein wenig gegen Südwesten an der rechten Seite des Wami, wo wir an den nördlichen Abhängen von Ukami ins Flußgebiet des Geringeri eintreten. Hier entwickelt sich die Landschaft in unmittelbarer Umgebung des Flusses mehr zu einer hügeligen. Metamorphische Gesteine und Quarze stehen an, und die größere Feuchtigkeit des Bodens verursacht auch eine üppigere Fruchtbarkeit, welche gegen Simbamweni hin zu wirklicher Marschland-Bildung führt. Hier finden Zuckerrohr- und Bananen-Anpflanzungen genügende Nahrung, und der charakteristische Mparamusi-Baum tritt hervor. Wir befinden uns hier bereits in dem Gebiet der südlichen Karawanenstraße nach Mpwapwa, welche von Bagamoyo ausgeht und das Mukondokwa-Thal hinaufführt. **Geringeri.**

Die Waseguha, welche dieses ganze Gebiet bewohnen und im Norden, wie wir gesehen haben, durch eine Anzahl von Kolonien auch den größten Teil des mittleren Pangani-Thals besiedelt haben, sind eng verwandt mit den Wasambara. Es ist ein beweglicher und geistig lebhafter Volksstamm, der besonders Ackerbau und Viehzucht treibt, durch die frühe Berührung mit Arabern und Portugiesen aber auch ein entschiedenes Talent zum Handeln entwickelt hat. Politisch steht er in keinem geschlossenen **Waseguha.**

Zusammenhang, sondern ist in zahllose kleine Dorfschaften zersprengt, von denen hin und wieder ein Komplex durch eine überlegene Persönlichkeit, wie z. B. den erwähnten Mlinde, auf eine Zeitlang zusammengefaßt wird. Alles in allem werden die Waseguha unter deutscher Herrschaft ein wichtiges Element der Entwickelung sein und als Kolonisatoren eine ähnliche Rolle wie die Wanyamwesi zu spielen vermögen.

Bagamoyo-Küste.

Die Küste von Saadani bis Bagamoyo verändert ihren starren, unwirtlichen Charakter nicht. Südlich des Wami, welcher sein Wasser durch ein Delta ins Meer ergießt, springt das Kap Windi, gerade der Stadt Sansibar gegenüber, scharf gegen Osten vor, ebenfalls durch Klippen und Riffe von der See abgetrennt.

Bagamoyo.

Im Süden davon liegt der Ort Windi, nach welchem das Kap seinen Namen trägt, und dann verläuft der Strand ohne bemerkenswerte Einschnitte am Ort Mkadini entlang bis zur Einmündung des Rufu-Kingani, welche in einer breiten, von Mangrove-Waldungen umrahmten Bucht, südlich vom Ort Kingani erfolgt. Der untere Kingani hat ebenfalls ein fettes Schwemmland angesetzt, durch welches er sein gelbgrünes Wasser zum Ocean schiebt. Seine Ufer sind niedrig und schlammig und mit einem schmalen Sandstreifen eingefaßt.

Im Süden der Kingani-Mündung liegt Bagamoyo, mit Dar-es-Salam und Pangani die größte Stadt unseres Gebietes und der bedeutendste Karawanenplatz Ostafrikas überhaupt, bekannt aus fast allen Reisebeschreibungen des mittleren Ostafrika. Bagamoyo hat eine ständige Bevölkerung von rund 10000 Köpfen, unter denen sich im Anfang 1894 47 Europäer, 688 Indier, 70 Maskat-Araber, 127 Beludschen, 134 Haussklaven der Araber, Beludschen und Schehiri, 6700 Küstenneger, 600 Zöglinge der katholischen Mission, 35 Mann Polizeitruppe, außerdem eine wechselnde Anzahl von Goanesen, Abessyniern, Parsis, Sudanesen und Türken befanden. Der Ort hatte Anfang 1894 320 Steingebäude und 1500 Lehmhäuser. Hier befindet sich eine der bedeutendsten Kaiserlichen Stationen, in welcher das Bezirksamt untergebracht ist, eine große Niederlassung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die Hauptstation der katholischen Mission du St. Esprit mit ihren berühmten Garten- und sonstigen Anlagen. Sie ist geleitet von Supérieur Etienne, welcher so wohlbekannt geworden ist in der ostafrikanischen Geschichte der letzten dreißig Jahre.

Die Stadt gewährt für afrikanische Verhältnisse einen geradezu stattlichen Eindruck, und wer das ostafrikanische Leben kennen lernen will, der gehe nach Bagamoyo. Fortwährend strömen hier die Karawanen des Hinterlandes aus und ein, und der Pulsschlag des eigenartigen Verkehrslebens dieser Länder geht hier höher als irgendwo anders. Hier drängen sich wilde Manyemas, robuste Wanyamwesi und Wasukuma und alle die Stämme zwischen den großen Seen und der Küste. Dazwischen aber treiben sich die findigen Karawanenleute der Küste herum, welche alle anderen durch Gewandtheit und an Bildung übertreffen. Der Ethnograph, der Sammler, der Sprachforscher, sie werden hier reichen Stoff für ihre Forschungen finden. Und auch der bloße Vergnügungsreisende wird ein Schauspiel vor sich haben, wie es auf der Erde so leicht zum zweitenmal nicht wieder gibt.

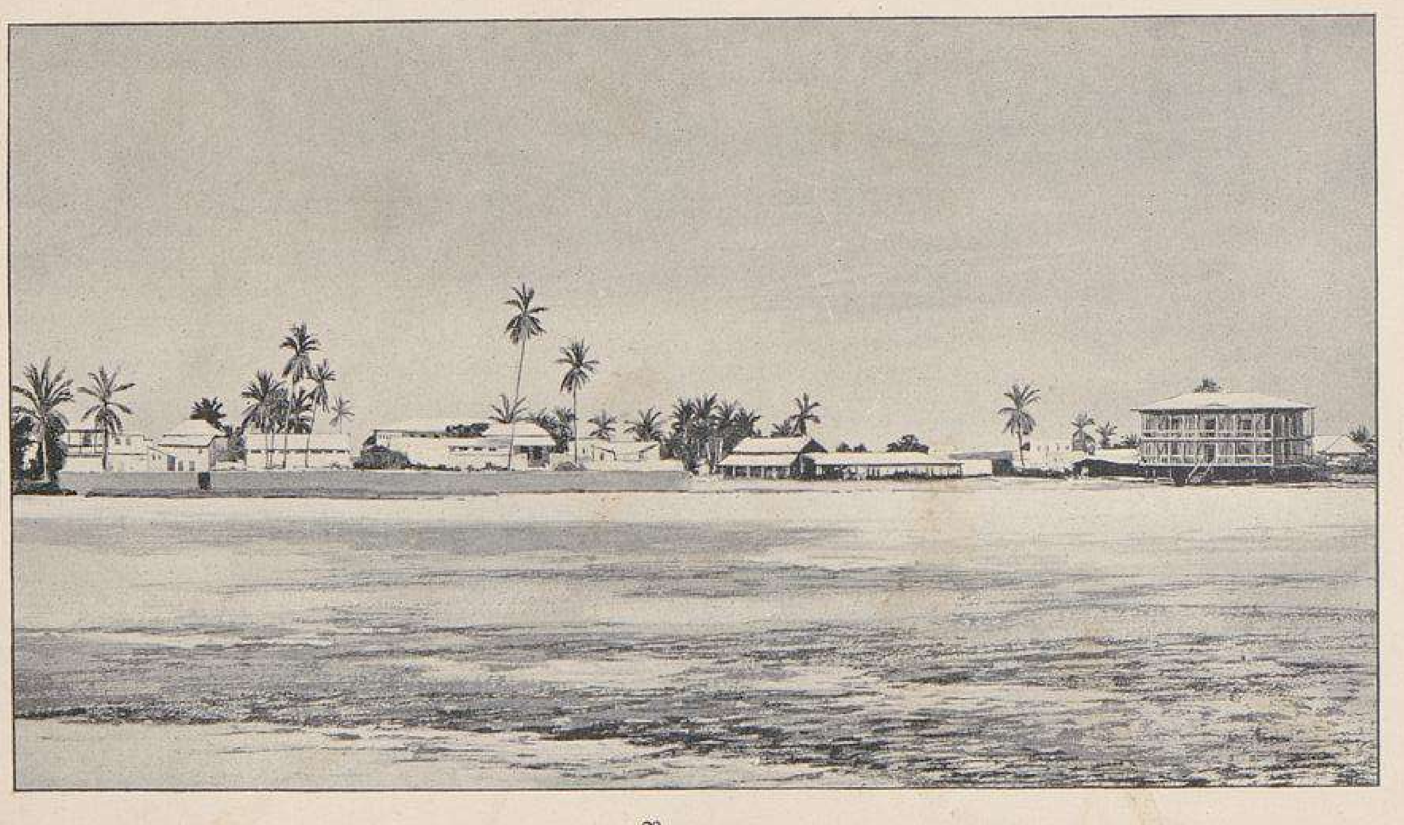
Trotz dieses stark entwickelten Treibens und des verhältnismäßig hoch gesteigerten wirtschaftlichen Verkehrs war es doch durchaus richtig, den Sitz der Verwaltung von Deutsch-Ostafrika nicht hierher zu legen, sondern dafür einen Hafenplatz auszusuchen, welcher die direkte Verbindung mit Europa ermöglichte. Denn, wie schon gesagt wurde, verdankt Bagamoyo seine verhältnismäßig hohe Blüte nur dem Umstand, daß es Sansibar so nahe liegt. Es ist gewissermaßen die Fährstelle vom Festland nach Sansibar hinüber und somit eine Art Vorstadt dieses Platzes. Hierzu eignet es sich auch noch besonders, weil die Dhaus sowohl beim Nordost- wie beim Südwestmonsum, also das ganze Jahr hindurch, herüber und hinüber segeln können. Die Voraussetzung seiner fortdauernden Bedeutung beruhte nur in dieser seiner Verbindung mit Sansibar, und, nachdem diese durch die politische Trennung aufgelöst war, verlor es gewissermaßen die Grundlagen für seine Existenz. Denn, wenn Deutschland sich von Sansibar frei machen wollte, so mußte es eben alles thun, die fortdauernden Handelsbeziehungen zwischen Festland und der gegenüberliegenden Insel, wie sie vornehmlich durch Bagamoyo vermittelt wurden, zu durchschneiden und ein eigenes „Gegen-Sansibar“ emporzubringen. Wir hatten demnach das Interesse, einen eigenen Hafenplatz auszubauen und den Verkehr von Bagamoyo dorthin zu ziehen. Wurde Bagamoyo mit seiner schlechten Rhede, welche große Schiffe zwingt, etwa $1^3/_4$ Seemeilen (3 km) vom Strande liegen zu bleiben, und den unmittelbaren Verkehr

mit Europa ausschließt, zur Hauptstadt, so blieben wir in Ostafrika stets eine Dependenz von Sansibar. Auch ist die Verlegung des Schwerpunktes von einem Ort der Küste an den anderen natürlich um so kostspieliger, je später sie erfolgt, während man 1891 es noch sehr in der Hand hatte, zu bestimmen, wohin der Verkehr gravitieren solle. Man braucht nur eine etwas bessere Straße von Dar-es-Salam ins Innere zu legen, und man wird sehen, wie gleichgültig es den Karawanen ist, wo sie an der Küste herauskommen. Deshalb war es durchaus sachgemäß und berechtigt, den Sitz des Gouvernements von vornherein an einen entwickelungsfähigen Hafen zu verlegen und Dar-es-Salam dazu zu machen.

Landwirtschaftlich ist auch Bagamoyo in erster Linie Kokosnuß-Gebiet.

In der katholischen Mission sind daneben alle anderen Arten von Kulturen betrieben, und, wie bekannt ist, mit großem Erfolg. Aber es ist doch wiederholt mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Versuche als Grundlage für die Berechnung einer Plantagenwirtschaft nicht hingestellt werden dürfen, wegen der günstigen Lage, in welcher sich die Mission im Hinblick auf ihre Arbeitskräfte befindet. Eine andere Frage ist es, ob eine so großartig angelegte und geleitete gemeinnützige Körperschaft wie der in Bagamoyo arbeitende Orden du St. Esprit mit seinen weißen Kräften Gartenunternehmungen mit Erfolg betreiben kann, oder ob ein Privatunternehmer, welcher Geld damit verdienen will, dies thut. Als erster rationeller Versuch, für das, was das vielgeschmähte Ostafrika zu leisten vermag, wird diese berühmte Anlage des Ordens vom Heiligen Geist für alle Zeiten ihre große weltgeschichtliche Bedeutung behalten. Wirtschaftlich von größerem Interesse sind die Unternehmungen der Mrima-Landgesellschaft, bei welcher besonders die Firma Hansing & Co. unter der Leitung des bewährten Justus Strandes aus Sansibar beteiligt ist, und die Tabak- und andere Plantagen hinter Bagamoyo betreiben. In Kitopeni haben sie nach den letzten Meldungen gute Resultate erzielt.

Die Bagamoyo-Karawanenstraße führt etwa nach zweistündigem Marsch bei Mtoni auf einer Fähre über den Kingani. Für die Erleichterung des Verkehrs dürfte es wirklich an der Zeit sein, diese Fähre durch einen Brückenbau zu ersetzen. Das würde ein netter



Bagamoyo.

Nach einer Photographie.

Anfang sein für die Arbeiten, von deren Durchführung das Gedeihen unserer Kolonie in jeder Beziehung abhängt. Durch einen Brückenzoll ließen sich ja die Unkosten wieder einbringen.

Hinter der Fähre führt der Weg über eine ziemlich trockene Baumsteppe in eintägigem Marsch zur Landschaft Ukwere. Dieselbe besteht zum großen Teil aus Laterit, teilweise aus leichtem Sand, der hin und wieder durch sumpfigen, schwarzen Boden unterbrochen wird. Der Charakter der Vegetation ist der des nördlichen Useguha: Grassteppe, mit Bäumen bestanden, wechselt ab mit Busch, und dazwischen liegen die Ackerfelder der Eingeborenen. Durch Ukwere führen zwei Karawanenstraßen; die eine nördliche über Rosako und Kivugu verbindet Bagamoyo mit der Saadani-Straße, welche sie bei Petershöhe erreicht; die andere südliche, welche über Bujuni und Kisimo geht, ist der erwähnte Weg, der durchs Mukondokwa-Thal nach Mpwapwa führt. Ukwere.

Die Wakwere sind ein Zweig der Waseguha, von welchen sie durch Udoë im Norden getrennt sind.

Die Wadoë wohnen am unteren Wami, und ihr Land füllt recht eigentlich das nach Süden ausgebuchtete Knie dieses Flusses unweit der erwähnten Mission von Mandera aus, wo die Dilima-Berge sich bis 350 m über das nördliche Flußufer erheben, und an seiner südlichen Seite der wohl zu 700 m Höhe weithin sichtbare Ponguë-Berg schroff und malerisch emporsteigt. Die geologische Formation des Landes besteht aus Gneis und Granit; der Ponguë aber aus älterem Eruptivgestein. Dichte Busch- oder Baumsteppe herrscht auch hier vor; im allgemeinen ist Udoë gut angebaut. Udoë.

Die Wadoë sind nach Stuhlmanns Ansicht (Mit Emin Pascha u. s. w. S. 33 ff.) stammverwandt mit den Wasaramo, und zwar sollen sie vor Zeiten aus dem Süden der Nguru-Berge hierher eingedrungen sein. Eigentümlich ist, daß sie an der Küste und in Sansibar noch heute im Ruf des Kannibalismus stehen. Indes scheint es sich bei demselben mehr um einen religiösen Ritus als um eine kulinarische Verirrung zu handeln. Wie Stuhlmann erfuhr, wird nur einmal jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit ein ganz schwarzer Mann von einem eigens dazu bestimmten Beamten aufgefressen, und dessen Schädeldecke hernach als Bierkrug benutzt. Das Amt dieses „Menschenfressers“ ist von Generation zu Generation immer in derselben Familie, etwa wie bei uns in

manchen Gegenden das des Scharfrichters. Wenn dies der Fall ist, dürfte es sich wohl im Interesse des öffentlichen Anstandes empfehlen, diese bevorzugte Familie aus Udoë wegzuführen und irgendwo anders anzusiedeln, wenn nicht in Afrika, dann vielleicht im Panoptikum zu Berlin, wo sie sicherlich den allgemeinen Interessen mehr nützen kann, als in Udoë.

Politisch zerfällt das Gebiet in vier Bezirke und wird von einem Oberhäuptling (Mwene) regiert, von dem die Dorfschulzen abhängig sind. Die Wadoë sind durchweg Landbauern, und ihr Gebiet gewährt in den Thalsenkungen einen behäbigen Eindruck.

Wertschätzung. Im allgemeinen ist dieser ganze Landstrich zwischen der Küste und dem Norden von Ukami von den Reisenden stets sehr verschieden beurteilt worden; je nach der Jahreszeit, in welcher sie durchzogen, und wohl auch nach der Gemütsstimmung der Betreffenden. Der Europäer, welcher mit der hergebrachten Anschauung von „sandigem Afrika" hierherkommt, ist, besonders nach der Regenzeit, angenehm überrascht durch das üppige Grün, das ihm überall entgegenblickt; wenn er, in der trockenen Zeit, aus den kühlen und feuchten Hochländern des Innern hierher marschiert, fühlt er sich leicht enttäuscht. Alles in allem jedoch ist dieses Land wohl besser als sein Ruf.

Ich bin überzeugt, daß sich mancher für Plantagenbau geeignete Fleck wird finden lassen, wenn von einer eigentlichen Besiedelung hier auch niemals die Rede wird sein können. Stanley äußert sich (Livingstone-Reise I, S. 123—124) über das gekennzeichnete Gebiet folgendermaßen: „Wenn ich von Simbamweni nach dem fernen, an der Küste gelegenen Bagamoyo zurückblicke, so kenne ich einen Staat in unserm Vaterlande, der sich sehr wohl mit diesem Landstrich, was Fruchtbarkeit, physikalische Umrisse, Wälder und Ebene, von hohen Gehölzen eingeschlossene Prärien, Gebirgskegel, Bergkämme und großartige, mit Grün bedeckte Waldformationen betrifft, vergleichen läßt, und das ist Missouri."

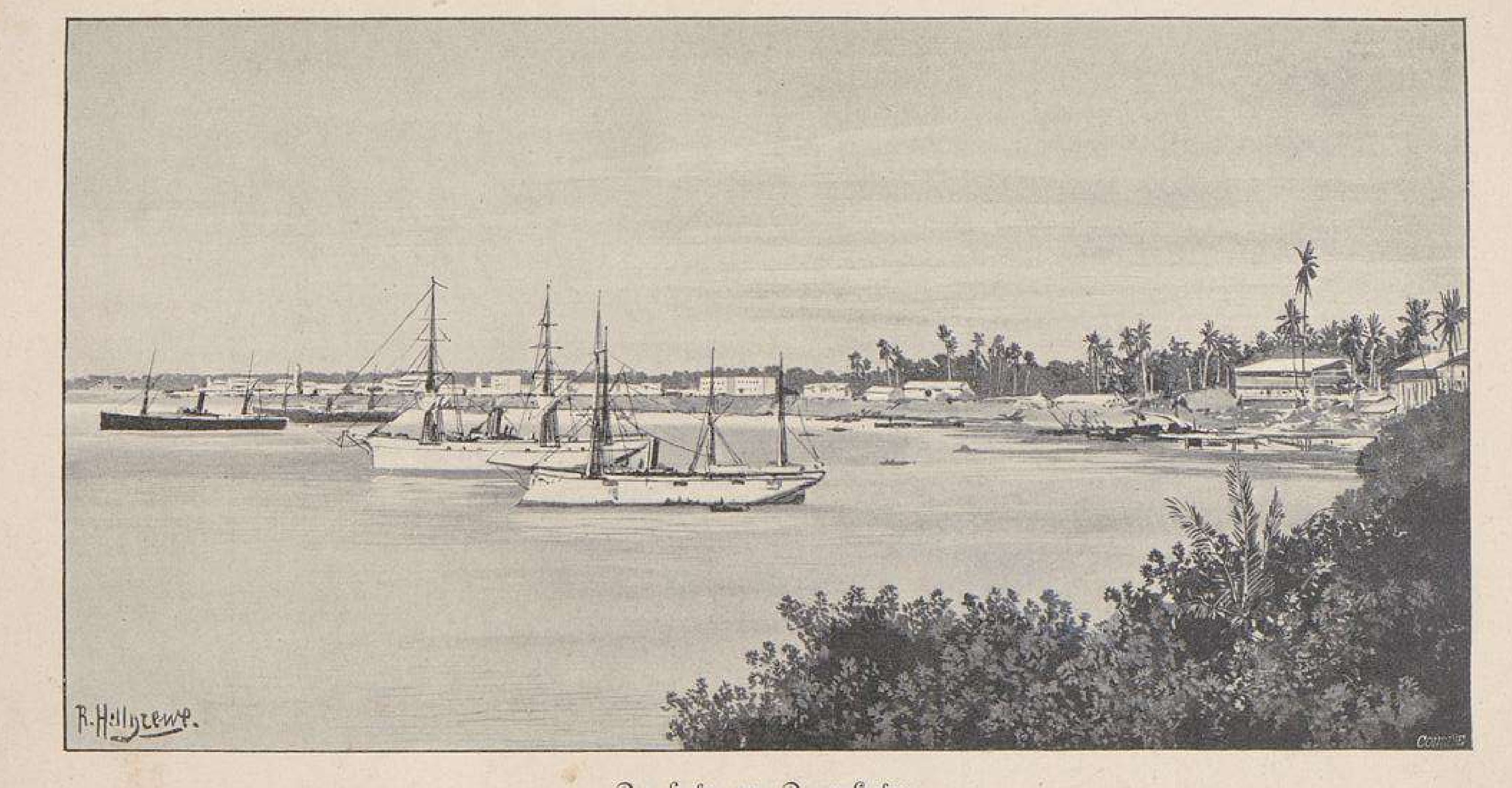
„Selbst in dieser ungünstigen Phase (der Regenzeit) schaue ich trotz alles tiefen schwarzen Kotes, übermäßigen Taues, triefenden, erkältenden Grases, trotz aller dichten, üppigen Dschungel und heimtückischen Fieber, die ihr eigen, mit Vergnügen auf die Landschaft zurück, wegen des Wohlstandes und Glückes, welches sie der civilisierten Nation,

welche in Zukunft herkommen und von ihr Besitz ergreifen wird, verspricht." „Ein Aufenthalt in diesem Teile von Afrika würde, nachdem daselbst eine gründliche Kanalisation durchgeführt worden, von keinen größeren Unbequemlichkeiten begleitet sein, als einer neuen Ansiedelung gewöhnlich eigen sind." Dies meine ich, wie gesagt, nun allerdings durchaus nicht; der Vergleich mit Missouri, welches ich im vorigen Jahre besucht habe, trifft nicht zu, schon wegen der klimatischen Verschiedenheiten. Denn Missouri hat ausgesprochenen Winter und Sommer, Frühling und Herbst und läßt sich mit seinen schönen Regenwäldern solchen Buschlandschaften überhaupt nicht an die Seite stellen. Immerhin beweist die Stanleysche Schilderung den Eindruck dieses Gebietes auf einen phantasievollen Beobachter, und deshalb habe ich sie hier wiedergegeben. Ihrem praktischen Wert nach kommt sie auf seine oben angeführten Urteile über Ugogo, Usagara und Ukami hinaus. Auch hier würde derjenige, welcher auf Grund von Stanleys Ausführungen nun wirklich in diesem Küstengebiet sich als Kolonist niederlassen wollte, bald zu seinem großen Schaden herausfinden, daß er nicht in ein Land wie Missouri gekommen ist, und daß ein geistreicher amerikanischer Zeitungs-Korrespondent nicht immer die geeignete Persönlichkeit ist, um sich da Rats zu erholen, wo es ausschließlich auf eine nüchterne und wahrheitsgetreue Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse ankommt. Bei Stanley geht die Phantasie stets mit dem trockenen Verstand durch; mag es sich nun um Schilderung von Land und Leuten, oder aber um Darstellung des persönlich Erlebten handeln. Eine solche Natur ist sehr geeignet, die Phantasie von Völkern in neue Bahnen ihres Unternehmungsgeistes hineinzureißen, wird aber leicht da versagen, wo die praktische Durchführung im einzelnen zu geschehen hat. Stanleys geschichtliches Verdienst um Mittelafrika wird demnach auch in erster Linie stets in der bahnbrechenden Seite seines Wirkens beruhen; und hierzu war er gerade durch das befähigt, was wir in seiner Persönlichkeit als Mann und als Forscher im übrigen als Schwäche feststellen müssen: das Überwuchern einer glühenden Phantasie und das Haschen nach schriftstellerischen Effekten, wenn auch auf Kosten der sachlichen Wahrhaftigkeit. Man weiß nie, wo bei ihm die eigene Überzeugung in der Darstellung aufhört, und die bewußte Färbung des Thatsächlichen anfängt. Stanley scheint mir in mancher Beziehung etwas von dem

Zeug in sich zu haben, aus dem die Peter von Amiens gemacht zu werden pflegen, wenngleich er durch die rücksichtslose, um nicht zu sagen brutale Energie seines Wollens und Handelns doch wieder sehr entschieden sich abhebt von solchen bahnbrechenden Schwärmern der Weltgeschichte.

Usaramo. Südlich von Ukwere und dem Bagamoyo-Distrikt gelangen wir in die Landschaft Usaramo hinein. Von derselben hat Fritz Bley in seiner kleinen Schrift: „Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika" eine besonders in landschaftlicher und zoologischer Beziehung sehr anziehende Schilderung gegeben, bei welcher ihm freilich da, wo er über Selbsterlebtes und Selbstgesehenes zu allgemeineren Betrachtungen übergeht, einige recht eigentümliche Irrtümer unterlaufen. So, wenn er aus den von ihm beobachteten Einzelfällen die allgemeine Regel ableitet, daß in Mittelafrika die hellere Hautfarbe ein Zeichen der Uransässigkeit, die dunklere der späteren[1]) Einwanderung sei, was doch z. B. für die große hamitische Einwanderung gar nicht zutrifft, überhaupt nicht hingestellt werden darf, da die Färbung der Haut kein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist, sondern lokal überall wechselt. Wenn man beobachtet hat, daß ein Neger schon bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Europa abbleicht, so wird man auch verstehen, wie in dieser Beziehung die verschiedenen Klimate der einzelnen Landschaften wirken müssen. Ganz besonders aber irrt Bley, wenn er die Wasaramo ethnographisch (S. 66—67) nicht zu den Bantu rechnen will, sondern eine Verwandtschaft mit den Buschmannstämmen Südafrikas, also auch mit den Zwergvölkern des Urwaldes vermutet, worin er freilich auf eine Ansicht hinauskommt, welche auch Professor Fritsche vertritt. Die Wasaramo gehören ganz ohne Frage zu den Bantus, und zwar scheinen sie eine Art Zwischenstellung zwischen der Wasagara- und Waseguha-Gruppe einzunehmen, wohin sie ja auch ihre berichtete Herkunft aus dem Süden von Nguru weisen würde. Eng verwandt sind sie, wie wir sahen, mit den Wadoë am Wami. Ihre Bantu-Zugehörigkeit prägt sich nicht nur in ihrem Äußern, sondern auch in Volkssitten, politischer Gliederung und Anschauungen aus. Wir rechnen sie ethnographisch allgemein zu

[1]) „Die hellere Hautfarbe ist auch in Ostafrika ebenso wie in Südafrika ein Beweis für die Uransässigkeit." (Bley 92.)



Der Hafen von Dar-es-Salam.

Nach einer Photographie des Legationsrat Sonnenschein.

dem Bantu-Zweig, welchen wir als „Küstenstämme“ schlechtweg bezeichnet haben.

Landschaftliches.

Das von ihnen bewohnte Land Usaramo nun ist, kurz gesagt, ein im wesentlichen dürres und wenig fruchtbares Steppengebiet. Nur da, wo Flüsse ihre Alluvien in den Boden hineingetragen haben, im Thal des unteren und mittleren Kingani und in der Rufiyi-Niederung, finden sich größere zusammenhängende Streifen fruchtbaren Landes. Im übrigen stellt Usaramo alle die Eigentümlichkeiten eines Landes dar, welches dereinst Seeboden bildete und verhältnismäßig noch nicht sehr lange emporgehoben ist. Eine leicht gewellte Fläche, welche in ihrer Erscheinung ein wenig an die Lüneburger Heide erinnert. Die Wasserläufe sind meist periodischer Natur. In der trockenen Zeit überall eintönige Dürre, in den Regenzeiten das ganze Flachland auf weite Strecken versumpft. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Gebiet auch gesundheitlich nicht viel taugt. Es ist echte mittelafrikanische Niederung, mit allen Fehlern einer solchen behaftet: das richtige Fieberland. Ein solches Gebiet kommt für Besiedelung natürlich gar nicht, für Plantagenbau nur in sehr beschränkter Weise in Frage.

Geologisch bleibt immer dieselbe Bildung: Korallenkalk, Jurazone und Gneis in der Reihenfolge von der Küste landeinwärts.

Dar-es-Salam-Küste.

Die Küste ist auch hier ziemlich unzugänglich und einförmig; doch hat die Lage der Korallenriffe wenigstens zum Bau eines guten Hafens geführt, der Bucht von Dar-es-Salam. Von der Kingani-Mündung beginnt der Küstenlauf gegen Osten vorzuspringen. Von etwa 38° 52′ ö. L. schiebt sie sich bis ungefähr 39° 33′ ö. L. vor, welche Länge sie im Kap Kimbidji erreicht. Auf dieser Strecke liegen an schlechten und für Schiffahrt fast unbrauchbaren Rheden die Ortschaften Bueni und Kondutshi, erstere mit 2000 Einwohnern und einem Nebenzollamt, und weiterhin der bereits erwähnte Hafen Dar-es-Salam, letzterer unter 6° 49′ 17″ s. Br. und 39° 18′ 11″ ö. L. (West Fähr Huk, die nördliche vorspringende Landzunge an der Einfahrt).

Dar-es-Salam.

Der Hafen wird gebildet dadurch, daß dieser nördlichen Landzunge gegenüber, welche eine fast halbkreisrunde Bucht im Osten abschließt, sich von Süden her ein emporgehobenes Korallenriff vorschiebt, welches von seiner Nordspitze, dem Ras Rongoni, an bis zu seiner Nordwestecke, dem Ras Makabe, das Südufer eines, wenn auch nur schmalen, so

doch tiefen Kanals bildet, welcher gegen Osten in eine nach allen Seiten hin völlig geschützte Bucht, den eigentlichen Binnenhafen von Dar-es-Salam, ausläuft. Dieser Kanal wird im Norden abgegrenzt durch das sogenannte Nordriff und die gegen Osten einspringende Landzunge des Festlandes, und die so entstandene Einfahrt hat überall Fahrwasser genug für große Schiffe (nicht unter 7 Faden). Nach der Vermessung des Wassers durch S. M. Kreuzer „Möve“ unter Korvetten-Kapitän v. Halfern und der auf Grund derselben herausgegebenen vorzüglichen Karte, zusammen mit der gründlichen Austonnung des Hafens, bietet auch die erwähnte Engigkeit der Einfahrt für den Schiffsverkehr keine wesentliche Schwierigkeit mehr. Sind die Schiffe aber einmal im Binnenhafen, so finden sie hier vorzüglichen Ankergrund und tiefes Wasser bis dicht ans Gestade hinan. Gegenüber dem Fort von Dar-es-Salam reichen 7 bis 9 Faden Wasser bis auf 40 m an den Strand. Hier ist Raum für eine so große Anzahl von Seeschiffen, wie sie bei den ostafrikanischen Wirtschaftsverhältnissen wohl niemals hier zusammenkommen wird. Dabei ist die Einfahrt gegen den Ocean hin im Kriegsfall sehr leicht völlig zu schließen und gut zu verteidigen.

Vor der Einfahrt befindet sich ein Außenhafen, welcher gegen den Südost-Monsun durch die Makatumbe-Inseln ebenfalls geschützt ist, dem Nordost-Monsun dagegen offen steht. Der Binnenhafen läuft gegen Süden in ein Creek aus, dessen Ufer mit ihrer dunkelgrünen Mangrove-Umrandung einen sehr pittoresken und landschaftlich lieblichen Eindruck erwecken; wie überhaupt Dar-es-Salam mit seinen grünen Ufern, seinen malerischen Palmen, den weißen stattlichen Häusern mit dem Hintergrund des tiefblauen Äquatorhimmels bei der Einfahrt einen wunderschönen Anblick gewährt. Man ahnt ganz bestimmt nicht, daß wüstenartige Steppe hier bis ziemlich dicht ans Meeresufer heranreicht.

Der Ort Dar-es-Salam hat seine Bedeutung dadurch bekommen, daß, wie ich schon erwähnte, hierhin im Jahre 1890 der Sitz des deutsch-ostafrikanischen Gouvernements gelegt worden ist. Am Aufblühen Dar-es-Salams kann man so recht erkennen, wie sehr die Entwickelung afrikanischer Städte von äußeren Zufälligkeiten abhängt. Es ist mit Dar-es-Salam zwar nicht gegangen wie mit der Mahdi-Stadt Omdurman gegenüber Khartum, welche in sechs Monaten mit einer Einwohnerzahl größer als Kairo auf Befehl des Herrschers im Sudan

aus dem Nichts entstand; aber, mit europäischem Maße gemessen, erscheint sie doch immerhin überraschend. Als ich im Mai 1887 von dem Ort Besitz ergriff, bestand derselbe im wesentlichen aus den Trümmern der von Seyd Majid dort begonnenen, von Seyd Bargasch wieder fallen gelassenen Palastanlagen, um welche einige hundert Neger und wenige Indier sich angesiedelt hatten. Nach der amtlichen Zählung zu Beginn dieses Jahres hatte Dar-es-Salam eine Einwohnerzahl von rund 10000 Köpfen. Der Ort bestand aus 23 Stein- und Eisenhäusern europäischer, 226 Steinhäusern indischer und arabischer und 686 Hütten einheimischer Bauart. Es lebten im Bezirk von Dar-es-Salam 439 Europäer, von denen 228 Angestellte des Gouvernements, 211 Privatleute waren. Nach Nationalitäten setzen sich diese Zahlen folgendermaßen zusammen: 341 Deutsche, 27 Österreicher, 1 Schweizer, 1 Franzose, 17 Italiener, 2 Russen, 50 Griechen. Die letzteren werden von den Eingeborenen kaum zu den Europäern gerechnet, oder doch als Waschensi ja Uleia, die „Bauern“ oder die „Hinterwäldler“ Europas, abgehoben. Die nicht amtliche Bevölkerung, welche recht eigentlich die wirtschaftliche Bedeutung des Platzes in sich darstellt, setzt sich nach Berufen folgendermaßen zusammen: 2 Apotheker, 3 Bäcker, 1 Cigarrenmacher, 6 Eisenarbeiter, 7 Forst- und Landwirte, 14 (sic!) Gastwirte, 3 Köche, 43 Kaufleute, 14 (sic!) Maler, 14 Maurer, 31 Missionare, 10 Musiker, 4 Seeleute, 2 Schlächter, 6 Schreiber, 20 Tischler, 9 Techniker, 7 Zimmerleute, 15 verschiedener oder unbestimmter Berufsart. Diese Aufstellung ist insofern interessant, als sie darthut, daß diese ganze weiße Bevölkerung, mit nur wenig Ausnahmen, zu Nutz und Frommen der Beamtenschaft da ist, aus deren Taschen sie lebt.

Dazu kommen an eingewanderten Farbigen die Nachfolgenden: 137 Araber, 1 Beludsche, 3 Perser, 128 Kodja-, 52 Brahma-, 44 Meyman-, 124 Banian-Inder, 105 Goanesen, 1 Armenier, 1 Syrier, 3 Egypter, 16 Sudanesen, 2 Somalis; im ganzen 617. Ferner 350 Sudanesen der Kaiserlichen Schutztruppe, wovon über die Hälfte verheiratet ist, mit Familien 562 Köpfe. Von den Berufen dieser Farbigen will ich nur die nachfolgenden aufzählen: 286 Händler (besonders Inder), 70 Tischler, 56 Schneider, 34 Arbeiter, 31 Fischer und 31 Wäscher, 29 Diener, 12 (sic!) Barbiere, 2c. 2c.

Man wird schon aus dieser Zusammenstellung ersehen, welch ein eigentümliches Völkergemisch diese in 7 Jahren emporgeschossene Stadt in sich birgt. Wenn man hinzurechnet, daß hier fast regelmäßig ein deutsches Kriegsschiff im Hafen liegt, daß die deutschen Postdampfer den Platz zweimal im Monat, die Küstendampfer jedoch sehr viel öfter anlaufen, so wird man sich vom gesellschaftlichen Treiben eines solchen Ortes keine zu geringe Vorstellung machen dürfen. Dar-es-Salam mit seinen Hotels und Restaurationen, seinen vielen Messen und Klubs, seinen periodischen Tingeltangels, seinen Kegelbahnen und Billards, mit seinen Abendgesellschaften und Picknicks, entspricht nicht eigentlich der Vorstellung vom „fürchterlich öden und aufopferungserforderlichen" Afrika. Ich möchte eine deutsche Stadt von gleicher Größe kennen, wo ein annähernd so flottes Leben und Treiben stattfindet, wie in Dar-es-Salam!

Centralbahn von Dar-es-Salam.

Die handelspolitische Bedeutung dieses Platzes würde unberechenbar steigen müssen, wenn derselbe zum Ausgangspunkt einer modernen Verkehrsstraße oder gar einer Eisenbahn ins Innere würde. Wenn ich von modernen Verkehrsverhältnissen spreche, so denke ich dabei natürlich nicht gleich an Harmonikazüge oder Taxameter-Droschken. Wenn es sich um Fahrwege handelt, so kann naturgemäß zunächst nur eine roh herausgehauene Straße für Ochsenkarren in Frage kommen; für eine Eisenbahn aber genügt eine Betriebsbahn kleinsten Kalibers. Wie ich schon bei der Beschreibung Usagaras erwähnte, habe ich an die Durchführung eines solches Eisenbahnbaues zunächst bis Farhani in Usagara bereits 1886 gedacht und die Vorarbeiten dazu im Jahre 1887 in Angriff nehmen lassen. Hauptmann von Hacke hat die Strecke bis zum Kingani-Übergang in meinem Auftrag wenigstens roh traciert.

Die Gesichtspunkte für einen solchen Bahnbau werden einleuchtend sein. Die nördliche Strecke von Tanga führt im wesentlichen, sobald sie Bondeï durchquert hat, in völlig unbewohnte Steppen, aus denen oasengleich nur sehr schmale besiedelungsfähige Bergländer emporragen.

Die Straße, welche sie ersetzen will, ist fast tot; dort ist überhaupt noch gar kein eigentlicher Verkehr. Das Unternehmen, so verdienstvoll es auch ist, wird demnach, wenn man es nicht als Lokalbahn zum Usambara-Gebiet, sondern als erste Etappe einer Seenbahn betrachtet,



Straße in Dar-es-Salam.

Nach einer Photographie des Legationsrat Sonnenschein.

für absehbare Zeit sich doch kaum rentieren. Ganz anders bei einer Bahn ins centrale Gebiet. Durch dieselbe würde der breite Hochlandgürtel, welcher sich vom mittleren Ulanga über Uhehe, Usagara und Nguru bis an den mittleren Pangani zieht, erschlossen, und dadurch eine weite Zone besiedelungsfähiger Landschaften in den Weltverkehr gezogen sein. Während durch eine etwaige Tanga—Kilima-Ndjaro-Bahn ein Gebiet eröffnet wäre, dessen Einwohnerzahl wir auf noch nicht einmal 200000 Menschen geschätzt haben, würde die Dar-es-Salam—Usagara-Bahn in Landschaften führen, welche wir auf 1200000 Menschen schätzen konnten, und, wenn die etwaige Fortsetzung zum Victoriasee im Norden weitere 600000 Menschen mit der Küste in Verbindung setzt, würde eine Fortführung über Usagara hinaus nach Unyamwesi weiteren 1500000 Menschen wirtschaftlich mehr oder weniger zu Nutze kommen. Der Unterschied liegt auf der Hand. Ihm entsprechend rollt auf der von mir ins Auge gefaßten Strecke heut schon ein Verkehr, welcher nach vielen Hunderttausenden von Trägern jährlich zählt und dem Reisenden, welcher gerade aus den nördlichen Steppen kommt, wie dies mir 1890 ging, wahrhaft imponiert; während im Norden zum Kilima-Ndjaro sich alljährlich vielleicht 2 oder 3 Handels-Karawanen hinbewegen. Im Norden wird die Eisenbahn den Verkehr demnach erst schaffen müssen, welchen sie in der Mitte zum großen Teil bereits vorfinden würde. Und schließlich wird ein jeder, welcher die beiden in Frage kommenden Gebiete kennt, zugeben, daß es für die Rentabilität eines solchen Unternehmens ein kolossaler Unterschied ist, ob eine Bahn durch die Heimat der bildungsbedürftigen und äußerst reiselustigen Waseguha, Wasagara und Wanyamwesi führt, oder ob sie für ihren Verkehr auf Bergbewohner rechnet, welche sich seit Menschengedenken scheu in ihre Klüfte und Thäler verstecken, und welche, wie die Leute am Kilima-Ndjaro, wenigstens heute, sich überhaupt scheuen, auch nur in die Steppen um ihren Berg herum hinabzusteigen, weil sie fürchten, daselbst das Fieber zu bekommen. Solche Stämme, die sich an ihre engste Heimat geradezu anklammern, die in der Fremde stets und überall an Heimweh leiden, werden niemals das flotte Reise-Publikum liefern, auf welches ein Eisenbahn-Unternehmen in Afrika doch in erster Linie für seinen Ertrag angewiesen ist. Oder meint man, daß die herabgekommenen Massais vielleicht das Kontingent für die vierte Klasse bilden werden? Ich fürchte, deren Interesse am Unternehmen

wird sich für absehbare Zeiten auf die Telegraphendrähte und hin und wieder eine schöne Eisenbahnschiene beschränken.

Erwägungen dieser Art, denen sich andere hinzufügen ließen[1]), sind es gewesen, welche mein Interesse immer mehr dem mittleren Bahnprojekt als dem nördlichen zugewendet haben. Ich gebe die Hoffnung auch nicht auf, daß dieser Bahnbau, welcher das eigentliche Herz unserer Kolonie erschließt, anstatt an ihrer Nordgrenze entlang zu streifen, doch noch zur Ausführung gelangen wird. Dann erst wird Dar-es-Salam im wirtschaftlichen Sinne die unbestrittene Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika sein.

Die Bedeutung des Platzes als Thor fürs Hinterland hatte auch schon Sir William Mackinnon erkannt, der im Jahre 1876 von hier aus eine Straße zum Nyassa-See in Angriff nehmen ließ, welche als „Mackinnons road" bekannt geworden, heute jedoch wieder verwachsen ist. Der Grund und Boden um Dar-es-Salam ist wie überall an der Küste Kokosnußland, und eine große Plantage des Sultans von Sansibar umgibt den Ort. Von ihr aus gelangt man gegen Westen sehr schnell in dürre Steppe hinein.

An Anlagen in der heutigen Stadt sind zu erwähnen die große Station der evangelischen Missions-Gesellschaft für Ostafrika und die Niederlassung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Auch die katholische Benediktus-Mission aus Trier hat ein Haus in der Stadt, welches besonders der Krankenpflege obliegt. Seine Hauptniederlassung hat dieser Orden jedoch in Pugu, 2—3 Stunden west-südwestlich von Dar-es-Salam, am östlichen Abfall der bis zu 500 m ansteigenden Berge von Kiserawe. Einige Stunden hinter Pugu liegt die nach diesem Berg selbst benannte Station der evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika Kiserawe.

[1]) Z. B. die Möglichkeit, alle drei Seen durch die Mittelbahn mit der Zeit zu berühren; der größere Vorrat an Nahrungsmitteln an dieser alten Karawanenstraße für die Arbeit des Baues selbst, im Gegensatz zu dem völligen Mangel daran auf den öden Steppen des Nordens, sobald der Kilima-Ndjaro passiert ist. Baumann hält es für nötig, an der von ihm vorgeschlagenen Trace zunächst Wanyamwesi anzusiedeln, um den Bau auch nur möglich zu machen. Weshalb will er dann nicht zuerst einmal das Land der Wanyamwesi selbst durch einen Bahnbau öffnen? Ich vermute, deshalb wohl, weil er damals, als er sein Projekt zuerst entwarf, den Norden kannte, die Mitte aber nicht. Von dieser hat er gerade die schönsten Teile auch bei seiner letzten Reise nicht berührt.

Die Küste von Dar-es-Salam bis Ras-Kimbidji (30° 33° östl. L.) wird von einem Kranze von Korallenriffen und Untiefen begleitet und dadurch in hohem Maße unzugänglich. Bis zum Ras-Ndege (Vogelkap) verläuft sie in etwa ost-südöstlicher Richtung, dann springt sie ziemlich gegen Süd-Südosten, um beim Ras-Kimbidji direkt nach Süden bis zum Kap Mwamba mkü einzubiegen. Sie wendet sich von hier in südwestliche Richtung zurück und bildet mit dem Kap Pemba mnasi die Bujuni-Bucht, und südlich davon die Shungu-Bucht, welche für Fahrzeuge bis zu 4 Faden Tiefe Wasser hat. Südliche Küste.

Von hier an hält sie bis zum reichgegliederten Delta der Rufiyi-Mündung im wesentlichen süd-südwestliche Richtung ein, mit einer Unmenge vorgelegter Korallenriffs, teils über, teils unter dem Seespiegel. Zu den ersteren gehören die Inselchen Fanjowi, Kwale, Hatambura, Koma und Niororo, am nördlichen Eingang zum Mafia-Kanal. Der Küste entlang schneiden eine Anzahl Creeks vom Meer ins Land ein, welche zum Teil Oberläufe von Süßwasserrinnen besitzen, kleinen Küstenflüßchen, welche aus dem ersten Randabfall des Hinterlandes entspringen. Von ihnen fließen der Mbesi und Mkoti in die Schungu-Bucht, und südlich von ihnen ergießen der Funi, der Yegea, der Mkunde und der Mgasi neben einigen kleineren Bächen ihr Wasser ins Meer. Die Rufiyi-Mündung, welche diesen Küstenstreifen im Süden beschließt, gibt zur Bildung einer Reihe von alluvialen Inselchen Veranlassung, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Dem südlichen Teil dieses Küstenstreifens ist die Insel Mafia vorgelagert, welche durch den Vertrag vom 1. Juli 1890 der deutschen Interessensphäre zugesprochen ist. Die Insel ist, soweit mir bekannt, nur von zwei Weißen beschrieben, einmal von Otto Kersten, welcher sie im Jahre 1864, und das zweite Mal von Herrn v. Behr, welcher sie im Jahr 1891 besuchte. In den letzten Jahren sind naturgemäß auch deutsche Kriegsschiffe wiederholt eingelaufen. Mafia.

Mafia ist wie die andern ostafrikanischen Inseln ein emporgehobenes Korallenriff; jedoch wie Sansibar von hohem Alter und infolgedessen sowohl mit einer hügeligen Düne, wie mit einer fruchtbaren Humusschicht bedeckt. Sie ist etwa 12 Quadratmeilen oder 672 Quadratkilometer groß, demnach vom Umfang der Inseln Usedom oder Wollin, und sie liegt etwa 20 Seemeilen von der Mündung des Rufiyi entfernt. „Ein

Kranz von Korallenfelsen, welche das Süd- und Westufer der Insel umgibt, und eine mächtige Brandung, deren Rollen man über eine Meile weit hört, erschweren die Landung ungemein. Nur im Südosten der Insel befindet sich ein kleiner natürlicher Hafen, an dem der einzige größere Ort Shole liegt." (v. Behr, Kolonialblatt 1892, S. 495.)

Dieser Hafen befindet sich freilich nicht auf dem eigentlichen Mafia selbst, sondern an der Nordseite einer kleinen vorgelagerten Insel gleichen Namens, welche von Mafia durch eine Lagune getrennt ist. Shole ist nach Kersten durchaus mit Gärten und Palmenwäldern bedeckt. Reis, Mtama und Bohnen werden von den Eingeborenen angebaut, welche im übrigen auch rührige Viehzüchter sind und viel Rindvieh besitzen. Jetzt befindet sich in Shole ein kaiserliches Nebenzollamt.

Auch Mafia ist mit vielen Kokosnuß-Anpflanzungen bebaut, welche neben den hier gewonnenen Kaurimuscheln den eigentlichen Handelsartikel der Insel darstellen und in Form von Kopra nach dem gegenüberliegenden Kilwa verkauft werden. Das Innere der Insel ist teilweise versumpft oder eine Steppe; an den Rändern aber befinden sich überall die blühenden Anpflanzungen der Eingeborenen, und auch das Innere stellt auf große Strecken schönes Weideland dar.

Eigentliche größere Ortschaften gibt es auf Mafia nicht, sondern die Wohnungen der Einwohner liegen in ihren Anpflanzungen zerstreut. Dies glückliche Völkchen war eben nicht gezwungen, sich vor mordlustigen Feinden zu schützen, sondern konnte auf seinem lieblichen Eiland sich einem träumerischen dolce far niente ergeben. Die Bewohner sind reine Suahilis.

Die Verhältnisse der Insel scheinen sehr denen von Sansibar zu ähneln. Wie dort, fand Kersten im Innern Nelken- und Orangen-Anpflanzungen und große Zuckerrohrfelder: überhaupt gewann er von dem Eiland einen sehr netten und lachenden Eindruck. Um Mafia herum erhebt sich ein ganzer Archipel kleiner Korallen-Inselchen.

Rufiyi-Mündung.

Die gegenüberliegende Rufiyi-Mündung bildet, wie schon gesagt wurde, ein Gewirr von kleinen Alluvial-Inselchen, durchweg mit dichten Mangrowe-Waldungen bedeckt. Dieselben versorgen schon seit geraumer Zeit Sansibar und die Küste fast ausschließlich mit Stangenholz (Boritis) und stellen demnach einen sehr wichtigen Handelsartikel dar.

Den unteren Rufiyi hat im Sommer 1892 Lieutenant z. S. Fromm bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit befahren und darüber einen sehr interessanten Bericht verfaßt, welcher im Kolonialblatt von 1893 S. 291 ff. veröffentlicht worden ist.

Der Fluß ergießt sein Gewässer in einer Anzahl von Armen ins Meer, durch welche das schon erwähnte Schwemmland mit seinen Inseln gebildet wird.

Von Norden her heißt der bedeutende zweite Ausmündungsarm, den Fromm mit dem Dampfer „München“ hinauffuhr, Simba Uranga. An ihm liegt auf einer Insel der Ort gleichen Namens mit einem kaiserlichen Nebenzollamt.

Die nördlichste Ausmündung ist Kikunya, die dritte Kiomboni, dann folgt gegen Süden die Msala-Mündung, dann die Kiasi-, Ndahi-, Yaya-Mündung und eine Reihe anderer. Dies ist stets wechselnd; die Wassermassen verschieben sich und bilden neue Arme, während die alten eingehen. Die zwischen den verschiedenen Ausflüssen gelegenen Nwangwere-Inseln stehen bei Hochwasser ganz unter Wasser. Es sind Verhältnisse, welche an die Erdepoche erinnern, in welcher die Saurier noch tonangebend auf unserem Planeten waren, und man kann sich vorstellen, was für ein Malariaherd sich hier entwickelt. Diese Mangroweversumpfung erstreckt sich flußaufwärts bis dahin, wo der „Bumba-Arm“, welcher zur Msala-Mündung führt, sich abzweigt, beim Ort gleichen Namens.

Unterer Rufiyi.

Dann ändert sich die Scenerie am Flußufer. Der Fluß windet sich durch gleichmäßig flaches Land, welches mit Bananen, Reis, Palmen und Mangobäumen bestanden ist. Er hat hier bei einer ungefähren Durchschnittsbreite von 200 m eine Tiefe von 6—8 m, mit Ausnahme einer Barre beim Orte Msala, welche sich über den ganzen dort 250 m breiten Strom erstreckt und bei Flachwasser $1\frac{3}{4}$ m, bei Hochwasser 4 m Wasser hat. „Die Fahrrinne ist stellenweise nicht breit und schwer erkennbar; kleine Inseln, Lagunen und Sandbänke machen die Fahrt schwierig.“ (Fromm.)

Dennoch wurde dieser erste Teil der Fahrt mit der „München“, welche 2,2 m Tiefgang hatte, gemacht, und erst vom Dorfe Kilindi ab die Dampfpinasse mit 1,75 m Tiefgang benutzt. „Ungefähr beim Dorfe Sobine Jongo hört die Einwirkung von Ebbe und Flut auf, und von hier ab werden auch die Ufer höher. Die Kokospalme verschwindet,

wohingegen die Fächerpalme häufiger wird. Der Fluß, dessen Strömung etwa 4 m beträgt, macht viele Windungen und bildet zuweilen starke Strudel."

Weiter stromaufwärts führt die Fahrt durch ein Gewirr von Inseln, Lagunen und unsichtbaren Untiefen zu einer seeartigen Erweiterung. Hier wimmelt es von Flußpferden und Krokodilen, sowie Scharen von Wasservögeln.

Darüber hinaus wird der Fluß wieder schmaler. Die Landschaft bleibt unverändert: überall viele Bananen- und Reiskulturen, manchmal auch Zuckerrohr. Von Zeit zu Zeit eröffnen sich große Überschwemmungsgebiete, welche an die Verhältnisse des Nil erinnern und von großer Fruchtbarkeit sind. So geht es weiter bis zu dem früher erwähnten Korogero und den Pangani-Fällen durch eine üppige tropische Marschlandschaft, welche von unerschöpflicher Fruchtbarkeit zu sein scheint und zu Kulturen aller Art einladet. Die nördlichen Ufer sind auch noch gut angebaut und dicht bevölkert; im Süden aber haben die Mafiti-Einfälle das ganze Gebiet verödet. Der einzige regelmäßige Zufluß des Rufiyi auf dieser Strecke bis zu den Pangani-Fällen ist der Kobongwe. Am ganzen unteren Flußlauf wird auch viel Kopal gegraben. Ich glaube, daß Fromm recht hat, wenn er seinen Bericht mit dem Hinweis auf die gute Anbaufähigkeit dieses Gebietes beschließt. Es kann keine Frage sein, daß hier der Boden für alle Arten von Plantagenkulturen geeignet ist, und die Möglichkeit einer Wasserverbindung mit der Küste ladet zu solchen Unternehmungen geradezu ein.

Süd-Usaramo. Usaramo reicht bis an den Rufiyi nur in geographischem Sinne, ethnographisch dagegen herrscht eine ziemliche Unklarheit über die Bevölkerung in den Landschaften nördlich vom Rufiyi. Thomson erzählt zwar (to the Central African lakes p. 135), daß die Wasaramo bis an den Rufiyi reichten, Elton dagegen, der im Auftrage der englischen Regierung die Küste von Dar-es-Salam bis Kilwa bereiste, sagt (Journal of the Royal Geograph. Society 44 p. 244), daß gegen den Strom hin jedes Dorf den Namen seines Häuptlings als Bezeichnung führe. Die Bewohner des Rufiyi-Thales nennen sich Warufiyi, und nördlich schließt sich der Stamm Mtoni an. Dann folgt gegen Norden der weite Distrikt von Kwale mit der Insel gleichen Namens davor. Der Hauptort dieses Distriktes ist die Stadt Kisiyu an der Mgasi-Mündung mit einem kaiser-

lichen Nebenzollamt. Dem schließt sich im Norden der Shungu-Bweni-Distrikt an, welcher bis Dar-es-Salam hin reicht. Der Landstrich von Dar-es-Salam endet nach Elton im Süden etwa in der Breite des Ras-Kimbidji. Auch ist das ganze Gebiet dem Bezirksamt von Dar-es-Salam zugewiesen. Seine handelspolitische Bedeutung läßt sich aus der verhältnismäßig großen Anzahl von Nebenzollämtern ersehen, welche außer zu Kisiju noch in Shungu, Kwale, Kirumangao und Sindadji angelegt sind. Die Bewohner dieser Küste sind ohne Frage eine Mischlingsrasse, in welcher das Wasaramo-Blut überwiegt. Sie nennen sich selbst Wasuaheli. Der ganze Landstreifen ist reich an Kopal und gut angebaut. Meilenweite Mhogo-Felder strecken sich aus, und die Dörfer liegen durchweg in Kokosnuß- und Mangohainen. Dazu üppige Maisfelder und auf feuchteren Strecken große Reisanlagen. Die Fruchtbarkeit dieses Küstenstreifens ist die Folge der vielen Regenschauer, welche vom Ocean her am westlichen Terrassenrand abschlagen, der von der Küste in das eigentliche Usaramo hinaufführt, und an dem auch die aufgezählten kleinen Küstenflüßchen ihre Entstehung finden. Derselbe erscheint von der Küste aus als ein



Wasuaheli-Typus.

Hügelzug, dem hinter Dar=es=Salam die schon erwähnten Erhebungen von Pugu und Kiserawe angehören.

Diesem Hügelland, das sich bis zu 500 m erhebt, liefert die Kautschukliane (Landolphia) neben Kopra und Kopal den dritten Handelsartikel dieser Gegenden.

West-Usaramo. Usaramo im eigentlichen Sinne liegt demnach in einer Terrassenstufe über dem Küstenstreifen. Seinem bereits gekennzeichneten öden Charakter entspricht seine Vegetation, welche die einer trockenen Steppe ist, in der, Oasen gleich, an begünstigten Stellen die Ansiedelungen der Wasaramo liegen. Die Landschaft trägt auf weite Strecken einen geradezu haideartigen Charakter. Bei ihren Dörfern bauen die Eingeborenen Hirse, ein wenig Mais und Hülsenfrüchte. Nur in der Nähe des Küstenstreifens findet man in den Ortschaften einige Mango= oder auch wohl einzelne Orangenbäume. Daneben den üblichen Viehbestand von ein paar Ziegen, Schafen und Hühnern. Es ist ein armseliges Gesindel, immer in Angst vor den räuberischen Einfällen der Mafiti.

Kingani-Rinne. Im Norden hat dann der Rufu=Kingani eine zweite Rinne alluvialen Schwemmlandes gebildet, welches sich freilich an Großartigkeit mit dem Rufiyi=Thal durchaus nicht messen kann. Aber hier findet doch wirklicher Galeriewald Boden für seine Entwickelung, und in der Flußmarsch können Reis=, Zuckerrohr=, Tabak= und Baumwolle= und alle anderen Plantagenkulturen betrieben werden.

Am Kingani lagen früher am Rande des Savannenabfalles die Stationen Dunda, Madimola und Usungula der Deutsch=ostafrikanischen Gesellschaft.

Das Tierleben in Usaramo ist, entsprechend seiner geringen Kultivierung, augenscheinlich mehr entwickelt als im Norden des Küstengebietes und weist nach Bley die verschiedenen Vertreter der ostafrikanischen Steppe, wenn auch wohl nicht im Umfang wie auf den Grasprärien der Hochplateaus auf.

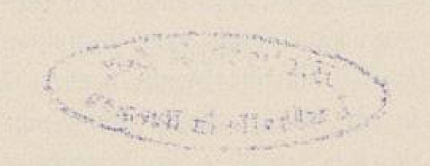
Schlußurteil. Alles in allem dürfen wir aussprechen, daß wir in Usaramo einem der wenigst begünstigten Striche Deutsch=Ostafrikas gegenüberstehen. Mit Ausnahme des schmalen Küstenstreifens, welcher seine Bewässerung aus dem Ostabfall der ersten Terrassenstufe empfängt, und den Flußthälern



Galleriewald am Rufiyi.

Nach der Natur.

des Rufiyi und des Kingani kommt das Land für europäische Unternehmungen nicht in Frage, und das einzige, was die deutsche Verwaltung hier zu thun vermag, wird sein, der eingeborenen Bevölkerung durch Schaffung gesicherter Verhältnisse und praktische Anleitung zu einer gesunderen wirtschaftlichen Entwickelung zu verhelfen. Wir müssen demnach Usaramo zu seinem größeren Teil den Kultivationsgebieten Deutsch-Ostafrikas zurechnen.



C. Der Süden.

Ethnographisches.

Während der Norden unserer Kolonie seinem weitaus größeren Flächenraum nach von Hamiten oder Halbhamiten bewohnt ist, und die Bevölkerung der Mitte ihrer Mehrzahl nach aus suaheliartigen Bantu besteht, so gelangen wir südlich vom Rufiyi in Landschaften hinein, wo Sulus oder doch sulnartige Bantu vorherrschend sind.

Wir haben bereits bei der Beschreibung von Khutu, Mahenge und Uhehe die gegen Norden gerichtete Wandertendenz dieser Rasse feststellen können, wie sie in den Plünderungszügen der Mafiti und Wahehe hervortritt, und welche das Gegenstück bildet zu dem von Nord nach Süd gewendeten Einbruch der Hamiten über Central-Ostafrika, der durch den Eroberungszug der Wahuma und Massais mit den dahinter schiebenden Gallas und Somalis dargestellt wird. Im Zusammenstoß zwischen Wahehe und Massais, welcher vor etwa einem Jahrzehnt im Norden von Ugogo stattfand und mit dem Rückweichen der Wahehe endete, sowie im Vorstoß der Watuta oder Wangoni bis in die hamitischen Waha hinein berührten sich die beiden Völkerwogen zum erstenmal; und es kann keine Frage sein, daß sie in absehbarer Zeit auf der ganzen Linie zusammengeplatzt sein würden, wenn nicht die europäische Besitzergreifung in diese Dinge ebenso zersetzend eingegriffen hätte, wie dies seiner Zeit in Südafrika der Fall gewesen ist.

Über diese Völkerverschiebungen in Central- und Südafrika hat Dr. Karl Barthel vor kurzem einen interessanten Aufsatz veröffentlicht (Mitteil. des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1893), in welchem er insbesondere die Bewegungen der Sulu-Stämme auf ihre letzten Ursachen

hin zurückzuführen sucht. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß das Nordwärtsfluten suluartiger Stämme mit dem Emporkommen des kühnen und brutalen Häuptlings Tshaka um den Beginn unseres Jahrhunderts seinen Anfang genommen hat. Die von ihm zerschmetterten oder seiner Herrschaft entfliehenden Stämme wendeten sich ihrerseits wandernd gegen Norden über Limpopo und Sambesi hinaus bis in die Länder zwischen Rovuma und Rufiyi, ja, wie wir gesehen haben, darüber hinaus. So kamen nach Barthel unter anderen auch die Masitu, aus denen unsere Mafiti geworden sind, ursprünglich aus dem Küstengebiete zwischen Sofala und Delagoa-Bucht zunächst bis an die Nordwestecke des Nyassa-Sees, um von hier aus als Watuta, Wahehe und hordenweise als Mafiti dann gegen Osten und Norden sich zu ergießen. Wie die Hamiten im Norden, prägten sie dabei den unterworfenen Völkern den Stempel ihrer nationalen Sitten und Gebräuche auf, rissen auch wohl einzelne Sprengteile auf ihren Eroberungszügen mit sich fort, und auf diese Weise entstand das Gemengsel suluartiger Stämme, welches ethnographisch so sehr an die „Massai-Affen" und Bantu-Hamiten des Nordens erinnert und für den Süden unserer Kolonie recht eigentlich kennzeichnend ist.

Da diese Vorgänge aber, im Gegensatz zu den analogen Verschiebungen im Norden, noch sehr jungen Datums sind, ja, wie wir gesehen haben, sich zum großen Teil noch heute abspielen, so stehen wir im Süden durchweg sehr wenig befestigten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen gegenüber, und die Darstellung wird mit ihren Urteilen sich einer großen Zurückhaltung zu befleißigen haben. Dazu kommt, daß dieser Teil unseres Schutzgebietes, vornehmlich gerade wegen der größeren Unsicherheit der ganzen Lage, verhältnismäßig am wenigsten erforscht ist, so daß die Beschreibung auch schon aus diesem Grunde nach vielen Seiten auf die bislang eingehaltene Ausführlichkeit verzichten muß. Genug, wenn es gelingt, den allgemeinen Charakter dieser Landschaften deutlich zur Anschauung zu bringen.

Es handelt sich hier um die Landschaften, welche vom unteren Rufiyi und Rovuma einerseits, der dazwischen gelegenen Küste des Indischen Oceans und dem nördlichen Nyassa andererseits eingeschlossen werden: ein Gebiet von rund 192000 oder mit der dazu gehörigen Wasserfläche des Nyassa 200000 Quadratkilometern = 3570 Quadratmeilen. Umfang.

Einteilung. Die nachfolgende Darstellung wird sich naturgemäß am besten in zwei Teile gliedern, nämlich 1. das Küstengebiet mit den dahinter gelegenen Landschaften vorwiegend suaheliartiger Bevölkerung, wie Wangindo, Wamwera, Makonde und Makua; 2. das Nyassa-Seegebiet mit dem im Osten vorgelagerten Hochplateau, auf dem Magwangwara und die ihnen angegliederten Stämme suluartigen Gepräges wohnen. Die Grenze zwischen beiden Gebieten wird etwa durch 37° ö. L. gebildet.

---

1. Das südliche Küstengebiet.

Mohoro-Gebiet. Zwischen dem Delta der Rufiyi-Mündung und der Bucht, in welche der Mohoro sich ergießt, hat die Küste einen außerordentlich zerfetzten Charakter. Ein ganzes Gewirre von Creeks schneidet ins Land ein, von denen einzelne mit einem oder dem andern der beiden Flüsse in Verbindung stehen, andere dagegen nur Salzwasserlagunen darstellen. Nur nach den großen Regenzeiten steht oft dieses ganze Küstengebiet unter Wasser, und dann bildet auch der Mohoro-Fluß einen Mündungsarm des Rufiyi. Die Küstenlinie verläuft auf dieser Strecke bis zum Ras Pombwe im Norden der Mohoro-Bucht im wesentlichen in südwestlicher Richtung. Das Hinterland stellt nach Elton und v. Behr ein äußerst reiches Alluvium von schier unerschöpflicher Triebkraft dar. Weite wogende Felder von Mais und Sesam, oder üppigstrotzende Anlagen von Reis, Hirse, Erdnüssen und Erbsen geben der Landschaft den wuchernden Charakter der Tieflandmarschen. Eine Reihe von Dörfern dehnen sich am Mohoro-Fluß aus, von denen Bungue oberhalb der Mündung als Nebenzollamtsstation zu erwähnen ist. Der Mohoro ergießt seine Gewässer in zwei Armen in die gleichnamige Bucht. Seine jährlichen Überschwemmungen geben dem Boden immer wieder frische Kraft, so daß der Ackerbau auf eigentliche Düngung hier ganz verzichten kann. Die große Regenzeit beginnt, je weiter wir gegen Süden kommen, um so früher. Im Rufiyi-Mohoro-Delta setzt sie bereits im Dezember ein, dem Rovuma zu sogar schon im November. Dem entsprechend hat auch die Feldarbeit andere Perioden als im Norden.

Die Bevölkerung in diesem Landstrich ist immer die Mischlingsrasse der Küste suaheliartigen Charakters, wie wir sie im Norden kennen gelernt haben. Der Küste vorgelagert ist auch hier ein ganzes Netz von Korallenriffs und kleinen Inselchen, welche der Schiffahrt gefährlich werden. Die Inseln sind stets emporgehobene Korallenriffs, wie Simaya, Okusa und Nyuni.

Die Mohoro-Bucht wird im Süden durchs Ras Ndumbo abgeschlossen, und von hier aus verläuft die Küstenlinie bis zum Ras Wango im Süden der Einmündung des Kiperele-Flusses in nordsüdlicher Richtung. Sie ist durchweg von einem Saum von Mangrove-Dickicht eingefaßt, hinter welchem die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen. Der größte Ort ist Samanga, welcher nach v. Behr an 1000 Einwohner zählt. Der Platz liegt 3—4 km nördlich von Ras Samanga, einem hohen Kap mit Mangroven bestanden. Samanga liegt an einem Creek und ist vom Meer aus völlig versteckt. Es wohnen dort einige Banyanen, und der Platz ist von einer gewissen handelspolitischen Bedeutung. Samanga-Küste.

Von Ras Wango bis zur Mündung des Mgingera-Flusses, welcher etwa 12 km nördlich von Kilwa Kivindje ins Meer strömt, behält die Küstenlinie im wesentlichen ihre nordsüdliche Richtung bei. Bis zum Dorfe Mtompiani, 13 km nördlich der Mgingera-Mündung, verbleibt auch die übliche Mangrove-Umrandung; von dort an tritt ein sandiger weißer Strand ans Meer hinan. Der unmittelbare Küstengürtel selbst ist eine fortdauernde Abwechselung von schmutzigen Mangrove-Sümpfen, Creeks und Flüßchen mit grauem, stagnierendem Wasser und schwarzer muddiger Erde oder heißem Sand. Von Samanga bis Mtompiani gibt es kein frisches, trinkbares Wasser, und der Marsch ist außerordentlich beschwerlich und mühevoll. Man kann sich vorstellen, wie ungesund dieser Streifen zu allen Jahreszeiten ist. Über den Mgingera führt eine Fähre hinüber. Der Fluß ist von der See durch eine flache Barre abgetrennt und dahinter etwa 16 km weit für Dampfpinassen schiffbar. Die Felder von Kilwa Kivindje reichen bis an seine Südufer hinan, und ein Marsch von 2 Stunden in südöstlicher Richtung führt in diesen nordöstlichen Hauptort des Südens von Deutsch-Ostafrika hinein. Küste Samanga-Kilwa.

Die Korallenriffe, welche die eben gekennzeichnete Küstenlinie begleiten, scheiden sich in eine innere und eine äußere Kette. Der letzteren gehören die Songa-Insel und die Fandjove-Insel an. Songa besitzt trinkbares

Wasser und ist infolgedessen auch bewohnt. Beide Eilande sind mit dichtem Wald bestanden.

Samanga-Plateau. Wenn, wie wir sahen, der eigentliche Küstenstreifen von der Mohoro-Bucht bis nach Kilwa Kivindje im großen und ganzen unerquickliche Verhältnisse aufweist, so bildet sein Hinterland ein erhöhtes Plateau mit wesentlich günstigeren Bedingungen. Es ist das Samanga-Plateau, dem im Westen die Matumbi- oder Mandandu-Berge aufgesetzt sind, und welches sich im Süden bis zum mittleren Mgingera in einem Abstand von 10—15 km von der Küste erstreckt: ein dichtes Waldland, das nach den Forschungen v. Behr's besonders in seiner südlichen Hälfte ein reiches Kopal- und Kautschukgebiet darstellt. Die Nordspitze der Matumbi-Kette (oder Vilima mbinga) erreicht in der Kuppe des Mbinga-Berges 670 m Höhe; gegen Süden hin senkt sie sich bis auf Erhebungen von 280 m ab. Sie bildet den westlichen Rand des Samanga-Plateaus, dessen Ostrand hinter dem Küstensaum erheblich niedriger ist. Das ganze Plateau mag an 1000 Quadratkilometer oder rund 18 Quadratmeilen Flächenraum umfassen. Es ist fruchtbar und verhältnismäßig gesund und in seinem Südwestteil gut angebaut. Die Eingeborenen, die sogenannten Wamatumbi sind eine Mischrasse, zu der auch Sprengteile aus dem im Untergang begriffenen Stamm der Wangindo gehören.

Wangindo. Die Wangindo sind Bantu vom Suahili-Zweig und stehen, wie v. Behr mir mitteilt, den Wasaramo verwandtschaftlich nahe. Sie wurden durch die von Süden über diese Länder hereinbrausende Sulu-Flut am empfindlichsten betroffen. Sie stellen heute „nur noch klägliche Reste einer früher vielleicht ausgebreiteten Bevölkerung dar und sind fast ganz in der Suahili-Bevölkerung aufgegangen“ (v. Behr: Die Völker zwischen Rufiyi und Rovuma, S. 6). Wir sehen, wir haben hier denselben Prozeß vor uns, den wir in Khutu und Usaramo beobachten konnten.

Wie es scheint, haben die Wangindo früher in dem Knie gesessen, welches durch den unteren Ulanga und Rufiyi gebildet wird, vielleicht bis zum Rovuma hinunter oder gar darüber hinaus. Jetzt ist ihr Land durch die Plünderungszüge der Sulu-Horden, wie der größere Teil von Usaramo, entvölkert und verödet.

Wangindo-Land. Das Gebiet, welches wir heute als Wangindo-Land bezeichnen müssen, dehnt sich im Norden zwischen den Matumbi-Bergen und dem mittleren

Ulanga aus und reicht im Süden bis über 10° südlicher Breite. Es ist ein echtes afrikanisches Steppenland, welches lebhaft an Usaramo erinnert: eine ausgedehnte trockene Ebene von 2—300 m Höhe, in welcher an feuchteren Stellen vereinzelte Ansiedelungen oasengleich verstreut liegen, mit all' den Eigentümlichkeiten der Nyika, wie wir sie wiederholt dargestellt haben. Das zu Grunde liegende Gestein ist auch hier Gneis, und die Bodenart vorwiegend der uns bekannte rote Laterit. Eine Abwechslung empfängt die Landschaft durch einzelne aufgesetzte



Baumsteppe im südlichen Wangindo-Land.

Gebirgs- oder Hügelzüge. Die Kitshi-Berge (nach v. Behr: Vilima Mombuttu) im Süden des Rufiyi sind feucht und scheinen gut bewohnt zu sein. Zwischen ihnen und den Mbinga-Bergen wendet sich ein Fluß gegen die Küste, welcher aus dem Ukuliro im Südwesten und dem aus Mbulaswa und Ngonia gebildeten Mirwanda zusammenfließt. Vielleicht ist es der Oberlauf des Mohoro. Mbulaswa und Ngonia entströmen den Lukumbi-Bergen im Südwesten der Mandandu-Kette. Im Westen, dem Rufiyi zu, sind der Ebene die Tete-Hügel aufgesetzt, welche nach Graf Pfeil 450 m hoch sind, aber nur sehr wenig Feuchtigkeit enthalten.

Die Karawanenwege aus diesem Gebiet münden vornehmlich in dem Hauptküstenplatz dieser Länder, im schon erwähnten Kilwa Kivindje Kilwa Kivindje.

(d. i. Kilwa auf dem Festland), aus. Hierhin gravitiert in erster Linie der Handel vom nördlichen und mittleren Nyassa, und schon im Jahre 1892, zur Zeit der Anwesenheit des Direktors der Kolonialabteilung Dr. Kayser, gab das Vorhandensein von allein 250 indischen Firmen in dieser Stadt Zeugnis von ihrer großen Handelsbedeutung. (Denkschrift über „Die Entwicklung unserer Kolonien", Berlin 1892.)

Auch in Kilwa Kivindje haben wir ein interessantes Beispiel von der Entwicklung ostafrikanischer Städte. Denn sein Emporkommen verdankt es ausschließlich dem Umstande, daß es — keinen Hafen besitzt. In früheren Jahrhunderten war die Königin dieser Küste das ein wenig südlich gelegene Kilwa Kisiwani. Dort hatte die arabische und hernach die portugiesische Herrschaft ihr Hauptbollwerk und ihren Mittelpunkt. Und mit Recht; denn Kilwa Kisiwani besitzt einen ausgezeichneten natürlichen Hafen und somit die Vorbedingung als Thor für das Hinterland. Aber, da der Handel dieser Länder bis zur deutschen Besitzergreifung vornehmlich auf der Ausfuhr von Sklaven beruhte, und da die europäischen Mächte, insbesondere Großbritannien, im Verlaufe dieses Jahrhunderts diese Ausfuhr mehr und mehr zu unterdrücken versuchten, wendete sich der Verkehr überall von den Küstenplätzen, wo Hafenbildung das Einlaufen von Kriegsschiffen gestattete, ab zu solchen Orten, an denen Riffe und Untiefen natürlichen Schutz vor diesen hauptsächlichsten Feinden boten. Der Handel von Tanga ging an Wanga und Pangani über; der Verkehr von Kilwa Kisiwani aber zog sich zum nahe gelegenen Kilwa Kivindje, wo große Schiffe gezwungen sind, 1¾ Meilen von der Stadt entfernt vor Anker zu gehen.

Auch in dieser Entfernung ist die Rhede nur bei ruhigem Wetter durch Riffe gegen Nordosten hinlänglich geschützt, bei Unwetter dagegen dringt die Seedünung hindurch, und Schiffe finden keine genügende Deckung. Gegen Süden bildet die Landecke des Ras Miramba eine natürliche Schutzwehr.

Somit fehlt Kilwa Kivindje die eigentliche Grundlage für einen Aufschwung als Seeplatz nach modern europäischer Art; und es kann auch gar keine Frage sein, daß, wenn einmal der Süden wirtschaftlich erschlossen werden wird, dann Kilwa Kisiwani von selbst wieder an seine Stelle treten muß. Kein Mensch z. B. würde daran denken können, eine Eisenbahn zum Nyassa von Kilwa Kivindje auslaufen zu lassen;

sondern dazu würde man doch den Hafen von Kisiwani zu wählen haben. Aus denselben Gesichtspunkten, aus denen die deutsche Verwaltung seiner Zeit sehr richtiger Weise an Stelle von Bagamoyo Dar-es-Salam zu ihrem Hauptsitz und an Stelle von Pangani Tanga für die Verwaltung des Nordens wählte, hätte von vornherein auch Kilwa Kisiwani statt Kilwa Kivindje entwickelt werden sollen.

Inmitten eines Waldes von Kokosnußpalmen, ein Gewirre von Steinhäusern und Hütten, liegt die Stadt Kilwa Kivindje da. Den Mittelpunkt des Ortes bildet die von dem verstorbenen v. Zelewski nach großem Plan angelegte Kaiserliche Station. Die Einwohnerzahl von Kilwa Kivindje wird auf 8—10 000 Köpfe abgeschätzt werden können, unter denen das indische Element besonders stark hervortritt. Europäer wohnten im Februar 1893 nur 11 in der Stadt, und zwar 8 Deutsche, ein Österreicher und 2 Griechen. Von den 8 Deutschen waren 7 Angestellte des Gouvernements. Die Stadt ist reichlich mit Brunnen versehen; doch ist das Wasser schlecht, und infolgedessen leitete Herr v. Zelewski das Trinkwasser für die Station von außen herein. Der Boden in Kilwa Kivindje hinter der eigentlichen sandigen Düne stellt einen fetten Thon dar, welcher sehr fruchtbar ist. Im Südwesten der Stadt steigt 167 m hoch der Singino-Berg auf, mit dem dahinter liegenden, 146 m hohen, Nangurukru-Hügel durch einen schmalen Sattel verbunden. Im Süden schließt sich an einen Ausläufer des Singino der 140 m hohe Mpara-Hügel, welcher bereits einen Arm der Bucht von Kilwa Kisiwani im Norden überragt. Der Singino ist eigentlich ein flaches Plateau von gegen 6 km im Durchmesser, welches gut angebaut ist und scharf gegen die See zu abfällt.

Der diesem Hügel vorgelagerte Küstenstreifen verläuft vom Ras Miramba an in südöstlicher Richtung und bildet dabei zwei flache, langgestreckte Buchten, welche durch das Ras Tikwiri von einander abgetrennt werden. Die nördliche, welche 5½ Seemeilen im Durchmesser hat, besitzt einen flachen, muddigen Strand und ist von dichtem Mangrove-Gestrüpp eingerahmt. Die südliche, vom Ras Tikwiri bis zum Ras Matuso reichend, Rukyira-Bucht genannt, hat 8 Seemeilen im Durchmesser und bildet einen sandigen, ebenfalls flachen Strand mit mehreren kleinen Dörfern. Gegen die hohe See ist sie durchweg durch eine Kette von Korallenriffen abgetrennt, welche zur Ebbezeit trocken liegen. Ein Kilwa-Küste.

lang gestrecktes Riff (Mwamba Rukyira) springt auch vom Ras Matuso aus 3½ Meilen lang scharf gegen Osten ins Meer.

Vom Ras Matuso springt die Küste gegen Westen auf etwa drei Seemeilen, um dann in einer kleinen Landzunge gegen die Insel von Kilwa Kisiwani vorzustoßen. Darauf wendet sie sich gegen Norden und bildet die westliche Umrandung des Beaver-Hafens, wie der schon erwähnte nördliche Arm der Bucht von Kilwa Kisiwani heißt.

Die Halbinsel, welche so entsteht, erinnert in ihrer Gestalt ein wenig an ein Lilliput-Italien, dessen Sicilien eben die Insel von Kilwa Kisiwani sein würde. Der Beaver-Hafen wird an seiner ganzen Ost- und Nordseite von einem kleinen Hügelzug eingefaßt, dessen höchster Punkt der Mpara-Hügel ist. Von dessen Fuß aus springt die Bucht gegen Westen landeinwärts, wo sie eine Reihe von Inseln bildet, welche eine Brutstätte für alle Arten von Wasservögeln liefern. Dies war wenigstens im Jahre 1887 der Fall, wo ich diese Gegenden zum erstenmal befuhr.

Kilwa Kisiwani. Im Süden nun schließt diesen Meeresarm die Insel des alten Kilwa ab, und gerade dem Beaver-Hafen gegenüber lag die arabische Stadt selbst, und befinden sich heute noch ihre Trümmer. Es war ein vorzüglicher Punkt, auf welchem Araber vor mehr als neun Jahrhunderten diese Gründung angelegt haben. Die Bucht hat hier in ihrem südlichen Teil, gerade gegenüber der alten Burg, Ankergrund in Tiefe von 9 bis 15 Faden für viele Schiffe, und die Einfahrt ist, wenn auch schmal, so doch gegen die See durch die vorspringenden Riffe vollständig geschützt, klar und tief und kann ohne Lootsen passiert werden. Somit ist dieser Hafen einer der besten an der ostafrikanischen Küste. Die ihn im Süden abschließende Insel aber, welche durch einen Kanal vom Festland abgetrennt ist, ist von großer Fruchtbarkeit, ein leichter, humoser Boden, geeignet für alle Arten von Kulturen; insbesondere auch für Baumwolle.

Hier liegt heute, neben Ruinen, ein kleines Suahili-Dorf mit einem Nebenzollamt der kaiserlich deutschen Verwaltung. Wenige Indier haben dazwischen sich niedergelassen, welche einen elenden Kleinhandel betreiben. Es ist ein wehmütiges memento mori, was von dem alten Kilwa übriggeblieben ist.

Denn diese Stadt war früher die stolze Königin des Südens. Kiloat el Muluk: Kilwa, die Herrscherin, benannten die Araber sie.

Und mit Recht; denn von Sofala bis nach Mombasa war Ostafrika durch Jahrhunderte ihr unterthan.

Gegründet war Kilwa durch Ali, den Sohn des persischen Sultans Hhacen in Schiras, und zwar im Jahre 987 (s. Grimm, Abriß der Kulturgeschichte Ostafrikas, S. 41).

Dies geschah also zu der Zeit, als die Ottonen in Deutschland den Versuch machten, das abendländische Kaiserreich wieder herzustellen. Bald blühte der Platz empor; sogar an den Goldminen von Ophir setzten die Herrscher von Kilwa sich fest. Ibn Batuta, welcher die ostafrikanische Küste 1331 besuchte und als wahrheitsgetreuer Geograph bekannt ist, schildert Kilwa als eine schöne Stadt am Meere, als eine der größesten und bestgebauten der Erde, obwohl sie ganz von Holz sei.

1498 zog bekanntlich für Ostafrika eine neue Kulturepoche herauf. Vasco da Gama und seine Nachfolger unterwarfen die Gestade zu beiden Seiten des Indischen Oceans der portugiesischen Herrschaft, und an die Stelle des Halbmondes, welcher bis dahin vorgeherrscht hatte, trat auch in Ostafrika das Kreuz. Kilwa, die Herrin des Südens, wurde im Jahre 1505 durch den portugiesischen Vizekönig d'Almeïda erobert. Die Berichte von dem Glanz und Reichtum Kilwas bei Gelegenheit dieser Einnahme erscheinen uns fremdartig und fast unglaublich, und doch haben wir keinerlei Grund, an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Wenn wir sie lesen, so gewinnen wir fast den Eindruck, eine der Phantasieschöpfungen aus Tausend und einer Nacht vor uns zu haben.

Damals scheint die ganze Westküste des Indischen Oceans in einer Blüte gestanden zu haben, von welcher heute kaum noch die Spuren übrig geblieben sind. Dies ist für uns um so interessanter, weil es doch darthut, was aus Ostafrika von neuem zu werden vermag.

Die portugiesische Herrschaft in Deutsch-Ostafrika hat nicht länger als zwei Jahrhunderte gedauert. Im Jahre 1698 fielen diese Küsten und Inseln von neuem den Arabern in die Hände, welche sie auch in einer Reihe hin- und herschwankender Kämpfe bis zu unserer Besitzergreifung behauptet haben. Auch in dieser Epoche behielt Kilwa lange Zeit hindurch seine tonangebende Bedeutung.

Wie Krapf erzählt, soll die Stadt zur Zeit ihrer arabischen Blüte 300 Moscheen besessen haben. Jetzt ist der Ort verfallen, und, was

an handelspolitischer Bedeutung übrig geblieben, ist an Kilwa Kivindje übergegangen.

Es gewährt eigentümliche Empfindung, an einer solchen Stätte ehemaliger Größe zu wandeln, und in Afrika noch mehr als in anderen Ländern; eben, weil rätselhafter als anderswo hier, wo wir heute fast nur Verfall und Verkommenheit wahrnehmen, eine blühende Kultur erscheinen muß. Der Hintergrund des ganzen sozialen und politischen Daseins ist ein düsterer, und um so greller und lichtvoller müssen sich auf ihm geschichtliche Gestaltungen abheben, wie sie von Kilwa und anderen Plätzen urkundlich überliefert sind.

Heute freilich predigen auch seine Trümmer nur von Untergang und Tod. v. Behr hat von ihnen eine ausführliche und interessante Beschreibung gegeben (Deutsches Kolonialblatt 1892, S. 643—45), welcher ich nachfolgende Einzelheiten entnehme: „Am Nordostufer der Insel erhebt sich, unmittelbar am Meeresstrande, ein mächtiges arabisches Fort mit Ecktürmen und krenelierten Mauern. Der viereckige Bau hat 20 m im Quadrat, die Mauern sind etwa 12, die Türme 15 m hoch. Die dem Meere zugekehrte Front ist durch die wogenden Flutwellen fast ganz zerstört. Einer der mächtigsten Ecktürme liegt bereits in Trümmern am Boden, der zweite ist ebenfalls unterspült und wird bald nachfolgen; die übrigen Mauern und Türme sind jedoch noch unversehrt und bieten, vom Meere aus gesehen, einen imposanten Anblick dar. Durch ein schön geschnitztes Holzthor, über dem ein Koranspruch angebracht ist, gelangt man in den Burghof, welcher ganz mit Gras und dichtem Buschwerk überzogen ist.“ „Nach Aussage der Eingeborenen soll das Fort von Sayid Seyid zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut sein.“ „In einiger Entfernung von der alten Araberstadt liegen gegen Süden die Ruinen zweier Moscheen, welche noch ziemlich gut erhalten sind und anscheinend einer früheren Periode angehören.“ „Der erste Eindruck, welchen man von diesen Bauwerken empfängt, ist ein sehr günstiger und fast großartiger.“ „Einer zweiten, für sich abgeschlossenen, Periode gehören die portugiesischen Bauten im Westen der Insel an, welche trotz ihres hohen Alters von 300 bis 400 Jahren noch zum Teil vollständig erhalten sind.“ Der ganze Eindruck dieser Reste aus der Portugiesenzeit veranlaßt auch v. Behr zu dem Urteil: „Zur damaligen Zeit muß Kilwa eine stolze Zwing-

burg gewesen sein, welche den Portugiesen eine achtunggebietende Stellung gab."

Ich sah diese Ruinen im Sommer 1887, wo ich die Vorbereitungen traf, die zweihundertjährige arabische Herrschaft wieder einmal durch eine christlich-europäische, und zwar diesmal die deutsche, abzulösen. Es lag nahe, daß sich in einem solchen Augenblick die geschichtliche Bedeutsamkeit dieser noch anschaulich dastehenden stolzen Vergangenheit



Ruinen von Kilwa Kisiwani.
Nach einer Photographie des Herrn Lieder.

besonders lebhaft der Seele aufdrängen mußte. Aber auch ohne diese Nebenempfindung haben die Trümmerreste einen eigenartig romantischen und landschaftlich ästhetischen Zauber; wie sie daliegen inmitten des wuchernden Grün, wenn die Abendsonne des Südens sie mit grellem Scheine verklärt. Über dem alten Gemäuer erhebt sich das vornehme Haupt der ernst-melancholischen Palme, welche gerade an ihm seinen wirkungsvollsten Hintergrund findet. Am Gestade aber plätschert die Woge der tiefblauen See, ein Bild der unerschöpflichen Schaffensfülle des Ewigen, vor dem die Geschlechter dahinrollen, wie der Treibsand unter unseren Füßen, und vor dem die Wandlungen

von Jahrtausenden sind wie das Zucken des Pulsschlages in unserm Herzen.

Der Kanal, welcher die Insel Kilwa vom Festlande trennt, ist in seinem nördlichen Teil sehr flach und bei Ebbe durchwatbar. Eine kleine Fähre vermittelt die Verbindung zwischen Insel und Festland. Recht merkwürdig und interessant ist die bereits früher mitgeteilte Thatsache, daß zur portugiesischen Zeit große Kriegsschiffe um die ganze Insel herumgefahren seien. Danach war der Kanal vor einigen Jahrhunderten erheblich tiefer; und dies, ebenso wie die Verhältnisse an der Bucht von Tangata, läßt auf ein Ansteigen der ganzen ostafrikanischen Küste in der jüngsten Periode schließen.

Festland. Das gegenüberliegende Festland ist ein an der Küste sumpfiges, landeinwärts langsam ansteigendes, mit niedrigen Hügelketten durchzogenes Gebiet. Trotzdem es in den ersten 20 km verhältnismäßig trocken ist, ist es doch mit Anpflanzungen reich bestanden. In die südwestliche Ecke des Beaver-Hafens ergießt sich der Mavudji-Fluß, an dessen linkem Ufer die aus v. d. Deckens Reisebeschreibung bekannte Araberansiedelung Mukapunda liegt. Am Mavudji wohnt eine aus Wamwera und Makua gemischte Bevölkerung. Nördlich davon mündet der Ngaúra in denselben Creek, dessen Quellen westlich in der Landschaft Rumbo, etwa 25 km von der Einmündung, liegen. Auch am oberen Ngaúra befinden sich noch eine Reihe von Ansiedelungen und Dörfern, so die Mbati-Dörfer. Im Süden davon erheben sich der Tarakasa und Kiturika-Berg. Ein dritter Bach, der Nandumbiri fließt in einen nördlichen Zipfel des Beaver-Hafens.

Das weitere Hinterland dieser Küste hinter den beiden Kilwas ist uns aus v. d. Deckens Beschreibung (Reise in Ostafrika I., S. 161—185), dem Itinerar von Charles Stewart Smith (explorations in Zanzibar dominions. Proc. R. Geograph. Society, London 1887, Supplementary papers II, 1) und den Angaben Ramsays auf der neuesten Karte Kieperts im allgemeinen bekannt. Wir befinden uns immer noch im Wangindo-Gebiet. Aber, was wir von dem ganzen Lande aussprechen konnten, läßt sich hier im besonderen nachweisen. v. d. Decken fand im Jahre 1860 noch eine Reihe blühender Ansiedelungen und das Land zum Teil sehr gut angebaut und „stark bevölkert"; Smith im Jahre 1884 mußte feststellen, daß »in the belt of country extending

from the immediate neighbourhood of Kilwa to Kungwana's, a distance of 250 miles and for some days-march along the Ndonde road there are now absolutely no inhabitants«. (S. 103.) Smith fügt hinzu, daß eine Reihe von Anzeichen den Beweis früherer Bewohntheit dieser Gebiete lieferten. Auch v. Behr, welcher v. d. Deckens Reiseroute kreuzte, teilt mit, daß die Einöde dort jetzt herrsche, und Lieder, welcher die Strecke von der Rovuma-Quelle bis an die Küste durchzog, gibt positiv bekannt, daß von Songeas Dörfern bis zwei Tage westwärts von Kilwa heute nicht die geringste Ansiedelung mehr vorhanden ist, obwohl auch er überall Spuren ehemaliger Bewohntheit fand. Die Wangindo haben das Feld vor den Magwangwara räumen müssen, welche zum erstenmal um 1866 unter ihrem Führer Chuma (Eisen) in einer großen Flutwelle bis dicht an die Küste über dieses Land dahinstürmten, brennend und mordend, und welche dasselbe seitdem in Schrecken halten. Die Angst vor ihnen verhindert jede neue Besiedelung.

Der allgemeine geographische Charakter auch dieser Gebiete läßt sich als der einer von der Küste aus stetig ansteigenden Steppe bestimmen; nur scheint hier gegen Süden mehr als im Norden auf weite Strecken lichter Wald den Boden zu bedecken.[1])

7½ km südwestlich von Kilwa Kivindje, beim Orte Moisina, fand Smith in der Höhe von 12 m über dem jetzigen Meeresspiegel die Spur eines alten Seestrandes, wodurch die Thatsache des Emporsteigens dieser Küsten, welche wir bei Tangata und Kilwa Kisiwani bereits feststellen konnten, auch hier erwiesen wird. Dann folgt gegen Westen ein gewelltes Land mit tief eingerissenen Wasserläufen und runden Thalsohlen, teilweise mit krüppeligem Busch, teils mit hartem Gras bestanden, welches wegen seiner Trockenheit ein sehr ödes Aussehen hat. Dieser Charakter bleibt bis Mpuïmu, an welchem Platz die Straße nach Donde und dem Magwangwara-Land vorüberführt. Dann treten wir in lichtes Waldgebiet ein, besonders aus Akazien gebildet, überragt von einzelnen hohen Platanen. Schlingpflanzen zwischen Bäumen und Südliches Gindoland.

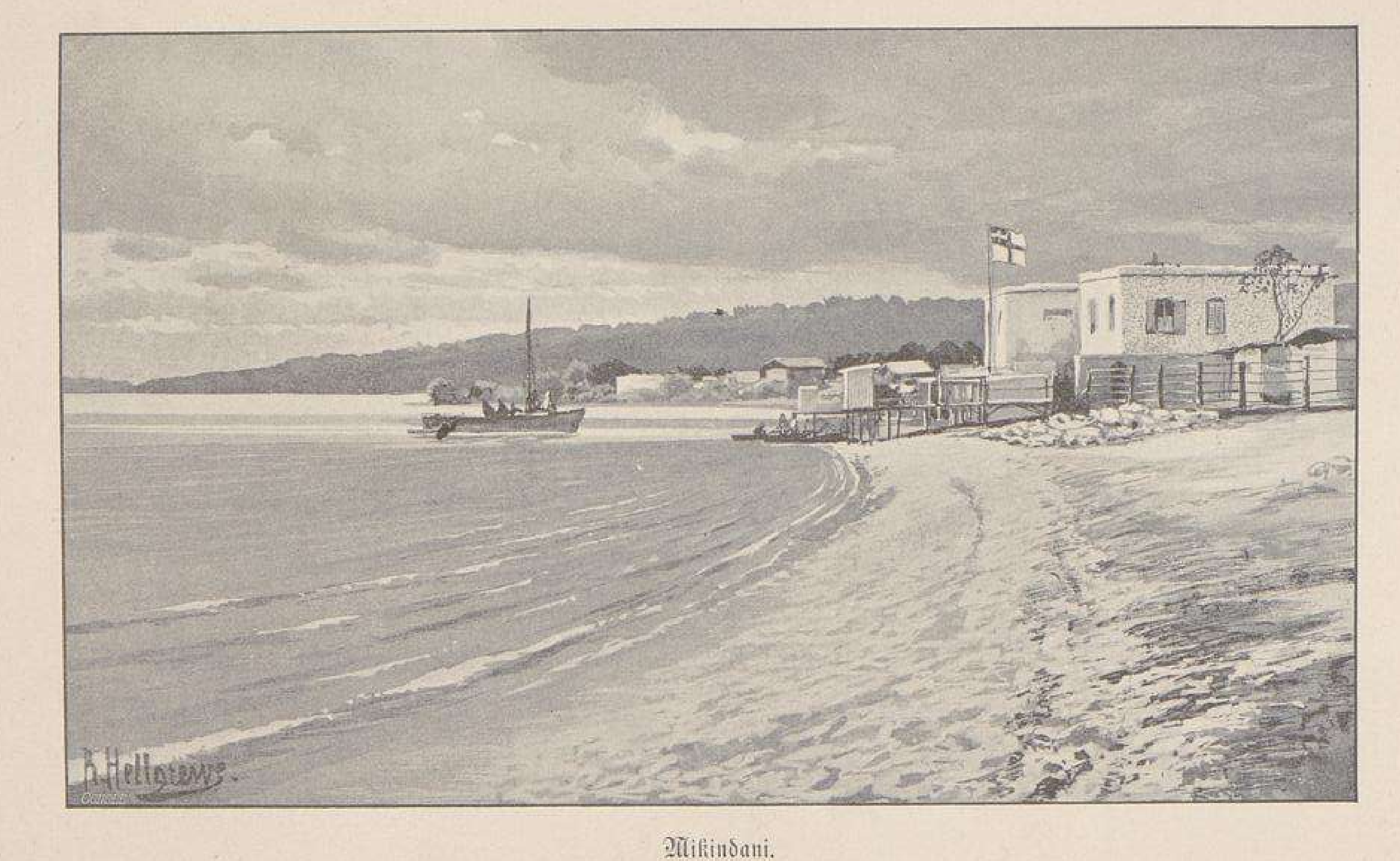
[1]) Lieder fand auf der von ihm bereisten Strecke als bemerkenswert für dieses Gebiet das Fehlen von Mimosen und Leuchter-Euphorbien; wir haben nirgends eigentliche Buschsteppe, sondern durchweg lichte Baumsteppe ohne Unterholz; streckenweise tritt Bambusrohr massenhaft auf.

Büschen erschweren das Vorwärtsdringen. Einige kleine Flußläufe, welche wahrscheinlich dem bei Kilwa Kisiwani mündenden Mavudji angehören, strömen gegen Süden.

Die Ebene gewinnt nun einige Abwechslung durch zerstreute Blöcke von Quarz und Raseneisenstein oder einzelne aufgesetzte Felshügel, wie den Kilole, Nanguale und andere. Je weiter wir gegen Westen kommen, um so mehr steigt das Land an und um so feuchter wird es. Die Gewässer fließen immer gegen Süden und Osten. So der Kiperele-, Namitelle- und Lihumu-Fluß. Streckenweise treten Versumpfungen auf, wie in den Kilimantembo-Sümpfen, welche durch Stauungen aus den östlichen Zuflüssen des Ruhuhu gebildet werden. Dieser läuft aus einer großen Anzahl von Quellbächen zusammen, welche aus dem Kongomero-Gebirge und den südlich davon gelegenen Lukunde- und Makundue-Bergen entspringen, unweit der Landschaft Nangungulu oder Nanguru (37° — 37° 30′ ö. L.). Von solchen nennt v. d. Decken den Luere, Lombe, Gurumasiva, Kigombe, Mitendoki, Nambuju und Buenculo-Fluß. Das Gebirgsland, welches hier anhebt, ist von sehr eigentümlicher Bildung. „Anhäufungen von Basaltblöcken treten auf, bald zu kleineren Gruppen vereinigt, bald hohe Berge darstellend, alle von sonderbarer, zackiger, und zerrissener Form" (S. 184.) Die sämtlichen aufgeführten Flüsse sind periodische Läufe, welche Wasser nur zur Regenzeit führen und, wie es scheint, im Umbekuru einen ebenso periodischen Ausweg zur Küste finden.

Von den Nangugulu-Bergen an erhebt sich das Land ohne scharf abgesetzte Terrainsprünge allmählich bis zum Hochplateau des Magwangwara-Landes, welches zur östlichen Umrandung des Nyassa gehört.

Als ein sehr ödes, menschenleeres Gebiet beschreibt auch Smith das Hinterland der Küstenstrecke von Kilwa Kivindje bis Lindi im Itinerar seiner Reise von letzterem Ort zum Rovuma. Überall dieselbe trostlose Ebene, über welcher die heiße Sonne brütet, mit wenigem Busch und hartem Gras oder verkommenem Baumwuchs bestanden. Hügel und Felsblöcke bringen auch hier ein wenig Abwechslung in die Landschaft, die Flußläufe sind fast durchweg wasserleer. Das feuchte Naß muß aus Löchern oder durch Nachgraben in den Flußbetten gewonnen werden. Die Hügel, wie der Mtumwa, zwischen Mavudji und Msinji-Fluß, welche Smith beide trocken fand, der Matu und Nandanga, westlich vom Kiperele, und andere bestehen aus Quarz und metamorphischen Gesteinen.



Mikindani.

Nach einer Photographie.

Die Bäume grau, verkrüppelt und blütenlos! Die Ebene ist auch hier gewellt; die erwähnten Hügel steigen bis zu 275 m an.

Wir sehen, wir haben immer Gebiete wie das öde Tiefland von Usaramo vor uns. Der Charakter bleibt in Ostafrika stets derselbe; den Hochplateaus des Innern ist ein Saum tiefer gelegener Steppen vorgelagert, welcher im Norden durch die Gebirgsländer von Usambara, Nguru und Ukami unterbrochen und eingeengt wird, im Süden sich aber uneingeschränkt bis zu den westlichen Randplateaus von Uhehe und den Magwangwara-Landschaften ausdehnt. Er ist im wesentlichen immer nur da fruchtbar, wo die vom Hochland herabgekommenen Wassermassen stark genug sind, ein alluviales Schwemmland anzusetzen, wie am untern Kingani, sowie am mittleren und unteren Rufiyi. Es ist im wesentlichen dieselbe Bildung wie am Nil, wenn auch die ostafrikanischen Tieflandsteppen in Bezug auf Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit der eigentlichen Wüste um einige Stufen überlegen sind. Aber die Kultivation wird auch hier vermutlich dauernd einen oasenartigen Charakter behalten.

Besser werden diese Verhältnisse, je weiter wir gegen Westen vordringen. Die Landschaft steigt von 37° 30′ ö. L. an allmählich bis auf 450 m und weiterhin terrassenförmig weiter an. Etwa einen Breitengrad nördlich von den Kilimantembo-Sümpfen und dem Kongomero-Gebirge wird die Waldlandschaft Donde gebildet, welche feucht genug zur Besiedelung ist, und wo Wangindo-Niederlassungen geblieben sind. Das Gebiet wird nach Ramsay allgemein Mhitu oder Msitu (d. i. im Walde) genannt, und die Eingeborenen haben ihre zerstreuten Gehöfte inmitten dichter Waldparzellen angelegt, wo sie im Fall der Gefahr Schlupfwinkel zum Versteck finden. Sie treiben nur wenig Ackerbau und leben in steter Gefahr, Hungers zu sterben. Daneben beschäftigen sie sich mit der lohnenden Gummigewinnung. Solche wird besonders auch in Süd-Donde betrieben, im Dorfe des Küstenmannes Rombo (Ramsay). Alle diese Ansiedelungen sind in völliger Abhängigkeit von Sabruma, einem Häuptlinge der Wangoni, welche dieses Gebiet als Verpflegungsstation für ihre Raub- und Plünderungszüge gegen Osten betrachten und deshalb die Eingeborenen verschont haben.

Donde.

Westlich von Donde folgen einige kleinere Landschaften: Nendoë, Lioto, Mandandu, ebenfalls oasenartig im Walde gelegen, bis wir

in das Stromgebiet des Luvegu gelangen, wo sich die letzten Wangindo-Ansiedelungen gegen Westen befinden, an den Grenzen der Walihuhu-Wangoni Sabrumas, von denen auch sie abhängig sind.

Die Landschaft steigt allmählich von 450 bis gegen 700 m an; und auch hier sind ihr einzelne Hügelrücken, wie die Piroguli-Kette, die Maturi-Berge, der Mampyui-Rücken, aufgesetzt.

Luvegu. Der Luvegu nimmt von Süden eine Reihe von periodischen Zuflüssen aus diesem Gebiet auf: den Dapatte, Denye, Mbaragandu und weiter westlich den Savati.

Der obere Luvegu selbst, welcher aus den Matogoro-Bergen dicht an der Quelle des Rovuma entspringt und in weitem Bogen gegen Norden zum Ulanga fließt, ist ungefähr die Grenze zwischen Wangindo und den Sulu-Stämmen des Westens. Wie armselig und trostlos die Verhältnisse auch in diesen feuchteren westlichen Teilen des Gindo-Landes sind, können wir aus der Bemerkung Ramsays entnehmen, daß Expeditionen, welche von der Küste zum Nyassa marschieren, sich in Donde für 8—10 Tage mit Proviant versehen müssen, um nur bis zum Luvegu kommen zu können. Nicht besser ist das im Süden zwischen Songea und Massasi, wo sich jede größere Karawane nach Lieder sogar für 14—16 Tage verproviantieren muß.

Küste: Kilwa-Lindi. Somit sind die wertvollen Teile dieser Küstenlandschaften zwischen 9 und 10° s. Br. auf den eigentlichen Küstenstreifen selbst beschränkt, wo sich einige günstige Punkte vorfinden. Im allgemeinen behält die Küstenlinie zwischen Kilwa Kisiwani und Lindi ihre süd-südwestliche Richtung bei. Südlich von der Kilwa-Insel öffnet sich der Hafen von Sangarungu mit einem ins Festland eingeschnittenen System von Buchten und Creeks.

In seiner Mitte liegt die Mangrove-Insel Sandji-ya-Kati, auf welcher sich ein Dorf befindet, und vom Ocean wird er abgetrennt durch die große Insel Songa Manara mit mehreren Ortschaften und Ruinen aus der Portugiesenzeit. In diesem Hafen von Sangarungu will man die Bucht Pactolus der alten Karten wiedererkennen. Als Hafen ist dieselbe nicht viel wert, da der Boden muddig ist, und Ebbe und Flut heftig ein- und ausströmen. Im Süden von Songa Manara hat der Hafen im Porwi-Creek einen flachen Kanal zum Meer.

Von hier an verläuft die Küste zunächst in wesentlich nord-südlicher Richtung bis zur Bucht von Kiswere. Nur einmal, etwa in der Mitte,

wird sie durch die flache Roango-Bucht unterbrochen. Sie wird auf dieser ganzen Strecke von einem schmalen Hügelzug begleitet, und zwar ist sie im Norden mehr felsiger Natur und hat im Süden von Roango einen im allgemeinen sandigen Strand.

Bei Ras Fugio springt sie westlich zur Bucht und zum Hafen von Kiswere um. Derselbe bietet einen guten Ankergrund in einer Tiefe von 4½ Faden. Der unmittelbare Strand ist sandig; aber dahinter findet sich guter Ackerboden. Beim Ort Kiswere mündet ein kleiner Süßwasserstrom, und hier enden einige Straßen aus dem Innern. Infolgedessen ist der Platz mit einem Kaiserlichen Nebenzollamt besetzt. Fünf Stunden hinter Kiswere liegt der Mkoe-Sumpf, der nur bei Regenzeit offenes Wasser zeigt. Ein zweiter, weit größerer Sumpfsee, Kigombo genannt, befindet sich nach Lieder stromaufwärts am Umbekuru. Kiswere.

Das Grant-Kap bildet die südliche Ecke der Kiswere-Bucht. Von hier aus verläuft die Küste in südwestlicher Richtung. Die sie begleitende Hügelkette wird breiter und höher; sie steigt von 20 m bis auf etwa 200 m nördlich von Lindi. Südlich des Grant-Kaps mündet in die Mjungu-Bucht der oben erwähnte Umbekuru, welcher hier Mto Bwamkuro genannt wird. Die Bucht bietet ebenfalls guten Ankergrund. Zur Regenzeit führt der Fluß eine große Wassermenge ins Meer, welche dasselbe auf Meilen weit gelb färbt.

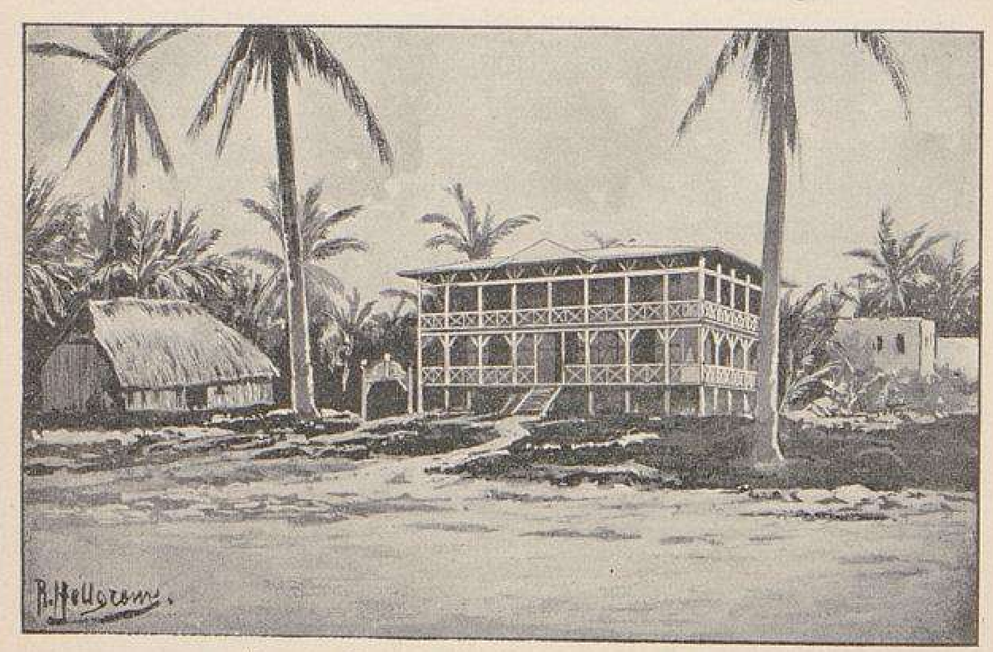
Das Hinterland dieser Küstenstrecke bis gegen Lindi wird von Wamwera bewohnt, einem suahiliartigen Stamm wie die Wangindo. Aber es gilt von ihnen dasselbe wie von diesen. Sie bilden nur noch elende Überreste und sind fast ganz in die Suahilis der Küstenbevölkerung hineingedrängt und von diesen aufgesogen. Der östliche Teil des Wamwera-Landes, welcher noch am besten bevölkert war, hat in den Jahren 1891 und 1892 unter den Einfällen der Sabruma-Mafiti stark zu leiden gehabt. Wamwera.

Die Küste verläuft im allgemeinen jetzt kompakter, als wie wir dies im Norden fanden. Die beiden kleinen Buchten von Ruvu und Nondo bieten keinen Ankerplatz. Erst die Mtschinga-Bai, welche durch Ras Rokumbi von der letzteren getrennt wird, bildet wiederum einen Hafen und Ausfuhrplatz für Karawanen. Hier befindet sich demnach auch wieder ein Nebenzollamt. Die Stadt liegt äußerst malerisch inmitten von Kokosnußpflanzungen und gewährt ein sehr liebliches Bild vom Mtschinga.

Hafen her. Der Boden, von dem ich 1887 bereits Proben nach Europa schickte, ist von großer Fruchtbarkeit.

Ras Msinga schließt die Bucht im Süden ab. Von ihm aus schwingt sich die Küstenlinie in mäßigem, 11 Seemeilen weitem Bogen gegen Süden zum Ras Banura, welches die Nordecke unseres größten südlichen Hafens, der Bucht von Lindi, bildet. In den Hügelketten entwickeln sich auf dieser Strecke einige kleine Bäche, deren größter sich zwischen Ras Kibungwe und Ras Kisanamba ins Meer ergießt.

Lindi.



Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Lindi.

Die Bucht von Lindi ist von großem malerischem Reiz. Von einem Kranz bewaldeter Hügel eingerahmt, deren dunkles Grün vom tiefblauen Spiegel des Wassers sich märchenhaft abhebt, gewährt sie mit ihren oft schroff hervorragenden Felskuppen und schön geschwungenen Kaps und Vorsprüngen einen unbeschreiblich lieblichen Eindruck. Dazu die netten Strohdächer der Dörfer mit schön gehaltenen Anpflanzungen, die vielen Inseln, teils starr und barock als Korallenriffs aus der See emporragend, teils mit grünem Mangroven-Gestrüpp überzogen, und über dem Ganzen die Sonne der Äquatorwelt: das alles läßt sich eher nachempfinden als schildern.

In die äußerste Südwestecke der Bucht ergießt sich der Lukuledi-Fluß ins Meer, in einem verschlungenen System von Armen und Creeks. Derselbe ist etwa zwei deutsche Meilen bis zu einem Ort Namens Liara mit Booten schiffbar. An seinem linken Ufer, wohl eine Marschstunde vom offenen Meer entfernt, liegt die Stadt Lindi, inmitten eines Palmen- und Orangenhaines, eine Anzahl von Strohhütten mit dem stattlichen Kaiserlichen Fort, dem Zollhaus und der Faktorei der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Der Ort hat etwa 4000 Einwohner, aber gar keine eigentlichen Steinhäuser, da die hier angesessenen Araber meistens landeinwärts auf ihren Anpflanzungen wohnen. Zu erwähnen ist nur ein alter steinerner Turm aus der Portugiesenzeit.

Der Hafen selbst ist nicht so gut wie der von Kilwa Kisiwani. Nur kleinere Schiffe und Dhows können in den Fluß hineinfahren und einige hundert Meter vom Fort vor Anker gehen. Große Fahrzeuge müssen draußen in der Bucht unterhalb der Flußmündung bleiben. Dort haben sie dann sehr guten Ankergrund und vollen Schutz gegen die See. Die Einfahrt in die Bucht vom offenen Meer zwischen Ras Banura und Ras Shuka im Süden ist 3 Seemeilen breit und sehr tief.

Die Bedeutung Lindis liegt in der Thatsache, daß es der Ausgangspunkt eines bedeutenden Handels aus dem Innern ist. v. Behr hat diese Verhältnisse in einem ausführlichen Aufsatz dargelegt (Deutsches Kolonialblatt 1892, S. 578 ff.), dem ich folgendes entnehme:

„Die Waren, welche hier auf den Markt kommen sind, im wesentlichen dieselben wie in Kilwa und lassen sich nach ihren Produktionsgebieten in zwei Kategorien teilen. In die erste Klasse entfallen alle Produkte, welche aus der Umgegend von Lindi und dem nächsten Hinterlande auf den Markt gebracht werden; ganz unabhängig von diesem ist (2.) der Karawanenhandel." (S. 579.) Die erstere Klasse umfaßt „Kopal, Gummi, Sesam, Getreide, Sorghum, Flußpferdzähne, Wachs, etwas Schildpatt, Salz und Tabak"; die zweite ausschließlich Elfenbein. Weit ins Inland reichen die Beziehungen Lindis zur Erlangung dieser zweiten Waren. Sie erstrecken sich bis zum Süd- und Westufer des Nyassa-Sees und bis zu den Gebieten am Bangweolo- und Maeru-See. Die Karawanenstraßen in diese Länder führen heute aus Furcht vor den Magwangwara nicht mehr wie früher durch die Wangindo-Steppen im Norden, sondern vielmehr über die englische Missionsstation

Masasi über Lumesule nach Moesi und Songea und dann über den Nyassa nach der englischen Station Karonga. Die noch bis vor kurzem ziemlich häufig begangene eigentliche Rovuma-Straße ist, da seit dem Sommer 1891 auch die letzten Dörfer am Fluß bei Marumba und Matawatawa (Petersfälle), ebenso wie die am Lujende und oberen Rovuma gelegenen Siedelungen zerstört sind, wie Lieder mir mitteilt, kaum noch zu begehen. Nur Wayao-Karawanen ziehen hier jetzt entlang. Eine dritte Straße führt vom Nordende des Makonde-Plateaus über Lukumbi, Liculu und Kiswere nach Kilwa, auf der hauptsächlich Gummi- und Kopalkarawanen verkehren.

An Europäern gibt es in Lindi zur Zeit fünf, und zwar sind dies die Beamten des Bezirksamts und des Zolles, sowie zwei Angestellte der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Südlichste Küstenstrecke.

Vom Kap Shuka aus nimmt die Küste ausgesprochen südwestliche Richtung, um solche bis zur portugiesischen Grenze beizubehalten. Sie verläuft zunächst flach bis zur Bucht von Mwania. Auch diese Bucht besitzt einen guten Ankerplatz und eine geschützte Einfahrt. Die Umgebung ist fruchtbar und sehr üppig bebaut. Ein Kranz von Dörfern zieht sich um das Gestade. An der Ostseite liegt Myca, und dicht daneben der größere Ort Mwania, nach welchem die Bucht benannt ist. Der bedeutendste Ort ist Sudi, welches an der westlichen Einmündung des Utali-Flusses liegt. Sudi ist eine Arabergründung und erst etwa 20 Jahre alt, heute indes die größte Stadt im Distrikt von Lindi, etwa 4000 Einwohner groß. „Die Bewohnerschaft des Städtchens," sagt v. Behr, „welche jetzt zum größten Teil aus freien Negern und Mischlingen besteht, lebt fast ausschließlich von Ackerbau und den Erträgen ihrer großen Obstpflanzungen, die keiner Pflege bedürfen und ihnen alljährlich eine unvertilgbare Fülle der herrlichsten Früchte liefern." Sudi liegt etwa zehn Stunden weit von Lindi entfernt und ist zur Zeit mit einem Nebenzollamt besetzt.

Auch von Mwania aus bleibt die Küste flach und ist immer von einem Korallriff begleitet, welches von 3/4 bis 1 1/2 Meilen in die See vorspringt. 10 Seemeilen bringen uns nach Kap Paman, zur Nordostecke der Bucht von Mikindani.

Mikindani.

Dieselbe ist ebenfalls weit und schneidet 4 3/4 Meilen tief ins Land ein. An beiden Seiten ist sie flach und mit Baumwuchs bestanden;

in ihrem Hintergrund aber wird sie von Hügeln überragt, welche bis zu 120 m ansteigen. Es gibt zwei eigentliche Häfen in ihr; der eine, Mto Mtwara, liegt an der Südostseite der Bucht. Er ist geräumig und vollkommen geschützt, mit vorzüglichem Ankergrund und einer Tiefwassereinfahrt, welche 1—2 Kabellängen breit ist. Der andere, der eigentliche Mikindani-Hafen, liegt in der äußersten Ecke der Bucht. Auch er ist gut geschützt und hat vortrefflichen Ankergrund in der Tiefe von 6½ Faden.

Um die Bucht herum liegen eine Reihe von Ortschaften, deren bedeutendste die Stadt Mikindani selbst ist. Dieselbe hat zwar nur wenig Handel mit dem Hinterland, ist aber doch der Ausgangspunkt einer Karawanenstraße vom Rovuma, und es befindet sich hier ein Kaiserliches Hauptzollamt. Die Stadt hat eine Bevölkerung von 2000—3000 Einwohnern, „welche sich aus Arabern, Hindus, Banianen, Eingeborenen des Makonde- und Mwera-Stammes und Sklaven der einheimischen Schambenbesitzer zusammensetzen“ (v. Behr). „Nur Kopal und Kautschuk haben in Mikindani einen festen Markt und werden teils gegen Salz, teils gegen Stoffe, Perlen und Pulver eingetauscht.“ Aus diesem Grunde hat die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ihre Faktorei hier eingehen lassen. Landwirtschaft aber wird in der ganzen Umgegend eifrig betrieben, und unter anderen hat sich in der Nachbarschaft auch ein Deutscher, Herr v. Quast, eine Plantage begründet. Für die Erschließung der südlichsten Gebiete Deutsch-Ostafrikas wird Mikindani deshalb für die Zukunft sehr in Frage kommen, weil es der nächste Hafen zum dahintergelegenen Waldgebiet des Makonde-Plateaus ist.

Das Ras Sangamku begrenzt seine Bucht gegen Süden, und von ihm aus springt die Küste sofort wieder tief landeinwärts, um die große Mnasi-Bucht zu bilden, welche an ihren Rändern zwar flach ist, in der Mitte aber ebenfalls geschützten Ankergrund von 7—16 Faden Tiefe hat. Sie ist in nordwest-südwestlicher Richtung 8 Seemeilen lang und im Querschnitt 5 Seemeilen breit. In ihrer Tiefe liegt das Dorf Mnasi. Gegen die See wird sie durch eine Kette kleinerer Inseln abgeschlossen, deren größte Mongo heißt. Weit springt das Kap Msimbati von Süden her gegen die Bucht vor, sie halbkreisartig umfassend.

Von diesem Kap aus springt die Küste in ziemlich südlicher Richtung zur Rovuma-Bucht ein, bis zum Ras Matundo, welches die Nordecke **Rovuma-Bucht.**

der eigentlichen Rovuma-Mündung bildet. Die Rovuma-Bucht liegt zwischen diesem Ras Matundo und dem Ras Swafo im Süden. Sie bietet leidlich geschützten Ankergrund, ist aber vom eigentlichen Fluß, gemäß dem »Africa Pilot«, durch eine gefährliche Brandung getrennt, welche die Einfahrt nur zu gewissen Zeiten bei Halbebbe möglich machen soll. Von dieser Brandung habe ich im Sommer 1887, als ich den unteren Rovuma hinauffuhr, nichts gesehen.

Das Ras Swafo trägt einen kleinen Hügel und ist dicht bewaldet. Von ihm aus verläuft die Küste noch einmal 14 Seemeilen in südwestlicher Richtung bis zum Kap Delgado. Sie bleibt immer niedrig, dicht bewaldet und bildet hier die beiden Buchten von Kionga und Mbesi, welche durch das Kap Vasunga getrennt sind.

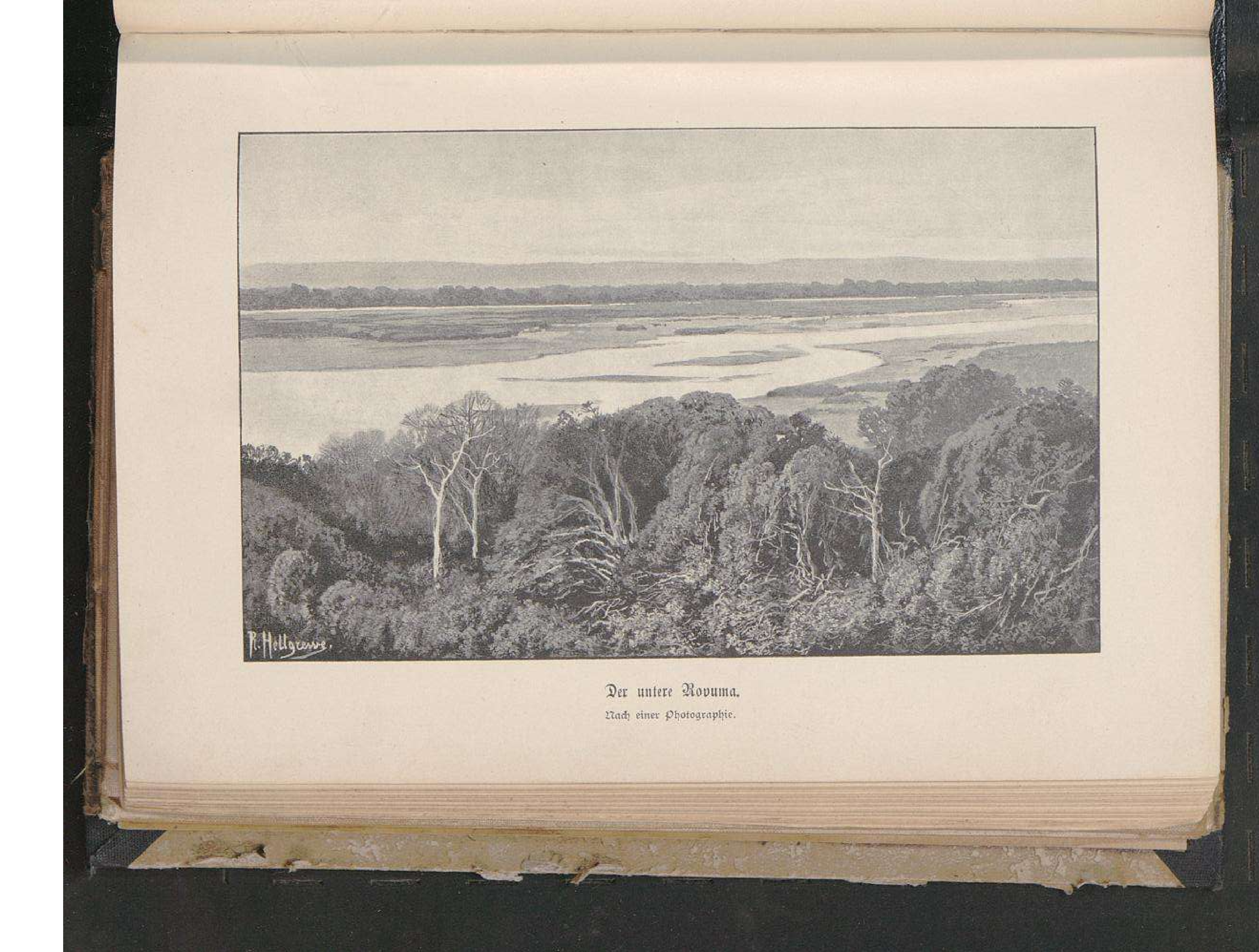
Kionga. Die Kionga-Bucht besitzt keinen eigentlichen Hafen, aber eine leidliche Außenrhede. Die Stadt Kionga liegt 2 Seemeilen aufwärts an einem Creek gleichen Namens. Sie wird auf etwa 1000 Hütten und 4000 Einwohner geschätzt. Die Bevölkerung ist arm, der Platz aber ist ein beliebter Anlaufplatz für Dhows, welche hier gutes Trinkwasser finden. Die Mbesi-Bucht hat gar keinen Ankerplatz und nur ein kleines Dorf in ihrer Tiefe. In Kionga ist vor kurzem ein Kaiserlicher Militärposten eingerichtet worden.

Kap Delgado. Das Kap Delgado greift durch ein weites Riff, an dem der Ocean brandet, in die See hinaus; aber es ist ebenfalls flach und buschbestanden wie der übrige Teil der Küste.

Es ist ein berühmter Punkt in der Geschichte der ostafrikanischen Küste, welcher seinen Namen von den Zeiten Vasco da Gamas her trägt. An seiner Nordseite ist heute die Grenze zwischen den deutschen und den portugiesischen Besitzungen und zwar an dem Punkt, wo 10° 40′ s. Br. den Indischen Ocean trifft.

Landeinwärts folgt die Grenze zunächst diesem Breitengrad bis zum Berührungspunkt desselben mit dem südlichen Rovuma-Ufer, um alsdann diesem Fluß in seinem ganzen Verlauf bis zur Einmündung des Msindje zu folgen. Darauf fällt sie mit dem Breitenparallel dieser Msindje-Mündung bis zum Ostufer des Nyassa zusammen.

Die südliche Grenze unseres Gebietes wird demnach im wesentlichen vom Rovuma gebildet.



Der untere Rovuma.

Nach einer Photographie.

Dieser Fluß ist in den Jahren 1862 und 1866 zuerst in seinem Unter- und Mittellaufe von Livingstone erforscht worden, später haben ihn die Engländer Thomson und Johnson und unsere Landsleute v. Behr und Lieder streckenweise bereist. Nächst dem Rufiyi ist er der bedeutendste Fluß Deutsch-Ostafrikas. Rovuma.

Livingstone fuhr im Jahre 1862 39 deutsche Meilen oder gegen 300 km mit dem Dampfer „Pioneer“ flußaufwärts und erreichte einen Punkt (11° 30′ s. Br. und 38° 39′ ö. L.), welcher etwa 140 km in Luftlinie von der Küste entfernt war. Diese Reise wurde in 15 Tagen stromauf- und 10 Tagen stromabwärts gemacht und führte Livingstone zu der Überzeugung, daß ein Dampfer mit 1½ Fuß Tiefgang einen großen Teil des Jahres diese Strecke befahren könne. Der Fluß ist im Durchschnitt 1,4 km (¾ Seemeile) breit. Die Schiffahrt ist oft durch Sandbänke und Inselbildungen unterbrochen. Oberhalb der von Livingstone befahrenen Strecke beginnen Schnellen und Katarakte, und zwar mit den (von v. Behr so benannten) Petersfällen. Von da an rechne ich den Oberlauf des Rovuma. Seine Strömung wird schnell und streckenweise reißend, und an eigentliche Schiffahrt ist nicht mehr zu denken.

Auf den ersten 120 km wird der Rovuma auf beiden Seiten durch ein Tafelland begleitet, welches mit dichtem, gestrüppartigem Wald bedeckt ist. Es ist dies das Makonde-Plateau, welches im Norden bald hinter der Mikindani-Küste zwischen Lindi und Rovuma-Mündung mit etwa 60 m Höhe sich erhebt, um ganz allmählich gegen Westen bis zu 750 m Höhe anzusteigen. Zuweilen treten die Ausläufer dieses Plateaus als Hügelkette dicht an den Fluß heran, in der Regel aber befindet sich ein Streifen von 1—2 km ebenen Landes zwischen Plateau und Fluß, welcher mit dichtem Wald besetzt ist. v. Behr, welcher diese ganze Strecke im Juli 1891 hinabfuhr, schildert die Fahrt als „trostlos einförmig“. „Kein Boot begegnete uns auf dem Fluß, kein Dorf war an den Ufern zu erblicken, über eine Woche fuhren wir, ohne auch nur einen Menschen zu sehen. Die Steppenwälder, die uns an beiden Ufern begleiteten, boten stets dasselbe trostlose Bild; die Bäume waren allen Laubes entkleidet, das hohe, dürre Steppengras, das allein auf dem mageren Boden wächst, war zum größten Teil niedergebrannt, und bei jedem Windstoß wehte eine Wolke verkohlter

Blätter und Aschenteile über den Fluß. Für unsere täglichen Lagerplätze suchten wir mit Vorliebe Sandbänke aus, welche mitten im Fluß lagen." (Deutsche Kolonialz. 1892, Nr. 8, S. 109.) An solchen Sandbänken war kein Mangel. „Selbst bei der angespanntesten Aufmerksamkeit verging kaum eine Stunde, in der wir nicht auf irgend einer Sandbank aufliefen oder so nahe an einem Felsblock vorbeifuhren, daß ich jeden Augenblick das Umschlagen des Bootes befürchtete." (a. a. O.) Unmittelbar vor der Mündung erweitert sich der Fluß bis auf 8½ Faden und bildet hier das übliche Mangrove-Delta. Auf dieser ganzen Strecke ist er nur äußerst schwach bewohnt. An seinem Südufer an der Mündung befinden sich einzelne Makonde-Ansiedelungen.

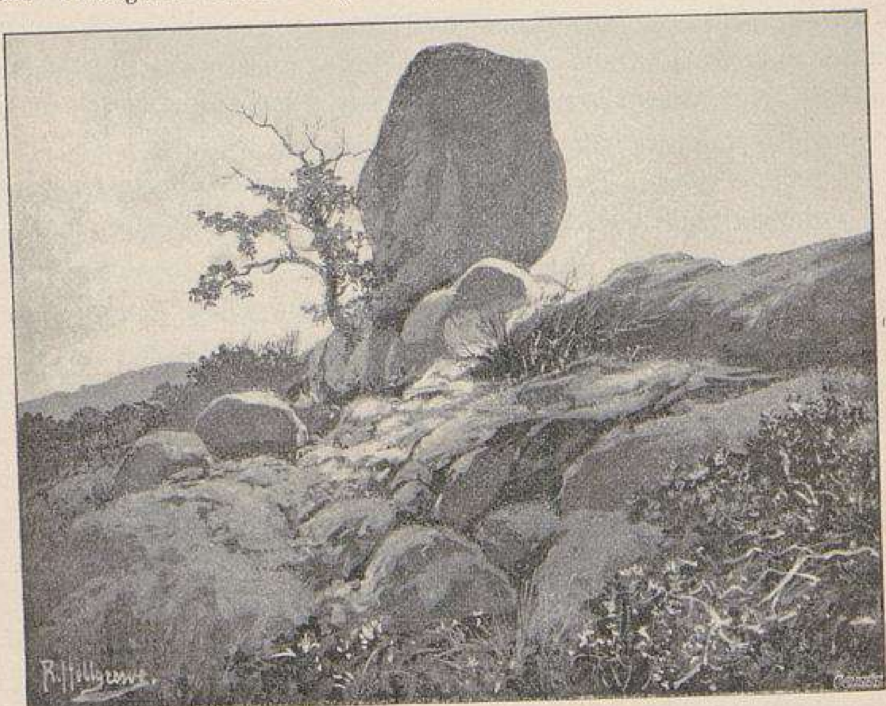
Wo das Makonde-Plateau, welches sich am rechten Ufer des Flusses als Mavia-Plateau auf portugiesischem Gebiet fortsetzt, gegen Westen schroff und unvermittelt abfällt, tritt die große ostafrikanische Steppe, wie wir sie im Hinterland von Kilwa kennen gelernt haben, an das Nordufer des Rovuma heran. Das ist die Makua-Steppe, von welcher v. Behr eine trostlose Schilderung gibt. („Die Makua-Steppe." Sonderabdruck aus den Mitteilungen aus d. deutsch. Schutzgeb. Berlin 1893.) Vom Fluß aus gesehen, gewährt sie einen geradezu phantastischen Eindruck durch die Fülle sonderbarer, zum Teil sehr barocker Felskuppen und Hügel, mit denen sie übersät ist. „Die Haupteigentümlichkeit, welche das Auge in dieser Ebene anzieht, ist die Anzahl außergewöhnlicher vereinzelter Hügel, welche Abwechslung in die sonst so einförmige Landschaft bringen."

Sie erscheinen in jeder möglichen Gestalt — als Spitzen, Dome, Kuppeln, Nadeln u. s. w. Sie alle erheben sich unvermittelt aus ihrer Umgebung und gewähren einen Anblick, den man so leicht nicht vergißt. (Thomson, Proceed. of the Royal Geographical Society 1882, S. 68.)

Nach Lieder bestehen sie durchweg aus Gneis. Es sind die Reste der alten Höhenzüge, die ziemlich gut nach den Falten des Urgebirges SSW. bis NNO. orientiert sind. Die eigentümlich bizarren Formen verdanken sie zum meisten der Einwirkung der Insolation auf das Gestein.

Daneben behält die eigentliche Rovuma-Ebene unmittelbar am Fluß ihren alluvialen Charakter, mit Lagunen, Marschen und Wiesen. Oberhalb der Einmündung des Luyende gewinnt der Strom streckenweise einen wildromantischen Charakter. So schildert Thomson die Partie

unterhalb Unde folgendermaßen: „Die Scenerie hier ist großartig und gespensterhaft im äußersten Maße — die ungeheuren Felsen und Blöcke, welche die Sohle des Flusses ausfüllen, die abgeglätteten und symmetrischen Hügel mit kaum einem Strich von Unregelmäßigkeit und kaum einen verkümmerten, blattlosen Busch aufweisend, welcher die Abwesenheit jeder Vegetation nur um so augenfälliger erscheinen läßt. Das umliegende Land besitzt denselben seltsamen, kahlen Charakter,



Steinblock aus der Rovuma-Steppe.
Nach einer Photographie des Herrn Lieder.

sodaß wir uns ohne die Hitze in die arktische Zone versetzt glauben könnten." (a. a. O. S. 72.)

Weiter stromaufwärts hatte Livingstone dann wieder tagelang durch öden Buschwald zu dringen, aus welchem stets die großartigen Blöcke von Gneis („Granit und Syenit" nennt er sie irrtümlicherweise selbst) emporragten. Über eine ungezählte Menge von Katarakten und Schnellen braust der Strom in die Tiefe, bis wir im Lande Mtarikas in die Vorstufen des westlichen Hochlandes mit ausgesprochen gebirgigem Charakter gelangen.

Wir sehen, der Rovuma kann sich in keiner Beziehung mit dem Ulanga-Rufiyi-Strom vergleichen. In seinem Mittel- und Unterlauf bleibt er im wesentlichen immer Steppenfluß, von einem Nil- oder Ganges-artigen Alluvium ist nirgends in großem Style die Rede. Demgemäß ist auch die Kultivation seines Gebietes eine dürftige; die Ansiedelungen waren auch zu Livingstones Zeiten zerstreut und vereinzelt, und neuerdings hat auch hier die Suluєinwanderung aufgeräumt. So fand Thomson z. B. den aus Livingstones Reise bekannten Ort Ngomano an der Luyende-Mündung zerstört. An Zuflüssen empfängt der Rovuma auf der geschilderten Strecke aus deutschem Gebiet auch meistens nur periodische Zuflüsse; von Mtarikas Land gegen Osten die folgenden: Msendjere, Ligoma, Mhoessi, Lumesule, Lukamba, Ndetshela, Lugo, Bangala (an dessen Einmündung die Straße über das Makonde-Plateau den Rovuma erreicht), Mwiti, Nkonya und bereits im Küstengebiet den Tshidia. Von diesen scheinen nur die beiden ersteren und der letzte ständiges Wasser zu führen. Vom Süden her nimmt er den ebenbürtigen Luyende auf, welcher nach Livingstone den eigentlichen Oberlauf des Rovuma bildet. Derselbe mündet zwischen Lukamba und Ndetshela in den Strom. Das Gefälle des Flusses läßt sich aus den Angaben über seine Wasserhöhe ersehen, welche Thomson mitteilt: bei Unde 1198 Fuß (365 m), an der Luyende-Mündung 730 Fuß (220 m), an der Bangala-Mündung 370 Fuß (110 m).

Die Rovuma-Erforschung hat seit einiger Zeit ein besonders praktisches Interesse gehabt wegen des berichteten Vorhandenseins von Steinkohlen in diesem Gebiet. Um diesem wertvollen Mineral nachzuforschen, unternahmen Thomson, ein französischer Ingenieur M. Angelvy und Herr v. Behr, sowie Lieder ihre Reisen.

Die allgemeine Formation des Gebietes, Sandstein auf metamorphischem Gestein, ließ die Möglichkeit von Steinkohlenlagern zu. Bislang ist Kohle freilich nur im Süden des Rovuma auf portugiesischem Gebiet am Luyende gefunden worden, und auch über diese Funde gehen die Meinungen auseinander. Thomson äußert sich folgendermaßen: „Die Kohlenfelder reichen von Itule bis Kuanda; dieselben bilden eine Schale inmitten des Urgesteins von 20 englischen Meilen Länge und 7 Meilen Breite. Die einschließenden Berge sind Gneis und Granit; die kohlenartige Substanz ist sehr wasserhaltig.

Wird sie in Verbindung mit anderen Stoffen verbrannt, so hinterläßt sie mehr als 50% Asche." (a. a. O. S. 70.) Ganz anders beurteilte Angelvy im Jahre 1889 die gefundenen Proben. „Vom Zusammenfluß des Luyende und Rovuma wandte sich Angelvy südlich zum ersteren. Indem er auf das rechte Ufer hinüberging, kam er bald auf etwas, was er für ein Hervortreten von Kohle hielt, und dem er am Flußufer 38 englische Meilen (61 km) bis nach Tshipuputa folgte, etwa unter 12° s. Br., etwas jenseits des Makenye-Flusses. Die Kohle ist in einem Sandsteinfels eingebettet, und Mr. Angelvy machte Ausgrabungen an verschiedenen Punkten seiner Route. Nach den Proben, welche dicht unter der Oberfläche genommen waren, hält Angelvy die Kohle für von vorzüglicher Beschaffenheit." (S. Proc. Geogr. Soc. London 1884, S. 743.)

Angelvys Urteil wird von Lieder, der den fraglichen Kohlenfundort im Mai 1891 besuchte, durchaus bestätigt. Nach seiner Meinung ist Thomsons abweichende Wertschätzung nur zu verstehen, wenn man annimmt, daß er die eigentliche Fundstätte überhaupt nicht gesehen hat. Das Ausgehende des Kohlenflötzes kann bei hohem Wasserstand im Fluß nicht gesehen werden.

In den letzten Jahren läßt die portugiesische Regierung Bohrungen anstellen, deren Ergebnisse allein im stande sein werden, ein Urteil über die Abbaufähigkeit der gemachten Funde zu ermöglichen. Ob die Schichten auch in das deutsche Gebiet hinübertreten, ist noch nicht erwiesen; doch ist dies bei der Gleichartigkeit der geologischen Bildung immerhin sehr wohl möglich.

Die Bewohner des Rovuma-Thales gehören verschiedenen Rassen an. **Bewohner.** Wie am Rufiyi sitzen auch hier sulu- und suahiliartige Bantus durcheinander. Der größere Teil der Ansiedelung entlang dem Strome gehört augenscheinlich dem Wayao-Stamme an, einer suluartigen Rasse aus dem Westen. Daneben haben sich versprengte Reste anderer Stämme, zum Teil auf den geschützten Inseln des Flusses angesiedelt, so Makonde und Matambwe, mit jenen eng verwandt, sowie vereinzelte Manyanya, welche zu derselben Gruppe gehören. Von Süden her sind die Makua über den Strom gedrungen, welche, wie die Makonde, dem suahiliartigen Zweige angehören, und von Norden her hat sich eine Kolonie unserer Freunde, der Wangindo, hierher verschlagen, welche den Esel in der Löwenhaut spielen, indem sie Sitten und Tracht ihrer Todfeinde, der

Magwangwara, nachäffen und die umliegenden Stämme erschrecken, auch wohl hin und wieder eine kleine Expedition anfallen. Eine Nachweisung im einzelnen dieser Sprengstücke großer Stämme entlang dem Fluß hat bei dem schwankenden Charakter aller dieser Verhältnisse weiter kein Interesse. Das Jahr 1892 hat auch unter diesen Sprengteilen noch einmal gründlich aufgeräumt. Teils wurden sie das Opfer einer außergewöhnlichen Hochflut, teils von der letzten Mafiti-Invasion vernichtet. Lieder fand 1894 keine einzige der noch im Mai 1891 angetroffenen Ansiedelungen mehr vor.

Makua-Steppe. Die nach Norden vom mittleren Rovuma in unser Gebiet hineinreichenden Landschaften bis zum Umbekuru wurden bereits im allgemeinen gekennzeichnet. Die Makua-Steppe im Westen behält den Charakter der Landschaft, welchen Smith in seinem Itinerar den Gebieten gegen Kilwa zu gibt. Es ist eine öde, einförmige Savanne, welche durch die wunderlichen Gneishügel ihren phantastischen und, wie Thomson es nennt, gespensterhaften Anblick gewinnt. Wer ihre ganze Armseligkeit erkennen will, lese v. Behrs Schilderung seines Zuges in diesem Landstriche. v. Behr verlor den Weg und wäre um ein Haar verdurstet auf seinem Marsche, da er Umbekuru und alle anderen Flußläufe ohne Wasser fand. Das Wasser hält sich in diesen Gegenden eben meistens nur in einzelnen Löchern, welche man kennen muß, um sie zu finden. In der Regel finden sie sich am Fuße der Erhebungen. Von diesen sind der Kitanda etwa zwischen Umbekuru und Lumesule, mit einer Höhe von etwa 2800 Fuß (853 m) (Smith), und die Madjedje-Hügel nordöstlich der Einmündung des Lumesule in den Rovuma besonders zu erwähnen; und von Norden her ragt das früher genannte Kongomero-Gebirge unweit des alten Mesule herüber, von wo der Umbekuru während der Regenzeit entströmt. Die Ansiedelungen der Makua in diesem Gebiet sind ganz vereinzelt. Da, wo zufällig Wasser und feuchterer Boden sich findet, stehen ihre zerstreuten Dörfer.

Mr. Angelvy, der die Südostecke dieser Steppe durchzog, an Masasi vorbei, gewann den Eindruck, daß die der Ebene aufgesetzten Felsblöcke mit Kupferadern durchzogen seien. Er sammelte mehrere Bruchstücke Malachit, in denen er viel Eisen beobachtete. Nach Sir John Kirks Mitteilung an die geographische Gesellschaft zu London, welche Mr. Angelvys Bericht begleitete, zeigt dieser südliche Distrikt unseres Gebietes

auch sonst Anzeichen verschiedener mineralogischer Produkte, so z. B. fanden die Missionare bei Newala wertvolle Granaten und Karfunkel, ebenso Berylle und Aquamarine, Metalle, welche das Vorhandensein anderer edlerer Steine anzeigen (Proc. R. Geogr. Soc. London 1885. S. 744).

Dazu bemerkt Lieder, daß die hier herrschenden Verwitterungserscheinungen, sowie die petrographische Beschaffenheit des Muttergesteins der Granaten ein gutes Auswittern derselben nicht zu stande kommen lassen, sodaß nur rissige Bruchstücke und keine ganzflächig erhaltenen Exemplare gefunden seien.

Wie der großen Steppe zwischen Rufiyi und Rovuma, welche wir in ihrer ganzen Ausdehnung im allgemeinen gekennzeichnet haben, im Norden das Samanga-Plateau aufgesetzt ist, so trägt sie im Südosten unseres Gebietes das schon erwähnte Makonde-Plateau. Dasselbe besteht nach Thomson aus einer Kappe von rotem und grauem Sandstein, welche in einer Dicke von etwa 1000 Fuß über metamorphisches Gestein gelagert ist. Es steigt von Osten gegen Westen ganz gleichmäßig an und fällt dann, wie wir gesehen haben, aus einer Höhe von 2570 Fuß steil in das Rovuma-Thal ab. Sein ganzer Umfang beträgt etwa 150 Quadratmeilen oder 8400 Quadratkilometer. Im Norden löst es sich in einzelne niedere Bergketten auf, welche sich südlich des Flusses von Lindi noch einmal zu einer kleineren Hochebene, dem Mpatila-Plateau, vereinigen. Nördlich des Lindi-Flusses tritt es noch einmal in seiner vollen typischen Form im Wamwera-Lande auf, an der Südseite des Umbekuru, zu welchem es, nach Lieder, in ähnlicher Schärfe abfällt wie im Süden zum Rovuma So streicht sein Ostrand unsere ganze südliche Küste vom Umbekuru bis zum Rovuma entlang. Makonde-Plateau.

Dieses ganze Gebiet nun ist mit einem niedrigen, dichtverschlungenen Buschgestrüpp bewachsen, welches das Reisen außerordentlich erschwert. Große Bäume fehlen im wesentlichen. Aber dieser Buschwald ist nach den Berichten aller Reisenden von Livingstone bis auf v. Behr außergewöhnlich reich an Kautschuk und Gummi vorzüglichster Qualität, „welches heute nur in einer äußerst sprunghaften Weise von den Eingeborenen gesammelt wird, wenn eine Hungersnot sie dazu zwingt“. (Maples, Masasi and the Rovuma district. Proceed. 1880, S. 339.) v. Behr (Kolonialzeitung 1892, Nr. 5, S. 66) teilt mit, daß das Makonde-Plateau ungefähr 2000 Frasilah (1 Frasilah = 34 Pfund)

Rohgummi im Jahre liefert, bei 5000 Frasilah aus Deutsch-Ostafrika im ganzen.

Das Makonde-Plateau ist seiner Bodenbeschaffenheit nach durchaus nicht unfruchtbar, leidet im allgemeinen aber an Trockenheit, und dieser ist sicherlich auch die Kümmerlichkeit des Buschwaldes auf ihm zuzuschreiben.

Wo immer aber durch die Natur der Umstände eine größere Menge von Feuchtigkeit sich entwickeln kann, da gedeihen alle Arten von Getreide in üppiger Fülle. Besonders im westlichen Teil liegen die Verhältnisse günstig. Das Plateau ist der natürliche Kondensator für die aus dem Rovuma-Thal aufsteigenden Dünste. Daher entwickelt sich nach Lieder besonders im Westplateau ein außerordentlicher Taufall, welcher sogar Reiskultur möglich macht.

Kleine Buschpfade durchziehen dieses einförmige Gebiet von Ansiedlung zu Ansiedlung. Im Innern ist das Makonde-Plateau nur schwach bevölkert; aber an den Rändern, wo mehr Niederschläge sich finden, ist die Bewohnerzahl eine größere.

Im Norden vom Lukuledi, unter dem Abfall des Mpatila-Plateaus, wo der Weg von Lindi nach der englischen Missionsstation von Masasi entlang führt, liegt ein gut angebauter Distrikt, in welchem nach Maples (a. a. O. S. 339) Wamwera und Makua gemischt sitzen.

Von den Wamwera haben wir schon gesprochen. Auch die Makua gehören suahiliartigen Bantus an und wohnen, wenn auch nicht in einem geschlossenen Gebiet, in den Landschaften bis zur Breite von Moçambique hinab. Im Lindi-Bezirk, nördlich des Lukuledi, unterstehen sie alle einem einzigen Häuptling, dem Abdallah Pesa. Maples schildert sie als eine friedliche, fleißige und zuverlässige Art. Seine Beschreibung dieses Stammes erinnert unwillkürlich ein wenig an die Eigentümlichkeiten der Wanyamwesi, und es ist nicht ohne Interesse, was Livingstone von ihnen erzählt, daß sie als Tätowierung „den halben oder beinahe vollen Mond" hätten. (Letzte Reise I, 71—72.) Die Makua sind geschickte Eisenarbeiter und Töpfer.

Das Makonde-Plateau selbst wird an seinem Süd- und Ostrand von den eigentlichen Makonde bewohnt. Auch sie stehen den nördlichen Suahili-Stämmen näher und haben das Schicksal ihrer Stammverwandten geteilt. Früher bewohnten sie das Gebiet zu beiden Seiten des

Rovuma bis hinauf zur Luyende-Mündung und südwärts bis 15 Grad s. Br.; heute sind sie auf das Makonde-Plateau und einige zerstreute Schlupfwinkel in ihrem alten Lande zurückgedrängt. Sie sind auch in hohem Maße unkriegerisch und ihren Feinden gegenüber immer auf die Flucht bedacht, wozu ihnen ihr Gestrüppland trefflich zu statten kommt. Ihre Körper sind von abschreckender Häßlichkeit. Ihre Sprache ähnelt nach v. Behr sehr dem Kisuahili; aber ihre Gebräuche unterscheiden sich in manchen Punkten stark von den umwohnenden Stämmen. Die Frau hält sich während der Schwangerschaft und bis zur Entwöhnung des Neugebornen völlig vom Manne fern. Stirbt ein Mkonde, so wird seine Hülle verbrannt, die Asche sorgfältig gesammelt, weit fortgetragen und begraben. Sie glauben nach Livingstone an ein höheres Wesen. Merkwürdig ist auch, daß ihre Tätowierung, nach Livingstone (a. a. O. S. 71), „viel Ähnlichkeit mit den Zeichnungen der alten Egypter hat — Wellenlinien, wie die Alten sie machten, um Wasser anzudeuten, Bäume und im Viereck angelegte Gärten scheinen in alten Zeiten die Anwohner des Rovuma bezeichnet zu haben; der Sohn erhält die Tätowierung von seinem Vater, und auf solche Weise ist sie überliefert worden, obgleich ihre Bedeutung jetzt vergessen scheint." Ob dies zufällig ist, oder ob es auf altegyptische Einflüsse zurückgeführt werden muß, vermag ich nicht festzustellen.

Im westlichen Teil des Makonde-Plateaus gelangen wir wieder in das Herrschaftsgebiet der Makua, in welches jedoch vom Nyassa her eine starke friedliche Wayao-Einwanderung eingedrungen ist. Nach Maples suchten diese hier lebenden Wayao von ihrem mächtigen Häuptling Makanpilo am Nyassa frei zu werden, und erhielten auf friedlichem Wege die Erlaubnis zur Ansiedelung unter den Makuas. Die Wayao sind Sulus und fühlen sich als Rasse den Makua überlegen, denen sie doch nach Maples an sittlicher Tüchtigkeit nachstehen. Nach v. Behr (Die Völker zwischen Rufiyi und Rovuma, S. 15) wanderte der Gesamtstrom erst vor 70 Jahren in das fruchtbare Gebirgsland an den Süd- und Südostufern des Nyassa ein. Die gegen Nordosten versprengten Teile nördlich des Rovuma sind demnach wahrscheinlich erst in den letzten 50 Jahren dorthin gelangt. Sie haben Sitten, Tracht und Bewaffnung der Sulu-Rasse rein bewahrt; aber losgetrennt von ihrer Nationalität und stets bedroht von den übermächtigen Magwangwara und

Matshemba, haben sie es aufgeben müssen, sich mit Kriegsgewalt zu behaupten, und sind zu dem Fluchtsystem der umwohnenden Stämme übergegangen. Nach v. Behr schätzen die englischen Missionare von Masasi die in unserem Gebiet sitzenden Wayao auf etwa 1000 Seelen.

Sie haben von der Viehzucht zum Ackerbau übergehen müssen, treiben daneben aber allerlei kleinere Handwerke. v. Behr, der ihr Gebiet hier erforschte, gewann ein viel günstigeres Urteil über diesen Stamm, als Mr. Maples. „Alles in diesem Negerheim", so schließt er (a. a. O. S. 18) seine Beschreibung, „zeugt von einem ausgesprochenen Sinne für Ordnung und Reinlichkeit." Diese Wayao-Ansiedelungen zeigen, was die Sulu-Stämme im Süden unseres Gebietes zu werden vermögen, wenn sie einmal gründlich die Überlegenheit der deutschen Waffen kennen gelernt haben und zum friedlichen Ackerbau gezwungen sein werden.

Masasi. Der eigentliche Mittelpunkt dieser gemischten Makua- und Wayao-Kolonien ist der Distrikt von Masasi, wo Bischof Steer im Jahre 1874 die erste Niederlassung der englischen Universitätsmission begründete, und wo der wiederholt erwähnte Mr. Maples lange Jahre gewirkt hat. Die Station war insbesondere als Kolonie für freigekaufte Nyassa-Sklaven gedacht und nahm einen sehr blühenden Aufschwung, bis im Jahre 1884 das Unheil über sie hereinbrach. Magwangwara-Horden stürmten über das blühende Thal herein und zerstörten die Frucht jahrelanger Arbeit bis auf den Grund. Die Missionare bauten die Niederlassung nicht wieder auf, sondern legten eine neue Station etwa eine Stunde entfernt am Nordfuß der Ntandi-Berge an, welche heute noch steht. Die Ntandi-Berge erheben sich etwa 40 km vom westlichen Abfall des Makonde-Plateaus aus der umliegenden Steppe und werden aus vier Kuppen gebildet (Maples a. a. O. S. 337). Dadurch wird ein Gebiet von etwas mehr als 2 Quadratmeilen = 112 Quadratkilometer geschaffen, welches feucht und von großer Fruchtbarkeit und infolgedessen auch von Makua- und Wayao-Ansiedelungen übersät ist. Die Berge erheben sich bis auf rund 800 m. Das Klima ist infolgedessen verhältnismäßig gesund. Die englische Mission hatte mit den verschiedensten Anpflanzungsversuchen guten Erfolg.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Gebirgsstocks ist sein Reichtum an Eisen und Salz. Sein Wasser ist durchweg stark eisenhaltig,

und das Salz, welches aus dem feuchten Grund am Fuß der Hügel gewonnen wird, bildet einen wichtigen Handelsartikel für die umliegenden Länder.[1] Auf der Mission sind gegenwärtig zwei Europäer wohnhaft.

Außer Masasi besitzt die Universities mission noch zwei Niederlassungen in diesem Gebiet: Newala am Südwestabfall des Makonde-Plateaus über der Rovuma-Ebene, wo drei Europäer stationiert sind, und nördlich davon Kitángari am Westabhang des Plateaus, wo ein Myao-Missionar die Leitung führt.

Acht Stunden östlich von Kitángari, inmitten des unwegsamen Busches vom Makonde-Plateau, liegt die Residenz des vor einigen Jahren vielgenannten Matshemba, welcher sich hier eine für ostafrikanische Verhältnisse fast uneinnehmbare Festung geschaffen hat. Sein Ort ist ein Anziehungspunkt für alles mögliche Gesindel, welches hier militärisch organisiert wird und lange Jahre der Schrecken der Umgegend war. Matshemba ist eine für die Geschichte Ostafrikas interessante Persönlichkeit, eine Art Mirambo des Südens. Livingstone fand ihn 1866 am oberen Rovuma, wo er einen sehr schwunghaften Sklavenhandel betrieb. Als der Sklavenhandel begann weniger rentabel zu werden, zog Matshemba aufs Makonde-Plateau, um neben dem alten nachlassenden Geschäft einen Gummihandel im großen zu betreiben. Sein Ort wurde 15 (deutsche) Meilen gleichweit von den beiden Ausfuhrplätzen Lindi und Mikindani angelegt; mit großem Geschick. Daneben wird ein flottes Räuberhauptmanns-Handwerk betrieben. Neuerdings hat sich Matshemba, obwohl zwei Expeditionen gegen ihn wegen der Schwierigkeiten des Terrains fehlschlugen, im Interesse seines Handels unterworfen. Matshemba.

Wenn wir die südlichen Küstengebiete auf ihre wirtschaftliche Bedeutung untersuchen wollen, so müssen wir sie im wesentlichen als Savanne bezeichnen. Trotzdem sie eine außerordentliche Anzahl guter Häfen und Buchten besitzen, stehen sie doch der Mitte und dem Norden erheblich nach an Feuchtigkeit und Höhenlage. Nur das Samanga- und Makonde-Plateau weisen in dieser Beziehung ein wenig günstigere Verhältnisse auf und dürfen großenteils als Plantagengebiet bezeichnet werden. Aber auch sie erheben sich durchaus nicht zur Höhe der Schlußurteil.

[1] Nach Lieder ist es reines Steppensalz mit nur geringem Chlornatriumgehalt und verdankt seinen Ursprung den Aschen der jährlich abgebrannten Gräser.

Ansiedelungsfähigkeit. Alles in allem ist das im obigen gekennzeichnete Gebiet entweder trockene Steppe oder aber Kultivationsgebiet für Eingeborene, und nur in den beiden genannten Plateaus und einzelnen kleinen Alluvien weist es Plantagenland auf. Es kennzeichnet sich demnach als einer der wenigst wertvollen Teile unseres Schutzgebietes, solange bis in Bezug auf etwaige Mineralschätze in den deutschen Rovuma-Gebieten nicht positivere Forschungsergebnisse vorliegen werden.

Bevölkerungszahl

Die Bevölkerungszahl läßt sich für diese Landschaften auch nicht einmal annähernd belegen. Den Küstenstreifen selbst vom Rovuma bis zum Rufiyi werden wir mit 30000 Seelen nicht zu gering bemessen. Das Hinterland aber entzieht sich jeder Berechnung. Ich glaube aber, daß seine Bevölkerung die Zahl von 20000 kaum erreichen dürfte, so daß wir dieses ganze weite Gebiet mit nur 50000 Seelen abschätzungsweise einzusetzen haben.

---

2. Das südliche Hochplateau und das deutsche Nyassa-Gebiet.

Geographische Kennzeichnung.

Der östliche Plateaurand von Uhehe, welcher, wie wir sahen, schroff und unzugänglich über Khutu und Mahenge emporsteigt, setzt sich jenseits des Ulanga ununterbrochen in den Vorterrassen des Lupembe-Randgebirges und unter andern verschiedenen Namen gegen Südwesten fort. Es ist demnach das Hochplateau östlich des Nyassa geographisch und geologisch nichts als die südliche Fortsetzung des Uhehe-Plateaus, und seine Bildung ist ganz dieselbe. Wenn wir von Osten heranmarschieren, erscheint uns der Abfall auch hier wie eine schroffe Gebirgskette, während er doch in Wirklichkeit nichts ist als der terrassenförmig aufsteigende Rand des Plateaus, welches der östlichen Umrandung des Nyassa vorgelagert ist. Erst im Süden verliert sich der terrassenförmige Aufstieg; von Mharulis Land senkt sich das Gelände ohne jeden Sprung ganz allmählich zur Küste ab.

Dieses Hochland wird entwässert im Norden durch den Ulanga, welcher oberhalb der Einmündung des aus Uhehe entspringenden Mpanga den Namen Ruhudje führt und selbst in den östlichen Randbergen des

Nyassa, den Livingstone-Bergen, entsteht. Aus dem südlichen Teil des Plateaurandes entnimmt der bereits erwähnte Luvegu sein Wasser, und dicht neben seinem Quellgebiet, in den Matorogo-Bergen, liegt auch die Quelle des Rovuma.

Dieses Plateau ist, genau wie seine nördliche Fortsetzung, Uhehe, das Herrschaftsgebiet suluartiger Stämme, welche sich hier Wangoni nennen und mehrere selbstständige Staaten gegründet haben. Dieselben sind mit der großen Flutwelle zu Beginn dieses Jahrhunderts aus Südafrika gegen Norden gestoßen worden. Während sie die Tiefländer nördlich des Rovuma bis an die Küsten hin als Plünderungsgebiet betrachten, haben sie ihre Niederlassungen mit Vorliebe auf solche Gegenden beschränkt, wo sie das Klima und die Lebensbedingungen der südafrikanischen Heimat im allgemeinen wiederfanden. Zwar drangen sie am Ulanga abwärts bis nach Mahenge und Khutu hinein, wie wir gesehen haben, und machten sich auch dort seßhaft; aber es waren dies im wesentlichen immer nur vereinzelte Horden; eigentliche Staatswesen schufen sie zunächst auf den kühlen Grasplateaus der Hochländer im Osten und Nordosten vom Nyassa. **Bewohner.**

Dabei stellte diese gegen Norden gerichtete Völkerwanderung in sich selbst keineswegs eine geschlossene Einheit dar. Wie die Deutschen seinerzeit unter einzelnen Heeresführern gesondert über die Länder Südeuropas hereinbrachen, so traten auch diese Sulus in Mittelafrika als Gefolgschaften unter bestimmten Führern auf, welche dann einmal zusammengehen, dann sich befehden. Insbesondere stehen sich Wangoni im Süden und Wahehe im Norden in erbitterter Feindschaft gegenüber.

Das in Frage stehende Gebiet ist in seinem nördlichen Teil durch den bereits erwähnten Zug des Freih. v. Schele nach dem Nord-Nyassa (s. Deutsches Kolonialblatt 1894 S. 224 ff.) und die im Zusammenhang damit herausgegebene, besonders auf Ramsays Aufnahmen begründete, Karte im allgemeinen bekannt. Für seinen südlichen Teil bin ich Herrn Lieder für eine Reihe sehr wertvoller persönlicher Mitteilungen verpflichtet.

Als Vorterrasse zum eigentlichen Hochplateau, gewissermaßen als Fortsetzung der östlichen Terrassenstufe von Uhehe, auf welcher die Wangwila hausen, ist der Höhenzug zu betrachten, welcher unter wechselnden Namen von der Landschaft Luri am Ulanga zum rechten Ufer des unteren Ruhudje in west-südwestlicher Richtung sich erstreckt. In ihrer **Mafiti-Kette.**

Mitte heißt er Diragua-Kette und im Süden bezeichnen einzelne Bergnamen wie Sesa, Sipa, Lukwarira, Kolondo, und eine Reihe anderer seinen Zug. Der Einfachheit wegen werde ich diesen Terrassenabfall in seiner Gesamtausdehnung als Mafiti-Kette, bezeichnen. Dieselbe trennt des Gebiet des Mafiti-Häuptlings Mpepo von dem Reich des Ubena-Häuptlings Kiwanga. Mpepo ist der Herr des Sulu-Stammes der (nach ihrem Kriegsruf so benannten) Walihuhu, welche in der Geschichte der Mafiti-Einfälle eine gewisse Berühmtheit erlangt haben: eine wilde Rasse, bis an die Küste und an den Kingani hin gefürchtet. Mpepos Gebiet wird gegen Südosten durch die Upalla-Berge von der Landschaft Upogoro abgetrennt, welche den Übergang zu den Wangindo-Tiefländern vermittelt.

Kiwangas Reich. Das Reich Kiwangas im Westen der Mafiti-Kette erstreckt sich in einer Ausdehnung von etwa 16 Meilen oder 120 km am rechten Ufer des Ulanga und seines südlichen Quellflusses, des Ruhudje, hin. Kiwanga ist ein Wabena-Häuptling, welcher sich hier in den reichen Ulanga-Landschaften behauptet hat. Der Strom nimmt in seinem Reich eine Anzahl von südlichen Zuflüssen auf, in der Richtung stromaufwärts nach einander den Mafinye, Idete, Sese, Furuë und Ruhudje. Von Norden mündet auf dieser Strecke der aus dem östlichen Rand des Hochplateaus entspringende Nyera mit seinem aus Uhehe stammenden nördlichen Zufluß, dem Mpanga, in den Ulanga ein.

Schon durch diese Wassermenge wird der Reichtum des Landes gekennzeichnet. Das Gebiet ist streckenweise sehr dicht bevölkert, in anderen Teilen stellt es wiederum ein reiches Jagdgebiet dar. Am Westabhange der Mafiti-Kette liegen eine Reihe von Landschaften, welche Kiwanga unterstellt sind. Muhanga im Norden liegt in den Hügeln selbst und untersteht dem Mhomakiro, einem Bruder Kiwangas. Dann folgen gegen Südwesten Sorawaya, Kidete, Tundo und im Ruhudje-Alluvium die sehr bevölkerte und fruchtbare Landschaft Malinye.

Terrassen-Abfall. Den Norden des Stromes begleiten auf dieser ganzen Strecke die terrassenförmig abfallenden Höhenzüge, welche dem Uhehe-Plateau im Süden vorgelagert sind. Dieselben setzen sich gegen Westen als Terrassenrand über dem linken Ufer des Nyera fort. Der Aufstieg muß auch hier ein sehr anstrengender sein, was aus der Thatsache hervorgeht, daß die Flußsohle an der Einmündung des Nyera in den Ulanga nur

etwa 300 m hoch ist, während, wie wir sahen, das Uhehe-Plateau selbst sich bis über 2000 m erhebt. In dem Knie zwischen Ruhudje und Nyera liegen die Mikinië-Dörfer in einer Höhe von 320 m; und an der Einmündung des Mpanga in den Nyera, ebenfalls im Winkel zwischen den beiden Flüssen, der Distrikt Kwangasi.

Je weiter gegen Westen, um so großartiger stellt sich der Plateauabfall als Randgebirge dar. Die Landschaft Mende zwischen dem Nordabfall des südlichen Plateaus und dem Nyera, mit dem Blick auf den zerklüfteten Südrand des Uhehe-Plateaus jenseits des Flusses im Norden, ist dem eigentlichen Wangoni-Plateau im Osten vorgelagert und ist demnach recht eigentlich eine alluviale Thalsenkung.

Der Nyera bildet hier ein sumpfiges Schwemmland, und die Straße muß die Bergausläufer von Süden her aufsuchen.

Von hier ab erfolgt der Aufstieg auf das Hochplateau, welches den Namen Lupembe trägt und nichts ist als der südliche Ausläufer des Hochlandes von Uhehe. In diesem Gebirgsrand hat der Nyera, welcher in seinem Oberlauf Nyama heißt, seine Quellen. Der Aufstieg über den Gebirgsrand ist auch hier wie im Osten Uhehes ein äußerst schwieriger; schroff fällt das Plateau ab, aber die Flußthäler sind äußerst fruchtbar, und die Abhänge sind mit leidlichem Holz bestanden. (v. Schele, Kolonialblatt 1894, S. 228.) Lupembe.

Im Westen dieses Gebirgsrandes dehnt sich dann in langgefurchten Wellen die Hochebene aus, welche nach Gouverneur v. Schele (a. a. O.) im Durchschnitt 1500 m hoch ist. „Es ist ein überaus fruchtbares Land mit tiefgrundigem Boden, teils humos, teils lehmig, und hat einen vollständig anderen Charakter als die niederen Steppengebiete. Während in diesen schilfartige, holzige Gräser überwiegen, gleicht das Hochland einer deutschen Wiese mit kurzen, kräftigen Gräsern und blumigen Kräutern. Die Flora erinnert an die europäische; stellenweise glaube ich in Deutschland vorkommende Gräser und Kräuter wiedergefunden zu haben. Wasser ist überall reichlich in großen und kleinen Gebirgsbächen und in vorzüglicher Qualität vorhanden. Das Klima ist kühl und angenehm. Des Morgens sinkt das Thermometer hin und wieder bis auf 6° Celsius, so daß die Mitglieder der Expedition, welche hiergegen nicht genügend ausgerüstet waren, viel unter der Kälte litten. In der Mittagszeit ging die Wärme nicht über die eines heimischen Sommertages. Das dort Charakter des Hochlandes.

noch vorhandene Vieh — auch hier hatte die Seuche ungeheuer aufgeräumt — sah kräftig und wohlgenährt aus; Ziegen und Schafe waren im Verhältnis zur vorhandenen Bevölkerung reichlich vorhanden. Das Land ist durch die Einfälle der nördlichen Stämme stark entvölkert und nur schwach bewohnt." „Die Bevölkerung selbst ist friedfertig, nur schwebt sie in steter Angst vor den Einfällen der Wahehe. Alle Teilnehmer der Expedition waren der Meinung, daß dies ein Land sei, in dem der deutsche Einwanderer selbstthätig Ackerbau und Viehzucht mit großem Erfolg treiben könne. Ein Landerwerb würde keine Kosten machen, indessen ist ein Absatz irgend welcher Produkte bisher ausgeschlossen." (v. Schele a. a. O.)

Wir sehen, wir haben im wesentlichen dieselben Verhältnisse, wie wir sie auf den nördlichen Hochländern gefunden haben. Wir befinden uns auch hier auf Plateaus, welche dem Ostrand des großen Grabens vorgelagert sind, und welche die Feuchtigkeit des Südostpassates an sich niederschlagen. Daraus entstehen dann immer allgemeine wirtschaftliche Verhältnisse, welche wir auch im Westen des Kilima-Ndjaro und in Uhehe mit seinen Nebenländern als geeignet für Besiedelung durch Europäer feststellen konnten.!

Der Oberhäuptling des Lupembe-Plateaus ist Guemberumale, dessen Residenz an einem Quellfluß des Nyama liegt. Das ganze gekennzeichnete Gebiet wird durch den Ruhudje entwässert, welcher, wie wir sahen, der eigentliche Oberlauf des Ulanga ist, und dessen Quellen aus dem östlichen Abfall der Livingstone-Berge entspringen, welche hier dem östlichen Grabenrand aufgesetzt sind und diese Hochebene gegen Westen vom Nyassa abtrennen.

Gegen diese westliche Umrandung zu steigt das Plateau auf 2000 m an.

Nach Süden erstreckt es sich bis in weite, unübersehbare Fernen stets als eine gewellte, gleichförmige Hochebene aus.

Matumbi. Nur am Plateau-Abfall gegen Osten liegt das fast ganz mit Urwald bestandene Gebirgsland von Matumbi als südliche Fortsetzung des Plateaus von Lupembe. Etwa 50 km gegen Osten vorgelagert, erhebt sich aus der Ebene die Mbarika-Kette in nord-südlicher Richtung. Das Matumbi-Gebirgsland bildet eine Wasserscheide zwischen Indischem Ocean und Nyassa. Gegen Norden zum Ruhudje-Ulanga entsendet es

in west-östlicher Richtung den Müesa, Msitu und Pitu; nach Süden entströmt ihm der Rutukira zum Ruhuhu und Nyassa.

Im Norden wird dieses zerklüftete Gebirgsland von Sakkamaganga, einem Bruder Kiwangas, beherrscht, dessen Ansiedelungen an unzugänglichen Bergen oder in den schmalen, äußerst fruchtbaren, wasserreichen Thälern tief versteckt liegen. Sie sind nach Ramsay in Tembe-Art gebaut mit spitzen Grasdächern. Sakkamaganga zog sich in dieses zerklüftete Gebiet vor Kiwanga, mit welchem er in Fehde lebt, zurück, und seine Niederlassungen dehnen sich von Jahr zu Jahr mehr aus.

Der Süden dieses Gebiets gehört bereits zum Reich des Sabruma und damit dem eigentlichen Wangoni-Land an. Wangoni nennen die suluartigen Bewohner dieses Hochlandes sich selbst. Die Wangindo bezeichnen sie als Wamatschonde, und die Araber der Küste haben ihnen, nach dem Gwanwara, einem kleinen Nebenfluß des Rovuma an der Südgrenze ihres Gebiets, den Namen Magwanwara beigelegt, unter welchem sie in den letzten Jahren auch mehr und mehr in Europa bekannt geworden sind. **Wangoni-Land.**

Politisch zerfällt das Gebiet der Wangoni in zwei ziemlich scharf getrennte Teile, welche nach Lieder durch eine Baumsteppe von etwa 3—4 Tagemärschen von einander getrennt sind. Im Norden liegt das Reich des Sabruma (oder Schabruma, wie v. Schele schreibt), im Süden, im Quellgebiet des Rovuma, das Land, welches noch immer nach dem vor einigen Jahren verstorbenen Mharuli benannt wird.

Es sind besonders die Wangoni oder Magwanwara Sabrumas, welche diesen Hochlandbewohnern in den letzten Jahrzehnten einen so gefürchteten Namen als Krieger und Räuber bis in die Küstenplätze hinein verschafft haben. Dieselben gehören zu den berüchtigten Walihuhu-Mafiti. Ihr Gebiet wird im Westen durch die Livingstone-Berge und gegen Osten durch den oberen Luvegu begrenzt. Im Norden gehört zu ihm, wie wir sahen, die südliche Hälfte von Matumbi, und im Süden reicht es bis an das Matungu-Gebirge unter 10° 30′ hinan. Das so umschriebene Gebiet umfaßt etwa 3000 Quadratkilometer und ist nach v. Schele dicht bevölkert. Er schätzt die Einwohnerzahl auf gegen 60000 Menschen, was eine Bevölkerungsziffer von gegen 20 aufs Quadratkilometer geben würde. (a. a. O. S. 229.) **Sabrumas Land.**

„Auch dieses Land ist ein leichtgewelltes Hochplateau, welches sich im Durchschnitt 1200 m über dem Meeresspiegel erhebt. Der Boden ist wechselnd von schwerem Lehmboden bis zu leichteren Mischungen. Überall gedeihen die landesüblichen Feldfrüchte in vorzüglicher Weise. Namentlich sehr stark betrieben wird die Kultur von Erdnüssen, welche ein Hauptnahrungsmittel der dortigen Bevölkerung sind. Ebenso wie die Mafiti am Ulanga sind die dortigen Einwohner vorzügliche Ackerbauer; sie stehen in dieser Beziehung viel höher als die Küstenbewohner. Die Felder sind ordentlich und regelmäßig in Beeten bestellt, und allenthalben sieht man die fleißige Hand des Menschen. Auch hier ist niemals die Not die Triebfeder für ihre Räubereien gewesen.“ (v. Schele a. a. O. S. 229.)

Bewohner. Lieder, welcher die v. Schelesche Nyassa-Expedition mitgemacht hat, verdanke ich über diese Wangoni eine Reihe interessanter ethnographischer Mitteilungen. Ihre Dörfer liegen vollkommen offen und über die Äcker zerstreut, ohne jede Befestigung. Sie bauen auf den Schrecken ihres eigenen Namens und denken als echte Eroberer nicht an die Verteidigung im eigenen Lande. Das Wohnhaus ist eine Rundhütte mit sehr tief herabhängendem Dach und ohne Veranda. Der Eingang ist sehr niedrig. Dicht am Haus befindet sich der Getreidespeicher, einer kleinen, auf Pfähle gesetzten Rundhütte zu vergleichen. Daneben stehen dann die Häuser der Sklaven, deren Wohnungen aber auch oft in zusammenhängende Dörfer vereinigt werden. Bewaffnung und Gerätschaften sind echt suluartig; die mit Perlen gefertigte Stirnbinde wird noch oft getragen. Leicht, zierlich und sauber sind die von ihnen hergestellten Thongefäße, welche sie mit einer Art Glasur zu überziehen verstehen, und welche oft mit hübschen Ornamenten verziert sind. Hervorragendes leisten sie, auch nach Lieder, im Ackerbau. „Ich glaube, es gibt wenige Distrikte in Deutsch-Ostafrika, welche so intensiv bewirtschaftet werden, wie das Wangoni-Land. In langen Reihen stehen die Leute in der Regenzeit und bearbeiten mit den riesigen Hacken, welche mit beiden Händen geschwungen werden, oft unter fröhlichem Gesang, die langen Beete, in welche dann gesäet wird. Angebaut wird Mais, Mtama, sehr viel Mbegu (Phaseolus alunatus), eine Hirsenart, ferner Erbsen und Bohnen und in ausgedehnter Weise Erdnüsse. Durch die Araber ist jetzt auch die Reiskultur eingeführt worden, welche in der nassen Rovuma-Niederung betrieben wird.“

Gegen den Luvegu zu fällt Sabrumas Land in einzelne Bergpartien ab, wie den Kituri, Nyama, die Mbarakata-Kette, den Gongoma und andere. Er selbst aber gehört durch die Quellflüsse des Ruhuhu, den schon erwähnten Lutukira und Muhanga, sowie den aus den Matungu-Bergen im Süden entspringenden Lumesi bereits ganz zum Stromgebiet des Nyassa.

Einige Tagereisen durch unbewohntes Gebiet trennen es von Mharuli's Land im Süden. Mharuli ist 1889 verstorben, und die Häuptlinge hatten sich bei der Anwesenheit des Gouverneurs v. Schele noch nicht über die Wahl eines neuen Oberherrn geeinigt, so daß das Gebiet thatsächlich in eine Anzahl einzelner kleiner Gaue zerfiel. **Mharulis Land.**

Das Plateau senkt sich hier bis über 1000 m ab. Die Ostgrenze des bewohnten Gebietes befindet sich bei den Matogoro-Bergen, welche die Wasserscheide zwischen Rufiyi und Rovuma bilden. An ihrem Südostabhang entspringt der Luvegu, während der Rovuma in einem kleinen Thal am Nordabhang seine Quelle hat. Er durchfließt dann zunächst in westlicher Richtung eine sumpfige Wiese, nimmt später seinen Lauf zwischen Ngango und Litenga-Kette, um sich am Westrand der letzteren nach Süden zu wenden. Diese Richtung hält er bis über den 11. Grad südl. Br. bei und nimmt erst dann seinen Lauf gegen Osten herum.

In diesem Quellgebiet herrscht der Häuptling Songea, dem eine Anzahl Dörfer unterthan sind. Sein Land ist ein Plateau von 900 bis 1000 m Höhe, über welches sich die Matogoro-Berge bis zu 1450 m emporheben: „leicht bewaldete Gneishügel, die auf den höchsten Erhebungen baumlose Weideflächen tragen" (Lieder). Die tiefer gelegenen Striche dieses Gebietes eignen sich vorzüglich zur Reiskultur, und auch sonst wird jede Art von Ackerbau betrieben in der geschilderten sorgfältigen und intensiven Weise.

Flußabwärts gelangen wir, in der Gegend, wo der Rovuma sich südwärts wendet, in das eigentliche Hausmachtsgebiet des verstorbenen Oberhäuptlings Mharuli, wo jetzt Senchaia herrscht. Mharuli's Dorf Mapaseni liegt im Osten der Einsenkung zwischen Ngango und Litenga-Kette, durch welche der Rovuma fließt. Dem Plateau sind in diesem Gebiete auch eine Reihe anderer Hügelrücken aufgesetzt, so die Humbarra-Kette in der südöstlichen Fortsetzung der Litenga-Hügel, und in west-

nordwestlicher Richtung die Mkulimbo- und Makorra-Kette, sowie deren westlicher Abschluß, die Mayanga-Berge. An der Ostseite von Mharuli's eigentlichem Land liegt die Araber-Ansiedelung Mangua, welche dem Raschid bin Masud gehört; und etwa 12 km südwestlich davon die Residenz des Wangoni-Häuptlings Mlamiro.

Der Westen dieses Plateaus gehört dem Flußgebiet des Ruhuhu an, welcher von hier aus den Nyaka mit seinem Zufluß Nyamasi empfängt. Die Gneisformation geht allmählich in granitähnliches Gestein über. Im Norden der Makorro-Kette liegt die Landschaft Luhagarra und westlich davon der Distrikt Niambunschu. Der Nyaka kommt aus dem Gebiet Matengo im Süden davon, wo der Sultan Mandawa, ein Sohn Makitas, herrscht. Im westlichsten Teil dieses ganzen Gebietes hat der Sultan Kipeta das meiste Ansehen.

Die Bevölkerungsanzahl in Mharuli's Land schätzt v. Schele auf 50—60000 Köpfe. Unter ihnen gehört nur der kleinere Teil der herrschenden Sulu-Rasse an. Diese brach nach Lieder erst 1866 hier ein. Die eingesessenen Stämme wurden zum Teil vernichtet, zum Teil nur unterworfen und gezwungen, das Land für die Herren zu bebauen. Dazu wurden immer neue Sklavenmassen aus dem weiten Plünderungsgebiet im Osten und Westen hinzugeschleppt. So leben hier Wangindo, Wanindi, Wamwera, Waruanda, Wayao und Andere in getrennten Ansiedelungen durch das ganze Gebiet unter der Herrschaft der Wangoni. „Kugwira Mwendo“, d. h. des Häuptlings Beine ergreifen, nennen die Sulus den Akt der Unterwerfung solcher Stämme, so erzählt der Reverend W. P. Johnsohn, der dies Gebiet als erster Weißer besuchte. (Proc. R. Geogr. Soc. London 6, 524.)

Bewohner. Wir sehen, diese Stämme besitzen entschieden kolonisatorische Befähigung, und die Eroberung ist für sie nicht nur ein Akt brutaler Vernichtung Fremder und bloßer Plünderung, wie bei den Massais, sondern sie geschieht zu kolonialpolitischen Zwecken. Die Verhältnisse hier, wie die in Khutu und am Ulanga, erinnern in der That an die Stellung der Germanen in den römischen Provinzen zur Zeit der Völkerwanderung. Eine kriegerische Einwanderung zwingt die unterworfene Bevölkerung zur Aufgebung von Grund und Boden und zur Arbeitsleistung. Die Unterworfenen nehmen mit der Zeit Sitten und Gebräuche der Eroberer an. So entstehen auch hier die „Sulu-Affen“, wie weiter im Norden.

Die Mharuli-Wangoni unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den Sabruma-Leuten dadurch, daß sie im wesentlichen den Übergang zu friedlicher Seßhaftigkeit vollzogen haben. Auch sie ziehen gern an die Küste, aber nicht, um Raub und Mord dahin zu tragen, sondern zu friedlichem Handelsverkehr. Schon die Thatsache, daß sich in ihrem Gebiet eine arabische Handelsniederlassung bilden konnte, spricht für den Geist dieser Landschaften im Quellgebiet des Rovuma, und auch mit uns Deutschen haben sie von vornherein freundschaftliche Beziehung angeknüpft. So dürfen wir hoffen, in ihnen einen wichtigen Faktor für die wirtschaftliche Erschließung dieser Gegenden heranzuziehen. Wenn ihr Land auch nicht mehr in die eigentliche Höhenlage der Besiedelungsfähigkeit hinaufreicht, so muß es doch als ein Kultivations-Gebiet ersten Ranges bezeichnet werden und wird als solches sicherlich eine Zukunft haben.

Ähnliche günstigere Verhältnisse bietet auch der obere Rovuma bis zum ehemaligen Distrikt Mtarikas. Diesen Teil des Gebietes kennen wir ebenfalls vornehmlich aus den Mitteilungen des wiederholt erwähnten P. W. Johnson. Im Norden des Stromes befindet sich sehr viel Wald, aber die Flußsohle selbst ist sehr fruchtbar und war in früheren Zeiten reich besiedelt. Auch hier boten eine Menge von Inseln Zuflucht für die versprengten Stämme. Heute wird hier, wie weiter unten, mit solchen Sprengteilen aufgeräumt sein; aber es ist doch unfraglich, daß unter friedlichen Verhältnissen diese ganze südwestliche Ecke unseres Schutzgebietes wiederum kultiviert werden wird. Oberer Rovuma.

Der Rovuma empfängt auf dieser Strecke seine Hauptzuströme von Süden aus portugiesischem Gebiet. So den Usanyando, den Luchulingu und den Msindje. Von der Einmündung des letzteren in den Rovuma verläuft, wie wir sahen, die deutsch-portugiesische Grenze in genau westlicher Richtung bis zum Ostufer des Nyassa hin. Dabei hat sie die Westgrenze des Wangoni-Plateaus, die östliche Gebirgsumrandung des Nyassa, zu überschreiten.

Diese Bergketten, welche den Ost-Nyassa in seiner ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden begleiten, stellen ein äußerst schroffes Randgebirge dar, welches in mehreren parallelen Ketten dahinstreicht. Dasselbe ist in seinen nördlichen Teilen, wo es es den Namen Livingstone-Gebirge trägt, aus Gneis und metamorphischen Gesteinen, vom Süden des Wiedhafens (Amelia-Bucht) an aber aus Granit gebildet. Ostrand des Nyassa.

Livingstone-Gebirge.

Das Livingstone-Gebirge hat gegen Süden eine beträchtliche Breite. In der Gegend von Langenburg gibt man dieselbe, wie Merensky mitteilt (Deutsche Arbeit am Nyassa, S. 97), auf 15 deutsche Meilen an. Hier kann man drei einander ziemlich parallel laufende Ketten unterscheiden, weiter nach Norden wird der Querschnitt des Gebirgsstockes schmaler, bis er endlich dort, wo der Lufirio seinen Ursprung nimmt, aus einer einzigen Masse besteht, welche Gliederung nur in ihren Ausläufern zeigt (Merensky a. a. O. S. 97). Der ganze Gebirgszug ist außerordentlich zerklüftet und landschaftlich durchweg von wildromantischer Schönheit. Seine höchsten Kuppen sind über 3500 m hoch. „Ein Wirrsal zackiger Berggipfel,“ so schildert Dr. Bumiller den in der Nähe von Langenburg gelegenen Teil, „von deren Grat nackte, starre Felswände aus schwindelnder Höhe senkrecht niederfallen, und tiefe, grausige Gründe, durch welche der vom Wolkenbruch angeschwollene Gießbach seine Wasser tosend über gewaltige Felsblöcke zum See herabstürzt.“

Ähnlich schildert Missionar Nauhaus das Gebirgsland ostwärts der Station Wangemannshöhe, im Nordosten vom See (Merensky a. a. O. S. 221—222): „Hinter unserem Gehöft geht es die Livingstone-Berge hinauf. Vor uns liegt nach Osten zu eine dunkle Wand, am Fuße derselben liegt das Hauptdorf des Kinga-Häuptlings Muenentera.[1]) Dort wollen wir übernachten; dabei liegt es so nahe, daß man fast meinen sollte, man könnte mit einem Stein hintreffen. Geradeaus führt kein Weg — alles zu sehr zerklüftet. Auf verschiedenen Bergrücken geht's nach einander entlang. Das Livingstone-Gebirge oder vielmehr seine Abhänge machen hier einen gewaltigen Eindruck. Vom Muakari-Fluß aus, der durch den von uns überschauten Kessel mit Getöse vorüberfließt, erheben sich kleine, ganz schmale Bergrücken, welche sich wie Strebepfeiler an den Stock des Gebirges lehnen. Zwischen ihnen eilen muntere Gebirgsflüßchen dem Muakari zu. Wir überschreiten die beiden von Norden kommenden, den Muisserere und den Nieturi. Letzterer kocht und tobt unter seiner höchst jämmerlichen, ganz verfallenen Brücke dermaßen, daß man schreien muß, wenn man von seinem Nebenmann verstanden sein will.“

---

[1]) D. h. Herrn der Ebene.

Auf schwindelnden Paßpfaden ziehen sich die Karawanenstraßen über das Gebirge zum See. Der Elton-Paß im Norden, welcher vom Lufirio nach Usafa führt, hat eine Höhe von 2680 m. Die über den Norden des Wangoni-Plateaus führende Straße, welche v. Schele marschierte, steigt in Ukinga 2530 m empor und gewährt ebenfalls einen äußerst mühevollen Abstieg zum See hinab. Vom Wiedhafen führt ein verhältnismäßig bequemer Pfad den unteren Ruhuhu-Fluß hinauf, um sich nach Überwindung der Bergketten in Mharuli's Land zu wenden. Erheblich unbequemer ist die Paßstraße zwischen den Bergen Kipengo und Kigonsera, welche weiter südlich über die Torongo-Kette zur Mpamba-Bucht hinüberführt. Sowohl der Gneis im Norden, wie der Granit gegen Süden ist reich an Magneteisen, welches von den Eingeborenen in sekundären Lagerstätten gesammelt und dann verarbeitet wird. Paßstraßen.

Über den Kuppen der Berge, welche sich zum Teil 15—1800 m über den See emporheben, lagern oft tagelang die Wolken und Nebel des Hochgebirges, welche sich dem Reisenden als Nebelregen bemerklich machen. Das Klima ist ein durchaus alpines, und entsprechend ist auch die Flora, welche durch Regenwaldungen in die nordischer Gräser und Kräuter bis zu den Moosen hinübergeht. Die Tierwelt ist schwach vertreten: „Herden von Kolobusaffen und Wildschweinen beleben hier und da die Wälder, und auf dem offenen Gelände fehlen Büffel nicht ganz. Aber der Reisende kann tagelang das Gebirge durchstreifen, ohne selbst eines dieser Tiere zu Gesicht zu bekommen.“ (Merensky a. a. O., S. 99.)

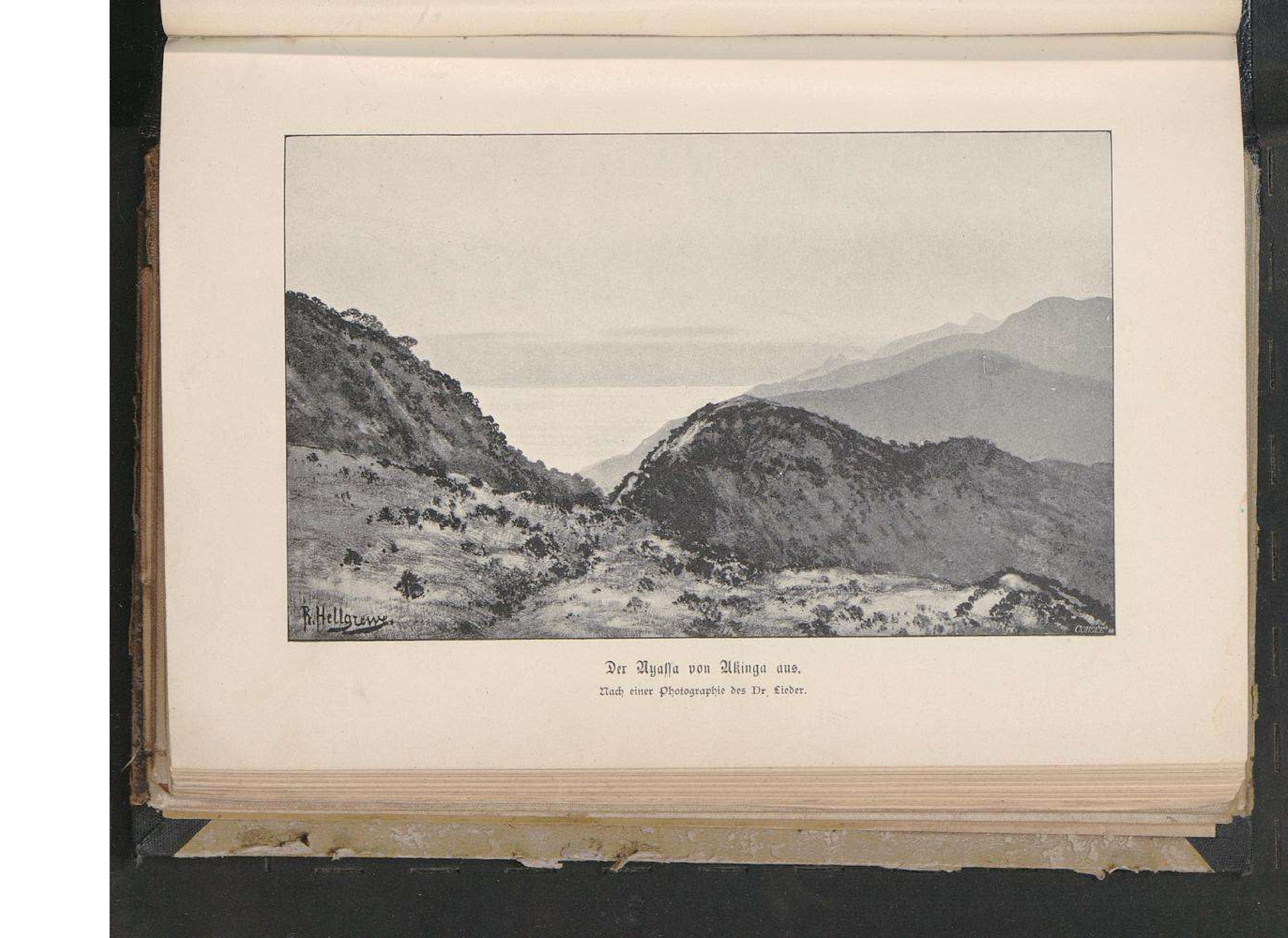
Dieses gewaltige Randgebirge ist nun seiner Entstehung nach als Aufwulstung des Ostrandes vom großen ostafrikanischen Graben zu betrachten. Wir haben gesehen, daß der Westrand des Grabens ununterbrochen von der Marenga mkali an bis in die westliche Umrandung des Nyassa übergeht; der Ostrand hört von Irangi an praktisch auf, oder vielmehr er verläuft sich durch eine Art großer Verwerfung in die Hügellandschaften, welche die oceanische Abdachung der Mitte ausfüllen. Hier am Nyassa tritt er großartiger und schroffer als irgendwo im Norden wiederum auf. Wenn die Nyassa-Spalte bislang nicht als ein Teil des großen Grabens erkannt worden ist, so liegt das daran, weil sie gegen die Sohle des Nordens durch die gewaltigen vulkanischen Eruptionen um den Rungue herum völlig abgesperrt ist. Die ganze Der Süden des großen Grabens.

Grabensohle ist hier durch vulkanische Massen recht eigentlich verstopft, genau wie im centralafrikanischen Graben die Nordseite des Kivu-Sees durch die Mfumbiro-Vulkane. In beiden Fällen ist der Vorgang derselbe. Wo die Grabenspalte tiefer eingerissen ist, wie in der Nyassa-Senkung und im Kivu-Becken, und die Nähe von Wasser vorhanden, vermochten die eruptiven Kräfte die umgebende Hülle zu zersprengen und Lawamassen emporzuwerfen, welche hier wie dort die ganze Senkung ausfüllten, ja über die Grabenränder emporwuchsen, sodaß sich der Charakter der Sohle an diesen Stellen völlig verlor. An anderen Stellen des Grabens entstanden die Vulkankegel nicht an einem Querende der Wasserbecken, sondern an einer Längsseite derselben, so der Dönjo Ngai neben dem Natronsee, der Gurui neben dem Balangda-See. Sie erscheinen in diesem Fall dem Grabenrand angeklebt, oder verwachsen wohl gar mit diesem. (Siehe hierzu die Darstellung des großen ost- und des centralafrikanischen Grabens auf meiner geologischen Übersichtskarte.)

Bewohner. Schwach bevölkert sind diese östlichen Randberge des Nyassa. Südlich des Wiedhafens wohnen versprengte Reste der Wangindo und Wanindi, auch hier in Schrecken vor ihren Todfeinden, den Wangoni der Plateaus. Sie haben ihre Hütten in unzugänglichen Klüften oder an unwegsamen Hügeln. Aber die Thäler sind sehr fruchtbar, und hier bauen sie Getreide und Hülsenfrüchte.

Der bedeutendste Häuptling in diesem südlichen Teile ist Amakita, dessen Dorf über der Karawanenstraße zur Mbampa-Bucht am Ostabfall der Bergkette liegt. Alles ist hier auf Flucht und Versteck berechnet. Die Hütten sind klein und mit starkem Verhau umgeben, deren Thore mit denen der Häuser nicht zusammenstimmen, sodaß man letztere nur auf allen Vieren erreichen kann. (Johnson.) Aber das Gebirgsthal selbst, in dem die Karawanenstraße sich dahinzieht, ist üppig und auch gut bebaut. Solche Stammessprengsel leben verstreut in den Bergthälern bis zum Ruhuhu-Fluß hin.

Dann folgt eine völlig unbewohnte Gebirgswildnis im südlichen Teile der Livingstone-Berge, wo nur die spärlichen Vertreter der Tierwelt hausen. Erst im Nordosten des Sees finden sich wiederum menschliche Niederlassungen in den Bergen, und auch hier sind es die Verfolgten und Gehetzten unseres Geschlechtes, welche Schutz und Zuflucht dort gefunden haben.



Der Nyassa von Ukinga aus.

Nach einer Photographie des Dr. Lieder.

Es sind die Bakinga, welche den nördlichen Teil des Livingstone-Gebirges bewohnen. Nach Merensky (a. a. O., S. 289) sitzen sie bis 9° 15' s. Br., und erstreckt sich ihr Gebiet am See 2—3 Tage nach Osten. Sie sind höchst wahrscheinlich eine Mischrasse, entstanden aus allen möglichen flüchtigen Elementen der Umgegend. „Ein gemeinsamer Typus fehlt. Körperbeschaffenheit, Kopfputz und Gesichtsausdruck sind äußerst verschieden. Sie sind schmutzig und unordentlich in Behandlung von Haus und Hof, Gerät und Körper. Das Haar hängt oft troddelähnlich um den Kopf. Ihre kegelförmigen, spitzen Hütten sind niedrig und oft halb verfallen." Dabei sind sie eine scheue und mißtrauische Gesellschaft, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, wie sehr sie von allen Seiten bedrängt sind. Von Norden her drohen Mereres-Scharen, von Osten fallen die Wangoni über sie her, und selbst den sonst erheblich zahmeren Bakonde an der Nordseite des Nyassa sind sie ein willkommenes Beuteobjekt. Bakinga.

Da in Afrika gemeiniglich der Stärkere den Schwächeren anfällt, so hat der Schwächste sie natürlich alle auf dem Hals. Die „Sanftheit" reicht in der Regel nur soweit, wie die Furcht.

Politisch ist ein Teil der Bakinga in Abhängigkeit von Mereres Macht, ein anderer gegen Westen zu untersteht den benachbarten Bakonde. Die südlichen dagegen (Kierera und Söhne) haben sich mit den Wangoni abzufinden. Ihr größter Häuptling ist Muankenja. Außer ihm erwähnt Merensky den Muakatungira und Muachojo.

Ihre Nahrung gewinnen sie durch ein wenig Ackerbau, der ihnen Mais, Mtama, Bohnen und Erbsen liefert, und etwas Viehzucht, besonders mit Ziegen. Daneben sind sie sehr gewandte Eisenarbeiter. So hausen sie in ihren schluchten- und nebelreichen Bergen, ein kümmerliches Geschlecht, das, wie so manche niedergehetzte Stämme Ostafrikas erst aufatmen wird, wenn die Kaiserliche Flagge gleiches Recht und gleichen Schutz für alle gebracht haben wird. Wohl sollte man denken, daß gerade die Religion des Kreuzes, welche das erbarmende Wort über diesen Planeten hinausgerufen hat: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!", Macht über die Herzen dieser Armseligen gewinnen wird.

Vom Westabhang seiner zerklüfteten Gebirgsheimat blickt der Kinga, wenn nicht Nebel den Ausblick verhüllen, auf ein paradiesisches Land

zu seinen Füßen, zu welchem schroff und unvermittelt die Felswand der Berge hinabfällt, wie eine starre, düstere Mauer. Das ist Konde am Nordende des Nyassa, und gegen Süden dehnt sich der weite Spiegel des Sees selbst aus.

Nyassa. Das dritte große Binnenmeer im Westen Deutsch-Ostafrikas, erstreckt er sich durch etwa 5 Breitengrade gegen Süden in einer Länge von 400 km mit wechselnder Breite, welche da, wo sie am größten ist, etwa 70 km beträgt. Er besitzt eine Flächenausdehnung von ungefähr 27000 Quadratkilometern, und sein Wasserspiegel liegt 480 m über dem Meere. Der Nyansa, Tanganyika und Nyassa bilden demnach in nordsüdlicher Richtung, ihrer Höhenlage nach, drei Terrassenstufen von ungefähr gleichem Abstand.

Das Wasser des Nyassa ist süß und angenehm, wie das des Nyansa, und wunderbar ist seine blaue Färbung und seine durchsichtige Klarheit. Merensky (a. a. O., S. 79) gibt über seine Tiefenverhältnisse Folgendes an: „An der äußersten Südspitze liegt vor dem Ausfluß eine Barre, auf der bei seichtem Wasserstande sich nur etwa 4 Fuß Tiefe findet, weiterhin aber nimmt die Tiefe des Sees ganz bedeutend zu. Bei Kap Maclear hat man bei 200 Faden noch keinen Grund gefunden. Im Norden ist der See weit flacher; ausgedehnte Sandbänke sind dem nördlichen und nordöstlichen Ufer vorgelagert, was sich daraus erklärt, daß hier von sechs Strömen dem See Massen von Sand und Geröll zugeführt werden."

Die vorherrschende Windströmung ist auch hier südlich. Der Südostpassat fegt den weitaus größten Teil des Jahres durch diese enge Hohlgasse gegen Norden und treibt das so wertvolle Feucht der nördlichen Umrandung zu. Daraus erklärt sich die enorme Regenmenge des nördlichen Abfalls, welche Merensky auf 2523 mm für die Regenzeit eines Jahres angibt. Der Regen ist hier in einer Regenperiode so groß, daß, wenn er nicht verdampfte oder abflösse, am Ende derselben das Land im Norden des Sees mit einer Wasserfläche von etwa 9 Fuß Tiefe bedeckt sein würde. Genau wie beim Nyansa ist demnach auch hier der Norden das bevorzugte Gebiet, und es ist sehr erfreulich, daß diesmal wir den Vorteil davon haben.

Niveauschwankungen des Nyassa-Spiegels, wie wir sie am Victoriasee und Tanganyika beobachten konnten, stellt Merensky durchaus in Abrede.

Er ist „zu der Überzeugung gekommen, daß er seit Jahrtausenden sich unverändert auf seiner jetzigen Höhe erhalten hat. Freilich steigt er jährlich in der Regenzeit, bis er, etwa im April und Mai, seinen höchsten Stand erreicht, um dann wieder vom Juni an zu fallen. Im November und Dezember ist er am niedrigsten. Der Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Wasserstand beträgt einen Meter. Daß aber der Wasserstand im großen und ganzen seit undenklichen Zeiten derselbe geblieben ist, beweisen die Wasserzeichen, welche ich an den Felsen in Monkey-Bai deutlich eingeschnitten fand. Im August befand sich die höchste Wasserlinie 2 Fuß 4½ Zoll über dem damaligen niedrigen Wasserstande. Weiter fanden sich ungeheuere Adansonien von 3 bis 5 Meter Durchmesser dicht am Seeufer in Mponda, Livingstonia und in Leopards-Bai, nur 2 bis 3 Meter über der Linie des damaligen Niederwasserstandes. Adenson hat das Alter eines solchen Baumes von der angegebenen Stärke auf 5000 Jahre berechnet. Somit wäre bewiesen, daß vor Jahrtausenden der Spiegel des Sees jedenfalls nicht auch nur 2 Meter höher gestanden hat als heute" (a. a. O., 80.) Den Grund für solche Stetigkeit des Wasserstandes beim Nyassa sieht Merensky in dem Vorhandensein einer Granitbank im Shire. Daß sich der Spiegel den verdampfenden Einflüssen gegenüber zu behaupten vermag, liegt sicherlich auch an der großen Regenmenge in der nördlichen Umrandung.

Der Fischreichtum ist ein bedeutender, und die Uferbevölkerung demnach auch überall auf Fischfang bedacht.

Landschaftlich ist der Süden, Südosten und Westen des Sees ziemlich öde. Die Umrandung ist kahl und wüst, und der Küstensaum am Fuß des Abfalls häufig versumpft. Großartig und gewaltig dagegen ist der uns gehörende Norden und Nordosten des Nyassa, vom See aus gesehen. Himmelragende Berge erheben sich drohend und düster bis in die Wolken hinein, im Osten wenigstens fast unmittelbar über dem Wasserspiegel emporragend. So nahe tritt der Bergabfall an den Ufersaum hinan, daß es nicht einmal einen Pfad für Fußwanderer auf der ganzen Strecke gibt, sondern der Weg führt dann durch Ausbuchtungen des Wassers, dann wieder über die Felsenrippen des Abhanges. Bis zu dreitausend Meter und darüber hinaus erhebt sich diese Felsumrandung vor dem staunenden Auge, teils als nacktes, kahles Gestein, teils mit üppiger Vegetationsdecke bekleidet.

Landschaftsbild.

Denn auch hier liegen vor dem Beschauer die verschiedenen Zonen unseres Planeten über einander. Die Sohlen der Bergrillen und Thäler, in welchen klare und kalte Bäche herunterplätschern, sind mit einem dichten Alluvialhumus bedeckt, welcher den fruchtbarsten Bodenstrichen Deutsch-Ostafrikas gleich steht. Ebenso sind die unteren Abhänge mit üppiger Bodenkrume bedeckt. Auf ihr erhebt sich der lichte Buschwald Ostafrikas, an den Bach- und Flußrinnen der dunklere Saum wuchernden Galerie- oder Regenwaldes. Solcher tritt streckenweise auch über der ganzen oberen Zone der Umrandung auf, bis bei 2000 m die obere Waldgrenze erreicht ist, und nun echt alpine Grashalden oder dichter Busch die imposanten Kuppen und weiten Hochthäler überziehen. Dazwischen deuten dunklere Flecken wohl auf moorartige Brüche hin.

Oder, wo der schroffe Felsgrat unmittelbar hervortritt, stürzt sich wohl ein Bach kataraktartig mit lautem Getöse in die Tiefe. Krystallblau hebt sich der Wasserspiegel der meeresartigen Fläche um so heller und strahlender gegenüber dem düsteren Hintergrund ab, dessen Vorsprünge und Schluchten die verschiedenartigsten Farben und Lichtreflexe verursachen.

Wie ganz anders wieder, wenn wilde Stürme, welche hier sehr häufig sind, von Süden hinauffahren, und der bleierne Wolkenschleier den Nyassa fahlgrau färbt. Da erinnert die Landschaft in ihrer Verbindung von düsterer Felsumrandung und wildem oceanartigen Wellenschlag wohl an die dämonische Schönheit der Fjorde Norwegens oder der schottischen Hochlands-Lochs, auf deren düsterer Umrandung Ossians wesenlose Gestalten dahinziehen.

Etwa ²/₅ der Ostküste ist Deutschland zugefallen, und auf der anderen Seite im Westen bildet die Mündung des Songwe die Grenze zwischen deutschem und britischem Gebiet. Somit gehört uns die ganze nördliche Bucht (Wißmann-Bucht) mit der dahinterliegenden fruchtbaren Landschaft Konde.

Die Gebiete sind in den letzten Jahren für uns von um so größerem Interesse geworden, als deutsche Arbeit hier am Nyassa energisch eingegriffen hat. Im Norden haben Herrnhuter Brüdergemeinde und Berliner Missions-Gesellschaft ihre Niederlassungen gegründet, am See selbst aber vollzog sich die Unternehmung des Antisklaverei-Komitees

unter Wißmann. Beide haben auch für die Erforschung dieser Länder sehr viel beigetragen. Das Wißmannsche Werk darüber ist zwar noch nicht erschienen; der von mir aber bereits wiederholt erwähnte Missions-Inspektor Merensky, welcher die Expedition der Berliner Missions-Gesellschaft ans Nordende des Nyassa führte, hat in seinem Buch eine Menge interessanten Materials der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die Ostseite des Nyassa kann ihrer ganzen unzugänglichen und abschüssigen Eigenart nach naturgemäß nur sehr gering bewohnt sein. Thatsächlich besitzt sie nur einzelne verstreute Ansiedelungen von sogenannten Wanyassa (Anjassa oder Manganja), welche in den verschiedenen Strichen verschiedene Namen führen; im Süden Wampoto, gegen Norden Wakisi genannt werden.[1]) Die Grenze zwischen beiden liegt nach Wißmann am Wiedhafen. Ostküste.

Die Eingeborenen sind vornehmlich auf Fischfang angewiesen. Ihre Hütten bauen sie teilweise auf einzelnen Felskuppen und -Blöcken, teilweise legen sie dieselben auf Pfählen im See selbst an. Wir gelangen hier plötzlich in einen Rest Pfahlbauzeit hinein, und auch hier ist es vornehmlich die Angst, welche zu dieser Bauanlage veranlaßt. Auf ihren Pfahlhütten fühlen die Strandbewohner sich sicher vor den Wangoni jenseits der Berge, deren Erscheinen sie immer zitternd erwarten müssen. Oder sie haben ihre Dörfer auch auf den kleinen Inseln angelegt, welche der Küste überall vorgelagert sind.

Schifferei betreiben sie alle hier, und zwar ist auch hier das Baum-Kanoe noch immer das eigentliche Fahrzeug. Daneben aber gab es bereits zur Zeit des Rev. Johnson größere Segelboote, und in den letzten zehn Jahren haben die regelmäßigen Dampferfahrten der African lakes company diesem Gewässer einen ganz modernen Charakter verliehen. Die Überlegenheit dieses Binnenmeeres über den Nyansa und Tanganyika besteht ja darin, daß er durch den Shire und Sambesi eine schiffbare Verbindung mit dem Ocean schon heute besitzt. Dieselbe ist nur auf einer einzigen Strecke von 14 deutschen Meilen auf dem Schire zwischen Katunga und Matope unterbrochen, und hier wird es nicht schwer sein, durch die europäische Technik zunächst einen guten Fahrweg, später eine Eisenbahnverbindung zu schaffen. Aber auch heute

[1]) Wakisi heißt nach Merensky nichts weiter als Kanoeleute oder Schiffer (a. a. O., S. 28).

schon ist die Möglichkeit, von Sansibar zum Nordende des Nyassa mit dieser einzigen Unterbrechung auf dem Wasserwege gelangen zu können, für die Entwickelung der ostafrikanischen Verkehrsverhältnisse gar nicht hoch genug anzuschlagen; besonders, seit der Tschinde-Arm der Sambesi-Mündung mit seinem Ankerplatz für Oceandampfer dieses ganze System der Binnenschiffahrt in direkten Anschluß an den europäischen Verkehr gesetzt hat. Von Tschinde aus kann man den Nord-Nyassa in 2—3 Wochen erreichen, und mit kaum mehr Unbequemlichkeit, als sie eine Reise in manchen Teilen Europas erfordert. Was dies für Afrika bedeutet, vermag nur der zu verstehen, welcher die heutigen allgemeinen Verhältnisse dort kennt.

Freilich liegt der Ausgang dieser Straße in englischen und portugiesischen Händen, und die Engländer, welche die Strecke von Katunga bis Matope beherrschen und demnach den Straßenbau unternehmen werden, sind immer in der Lage, diesen Verkehrsweg praktisch unserem Handel zu verschließen. Aber, wenn derselbe auch einstweilen nur dem Personenverkehr zu nutze kommt, so liegt der Vorteil bei der Besiedelungsfähigkeit der Gebiete um den Norden des Nyassa herum auch so für uns auf der Hand. Die Entwickelung wird hier viel schneller einsetzen können, als irgendwo sonst; denn praktisch liegt der Nord-Nyassa nicht weiter von der Küste als z. B. Mittel-Pare oder Nguru, und thatsächlich ist er viel bequemer zu erreichen. Dies ist bei der Wertschätzung dieser Landstriche immer im Auge zu behalten.

Der beste Hafen in unserem Gebiet, ja der beste Hafen am ganzen See überhaupt ist nach Rev. P. W. Johnson der von Mbampa gegen den Süden der deutsch-portugiesischen Grenze zu am Ostufer des Sees. Derselbe liegt im Norden des Berges Mbampa. „Der Hafen ist beinahe landumschlossen, ein schönes tiefes Bassin, wo die Leute alle auf Felsblöcken leben, wo kaum eine Hütte stehen kann. Die Felsen fallen hier bis unmittelbar auf den Strand nieder, und ein wenig nördlich ist eine Anzahl bewohnter Inseln und einige Hütten, welche auf Pfählen im Wasser gebaut sind.“ (Johnson, Proc. of R. G. S. London 6, 515). Die Einwohner gehören der Nindi- und Gindo-Rasse an Hier geht ein flotter Handel vor sich. Amakita, der oberhalb in den Bergen wohnt, bringt Getreide zum Verkauf herunter und kauft getrockneten Fisch dafür ein. Außerdem ist hier ein bedeutender Platz für die Küsten-

karawanen, welche auf dem eben beschriebenen Wege durch Mharuli's Land hier eintreffen, um von hier aus zum westlichen Ufer herüber zu setzen. So ist hier eine unmittelbare Beziehung zum Weltverkehr vorhanden, und die Eingeborenen kommen infolge dessen auch häufig nach Kilwa oder Lindi, ja bis Sansibar.

Nördlich von Mbampa ist die Murundu-Insel der Küste vorgelagert; überall fällt das Randgebirge so unmittelbar zum Wasser ab, daß ein Zwischenraum, auch nur für einen Fußpfad, nicht vorhanden ist. In Buchten und ziemlich gleichmäßigen Vorsprüngen ausgezackt, streicht die Küste in nordwestlicher Richtung, in einer großen Anzahl von kleinen Flußmündungen sich öffnend.

Der nächste wichtige Punkt gegen Norden ist die Mündung des Ruhuhu, des bedeutendsten Stromes dieser Küste, welcher, wie wir sahen, das mittlere Wangoni-Land entwässert, und an dessen Ufern die eine große Paßstraße über das Gebirge gegen Osten führt. In seinem Mündungsgebiet ist Raum für mehrere Dörfer. Im Süden liegt Tangoma und im Norden der Mündung finden sich Pembaliotos Dörfer.

Von hier aus springt die Küste in weiter Bucht gegen Osten um, den sogenannten Wiedhafen oder die Ameliabucht bildend. Der Charakter der Küste bleibt immer derselbe. In Zacken und Fransen ohne eigentlichen Küstensaum schwingt sie sich gegen Norden, nur hier und da Raum für vereinzelte kleine Fischerdörfer gebend. Gegen Norden sind von der Wißmannschen Expedition aus den vielen Buchten der Langen-Hafen und die Kayser-Bucht hervorgehoben. Die letztere wird im Süden durch das Kayser-, im Norden durch das Felsen-Kap begrenzt. Unter dem letzteren liegt der Ort Ropingo. Dann folgen nach Norden eine Anzahl Ortschaften, welche von Johnsons Reise her bekannt sind: Makondo, Pamboga, Pegunga und Sumba. Auch auf dieser Strecke ergießen sich zahlreiche kleine Flüßchen in den See, welche um so stattlicher werden, je weiter wir gegen Norden kommen. An den Mündungen zweier im Norden von Sumba liegen die Ortschaften Bando und Narisha.

Nördlich des letzteren liegt der Busse-Hafen mit dem Orte Bisugo. Im Norden davon erhebt sich der mächtige Pekwawa-Berg. Von hier an tritt der Hauptkamm der Livingstone-Berge kompakt an das Gestade.

Durch dasselbe bricht sich weiter gegen Norden der bedeutende Rumbira-Fluß Bahn, und an seiner Mündung legte Wißmann, an einem guten Hafen, seine Hauptstation an, welche er nach der Residenz Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg benannte.

Der Rumbira-Fluß bildet sich oben im Hochgebirge aus mehreren Zuflüssen, deren einer, der Tsegete, weit im Norden unter 9° s. Br. entspringt. Der südliche Arm, der eigentliche Rumbira, empfängt im Gebirge von Osten her den Liangali und Lamkiu. Seine Mündung liegt etwa 2½ deutsche Meilen vom Norden des Sees entfernt. Auch hier steigt das Gebirge ziemlich steil empor. Eine Halbinsel springt weit ins Wasser vor, und an ihrem südlichen Ufer hatte die African lakes Company früher eine Niederlassung gehabt, welche sie wieder aufgab, weil der Handelsumsatz zu gering war. Aber die Bucht hat große Tiefe und Ankergrund für größere Fahrzeuge. Deshalb wählte sie Wißmann zur Anlegung seiner Hauptstation.

Die Begründung dieser Station zugleich mit der Aufstellung des Dampfers „Hermann von Wißmann" hat zum erstenmal den deutschen Einfluß am Nyassa politisch begründet. Wirtschaftlichen Wert können diese Anlagen freilich erst dann gewinnen, wenn eine Besiedelung der umliegenden Gebiete ernstlich ins Auge gefaßt wird. Denn handelspolitisch hat der Nyassa für uns zur Zeit noch keine Bedeutung. Was an Handel da ist, liegt in den Händen der Engländer, und auch der deutsche Dampfer entnimmt seine Frachten einstweilen diesem englischen Handel. Ob eine deutsche Handelskompagnie mit der African lakes Company, welche die Ausgänge des Nyassa-Sees beherrscht, in Wettbewerb zu treten in der Lage sein wird, muß doch sehr bezweifelt werden, da der Überlandweg neben dem weit billigeren und näheren Seeweg handelspolitisch überhaupt nicht in Frage kommen kann. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß der Nyassa-Handel zur Zeit Raum für zwei Gesellschaften bietet. Elfenbein ist nicht mehr vorhanden, und das Vieh ist auch hier in den letzten Jahren der Rinderpest erlegen. Somit werden wir aussprechen dürfen, daß sich größere Aufwendungen für politische Anlagen nur dann rechtfertigen lassen, wenn die Besiedelungsfrage für die umliegenden Plateaus in praktische Erwägung gezogen werden soll. Im Anschluß daran wird auch eine Handelsgesellschaft Aussicht auf Gewinn haben.



Der Nyassa bei Station Langenburg.

Nach N. Franke.

Zwei Meilen nördlich von Langenburg, gerade in der Nordostecke des Nyassa, ragt eine zweite Halbinsel in den See, Ikombe genannt. Auch hier wohnen Wakisi, Fischer, ein harmloses Völkchen, das aus dem See seine Nahrung gewinnt. Nach Merensky sind sie aus dem Osten vor den Wangoni hierher geflohen. Neben Fischerei betreiben sie unweit Ikombe auch mit besonderem Geschick das Töpferhandwerk. Mit ihren Waren versorgen sie die ganze Umgegend.

Hier auf dieser Halbinsel hat die Berliner Missionsgesellschaft durch Nauhaus eine Niederlassung gründen lassen, am Gestade des Sees, welche nach Merenskys Schilderung besonders lieblich gelegen ist.

Von Ikombe aus wendet sich die Küste gegen Westen, während die Berge gegen Norden ausbiegen. Sie lassen Raum für die alluviale Landschaft Konde, welche den Norden und Nordwesten des Nyassa einnimmt.

Von Konde und seinen Bewohnern gibt Merensky in seinem Buch **Konde.** ein ausführliches und anschauliches Bild, und Herr v. Schele spricht sich mit besonderem Entzücken über diese Landschaft aus: „Das reichste Land, welches ich sowohl auf dieser Reise wie auf allen früheren kennen gelernt habe, ist die Landschaft Konde im Norden des Nyassa-Sees. In einer ungefähren Größe von 10000 Quadratkilometern erhebt sich die Landschaft in verschiedenen Terrassen vom See bis zur Paßhöhe des Livingstone-Gebirges (2000 m). Die Bevölkerung möchte ich annähernd auf 50000 bis 75000 Seelen beziffern. Dieselbe wohnt in Dörfern, welche in dichten Bananenwäldern liegen. Prachtvolle große Schattenbäume umgeben die einzelnen von Bambus und Lehm höchst sauber und niedlich hergestellten Hütten. Es ist verhältnismäßig noch ein reicher Viehstand vorhanden. Die Bevölkerung selbst ist friedfertig, harmlos und baut außer Bananen, Maniok, Mais, Mtama hauptsächlich die einheimische dunkele Bohne, welche ein Hauptnahrungsmittel ist. Hier wie auf dem Hochplateau östlich des Sees kommt auch die gewöhnliche weiße europäische Bohne und die europäische weiße Erbse sehr vielfach vor. Einheimische Gurken u. s. w. werden reichlich angebaut. Das Land lieferte mühelos für die Expedition in Langenburg 15000 Verpflegungsportionen, trotzdem es kurz vor der Ernte war, und die Vorräte eigentlich aufgezehrt waren. In diesem Lande geben die verschiedenen Höhenlagen die Möglichkeit, den Plantagenbau

(Kaffee, Kakao, Thee, Tabak, Chinarinde u. s. w.), wie aller andern tropischen Produkte mit großem Erfolg zu betreiben. In den höher gelegenen Teilen ist die Ansiedelung deutscher Ackerbauer und Viehzüchter unbedingt möglich, namentlich für letztere bietet das weite Grasland, welches sich vom Kamm des Livingstone-Gebirges in der Richtung auf den Rikwa-See in das Quellgebiet des Ruaha erstreckt, unermeßliche, prachtvolle Flächen. Auch hier ist neben den reichlichen Niederschlägen überall Wasser in Bächen und Flüssen stets vorhanden." (Deutsch. Kolon.-Bl. 1894, S. 228—229.) Entzückt spricht sich auch Wißmann über Konde aus.

Die Ursache solcher außergewöhnlichen Fruchtbarkeit liegt einerseits in der großen Feuchtigkeit dieses Nordendes vom Nyassa, anderseits in der Thatsache, daß dieses ganze Gebiet ein Alluvium vulkanischen Lehmes darstellt. Im Norden von Konde erfolgte der vulkanische Durchbruch, welcher an dieser Seite die Grabensohle völlig ausgefüllt hat, und dessen bedeutendste Äußerung der mächtige Rungue-Berg ist. Die enormen Regenmengen, welche der Südostmonsum unausgesetzt an diesen Abhängen niederschlug, hat seit vielen Jahrtausenden von dieser fruchtbaren Bodenkrume Massen in die Tiefe abgeschwemmt, sodaß die ganze Niederung damit angefüllt wurde, und so entstand das Konde von heute. Es scheint so, daß da, wo es jetzt liegt, früher ein Arm des Nyassa sich befand, welcher im Verlauf der Zeiten ausgefüllt worden ist, und daß diese Ausfüllung des nördlichen Nyassa noch immer fortschreitet. Jedenfalls ist die Ursache seiner Fruchtbarkeit ganz dieselbe, welche z. B. die lombardische Tiefebene in Europa zu einem so üppigen Landstrich machte.

Name. Der Name Konde ist nach Merensky von dem Worte Ba- oder Wa-Ngonde gebildet, ein Name, welcher ursprünglich nur den Bewohnern des südwestlichen Teiles zukam. Die Einwohner des mittleren Teiles nennen sich Banjakjussa; die weiter oben am Gebirge sitzenden werden Bakukoe genannt. Sie alle gehören, wie die Küstenbewohner im Osten, zu den Manganja (oder Anjassa-Nyassa-Leuten) und sind verwandt mit den Warori im Nordosten.

Klima. Die Temperatur dieses Landes ist naturgemäß von den einzelnen Höhenlagen abhängig. Vom See aus, wo es flach wie eine Tischplatte daliegt, steigt es zonenweise, wie ein mächtiges Amphitheater halbkreis-

förmig empor. Während in der Tiefe ein ausgesprochenes Tropenklima herrscht, gelangen wir in den Bergen in Verhältnisse hinein, wie wir sie am mittleren Kilima-Ndjaro feststellen konnten. In der Missionsstation Wangemannshöhe (über 300 m über dem See, etwa 800 m über dem Meeresspiegel gelegen) wurden im November als absolutes Maximum 38,3 ° C. und als absolutes Minimum 13,0° im Juli beobachtet. Von der etwa 600 m höher gelegenen Station Muakareri, welche demnach ein wenig niedriger als die Marangu-Station liegt, wird berichtet, daß dort + 2 C. als Minimum beobachtet sind, und daß selbst Reif dort nicht unbekannt sei. So viel macht bereits die südlichere Lage (9—10 ° s.) gegenüber den Kilima-Ndjaro-Stationen aus. Die Jahrestemperaturen zeigten in Wangemannshöhe ein mittleres Maximum von 28,6 ° und ein mittleres Minimum von 18,4 ° C., während die mittlere Jahrestemperatur auf 22,5 ° C. oder 18 ° R. sich stellt. Im östlichen Teil des Landes unterhalb der Livingstone-Berge äußert das Fehlen von Stürmen einen günstigen Einfluß auf das Klima, und derselbe ist dadurch auch in seiner Vegetation begünstigt.

Die ungeheuere Regenmenge, welche hier herniederfällt, habe ich bereits erwähnt. Dieselbe bietet die Grundlage für die Entwickelung größerer Wasserläufe, welche das Land durchziehen; aber auch für Sumpfbildungen, welche das Klima der Tiefen verpesten. Die drei bedeutendsten der Flüsse im Norden des Sees sind von Osten nach Westen hin der Lufirio, Mbaka und Kibira, während der Songwe in seinem Lauf die Grenze gegen das englische Gebiet hin bildet. **Bewässerung.**

Das eigentliche Tiefland am See bildet während der Regenzeit ein weites Überschwemmungsgebiet, aus welchem nur die Dörfer wie Inseln hervorragen, und auch in der Trockenzeit bleiben moorige Strecken das ganze Jahr verschlammt. Dazwischen aber dehnen sich große schöne Weideflächen mit süßem Gras aus, hin und wieder durch Waldbestände unterbrochen. Am weitesten ziehen diese Ebenen sich am Kibira-Fluß in nordwestlicher Richtung hin. An die Ebenen schließt sich trockenes Hügelland, welches sich in Gestalt von sanft ansteigenden Höhenrücken zwischen den Flüssen und Bächen aufwärtszieht. Es ist meist mit Wald bedeckt, der mehr oder weniger unsern europäischen Erforderungen entspricht. Weiter hinauf, am oberen Kibira, Mbaka und Lufirio, besonders um und an den Rungue- und Kieja-Bergen, geht **Tiefland.**



Bakonde-Typus.

Kultur.

dieses Hügelland in die herrlichste Gebirgslandschaft über. Diese Gegenden sind es, die dem Konde-Land den Ruf eines herrlichen Landes verschafft haben (Merensky a. a. O., S. 99—100). „In den höher gelegenen Teilen besteht der Boden meist aus schwerem Lehm, der oft letteartig wird, aber auch dann noch bei genügender Beackerung sich fruchtbar erweist. Bewohnt und angebaut ist auch das Gebirgsland bis zur Höhe von 1450 m fast überall“ (a. a. O., S. 100).

Über dieses ganze Gebiet nun sind die sauberen und freundlichen Dörfer der Eingeborenen verstreut, welche mehr europäischen als afrikanischen Ansiedelungen ähneln, mit den langen, grauen Strohdächern der Ställe in dem frischen Grün ihrer Bananenhaine, in denen sie liegen. Denn Bananenland ist Konde im wahrsten Sinne des Wortes, wie Uganda im Norden des Nyansa, wie sehr es sich von diesem auch in andern Beziehungen unterscheidet. „Reicher und schöner“, sagt Merensky, „entwickelt diese Pflanze wohl nirgends in der Welt ihren prächtigen Blätterschmuck, als hier, wo das Fehlen von Stürmen und selbst starken Winden die Blätter nicht zerzaust, sodaß ein deutscher Missionar die herrlichen Blätter der Konde-Banane mit Windmühlen-

flügeln vergleicht. Weit ziehen diese Plantagen in den Ebenen sich hin oder zeigen sich auf breiteren flachen Anhöhen. Auch im Gebirge baut man diese nutzbarste aller Pflanzen noch an, hier aber entwickelt sie sich nicht so üppig, wie in der Nähe des Sees und in den Landschaften von mittlerer Höhenlage. Wo ein Bananenhain sich zeigt, da ist ein Dorf. Ohne eine Umhegung zu passieren, betritt man die Dorfstraße, die sich oft eine halbe Stunde weit oder noch weiter hinzieht. Hier und da sind Bäume in gerade laufenden Reihen an beiden Seiten der Straße gepflanzt, auch an anderen Punkten geben Muarebäume, die man zu dem Zweck pflanzte, Schatten, den auch die Bananenstauden, wenn auch in geringerem Maß, spenden. Bald ziehen die in zwangloser Weise stets einzeln und freiliegenden Ställe und Wohnhäuser das erfreute Auge auf sich. Die Form und Bauart der Ställe und Häuser ist überall dieselbe, aber doch ist ein Unterschied bemerkbar in Bezug auf die Sorgfalt, die man auf die Erbauung verwendet hat." „Die Häuser sind meist rund und haben nach außen geneigte Wände."

„Das Haus wird von außen nicht geputzt, sondern nur von innen, nachdem die Zwischenräume der Stangen mit hübsch geformten Thonziegeln kunstgerecht ausgebaut sind. Diese Ziegeln werden auch wohl bemalt." „Das Haus ist in seiner Einrichtung den Bedürfnissen der Leute angemessen und bedarf keiner Verbesserung."

„Ebenso zweckmäßig und sauber ausgeführt sind die Ställe, die die Bakonde für ihre geliebten Rinder herstellen. Sie sind nicht hoch; denn das Konde-Rind ist klein. Man sieht aber solche von beträchtlicher Länge. Häuptlinge bauen Ställe von 100 bis 200 Fuß Länge. Das Gerippe des Ganzen ist vornehmlich aus Bambus hergestellt, wenn auch in die Wände hier und da Holzpfähle eingefügt sind, die ihnen mehr Halt verleihen. Die Ställe sind viereckig, und man kann an der Längswand kaum je eine Abweichung von der schnurgeraden Linie sehen. Die Wände sind meist aus zierlichem Gitterwerk von Rohr verfertigt, das Dach ist auf sauberer Bambus-Unterlage mit langem Grasstroh eingedeckt. An den Langseiten befindet sich unten eine dem Boden parallel laufende Öffnung, durch die der Dung nach außen geschafft wird, die aber zugleich der Lufterneuerung im Stall in vorzüglicher Weise dient. In der Mitte des Stalles oder auch an der einen Seite stehen die Pfähle zum Anbinden des Viehes. Was das Vieh an Futter

erhält, das meist aus Bananenblättern besteht, wird ihm vor dem Stall gegeben, außerdem wird es täglich auf die Weide ausgetrieben. Einige Hirten schlafen auf Rohrlagern in jedem größeren Stall. Der Flur des Stalles ist aus festgestampftem Lehm gelegt."

So Merenskys ausführliche und anschauliche Schilderung, welche ich bei dem Interesse, welches das Konde-Volk in den letzten Jahren für uns gewonnen hat, und welches dieses Land in nächster Zeit noch viel mehr gewinnen muß, wörtlich wiedergebe.

Einwohner. Wir sehen schon aus diesen Mitteilungen, daß wir hier einer tüchtigen und ordentlichen Rasse gegenüberstehen. Merensky hat sich mit voller Liebe in die Eigenart dieses Stammes versenkt und mit scharfer Beobachtungsgabe die wesentlichen Züge derselben herausgefunden. Er erklärt dies Volk für reinlich, fleißig, tapfer, sittsam und entwickelungsfähig, wenn er auch zugeben muß, daß es verlogen und in vielen Beziehungen unzuverlässig ist. Man hat bei der Merenskyschen Schilderung durchweg das Gefühl einer gewissen Voreingenommenheit für dieses Volk, wie ich überhaupt gefunden habe, daß der Missionar im Gegensatz zum Beamten oder Offizier oder Plantagenaufseher bei der Beurteilung der eingeborenen Bevölkerungen geneigt ist, mehr die lichtvollen als die ungünstigen Seiten hervorzuheben. Dies liegt wohl in erster Linie an seinem verschiedenen Beruf, der ihn darauf hinweist, die Keime zum Guten aufzusuchen, um sie zu entwickeln; vor allem aber auch daran, daß er nicht genötigt ist, von den Leuten irgend welche Opfer oder Arbeitsleistungen zu verlangen, sondern in jeder Hinsicht als Geber auftritt. Deshalb wird auch der Eingeborene nicht so leicht in die Lage kommen, ihm seine Fehler zu zeigen. Überall bringt die Arbeit des Missionars ihn in unmittelbare menschliche Berührung mit der Bevölkerung eines Landes, und gerade deshalb verdanken wir Missionaren so viele Kenntnis über die Eigentümlichkeiten und Sitten derselben. Namen wie Livingstone, Krapf, Rebmann, Mackay, Merensky neben vielen andern thun die Richtigkeit dieser Ansicht dar.

Neben der Bananenkultur steht auch der sonstige Ackerbau im Konde-Land in großer Blüte. „Manchmal standen wir erstaunt und blickten mit Verwunderung auf das vor uns liegende Landschaftsbild, das nach Afrika nicht hineinzupassen schien. Besonders am oberen Mbaka-Fluß glaubte man sich manchmal nach Thüringen versetzt, denn

der gegenüberliegende Bergabhang war mit kleinen, viereckig nebeneinander liegenden Feldern vollständig bedeckt, die in verschiedenen Farben prangten, je nach den Feldfrüchten, mit denen sie bestanden waren. Denn die Bakonde bauen nicht nur ein oder zwei Fruchtsorten. Da gibt es Äcker, die mit Mais, mit Sorghum und Kürbissen, mit Hirse, mit Bataten, Erdbohnen (Arachis), mit Yamswurzeln, Kassawabohnen und Erbsen bestellt sind. Die Bohnen werden meist nach erfolgter Maisernte auf den frei gewordenen Feldern gesät. Sind die Bohnen geerntet, so pflanzt man auf denselben Boden noch Yamswurzel, so daß der Acker eine dreifache Ernte liefert. Auch der Erbsenbaum wird vielfach angebaut. Indisches Zuckerrohr fehlt nicht, und in der Nähe des Sees wird auch Reis gebaut. Die Felder werden in eigentümlicher Weise bestellt. Erst bearbeiten die Männer das Land mit Hacken, dann häufen meist Knaben das gelockerte Erdreich in langer Linie zu hohen Beeten auf, und auf diese wird die Saat gestreut und gesteckt. Man bringt dabei oft ganze Reihen von Unkraut unter die Erde, die als Dung dienen und auch dazu, den schweren Boden durchlässig zu erhalten.“ (Vgl. a. a. O. S. 148.)

Bemerkenswert ist auch, daß die Bakonde Bäume pflanzen und pflegen. Ganz besonders beliebt ist der Muare-Baum, „den man die Linde von Konde nennen kann, der aber majestätischer ist, als seine nordische Schwester. Er erreicht eine gewaltige Höhe und Stärke und gibt den ersehnten vollkommenen Schatten.“ Er steht häufig inmitten der Dörfer, wie bei uns die Linde, und sein Holz wird auch vielfach verwendet, z. B. zum Bau der Nyassa-Kanoes. Außer Holz wird auch Bambus, der in ungeheueren Wäldern die südlichen Abhänge der Gebirge bedeckt, sowohl afrikanischer, wie indischer, viel benutzt.

Viehzucht betreiben die Bakonde neben Ackerbau mit Leidenschaft. Leider hat die große Pest die Viehställe auch hier außerordentlich von Rindern gelichtet. Das Konde-Rind gehört der Zebuart an. Daneben werden Fettschwanzschafe und besonders in den Gebirgsgegenden viel Ziegen gehalten. Auch für dieses Kleinvieh werden eigene Ställe gebaut, was für die Sorgfalt zeugt, welche die Eingeborenen diesen Dingen zuwenden. Auch Hühnerzucht wird rührig betrieben. Hunde besitzen sie von verschiedener Rasse, und neuerdings werden auch Katzen eingeführt.

Wenn man bedenkt, daß Flüsse und See daneben Fische von herrlichstem Geschmack in ungezählter Anzahl liefern, daß der Wald Honig vorzüglichster Güte spendet, und schäumendes Bier sowohl aus Bananen, wie aus Getreide gewonnen wird, so wird man erst den richtigen Begriff von der Gunst der Lebensverhältnisse dieses bevorzugten Landes sich machen können.

Die Jagd kann in einem so sehr kultivierten Gebiet natürlich nur eine geringe Rolle spielen. Wild gibt es nur wenig. Der Elefant kommt nur noch an einzelnen, besonders geschützten Plätzen, an den Sümpfen der unteren Flüsse und in der Gegend des Rungue-Berges vor. Rhinozerosse hat Merensky nicht gefunden. Dagegen waren Nilpferde am See, in den Lagunen und an den tieferen Stellen der Flüsse noch immer sehr häufig. Von sonstigem Großwild trat der Büffel häufig auf. Antilopen wurden nicht gesehen, doch sollen Elenn, Zebra und Wasserböcke vorkommen. Wildschweine hausen massenweise in den Bergen, wo sich auch der Kolobuß-Affe heimisch fühlt. Löwen, Panther, Hyänen und Schakale sind sehr häufig, und erstere finden in den dichten Djungeln willkommene Schlupfwinkel. Daneben bewohnt das Krokodil in großer Anzahl den See und die tieferen Flüsse.

Eigentliche Handgewerke gibt es im Konde-Land kaum. Jeder Besitzer baut sich seine Häuser selbst. Einen besonderen Stand bilden die Fischer, Töpfer und Schmiede. Besonders letztere sind sehr geschickt in ihren Arbeiten. Konde-Speere sind zierlich und geschmackvoll, und daneben werden Arm- und Beinschellen, Kuhglocken, Feldhacken, Bananenmesser, gewöhnliche Messer und Rasiermesser, Leibringe, Messingdraht und andere Schmuckgegenstände angefertigt. Das Messing für solche Arbeiten liefert ihnen der Handel, Eisen beziehen sie von dem Bakinga.

Politische Gestaltung.

Politisch zerfällt Konde-Land in eine Reihe kleiner Sultanate, ohne einen eigentlichen Oberhäuptling. Dies macht sie häufig zu einer Beute der umwohnenden stärkeren Nachbarn, insbesondere der Raubhorden Mereres und der Wangoni. Besonders oben in den Bergen löst sich alles in kleine Dorfgemeinden auf. Unten am See gibt es einige mächtigere Häuptlinge, und hier sollen die verschiedenen Landschaften auch mehr zusammenhalten. Die bedeutendsten solcher Konde-Häuptlinge sind Muakjusa, dessen Residenz an einem Mündungsarm des Songwe liegt, dann Muakutunda, östlich des Kibira-Flusses, Muanjabara oder

Muambunga, der größte Herrscher des ganzen Landes, und Muankenja, dessen Gebiet durch den Mbaka-Fluß von Muanjabara getrennt ist. Der Lufirio-Fluß trennt endlich Muankenja von Muapoeri, welcher im östlichen Tieflandgebiet von Konde vorherrscht.

Die Verfassung des Volkes ist die patriarchalische. Muakjusa, Muankenja und Muanjabara leiten sich von dem Ahnherrn des Stammes ab, Marema, welcher vor etwa 150 Jahren am Mbaka-Fluß wohnte.

Nach Merensky besitzen die Bakonde sowohl einen Gottesbegriff, wie auch die Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode. Auch einen Sagen- und Legendenschatz besitzt das Volk, aus dem eine recht anmutige dem Missionar Schumann nacherzählt werden möge:

„Im Gebiet des Häuptlings Muainjekure liegt ein lieblicher See, dessen Durchmesser wir auf 600 m schätzten. Sein klares Wasser ist nicht durch Schilf oder Rohr verdeckt. Er ist belebt von Wasservögeln aller Art, wie Taucherenten, Seeadlern, Fischkönigen, Ibissen u. dgl., hat allmählich abfallende Ufer und ist von einem herrlichen Kranz grüner Bäume eingefaßt. Der See erinnert sehr an den Hertha-See auf Rügen. Ob es die Lieblichkeit und Schönheit dieses Sees ist, welche die Poesie der Konde zu erwecken wußte? Jedenfalls wurde uns folgende Sage über den See erzählt: Vor langer Zeit stand hier ein Dorf. Da kam ein Wanderer seines Weges, müde vom weiten Marsch, und bat um einen Trunk Wassers. ‚Wir haben nichts in der Hütte‘, hieß es, wo er zuerst vorsprach, obwohl Wasser im Hause war. Er ging zur nächsten Hütte mit derselben Bitte, und dieselbe Antwort ward ihm zu teil. Endlich spricht der müde Wanderer einen Knaben an, der unter einem Baume sitzt. Der Knabe entgegnet: ‚Iß zunächst ein wenig, denn Wasser auf einen hungrigen Magen ist nicht gut.‘ Der Wanderer aber sagte: ‚Ich möchte nur etwas zu trinken haben.‘ Darauf gab ihm der Knabe Bier, und der fremde Mann trank. Als er ausgetrunken hatte, fragte er den Knaben: ‚Wo ist denn Deine Mutter?‘ ‚Die ist zum ackern aufs Feld gegangen.‘ ‚So gehe schnell hin und rufe sie.‘ Sobald der Knabe außerhalb der Gesichtsweite war, senkte sich plötzlich das Dorf, von allen Seiten quoll Wasser hervor, und ein See entstand. Der Wanderer aber rief mit weithin schallender Stimme: ‚Ihr Leute dieses Ortes! Ihr sagtet, ihr hättet kein Wasser. Hier habt ihr welches, nun trinket!‘ Ein Muare-Baum

stand noch eine lange Zeit in der Mitte des Sees, und ein Hahn, der sich auf diesen Baum gerettet hatte, krähte noch manchen Tag, bis auch er verstummte.“ So die Sage!

Wir sehen, dieselbe ist so sinnig und tief, daß sie sich, was Bedeutsamkeit und poetischen Gehalt anbetrifft, in jedem Band deutscher Volkssagen finden könnte.

Die Schöpfungsgeschichte wird bei den Bakonde folgendermaßen erzählt: „Im Anfange wohnten alle Tiere friedlich bei einander, dort, wo jetzt der Nyassa-See ist. Die Büffel kämpften damals nicht mit einander, die Löwen fielen kein Wild an, sondern fraßen Gras; überall herrschte Friede und Eintracht. Dort schuf Gott den ersten Mann, Riampiru, und die erste Frau, Nogotike (die Große) genannt. Er schenkte diesem Menschenpaar alles: Häuser, Bananen, Hirse, Mais, Bataten, Bohnen und allerlei Wurzelgewächse, gab ihnen auch das Feuer. Der Frau gab er außerdem Gold und allerlei Schmuckgegenstände. Darüber wurde der Mann eifersüchtig und tötete die Frau mit einem Bananenmesser; denn Waffen gab es damals noch nicht. Da kam Gott und fragte den Mann: ‚Warum hast Du die Frau erschlagen?‘ Der Mann antwortete: ‚Die Frau hat mehr Sachen wie ich, wie kommt das? Mir hast Du nichts gegeben.‘ Gott sprach: ‚Alle diese Sachen kommen von mir, und ich habe sie der Frau geschenkt.‘ Darauf nahm Gott alle Sachen an sich und vertrieb den Mann in die Gebirge, wo er nun unstät und flüchtig umherirrt. Auch die Tiere des Feldes fürchten ihn, weil er ein Mörder ist. Seine Frau wurde von Gott erweckt und hieß eine Schwester Gottes. Sie gebar Kinder, und alle Menschen stammen von ihr. Gott schuf den Nyassa, und die Frau lebte am östlichen Ufer des Sees, an einem Felsen, der noch heute Gottesstein (irribua riakiara) heißt.“ (Merensky a. a. O., S. 111.)

Diese Erzählung erinnert fast an den Sündenfall, die Austreibung aus dem Paradiese und Kains Fall in eigenartiger Verquickung. Charakteristisch an ihr ist, daß das Menschengeschlecht nach dieser Auffassung eine Stammesmutter, aber nicht eigentlich einen Stammesvater besitzt, was Verfechter des geschichtlichen „Mutterrechts“ geneigt sein werden für ihre Theorie heranzuziehen.[1])

[1]) Nach Auffassung einer Schule von Altertumsforschern gab es eine Epoche des menschlichen Geschlechts, wo nicht der Vater, sondern die Mutter legitimes Ober-

Weitere Einzelnheiten aus dem Geistesleben dieses interessanten Stammes möge man bei Merensky selbst nachlesen. Das Aufgeführte wird meinen Lesern den Beweis geliefert haben, daß wir in demselben unfraglich einem in mancher Beziehung sehr befähigten und entwickelungsfähigen Volk gegenüberstehen. Die evangelischen Missionen haben jedenfalls einen glücklichen Griff gethan, als sie sich gerade diesem Stamm mit besonderem Nachdruck zuwendeten. Denn die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Bekehrungsarbeit scheinen hier in jeder Beziehung vorhanden zu sein.

Missionswerk im Kondeland.

Über den Wert solcher Missionsarbeit im allgemeinen für die Eingeborenen Afrikas selbst sind die Meinungen hin und wieder geteilt gewesen. Es ist gesagt worden, daß das christliche Dogma, besonders in seiner evangelischen Durchbildung, einen solchen Grad von metaphysischer Vertiefung und begrifflicher Unfaßbarkeit gewonnen habe, daß es für die aufs Anschauliche gerichtete Auffassungsfähigkeit des Negers zu weit hinausgehe; und daß die Lehre von der allgemeinen Gotteskindschaft und Verbrüderung der Menschheit die Ideen einer Rasse verwirren müsse, in deren Köpfen durch eine Vererbung von Jahrtausenden die Begriffe des Stärkeren und Schwächeren unmittelbar zusammenfallen mit denen des Herrschenden und Beherrschten, des Ausbeutenden und Ausgebeuteten. Auf diese Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Erwidern läßt sich auf solche Bedenken vornehmlich: wo denn in der europäischen Welt das Mysterium der Dreieinigkeit oder das Geheimnis von der Erbsünde, welches den Mittelpunkt christlicher Lehre ausmacht, jemals begrifflich erfaßt ist; und dennoch hat das Christentum seinen Siegeszug auch über die sämtlichen Länder weißer Rasse gehalten. Vor dem feierlichen Geheimnis des Glaubensinhaltes muß diese Darstellung sich bescheiden; und wir müssen auch dem Missionar recht geben, wenn er, unbekümmert um Fragen, wie die aufgeworfenen, einfach dem göttlichen Gebot nachzukommen sucht: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Denn das ist der Grund, auf welchem er steht.

---

haupt der Familie war. Nicht vom Vater, sondern von der Mutter vererbte sich die Familienfolge. Der Vater war von ganz nebensächlicher Bedeutung. Infolge dessen herrschte auch Vielmännerei. Dies ist die Epoche des „Mutterrechts“, an welche auch die Schöpfungsgeschichte der Bakonde anklingt.

Wohl aber liegt es der in dieser Darstellung zum Ausdruck gelangenden Auffassungsweise ob, die rein kolonialpolitische menschliche Seite des Missionswerkes ins Auge zu fassen. Da stellt sich die Frage so: dient der Missionar durch sein Bekehrungswerk der wirtschaftlichen Entwickelung solcher durch uns neu zu erschließenden Länder? Unfraglich ist sein Eingreifen der wirksamste Schutz der eingeborenen Rassen gegen willkürliche Ausbeutung und Vernichtung. Wäre eine erfolgreiche Missionsarbeit der wirtschaftlichen Besitzergreifung Nordamerikas, Australiens und Neuseelands vorhergegangen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die rote und schwarze Urbevölkerung erhalten geblieben wäre; also die weiße Rasse nicht so nachdrücklich von diesen Ländern Besitz ergriffen hätte. Erwägungen solcher Art waren es ausgesprochener Weise, welche die großen Herren des Mittelalters, z. B. Heinrich den Löwen, scheel auf das Missionswerk im slavischen Osten blicken ließen, und es sind sicherlich, wenn auch meist unbewußt, ähnliche Gesichtspunkte, welche in der neueren Zeit zuweilen Gegensätzlichkeit zwischen dem Missionar und der auf wirtschaftliche Ausbeutung bedachten Unternehmung hervorrufen. Denn die wirtschaftliche Ausbeutung wird oft geneigt sein, über die Interessen der eingeborenen Bevölkerung hinauszugehen, deren natürlicher Anwalt immer und überall der Missionar ist.

Und doch liegt die Gemeinsamkeit ihres Interesses klar zu Tage, wenn sie beide sich nur recht verstehen. Denn über ein brutales und rücksichtsloses Ausbeutungssystem ist ja doch die europäische Gesellschaft überall hinausgewachsen; und die Mission, wenn sie im einzelnen Fall im Interesse der eingeborenen Bevölkerungen einem solchen entgegentritt, ist nichts als die Verkörperung des Gemeinbewußtseins der öffentlichen Meinung von Europa. Andererseits aber wird sie, wenn sie ihre Aufgabe recht erfaßt, auch der wirtschaftlichen Entwickelung solcher neuen Länder auf das Wirksamste dienen können. Nämlich, indem sie in den Farbigen den praktischen Sinn christlicher Weltanschauung hineinbringt, wie er in dem alten Wahlspruche: Bete und arbeite! zum Ausdruck gelangt. Wenn die Schwarzen des Glaubensinhaltes der europäischen Christenheit teilhaftig werden, müssen sie auch in das Rechtsbewußtsein eingeführt werden, welches unserer Kultur und Wirtschaftsordnung zu Grunde liegt; und dies vermag in erster Linie eine verständig geleitete Missionsarbeit zu leisten. Was vom kolonialpolitischen

Standpunkt gewünscht werden muß, ist demnach nur, daß sich die Mission nicht ausschließlich in das abstrakte Gebiet dogmatischer Belehrung verliert, sondern immer auf dem realen Grund des Seins in Raum und Zeit verbleibt; d. h. nicht nur ein theoretisches Christentum predigt, sondern darauf bedacht ist, tüchtige Christen aus Fleisch und Blut, d. h. nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft und im vorliegenden Fall thätige Elemente für die Entwickelung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes heranzuziehen. Was den katholischen Missionen in Ostafrika so viel Zustimmung gewonnen hat, ist die Thatsache, daß sie ihre Wirksamkeit unmittelbarer auch auf dies praktische Ziel zu richten schienen. Aber auch die in Konde-Land arbeitenden evangelischen Missionen, sowohl die altbewährte Brüdergemeinde, sowie die von Merensky dorthin geführten Berliner, bieten die Gewähr einer solchen allseitigen Erfassung ihrer Aufgaben, und deshalb ist es auch vom rein kolonialpolitischen Standpunkt aus freudig zu begrüßen, daß beide dort von vornherein mit so großem Nachdruck vorgegangen sind.

Das Arbeitsfeld haben sie sich derart geteilt, daß die Brüdergemeinde den westlichen, die Berliner Missionsgesellschaft den östlichen Teil des Konde-Landes genommen hat, derart, daß der Mbaka-Fluß die beiden Gebiete trennt. Auf den Abhängen der gewaltigen Bergumrandung, welche den Nyassa im Norden einschließt, haben sie ihre Stationen begründet. Die Brüdergemeinde suchte das Waldgebirge des gewaltigen Vulkanes Rungue auf, wo sie beim Häuptling Muakapalila ihre Niederlassung anlegte. Merensky, welcher dieselbe Januar 1892 besuchte, war erstaunt über das, was hier in den wenigen Monaten geleistet war, und schließt sein Urteil mit der Bemerkung: „Die deutsche Flagge, die uns hier begrüßt hatte, wehte mit Ehren über dieser Stätte deutschen Fleißes."

Noch nachdrücklicher ist die Berliner Missionsgesellschaft vorgegangen. Zur gleichen Zeit wie die Brüdergemeinde wurde an einem die Ebene überragenden Hügel vor dem Hochgebirge Wangemannshöh am oberen Lufirio angelegt, als Hauptplatz der Gesellschaft. Eine zweite Station wurde alsbald weiter aufwärts im Gebirge, ebenfalls am Lufirio, am Kiejo-Berg beim Häuptling Muakarobo in Manovo gegründet. Auch der Kiejo gehört zur vulkanischen Eruption in der Thalsohle. Basaltlava tritt überall hervor. Die Station liegt 1290 m

über dem Meeresspiegel, etwa 570 m über Wangemannshöh; ist also ohne Frage ganz malariafrei.

Ein Jahr später ging man noch höher am Lufirio hinauf und legte im herrlichen Hochgebirge die Station Muakareri an. „Ein herrliches Stück Land ist dieses Gebirgsthal am oberen Lufirio. Gewaltige Bergriesen umsäumen es im Norden und Osten, auch nach Südwest und Süden hin ist es durch den Kiejo-Berg und seine Ausläufer ziemlich vollständig abgeschlossen. Nur von Westen her würde sich ein Wagenweg mit leichterer Mühe in diese Landschaft bahnen lassen. Die Gebirge sind zum großen Teil von Wald bedeckt, denn Regen und Nebel vereinen sich hier, um den Brand der Tropensonne nicht zur Wirkung kommen zu lassen, und aus den Wäldern stürzt das klare Wasser unzähliger Gebirgsbäche zu Thal. Dabei fehlt es nicht an Ebenen, ja gerade am Fuß des nördlich gelegenen Gebirgsstocks zieht sich stundenweit eine ziemlich ebene Hochfläche hin, die im Mittel 1400 bis 1450 m über dem Meer gelegen ist." Über die sämtlichen Anlagen äußert sich v. Schele in dem angezogenen Bericht mit großer Anerkennung: „Es kann nur in höchstem Maße anerkannt werden, was sie in der kurzen Zeit ihres Dortseins schon geleistet haben. Überall sind gesunde Steinhäuser gebaut, Kulturanlagen gemacht, und das Verhältnis zu den umwohnenden Einwohnern ist ein vorzügliches."

Die Nordumrandung dieses ganzen Gebietes mit den Vulkanen Rungue und Kiejo wird von den Bakonde Poroto-Gebirge genannt. Dasselbe bildet die südwestliche Grenze von Usafa. Es erscheint auf den Karten als die nordwestliche Fortsetzung der Livingstone-Berge und bildet die Wasserscheide zwischen Rikwa-See und Nyassa.

Nord-Umrandung.

Von eigenartiger Schönheit ist der Aufstieg von dieser Seite. Wir lassen bei etwa 1500 m Höhe die besiedelte Zone hinter uns und gelangen alsbald in Parzellen echten Regenurwaldes hinein. In allen Rinnen und Senkungen rieseln, rauschen und brausen Bäche in die Tiefe. Kühles Feucht hängt als Tau auch an Blatt und Stamm. Dichte Streifen echten Urwaldes schlingen sich um die Bach- und Flußränder, oder undurchdringliche Bambusgestrüppe dehnen sich aus. Mühsam klimmen wir weiter über den feuchten glitschigen Boden. Über den zackigen Gipfeln der Berge lagert ein dichter Wolkenschleier. Bei 1800 bis 2000 m ist die obere Urwaldgrenze erreicht, und nun

dehnen sich echte Alpenwiesen vor uns aus, von Zeit zu Zeit durch sumpfige Moorflächen unterbrochen. Wir sind allein, und ein feierliches Schweigen herrscht in diesen weiten Hochlandsthälern. Oft marschieren wir stundenlang im Nebel dahin, eine empfindliche Kälte macht die Glieder erstarren. Endlich ist die Paßhöhe erreicht, und nun senkt sich der Pfad zu den Grasprärien ab, welche sich gegen Norden und Nordwesten bis zum Rikwa und Tanganyika-See hin erstrecken; oder wenn wir uns in östlicher Richtung gewendet haben, gelangen wir auf die Hochplateaus der Wangoni mit ihrem gleich frischen und gesunden Klima.

Dies ist das deutsche Nyassa-Seegebiet mit seiner Hochlandsumrandung. Ohne Frage stehen wir hier Landschaften gegenüber, welche zu den besten des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes gehören und sicherlich eine große wirtschaftliche Zukunft haben müssen. Ihr Wert besteht vornehmlich in der Thatsache, daß sie in 7 bis 8 Wochen mit einer kleinen Unterbrechung auf dem Wasserwege von Europa aus zu erreichen sind. Hier besitzen wir demnach ein Besiedelungsgebiet, welches auch ohne zu weitausgreifende Vorbereitungen für deutsche Kolonisten erreichbar ist. Schlußurteil.

Seine gegenwärtige Bevölkerungsanzahl dürfen wir, unter Zugrundelegung der v. Scheleschen Abschätzungszahlen auf rund 200 000 Menschen berechnen. Bevölkerungszahl.

Das Urteil des Gouverneurs v. Schele, daß der Besitz dieser Landschaften allein schon die Festhaltung der Gesamtkolonie verlohne, halte ich für völlig richtig unter der Voraussetzung, daß wir Mittel und Wege zu finden vermögen, seine wirtschaftliche Besitzergreifung nun auch wirklich durchzuführen. Denn eine bloß administrative und militärische Besetzung auch der aussichtsreichsten Gebiete bleibt für den Volkshaushalt eines Staates eine unfruchtbare Belastung.

IV.

Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika.

Zweck kolonialer Gründungen.

Die Besitzergreifung von kolonialen Landgebieten durch Verträge oder militärische Unternehmungen kann, wie wir im ersten Kapitel gesehen haben, für einen Staat immer nur das Mittel für die wirtschaftliche Aneignung derselben bilden. Sie verliert jeden Zweck, wenn solche sich nicht daran schließt; ja, man kann geradezu aussprechen, daß Annektion ohne wirtschaftliche Unternehmung einen unnützen Ballast eines Staatswesens darstellt und zu einer Schwächung seiner volkswirtschaftlichen Kraft führt. Sie ist, wie wenn jemand sich den Magen mit Sand und Steinen vollpackt, welche er nicht verdauen kann.

Auch bei dem deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet kommt demnach alles darauf an, ob und wie weit Deutschland im stande ist, seine wirtschaftlichen Kräfte zu entwickeln und sich nutzbar zu machen. Daraus allein kann die Frage nach der Bedeutung dieser Erwerbungen für unser Vaterland ihre Beantwortung finden. Diese Beantwortung ist im vorliegenden Falle um so wichtiger, als sie voraussichtlich darüber entscheiden wird, ob das deutsche Reich auf der eingeschlagenen Bahn kolonialer Erwerbungen fortfahren oder innehalten soll. Sie wird demnach für eine wichtige Wendung unserer gesamten zukünftigen Entwickelung maßgebend sein.

Verwertung von Deutsch-Ostafrika

Um beurteilen zu können, in welcher Weise die wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Ostafrikas einzusetzen hat, war es nötig, dasselbe in all seinen Einzelteilen genau zu kennen. Wie wir gesehen haben, sind dieselben unter einander sehr verschieden, und die Frage nach der

Ausnutzungsmöglichkeit dieses Kolonialgebietes findet demnach auch bei den einzelnen Landschaften eine sehr verschiedene Beantwortung. Es ist ganz falsch, bei einem der Höhenlage nach doch so sehr gegliederten Lande die Fragen allgemein zu halten: „Ist Deutsch-Ostafrika für europäische Besiedelung geeignet? Ist es gutes Kaffeeland? Eignet es sich für Tabak?" u. s. w. Darauf antwortet der eine mit Nein, und hat für den Teil oder die Teile, welche er gerade kennt und welche er im Auge hat, vielleicht ganz recht. Der andere aber antwortet mit Ja und denkt an ganz andere Landschaften als jener, für welche auch er im Recht ist. Dann heißt es in der Presse und beim objektiven Publikum: „So ungeklärt ist dieser ganze Gegenstand noch, daß über die wichtigsten Fragen sich die Ansichten der Sachverständigen schnurstraks gegenüberstehen; da kann man doch Dritten kein praktisches Interesse an der Sache zumuten."

Es kommt also darauf an, die Frage zu spezialisieren. Man soll nicht mehr von Deutsch-Ostafrika allgemein sprechen, da sich einheitliche Urteile über diese großen vielgestaltigen Landkomplexe nicht geben lassen, sondern man muß seine Nachforschungen auf einzelne Gesichtspunkte und einzelne Landschaften richten. Man muß fragen, wo ist Ostafrika gesund, welche Landschaften haben gleichzeitig Feuchtigkeit genug für Ackerbau und Weidegras, und an welchen Punkten sind die Bodenarten für bestimmte Plantagenkulturen vorhanden?

Wertschätzungsklassen.

Das Bedürfnis nach einer solchen, doch erst wissenschaftlich zu nennenden Behandlung dieser Frage, mit welcher ich mich nun länger als zehn Jahre praktisch befaßt habe, hat mich veranlaßt, dieser Darstellung eine Übersichtskarte des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes beizugeben, welche die verschiedenen Landesteile nach ihrer wirtschaftlichen Verwendungsfähigkeit gliedert und gewissermaßen als das wesentliche kolonialpolitische Ergebnis meiner ganzen Darlegungen zu gelten hat. Daß diese Karte im einzelnen Widerspruch erfahren wird und sicherlich auch noch Abänderungen verdient, liegt auf der Hand. Denn die weitere Einzelforschung wird immer noch Modifikationen in der Beurteilung der Gebiete nötig machen; im großen und ganzen aber findet sie ihre sachliche Begründung durch die im vorigen Kapitel vorgenommene kritische Zusammenstellung alles dessen, was uns über das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet heute bereits thatsächlich bekannt ist.

Danach stellt sich die Wertschätzung dieser Länder folgendermaßen.

Deutsch-Ostafrika hat nach genauer Zusammenstellung ein Gesamtareal von rund 17 700 Quadratmeilen = 974 500 Quadratkilometern. Davon entfallen auf Wasserflächen (Anteil am Nyassa-Tanganyika und Victoriasee, Eiassi, Manyara, Rikwa ꝛc.) rund 1200 Quadratmeilen = 66 000 Quadratkilometer.

Es bleibt also eine Landfläche von rund 16 500 Quadratmeilen = 908 500 Quadratkilometer.

In diesem Gebiet wohnt nach meiner Berechnung eine Bevölkerung von rund 3 850 000 Menschen; es kommt demnach auf das Quadratkilometer eine Dichtigkeit von durchschnittlich 4 Kopf.

Kultivations-Gebiet.

Von dieser Landfläche ist mehr als die Hälfte (53,83 %) das, was ich Kultivationsgebiet für Eingeborene nenne, nämlich 8900 Quadratmeilen = 490 000 Quadratkilometer; d. h. ein Areal, welches an Umfang nicht ganz dem deutschen Reich gleichkommt. In diese Fläche sind auch Länder einbegriffen, welche man als Savannenland bezeichnet, wie Uha, Teile von Unyamwesi und Ukonongo, Usukuma, sofern nur Eingeborene darin, auf mehr oder weniger dichtem Raum, die Bedingungen für eine seßhafte Lebensweise finden, und andererseits das Klima dauernde Besiedelungen von Europäern verbietet. Es sind dies Länder, welche dauernd der schwarzen Rasse gehören, und unsere Aufgabe wird sich dort darauf beschränken, durch Schutz von Leben und Eigentum, sowie Anleitung zu neuen Kulturen und Arbeiten ꝛc. allmählich die Bevölkerungen emporzuheben und dadurch diese Gebiete handelspolitisch wertvoller zu machen.

Besiedelungsland.

Als Besiedelungsland betrachte ich solche Gebiete, welche durch ihre Höhenlage im wesentlichen malariafrei sind und dabei genügend Feuchtigkeit für landwirtschaftliche Kulturen aller Art haben. Es sind das durchweg Landstriche, die mehr als 1200 m über der See liegen und gleichzeitig Niederschlagverhältnisse besitzen, welche denen von Mitteleuropa wenigstens nicht nachstehen. Hiervon besitzen wir in Deutsch-Ostafrika ein Areal von 4000 Quadratmeilen oder 220 000 Quadratkilometern (24,50 %). Das bedeutet eine Ländermasse, welche nicht ganz 2/3 des Königreichs Preußen ausmacht. Da aber in Ostafrika überall zwei Ernten im Jahr möglich sind, und Weidewirtschaft im Freien das ganze Jahr rund betrieben werden kann, so werden wir für die

Wertschätzung im Auge zu behalten haben, daß bei sonst gleichen Verhältnissen der Boden das Doppelte von einem gleichen Areal in Mitteleuropa hervorzubringen im stande ist.

Plantagengebiet.

Unter Plantagengebiet verstehe ich solches Land, wo Europäer nicht dauernd wohnen können, wohl aber tropische Plantagenwirtschaft möglich ist; und zwar unterscheide ich zwischen höher gelegenem Terrain, wo vornehmlich Kaffee, Thee, Cinchona ꝛc. wächst, und Tiefland, in dem Reis, Kokosnußpalmen, Baumwolle, Tabak und die meisten Gewürze besser gedeihen. Von ersterem (Handëi, Samanga ꝛc.) rechne ich 200 Quadratmeilen oder 11 000 Quadratkilometer, d. h. eine Fläche etwa so groß wie Niederbayern; von letzterem (Küstenstreifen, Marsch-Alluvien ꝛc.) 770 Quadratmeilen, oder 42 400 Quadratkilometer, d. h. eine Fläche, wie etwa die Schweiz. Natürlich werden als Plantagenland auch große Strecken des sogenannten Besiedelungsgebietes zu benutzen sein.

Steppen.

Die aufgezählten drei Gattungen von Terrain sind heute schon sämtlich mehr oder weniger bewohnt. Hierzu kommt als vierte und letzte Klasse die im wesentlichen unbewohnte Steppe, welche zwar nicht völlig wertlos genannt werden kann, da sie Bäume, Faserstoffe, Wild und auch wohl Minerale birgt, aber bis auf weiteres eine geeignete Grundlage kolonialpolitischer Arbeit nicht bietet. Hiervon besitzt das Schutzgebiet 15,15% seines Flächenumfanges; oder 2580 Quadratmeilen = 142 000 Quadratkilometer, d. h. ein Areal ziemlich so groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Rheinprovinz. Abzuheben von diesem allgemeinen Steppengebiet sind noch die tiefer gelegenen Massai-Gebiete, wo Viehzucht durch Eingeborene immerhin betrieben werden kann, welche sich demnach dem Kultivationscharakter nähern. Von solchem Terrain besitzen wir (südlich und südöstlich des Kilima-Ndjaro) 480 Quadratmeilen oder 26 400 Quadratkilometer (wie die Rheinprovinz), so daß als völlig unbewohnbares Gebiet nur ein Flächenraum von 2100 Quadratmeilen oder 115 500 Quadratkilometer (wie etwa Süddeutschland) übrig bleibt.

Besiedelungsfähiges Plantagenland.

Außer diesen vier Hauptkategorien habe ich auf der Karte noch ein kleines Gebiet abgehoben, welches ebensowohl als Besiedelungsland, wie als Plantagengebiet eingetragen werden könnte. Es ist dies der Osten von Ukami, wo die Bedingungen ausgesprochenermaßen für beide

Verwendungsarten zutreffen; ein Areal von 50 Quadratmeilen oder 2750 Quadratkilometern (wie Mecklenburg-Strelitz).

Allgemeines Werturteil. Wenn man diese Wertschätzungsklassen der 16500 Quadratmeilen Landfläche unseres deutsch-ostafrikanischen Besitzes überblickt, so wird man zugeben, daß derselbe bei näherer Nachprüfung doch wertvoller erscheint, als selbst gute Kenner seiner Verhältnisse im allgemeinen anzunehmen pflegten. Insbesondere fällt auf, daß die menschenleere Steppe längst nicht so vorwiegt, als wie dies häufig behauptet worden ist. Es ist nicht der Fall, was von sehr beachtenswerter Seite erklärt worden ist, daß unbewohnte Savanne $^{9}/_{10}$ dieses Gebietes einnehme. Freilich muß man die Frage allgemein stellen nach Landschaften und nicht nach kultiviertem oder unkultiviertem Terrain in der einzelnen Landschaft. Wenn man das brachliegende und in Kultur genommene Land unseres Schutzgebietes mit einander vergleichen wollte, würde man allerdings zu einem noch außerordentlich viel größeren Mißverhältnis als 9 : 1 gelangen. Dies ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis aber überhaupt nicht zu berechnen. Daß Kultivationsgebiet und Savannen-Land häufig, ja meistens in einander übergehen, braucht dem Leser der vorhergehenden Darstellung kaum noch einmal ausdrücklich bemerkt zu werden. Der Charakter sowohl der Unyamwesi-Länder, wie der sämtlichen Küstengebiete wird recht eigentlich durch dieses Verhältnis bestimmt. Daß aber auch hier überall die Kultivation in einer für uns ganz unberechenbaren Weise ausgedehnt werden kann, steht fest; und mit dieser Thatsache möchte ich die von mir gewählte Bezeichnung für solche Länder begründen.[1])

[1]) Einen interessanten Beitrag zur Wertschätzung Deutsch-Ostafrikas gibt Dr. Oskar Baumann in einem Privatschreiben an mich aus Delhi in Indien unter dem 24. November 1894, in welchem er unser Schutzgebiet mit Indien vergleicht. Ich entnehme demselben folgendes: „Was mich anbei am meisten freut, ist, daß jeder Schritt, den ich in Indien mache, mich mehr von dem Wert Deutsch-Ostafrikas überzeugt. Die Ebenen hier haben eine erfreuliche Ähnlichkeit mit Unyamwesi, ja mit gewissen Teilen der Massai-Steppe; oft sind sie geradezu Wüsten. Die Bergländer Central-Indiens, wie das Dekan, sind ungleich steiniger als unsere ostafrikanischen Höhen; nirgends sah ich Gebiete von auch nur annähernd so großer Üppigkeit wie Usambara, den Kilima-Ndjaro oder das Massai-Plateau. Was Indien zu dem macht, was es ist, ist der hochentwickelte Ackerbau, das riesige Eisenbahnnetz, die ausgedehnten Bewässerungsanlagen, die ungeheuere Bevölkerung, welche täglich anwächst,

Verkehrs- und Wegefrage.

Nun liegt es auf der Hand, daß der Wert des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes durch die Bestimmungen, welche in diesen Unterscheidungen liegen, nur zum Teil gekennzeichnet ist. Der zweite mindestens ebenso wichtige Faktor für die Wertschätzung eines Landgebietes wie Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Klima ist sein Verhältnis zum Weltverkehr oder seine räumliche Lage. Es könnte sein, daß auf dem Mars tadelloses Ackerland gelegen ist, und trotzdem ist dessen Wert für uns gleich Null, weil wir nicht dazu gelangen können. Der Wert eines Landes auch auf der Erde nimmt im Verhältnis seiner Entfernung von den großen Brennpunkten des wirtschaftlichen Verkehrs überall und nach allen Richtungen in ganz bestimmten Verhältnissen ab. In dieser nationalökonomischen Thatsache liegt die große Kehrseite für die Preisfestsetzung von Ländereien in so unerschlossenen Gebieten, wie Deutsch-Ostafrika.

Wenn wir uns unsere Wertschätzungskarte betrachten, so finden wir, daß das besiedelungsfähige Gebiet durchweg, das Plantagenland wenigstens zum größeren Teil mehr oder weniger weit auch von der Küste des Indischen Oceans entfernt liegt, ganz abgesehen von der Entfernung des gesamten Kolonialgebietes von Deutschland, welche wir auf rund drei Wochen Reisezeit veranschlagen dürfen.

Der Ostabfall des Besiedelungsgebietes von Usambara liegt 75, der von Ukami 90, Usagara 220, der Kilima-Ndjaro 275 km vor der Küste; wenn wir aber die großen kompakten Besiedelungsländer an der Westseite der Kolonie hinzunehmen, so erhalten wir im Süden beim Wangoni-Plateau eine Entfernung, welche in Luftlinie von der Küste

so daß die Beamten oft die Cholera herbeisehnen, um wenigstens einen Teil des Menschenüberflusses los zu werden. Was mir ferner auffällt, ist die große Zahl der Produkte, die in Ostafrika vorhanden, aber ganz unbekannt sind, während sie in Indien den Reichtum zahlreicher Leute begründen. Ich nenne: Kokosfaser, Ricinus-Saat, Arachis; alles in Afrika reichlich vorhanden, aber fast gar nicht exportiert. Bei Ajini besitzt die englische Regierung ein Salzlager sehr schlechter Qualität, dessen Produkt dennoch über ganz Indien verkauft wird und der Regierung kolossale Summen einbringt. Wer denkt daran, unsere vorzüglichen Salzlager am Eiassi-See und in Uvinsa irgendwie auszubeuten? Die Geschichte der indischen Eisenbahnen ist mir sehr lehrreich. So wurde die Rayputava-Malwa Ry schmalspurig gebaut, weil die Unternehmer selbst nicht glaubten, daß sie jemals einen größeren Verkehr bewältigen werde. Heute zahlt sie vor allen Bahnen der Welt nachweisbar am besten (9 %) und kann den Verkehr kaum bewältigen."

440 bis 450 km, bei den Hochplateaus im Westen des Nyansa gar eine solche von rund 1000 km beträgt.

Dies alles würde, mit europäischem Maßstab, gemessen nun freilich nicht gerade allzu erschreckend sein. Aber für eine sachgemäße Beurteilung müssen wir bei Ostafrika die vollständig verschiedenen Verkehrsverhältnisse in Rechnung ziehen, welche aus einer räumlichen Entfernung etwas durchaus anderes machen als bei uns. Bekanntlich kann man räumliche Entfernungen doppelt messen, einerseits mit der Meßkette nach der Größe ihres Zwischenraumes, sodann aber nach der Zeit, welche ich nötig habe, um von einem zum andern Ort zu gelangen. Das naive Bewußtsein erkennt diese Thatsache dadurch an, daß es z. B. die Entfernung eines Dorfes von einem andern sowohl nach Kilometern, wie nach Stunden angibt. Die letztere Kennzeichnung ist recht eigentlich diejenige, welche uns unmittelbar anschaulich gegeben ist, und deshalb im gewöhnlichen Leben auch die weitaus häufigere. Denn sie gibt das an, was die räumliche Entfernung für uns in der Praxis bedeutet. Der Fußwanderer oder Fuhrknecht will wissen, in wie viel Zeit er einen bestimmten Ort erreicht; das interessiert ihn unmittelbarer als das theoretische Wissen von der Entfernung in der Luftlinie, und danach fragt er. Deshalb haben mit der Einführung von Eisenbahnen thatsächlich sämtliche europäische Entfernungen ein vollständig verschobenes Verhältnis gewonnen. Hannover liegt heute vier Stunden von Berlin, etwa so weit wie früher Potsdam, Hamburg aber nur drei Stunden, d. h. so weit, wie im vorigen Jahrhundert etwa Spandau. Alles ist zusammengerückt. Paris liegt für den praktischen Verkehr, von Berlin aus gerechnet, etwa da, wo früher Rathenow lag.

Wenn wir dies Verhältnis auf Deutsch-Ostafrika anwenden, so gelangen wir zu außerordentlich viel trüberen Ergebnissen, als wie die Kilometerzahlen auch nur ahnen lassen. Denn bei diesen hat der europäische Leser instinktiv doch immer wohl Verhältnisse vor Augen, wie sie bei uns vor Einführung der Eisenbahnen statt hatten; während sie, wie wir gesehen haben, in Wirklichkeit noch auf der primitiven Stufe stehen, auf welcher Europa vor Anlegung von Fahrstraßen, ja vor Zähmung von Pferd- und Lastochsen sich befand. Was dies bedeutet, wird die nachfolgende Tafel veranschaulichen, in welcher ich Entfernungen im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet verglichen habe mit Entfernungen von Berlin

aus nach Kilometerzahl in Luftlinie, und nach der Zeit, welche ich in beiden Fällen nötig habe, dorthin zu gelangen. Dabei sind bei den afrikanischen Distanzen die normalen Tagemärsche des Karawanen-Verkehrs zu Grunde gelegt, welche im wesentlichen der Leistungsfähigkeit des Reisenden entsprechen. Daß man durch Parforcemärsche bessere Ergebnisse erzielen kann, ist mir natürlich bekannt. Für die Vergleichung mit den modernen Verkehrsverhältnissen habe ich die jüngsten Fahrpläne des Norddeutschen Lloyd benutzt. Die nachfolgende Tabelle soll also durch Vergleich mit den Angaben des Weltverkehrs veranschaulichen, wie groß die ostafrikanischen Entfernungen in der Theorie, und wie groß sie für den Reiseverkehr in der Praxis sind. Die angeführten Beispiele lassen sich natürlich nach Belieben vermehren.

Es ist von Bagamoyo nach:

	Luftlinie.	Reisezeit.
1. Mrogro	140 km wie v. Berlin bis Stargard	7 Tage wie v. Berlin[1] bis Suez.
2. Kondoa	220 „ „ „ „ „ Weimar	11 „ „ „ „ „ Aden.
3. Mpwapwa	260 „ „ „ „ „ Hamburg	17 „ „ „ „ „ Bombay.
4. Muhalala	454 „ „ „ „ „ Mainz	25 „ „ „ „ „ Singapore.
5. Tabora	675 „ „ „ „ „ Zürich	40 „ „ „ „ „ Sydney.
6. Ujidji (Tanganyika)	990 „ „ „ „ „ Belgrad oder Lyon	63 „ „ einmal um die Erde.

Von Tanga nach:

	Luftlinie.	Reisezeit.
1. Kitivo	111 km wie v. Berlin bis Dessau	5 Tage wie v. Berlin bis Alexandrien.
2. Kisuani	170 „ „ „ „ „ Dresden	11 „ „ „ „ „ Aden.
3. Moschi	280 „ „ „ „ „ Prag	19 „ „ „ „ „ Sansibar oder Colombo.

Diese Aufstellung ist hoffentlich klar und deutlich. Sie genügt, um die Verhältnisse unserer Kolonie für den Personenverkehr auch dem Laien verständlich zu machen. Ihre Ergänzung findet sie an den Frachtsätzen für den Handelsverkehr des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes. Es braucht nur noch einmal daran erinnert zu werden, was schon im zweiten Kapitel ausgeführt wurde, daß im allgemeinen nur Gepäckstücke bis zu 30 kg Gewicht überhaupt befördert werden können, und daß für größere Reisen der Transport dieser 30 kg ½ Rupee[2] (65 Pfg.);

[1] Auf dem kürzesten Wege über Italien.

[2] 15 Rupees Trägerlohn und Verpflegungsgeld für den Träger ist zur Zeit der normale Satz per Monat.

für kleinere Strecken solch ein Kolli aber 1 Rupee (1,30 Mk.) für den Tag kostet. Das heißt: für einen Tag ohne die unvorhergesehenen Ausgaben des Karawanenverkehrs, welche im Ausreißen von Trägern, Diebstahl und Verlust von Lasten bestehen, was mit dieser Art des ostafrikanischen Verkehrwesens ebenso unabänderlich verbunden ist, wie das Schnauben und Dampfen der Maschine mit dem Eisenbahnverkehr. Und ferner: für einen Tag, ohne in Rechnung zu ziehen, daß die meisten Karawanen, wenn sie am Ort ihrer Bestimmung angelangt sind, ohne Rückladung wieder nach hause gehen müssen, wofür sie ebenso bezahlt werden, wie für das wirkliche Lastentragen, sodaß der Transport einer Last sich in vielen Fällen einfach verdoppelt. Dies ist fast immer der Fall bei Reisen zum Tanganyika oder zum Victoriasee, bis wohin denn auch, wie wir sahen (s. II. Kap. S. 42 ff.) eine normale Last im Durchschnitt auf 75 Mark; eine Tonne Frachtgewicht demnach auf rund 2500 Mk. zu stehen kommt.

Dieselbe Strecke Eisenbahnfracht in Europa würde für Artikel der ersten Tarifklasse (60 Pfg. pro Kilometerton) etwa 540 Mk., für Güter der letzten Tarifklasse (5 Pfg. pro Kilometerton) aber nur 45 Mark betragen.

Auch über diesen Punkt ließen sich interessante Vergleichungstabellen mit den modernen Verkehrsverhältnissen aufstellen, welche wir uns indes ersparen können, da das Ausgeführte für meine Leser genügen wird. Es thut auf alle Fälle dar, daß bei der gegenwärtigen Lage der Verkehrsverhältnisse im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet ein Wettbewerb desselben in handelspolitischer oder ackerbaulicher Beziehung mit den Kulturländern der Erde ausgeschlossen ist, und es weist mit Sicherheit darauf hin, wo in erster Linie eingesetzt werden muß, wenn wir auch nur die Voraussetzungen für die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas schaffen wollen.

Die ostafrikanische Frage ist ausschließlich eine Verkehrsfrage. Ohne moderne Verkehrswege ist an eine Besiedelung der geeigneten Gebiete nicht zu denken; ist unser meistes Plantagenland nichts wert, und muß die handelspolitische Lage unserer Kolonie dauernd auf ihrer gegenwärtigen primitiven Stufe stehen bleiben. Wir können hinzufügen, daß bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen auch die Verwaltung im

Innern, welche ebenfalls auf Transporte angewiesen ist, ungebührlich verteuert, und eine endgültige militärische Unterwerfung und Beruhigung der einzelnen Landschaften außerordentlich erschwert, ja fast unmöglich gemacht wird. Denn auch militärische Expeditionen, und noch mehr als andere, haben unter den antediluvianischen Transportverhältnissen Ostafrikas zu leiden, und die ganze Überlegenheit europäischer Taktik wird sich erst in vollster Deutlichkeit erweisen können, wenn sie sich auf europäisches oder Europa-ähnliches Verkehrswesen stützen kann.

Hier ist also der Punkt, wo wir einzusetzen haben. Auch eine nicht einmal besonders tief gehende Einsicht wird dies ohne weiteres zugeben. Wer Ostafrika aber nur in seinen Küstenplätzen mit Augen gesehen hat, wird auf jede Beweisführung in dieser Richtung überhaupt verzichten.

Es handelt sich demnach für uns nicht um das Ob, sondern ausschließlich um das Wie, um die schnellste und praktischeste Ausführung.

An der Art, wie ein Volk seine Straßen baut, läßt sich mehr als vielleicht an allem anderen seine kolonisatorische Befähigung und sein weltgeschichtlicher Geist erkennen. Alle Völker, welche auf der Bühne der Geschichte hervorgetreten sind, haben ihre Spuren in Wegebauten auf unserem Planeten eingedrückt: keines großartiger und gewaltiger als Römer und Engländer. Die alten Römerstraßen, wie die Via Appia, haben die Jahrtausende überdauert, und wer englische Kolonien oder Indien kennt, der weiß, welch solider und energischer Geist sich gerade in ihren Wegeeinrichtungen offenbart. Das liegt diesem praktischen und nüchternen Kolonialvolk gewissermaßen im Blut. Als Mr. Mackinnon 1876 hoffte, unser Schutzgebiet für seinen Unternehmungsgeist zu eröffnen, da fing er als ganz selbstverständlich an mit seinem Straßenbau landeinwärts von Dar-es-Salam aus, der nach ihm benannten Mackinnons Road. Die englischen Missions-Gesellschaften, welche die Länder zwischen Nyassa und Tanganyika erschließen wollten, bauten natürlich zuerst einen Verkehrsweg zwischen beiden Seen, die Stevensons-Road. Und was ist das vielbesprochene Projekt von Cecil Rhodes, eine Telegraphenlinie von Kapstadt bis nach Kairo zu legen, denn anderes, als ein Ausfluß dieses selben praktischen Sinnes, welcher sich bewußt ist, daß wilde Stämme zwar auf verschiedene Weise überwunden werden können, aber durch nichts sicherer und dauernder als durch Verkehrswege, und daß

die moderne Kultur auf Chausseen und auf Schienensträngen ihren Siegeszug über unseren Planeten halten wird?

Die Wege- und Verkehrsfrage für Deutsch-Ostafrika ist häufig Gegenstand theoretischer Auseinandersetzungen gewesen, und der eine hat diesen, der andere jenen Vorschlag gemacht. Ich verzichte darauf, alle diese Meinungsäußerungen aufzuführen. In solchen Fällen kommt es ja nicht sowohl auf die Projekte an, welche jemand an seinem Schreibtisch ausheckt, sondern lediglich auf die Ausführung an Ort und Stelle. Es ist nicht gerade schwer, sich hinzusetzen und alle möglichen Pläne auszuarbeiten, und damit ist auch niemals viel gethan; sondern darauf kommt es an, die Kraftfaktoren in Bewegung zu setzen, um die „Ideen" zu lebendigen Thatsachen zu machen. Das ist der Witz, wie bei der Kunst, so noch viel mehr in Politik und im Wirtschaftsleben. Es trifft dies auch besonders auf allgemeine Kolonialprojekte zu, von denen jemand mit einigen geographischen Kenntnissen und lebhafter Phantasie in einer Stunde vielleicht ein Dutzend aufstellen kann, um dann hernach, wenn jemand eins davon vielleicht zufällig ausführt, für den Rest seines Lebens in dem Gefühl zu schwelgen, daß er zuerst auf den und den Landstrich „hingewiesen" habe. Nicht das „Hinweisen" ist in solchen Fällen aber das punctum saliens, sondern das Hingehen und Ausführen, und solche praktische Verwirklichung erfordert im Vergleich mit dem Entwerfen von Projekten in der Regel ganz unverhältnismäßig mal mehr Nervenkraft, als man dies in unserem Vaterland in der Regel noch glauben mag. Wenn also theoretische Auseinandersetzungen in solchen Fragen nicht eben nach meinem Geschmack sind und in der Regel auch nichts nützen, da sich meistens keiner findet, welcher sie ausführt, so lassen sich doch die nachfolgenden Darlegungen im Zusammenhang dieser Arbeit nicht vermeiden.

Die Wege- und Transportfrage in Ostafrika läßt zwei Gesichtspunkte für ihre Behandlung zu. Der eine ist: was ist im Verlauf der Entwickelung als Ideal zu erstreben, und befaßt sich demnach letzten Endes mit der Einführung unserer modernen Verkehrsverhältnisse; der zweite richtet sich darauf, was schon heute, vor Durchführung oder Inangriffnahme dieses Endzieles, sofort geschehen kann, um den gegenwärtigen Zustand zu beseitigen.

Daß da, wo schiffbare Flüsse fehlen, nur der Bau von Eisenbahnen im stande ist, den mittelafrikanischen Block endgültig aufzuschließen, ist eine oft ausgesprochene Thatsache. Stanley erklärte vor einigen Jahren, daß ohne die Kongobahn der ganze Kongostaat keine Kiste Tabak wert sei. Dies ist in Bezug auf seine finanzielle Ausbeutungsfähigkeit, welche vornehmlich auf den Mittel- und Oberlauf angewiesen ist, ohne Frage richtig; und genau so verhält es sich mit dem größeren Teil Deutsch-Ostafrikas. Wir befinden uns insofern freilich in einer erheblich günstigeren Lage, als wir, wie wir gesehen haben, einen langen Küstenstreifen mit schönen Häfen besitzen, dessen unmittelbare Ausnutzung nicht an den Bau von Bahnen gebunden ist. Eisenbahnbau.

Es ist ja häufig allen Ernstes der Vorschlag gemacht worden, die wirtschaftlichen Unternehmungen ganz auf diesen Küstenstreifen zu beschränken, wie dies die Portugiesen und im wesentlichen auch die Araber gethan haben. Dann würden wir uns freilich die Sorge der Wegefrage ersparen können; aber wir würden auch von vornherein auf die eigentliche Ausnutzung der großen Masse des Schutzgebietes verzichten. Eine solche Kolonialpolitik widerspricht der Anschauungsweise unserer Zeit, sowie dem vorwärts drängenden wirtschaftlichen Unternehmungsgeist der germanischen Rasse. Die Aufschließung und wirtschaftliche Besitzergreifung des Hinterlandes gilt seit der Kongo-Akte geradezu als eine internationale Pflicht, an deren Erfüllung das Besitzrecht an der Küste stillschweigend geknüpft ist.

Für den afrikanischen Eisenbahnbau nun werden sich Regeln im allgemeinen kaum aufstellen lassen. Das wird sich überall nach den besonderen Verhältnissen richten. Aber das darf als Gesetz doch ausgesprochen werden, daß diese intensivste Erschließung des Erdteiles in die Gegenden sich zu wenden hat, in denen für den Europäer etwas zu holen ist. Wir wollen unser Plantagenland und unsere Besiedelungsgebiete verwertbar machen, und von deren Lage hat demnach die Richtung der Eisenbahnlinien abzuhängen. Dies ist so selbstverständlich, daß es geradezu trivial erscheinen könnte. Und doch, finde ich, ist dieser Gesichtspunkt bei den Erörterungen über die ostafrikanische Eisenbahnfrage nirgends so in den Vordergrund gestellt worden, wie er es verdient. Sodann wird man prinzipiell als Grundsatz hinstellen können, daß gegenüber einem Verkehrssystem, welches im wesentlichen noch nicht

über die des Transportes auf Menschenköpfen hinausgewachsen ist, es nicht darauf ankommen kann, sofort die letzten und entwickeltsten Erfolge europäischer Eisenbahntechnik einzuführen, sondern daß die schnellste und billigste Herstellung durchaus auch die praktischeste ist. In dieser Beziehung schließe ich mich durchaus dem Geheimrat Bormann an, welcher für Ostafrika das System der 60-cm-spurigen Feldbahn, wie es, mit direkter Anlehnung an das Gelände, durch die Eisenbahntruppe, z. B. von Uelzen aus in die Lüneburger Heide hineingelegt worden ist, zur Anwendung gebracht wissen will.

Ein solcher Bahnbau wird nach Bormanns Berechnung fürs Kilometer rund 30000 Mark kosten. Die Züge werden bei einer Fahrgeschwindigkeit von 15 bis 20 km per Stunde 40 bis 48 tons zu befördern vermögen. D. h. ein Zug wird in einer Stunde dasselbe leisten, wie 1500 bis 1600 Träger in einem Tage. Da 1600 Träger in einem Tage 800 Rupees = 1000 Mark kosten, so wird der Frachtsatz für den Transport von rund 45 tons 1000 Mark per Stunde oder für ein ton 22,2 Mark, d. h. fürs Kilometer etwa 1,4 Reichsmark gegen etwa 25 Pfennig Durchschnittsfracht bei uns betragen können, um mit dem gegenwärtigen System konkurrenzfähig zu bleiben. Auch dieser Vergleich thut dar, was mit der Einführung auch einer solchen Kleinbahn für Ostafrika gewonnen sein würde. Der Regierungsbaumeister Kurt Hoffmann geht in der Konsequenz dieser Auffassung noch einen Schritt weiter, indem er nicht einmal mit einer Kleinbahn, sondern zunächst nur mit provisorischen Feldbahnen, als Vorbereitungsstufe für größere Bahnunternehmungen beginnen will. Mag man nun so oder so anfangen, immer bedeutet ein jedes Kilometer Bahn im Schutzgebiet eine Steigerung des Wertes von Grund und Boden, welche sich zwar nicht genau berechnen läßt, aber die von Bormann veranschlagten 30000 Mark ohne jede Frage weit übertrifft.[1])

[1]) Öchelhäuser teilt mir mit, daß er eine Schmalspurbahn, welche bis zum Nyansa und Tanganyika führt, auf rund 30000000 Mark veranschlagt. Er meint, daß diese Summe nicht ohne Unterstützung des Reiches zu beschaffen sei. „Faßt man aber den Umstand ins Auge," sagt er, „daß diese Central-Eisenbahn voraussichtlich die Einnahmen aus den Ein- und Ausgangszöllen mindestens verdoppeln wird, so bringt sie hierdurch in sich selbst weit mehr auf, als eine Minimal-Zinsgarantie beanspruchen würde, um das deutsche Privatkapital zum Bau dieser Bahn heranzuziehen. Es kann somit durchaus nicht als eine chimärische Erwerbung

Um solche Preissteigerung zu ihrer vollen Wirkung gelangen zu lassen, kommt es nun darauf an, wohin die betreffende Bahn gebaut wird. Für einen Fehler in der Behandlung dieser entscheidenden Frage halte ich es, daß man rein geographisch immer den einen oder den andern der drei westlichen Seen zum Endpunkt eines Bahnbaues nehmen zu müssen glaubte, während thatsächlich doch nur die Wertschätzungskarte unseres Schutzgebietes die richtige Beantwortung zu geben vermag. Wenn man nicht die Eigenart der verschiedenen Landschaften genau kennt, wird man doch auch nicht beurteilen können, nach welcher Seite hin es sich empfiehlt, mit dem Bahn- und Wegebau zunächst zu beginnen. Die Seen als solche sind keine Endziele, sondern die Länder an ihren Gestaden; und da wird es sich immer fragen, ob nicht Landgebiete von denselben wirtschaftlichen Aussichten vorhanden sind, welche auf kürzerem Wege erreicht werden können. Wenn wir uns unsere Wertschätzungskarte ansehen, so finden wir, daß dies thatsächlich der Fall ist. Wir brauchen zunächst keine Eisenbahn bis an den Victoriasee oder an den Tanganyika zu bauen, bis wohin sie entweder im Norden durch ödes Steppengebiet, in der Mitte durch die weiten Kultivationsländer Unjamwesis geführt werden müßte, um das zu erschließen, worauf es uns im wesentlichen ankommt: Plantagenland und Besiedelungsgebiet. Im Norden braucht eine Eisenbahnlinie nur 93 km ausgebaut zu werden, um zur Südwestecke Handeïs und Usambaras, damit aber zu den Plantagenfeldern vor Derema und seinen Nachbarn, und zum Acker- und Weidegebiet von Usambara zu reichen.

In der Mitte liegt, wie wir sahen, der Ostabfall von Ukami bis auf 90 km an die Küste heran, und von seinem Westabfall nach Usagara hin haben wir nur 45 km, bis zur Südostecke Ngurus nur 60 km mehr. Vom oberen Mukondokwa im Ugombe-Thal entlang und nordwestlich ums Rubeho-Gebirge herum würde ein Eisenbahn- oder Straßenbau von 150 km Länge ohne erhebliche Terrainschwierigkeiten auf

---

bezeichnet werden, wenn eine dem Kolonialrat bei seiner letzten Tagung zugegangene Denkschrift die sofortige Bildung einer Privatgesellschaft für den Bau dieser großen Centralbahn empfiehlt und für durchführbar hält; sie würde wahrscheinlich nur für die Baujahre eine mäßige Erhöhung des Reichszuschusses beanspruchen, dann aber sich selbst erhalten, ja sogar Überschüsse liefern. Nur nicht zaghaft!"

die Ackerbau- und Weide-Hochländer von Usango und Ubena hinaufbringen.[1])

Ich meine, diesen natürlichen Verhältnissen haben sich solche Unternehmungen anzuschließen. Große Eisenbahnpläne auf handelspolitische Kalkulationen aufzubauen, ist bei der minimalen Entwickelung des ostafrikanischen Handels unzulässig.

Karl von der Heydt versucht in einer recht geistvollen Denkschrift über den Eisenbahnbau in Ostafrika, welche er für den Kolonialrat ausgearbeitet hat, eine solche Beweisführung aus den allgemeinen handelspolitischen Verhältnissen des Erdteils und behandelt dabei den englischen Mitbewerb für eine Victoriaseebahn. Ein solcher ist durchaus eine große Gefahr, wenn man für die Berechnungen sich in erster Linie auf das Endziel dieses Bahnbaus bezieht und die Zwischenstrecke gewissermaßen nur als Mittel zum Zweck betrachtet, um dieses Endziel, von dem der eigentliche Frachtverkehr erwartet wird, zu erreichen; die Gefahr wird aber sehr gering, wenn man die einzelnen Teile der Bahnstrecke so legt, daß sie durch die lokalen Verhältnisse als Selbstzweck gerechtfertigt werden. Das Seengebiet hat eben nicht die wirtschaftliche Überlegenheit über manche andere Teile des Schutzgebietes, daß die hergebrachte, auch bei von der Heydt hervortretende Auffassung gerechtfertigt wäre. Denn der Vorteil, daß solches Endziel an einem der Seen unmittelbar so und so viel Kilometer Küstensaum mit dem Ocean in Verbindung setzt, im Gegensatz zu einem Endpunkt im Inland, wird mehr als aufgewogen durch die weite Entfernung und läßt zu sehr die Thatsache außer Acht, daß doch auch die Inlandstationen ihre Fangarme durch anschließenden Straßenbau beliebig weit ausbreiten können. Außerdem fällt mir auf, daß alle solche umfassenden Pläne von ostafrikanischen Eisenbahnen, sowohl die deutschen, wie die englischen für ihre Fracht- und Rentabilitätsberechnungen mit Zahlen um sich werfen, welche völlig imaginär sind und thatsächlich in der Luft schweben. Auch in der angeführten Denkschrift Bormanns, um ein Beispiel zu geben, ist die Berechnung der Einnahmen aus dem Betrieb der Linie Dar-es-Salam—Tabora—Uyidji das schwächste und völlig unhaltbar;

[1]) Auf diesem Wege wird der Vorschlag des Gouverneurs v. Schele, das südliche Hochplateau durch eine Eisenbahn zu eröffnen, wohl am billigsten seine Verwirklichung finden können.

schon deshalb, weil sie, gestützt auf eine Denkschrift von Konsul Vohsen, auf Voraussetzungen fußt, welche in Wirklichkeit nicht zutreffen, z. B. die angenommene Bewohnerzahl auf dieser Strecke von 6 Millionen Köpfen, welche nur in der Phantasie, nicht aber in jenen Landstrichen existieren.

Gestützt auf solche Angaben, rechnet Bormann für jeden Kilometerbetrieb einen Gewinn von 1404 Mark[1]) aus, nach welchem er sich an Ort und Stelle vergeblich umsehen würde. Wenn sich der Eisenbahnbau dagegen auf die Eröffnung zunächst der nahe gelegenen guten Landstriche richtet, immer dem vorliegenden praktischen Bedürfnisse folgend, und wenn er mit der Besiedelungs- und Plantagenentwickelung Hand in Hand geht, so wird er sich in Ostafrika genau so gut rentieren, wie in jedem anderen Teil der Erde, wo überhaupt gutes Land vorhanden ist. Die Eisenbahngesellschaften müßten in erster Linie durch größere Landzuweisungen aus den zu erschließenden Gebieten für ihre Unkosten entschädigt werden; oder man müßte Landgesellschaften bilden, welche ein Interesse daran hätten, durch entsprechende Verkehrs-Vorrichtungen ihrem Besitz Wert zu verschaffen.

Im Norden deckt die Tanga-Korogwe-Bahn, welche in erster Linie Karl von der Heydt und Lucas, durch Dr. Baumanns und Hauptmann Weiß' Anregung veranlaßt in Deutschland betrieben und zur Ausführung gebracht haben, mit sich daranschließendem Wegebau auf die Höhen von Handeï und Usambara hinauf zunächst das vorhandene Bedürfnis. Für die Mitte bietet ein Bahnbau von Dar-es-Salam nach Ukami und von dort weiter nach Farhani ohne Frage weit günstigere Rentabilitätsaussichten; einerseits, weil Ukami und Usagara erheblich fruchtbarer und viel dichter bevölkert sind als Handeï und Usambara; besonders aber, weil diese Linie ohne weiteres den einzigen nennenswerten, in Ostafrika bestehenden Verkehr aufsaugen würde.

Dies habe ich (S. 296—298) des näheren bereits dargelegt. Dieses mittlere Projekt, welches ich persönlich von vornherein nicht nur theoretisch erörtert habe, sondern, wie ausgeführt, bereits 1887 praktisch in Angriff nehmen ließ, ist auch von Andern hernach wiederholt in Vorschlag gebracht worden, so von Vohsen, Oechelhäuser, und am ausführ-

---

[1]) 5200 Mark Bruttoeinnahme, 3796 Mark Betriebskosten fürs Kilometer.

lichsten von Bormann. Nur darin unterscheiden sich diese Vorschläge von meinem Plan, daß sie alle von vornherein ein geschlossenes Seen-Bahnprojekt aufstellen, während ich gewissermaßen Lokalbahn an Lokalbahn setzen möchte, von denen jede ihre Rechtfertigung in ihrem unmittelbaren Endpunkt findet und ihre Rentabilität in der Ausnutzung dieses unmittelbar gegebenen Zieles sucht. Dabei ist garnicht ausgeschlossen, daß auch bei solchem Vorgehen ein allgemeiner Plan zu Grunde liegen könnte, welcher letzten Endes die Aufschließung der ganzen Kolonie durch eine centrale Spurbahn ins Auge faßt; nur der Ausbau würde von Fall zu Fall, und im engsten Zusammenhang mit der Kultivierung des Schutzgebietes überhaupt, zu vollziehen sein. Ich glaube nicht nur, daß für solche kleinere Unternehmungen leichter das Kapital in Deutschland zu beschaffen sein wird, sondern ich bin auch der Überzeugung, daß solche den lokalen Verhältnissen unmittelbarer sich anschließende Bahnen weit nachdrücklicher den eigentlichen Zweck der Eröffnung Deutsch-Ostafrikas erfüllen. Denn die Werte, auf welche sich ein großer Bahnverkehr stützen kann, sollen überall durch Bebauung des Landes erst geschaffen werden, und diese Bebauung allererst zu ermöglichen, ist gerade der Zweck solcher Lokalbahnen. Wenn dieselben hierzu von den geraden Linien landeinwärts, um dieser Aufgabe völlig gerecht zu werden, hin und wieder abweichen müssen, so macht das im Vergleich mit den gegenwärtigen vorsündflutlichen Verkehrsverhältnissen im Schlußergebnis nicht viel aus. Wenn die Bahn bis Tabora schließlich fertig ist, so bleibt es sich ziemlich gleich, ob sie ihre Passagiere und Frachten in zwei oder drei Tagen an die Küste bringt. Die Hauptsache ist, daß sie überall da einbiegt, wo „etwas zu holen" ist, um das ganze ausbeutungsfähige Gebiet an der Strecke nachdrücklich im einzelnen zu fassen.

Ich bin also kein Anhänger theoretischer Eisenbahnlinien, welche mit dem Lineal über die Landkarte gezogen werden, so, wie weiland Kaiser Nikolaus sein Eisenbahnsystem schuf. Solche Bahnen, welche immer auf ein einzelnes Gebiet angewiesen sind, finden in Deutsch-Ostafrika nirgends eine genügende wirtschaftliche Unterlage und dienen andererseits dem Zwecke der Erschließung des Schutzgebietes auch nur halb. Wenn irgendwo, so ist hier eine Entwickelung von Fall zu Fall in engster Anlehnung an das unmittelbar gegebene Bedürfnis die einzig

richtige Politik; und hierzu ist nichts so fördernd, als wie die unmittelbarste Verbindung von Land- und Eisenbahngesellschaft, wie sie in allen neuen Ländern die Pionierarbeit gethan hat. Die Landgesellschaft hat Eisenbahnen nötig, um ihr Land mit Erfolg bebauen zu können, und die Eisenbahn hat bebautes Land nötig, um Frachten zu bekommen. Beide sind völlig auf einander angewiesen, und am natürlichsten ist es, daß ein und dieselbe Gesellschaft beide Aufgaben in die Hand nimmt. Der Staat aber ist an der Bildung solcher Unternehmungen unmittelbar interessiert, weil nur durch sie die Kolonien zu dem werden können, wozu sie im Volkshaushalt bestimmt sind.

Freilich, auch wenn der Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika sich den lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen noch so sehr anschließt, wird er seinen volkswirtschaftlichen Zweck selbstverständlich auch dort nur in Verbindung mit dem Bau von Fahrwegen und Straßen erfüllen können. In Europa hält es ein Kind für selbstverständlich, daß ein jedes einzelne Gehöft, ja, jedes Haus seinen Fahrweg zur Chaussee besitzt, welche wiederum zur Eisenbahn führt; bei afrikanischen Verhältnissen muß eine so triviale Notwendigkeit noch ausgesprochen werden. Wie können Plantagen rentabel werden, wo solche natürlichste Voraussetzung unseres europäischen Verkehrs fehlt? Es wäre sehr leicht, aber es hieße Eulen nach Athen tragen, dies hier noch im einzelnen darthun zu wollen. Wegebau.

Für die Ausführung ist auch hier der einfachste Weg zunächst der beste. Es ist gar nicht nötig, Chausseen und Kunststraßen zu bauen, sondern der primitivste Fahrweg, auf welchem sich ein zwei- oder vierräderiges Gefährt bewegen kann, genügt vorerst allen Ansprüchen. Und ein solcher ist doch in den meisten afrikanischen Terrains nicht schwer herzustellen. Die Grassteppe bedarf streckenweise überhaupt kaum einer Bearbeitung, die Busch- und Baumsteppe aber ist bei Aufgebot der eingeborenen Bevölkerung mit nicht allzu großen Unkosten zu eröffnen. Auch hier braucht ja nicht gleich bis zu den Seen geplant zu werden; sondern man setze, bis zur Fertigstellung der Bahnen, zunächst einmal Handeï[1]) und Ukami in Fahrverbindung mit Tanga und Dar-es-Salam. Den Anschluß an die Hauptstraße mögen die einzelnen Anpflanzungen sich selbst anlegen. Nur da, wo es die Berggelände hinauf geht, be-

[1]) Mit dem Bau eines Weges von Handeï zur Eisenbahnstraße ist durch die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft begonnen.

darf es einer technisch kunstvollen Anlage. Aber die Unkosten einer Zickzackstraße bergaufwärts können nicht in Rechnung kommen, wo sie dem oberen Landgebiet allererst ihren Wert verleihen. Sie stellen gewissermaßen die Kaufsumme dar, mit welcher solche Ländereien erworben werden, da der „Kaufpreis“ an den betreffenden Häuptling doch keinen eigentlichen Geldeswert darstellt.

Im übrigen können wir im Kapland und Transvaal es lernen, wie solche Straßen gemacht werden; und wir werden im allgemeinen auch mit denselben Lasttieren wie dort arbeiten können. Auch für Ostafrika steht die Zeit des Ochsenwagens bevor, wenn wir unsere Aufgabe recht verstehen. Denn, abgesehen von der großen Rinderpest, welche doch immer als ein Ausnahmefall zu betrachten ist, haben wir gesehen, daß Rindvieh in allen Landschaften unserer Kolonie ohne Ausnahme fortkommt, und es liegt kein Grund vor, weshalb nicht auch Zugochsen dort verwendet werden sollten. Ähnlich verhält es sich mit Pferden. Ich bin, wie ich bereits erzählte, zwei Jahre lang mit ein und demselben Pferde in allen möglichen Terrains gereist. Das einzige, was nötig war, war eine gewisse Vorsicht bei der Fütterung. Es mußte darauf geachtet werden, daß das Tier kein feuchtes Gras und nur reife Körnerfrucht erhielt. Außerdem stellten wir es bei Regen unter Dach. Nun, dies läßt sich bei entsprechenden Stalleinrichtungen doch alles ohne große Schwierigkeiten in größerem Stile durchführen. Dann aber wird man auch Pferde in beliebiger Anzahl halten können.

Überhaupt finde ich, daß man bei Beurteilung der Lasttierfrage in Ostafrika immer zu sehr die gegenwärtigen völlig unmodernen allgemeinen Verhältnisse voraussetzt. Bei einer Reise sterben Pferde und Esel. Aber warum sterben sie? Etwa wegen der allgemeinen klimatischen Verhältnisse? Doch wohl nicht; denn so lange dieselben Esel und Pferde in Sansibar oder Bagamoyo standen, starben sie nicht. Also starben sie wegen ihrer besonderen Lebensbedingungen auf der Reise selbst. Sie gingen ein, weil sie unregelmäßig und schlecht gefüttert wurden, weil sie nachts im Regen nicht unter Dach kamen, weil sie vielleicht überanstrengt werden mußten. Nun, unter solchen Voraussetzungen werden wohl auch Pferde oder Zugochsen in Europa eingehen. Und doch habe ich noch keinen gefunden, welcher z. B. die unnormalen Erfahrungen einer Belagerung von Metz oder Paris oder eines Feld-

zuges auf Europa im ganzen verallgemeinert hätte. Weshalb aber soll dies nun gerade bei den Expeditionsverhältnissen von Ostafrika erlaubt sein? Es gilt in dieser Beziehung von der Lasttierfrage dasselbe, was ich (Kap. II, S. 28 ff.) von der allgemeinen Klimafrage ausgeführt habe. Man muß bei ihrer Beantwortung genau unterscheiden, wie weit für das vorliegende Erfahrungsmaterial die allgemeinen, und wie weit die besonderen Verhältnisse in Rechnung gestellt werden müssen. Dann wird das Ergebnis ein ganz anderes werden, als wie es heute so vielen scheint. Was Zugochsen im speziellen anbetrifft, so beweist ein Blick auf die allgemeinen Haustierverhältnisse des Schutzgebietes, daß ihrer Verwendung keinerlei prinzipielles Bedenken entgegensteht. Für den Esel ist dieselbe Thatsache allgemein anerkannt. Dieses kluge, zähe und anpassungsfähige Tier hat in Ostafrika sogar die Epoche der gegenwärtigen Verkehrslage mit ihren Unnormalitäten und Brutalitäten überdauert und wird ohne Frage in der heraufziehenden Entwickelung eine noch viel nützlichere Rolle zu spielen vermögen, zu größerem Frommen seiner Herren und erheblich stärkerem eigenen Lustgefühl. Ich glaube auch, daß sich das Kameel in unseren Steppen wohl fühlen wird, immer vorausgesetzt, daß wir für anständige Kost und passendes Unterkommen sorgen. Also an den Hauptfaktoren für einen Wagenverkehr wird es nicht fehlen. Schaffen wir demnach die erforderlichen Voraussetzungen durch Wegebau und Herstellung von Fahrzeugen!

Flüsse als Verkehrswege.

Eine Hauptsache, um möglichst schnell die Verkehrsfrage aus ihrer gegenwärtigen Lage herauszubringen, ist für weitere Entfernungen jedenfalls, daß wir die natürlichen Hilfsmittel, welche das Schutzgebiet selbst uns gewährt, uns nach Möglichkeit zu nutze machen. Ich meine die Flüsse. Zwar besitzen wir, wie wir gesehen haben, in Ostafrika keinen Amazonenstrom, keinen Mississippi und keine Donau; aber etwas ähnliches wie den Rhein z. B. haben wir doch: im Rufiyi-Ulanga, und der Pangani, Wami und Rovuma bieten wenigstens die Möglichkeit eines Schiffsverkehrs auf längere Strecken. Es ist ja nicht gleich nötig, daß der Oceanverkehr sich auf ein Flußgebiet erstreckt, um denselben für den Binnenverkehr zu verwerten. Nur muß man da, wo die Schiffahrt auf Strecken durch Schnellen, Katarakte oder Versandungen unterbrochen ist, mit Wege- oder, wenn es sich lohnt, Eisenbahnbau nachhelfen. Auf diese Weise wird der Pangani von Buiko bis zur Einmündung des

Ronga für den Verkehr mit dem Kilima-Ndjaro-Gebiet verwendet werden können. Der Wami wird, mit Umgehung einzelner Schnellen, zu einer Hochstraße bis an die Abfälle von Usagara gemacht werden können. Der Rufiyi-Ulanga aber wird uns die Plantagengebiete an seinem Unterlauf unmittelbar, an seinem Mittellauf mit Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shuguli-Fällen (etwa 95 km Luftlinie) mittelbar selbst erschließen, und uns bis an den Fuß des großen südlichen Besiedelungsplateaus den Zugang eröffnen können. Der Rowuma schließlich kann von seiner Mündung bis zu den Petersfällen hin ohne Unterbrechung und darüber hinaus von neuem auf eine weitere Strecke bis über die Einmündung des Lujende hinaus befahren werden. Auch er wird seinen Teil zur Erschließung Ostafrikas beizutragen vermögen. Alle diese natürlichen Vergünstigungen wird eine praktische Verwaltung sich zu nutze machen können, und damit wird sie dann weite Striche anpflanzungsfähigen Bodens der deutschen Unternehmung direkt zugänglich machen.

Die Organisation des Trägerverkehrs.

Aber diese Lösungen der Wegefrage, so unmittelbar sie in Angriff genommen werden können, sind doch in ihrer Durchführung mehr oder weniger Zukunftsmusik, deren Vorteile immer erst nach einigen Jahren genossen werden. Daneben kann die Verwaltung Maßregeln ergreifen, welche auf der Grundlage der gegenwärtigen Beförderungsmittel selbst dem Verkehr unmittelbare Vorteile eröffnen. Wenn auch einstweilen noch Träger-Karawanen auf elenden Fußpfaden den ostafrikanischen Transport besorgen müssen, so kann doch vieles geschehen, um die ungeheuerlichsten Mißstände dieses Systems aus der Welt zu schaffen. Bevor in Deutschland im Dampf eine unermüdliche Zugkraft für unsere Wagen gewonnen war, suchte man die Nachteile, welche der Schnelligkeit des Verkehrs aus der Ermüdung der Lasttiere entstanden, im Postbetrieb durch häufigen Wechsel zu beseitigen. Man schuf die Relaispost.

Etwas ganz Ähnliches läßt sich in Ostafrika auch schon heute einrichten. Was den Reiseverkehr mit Trägern so schwerfällig und so kostspielig macht, ist die Notwendigkeit, für jede kleinere oder größere Reise eine einzelne Karawane auszurüsten, mit dem ganzen dazugehörigen Apparat, Trägerältesten, Wegeführern, Soldatenbedeckung u. s. w. Solche Träger landeinwärts sind eigentlich nur in den Küstenplätzen

zu haben, und ein Ausfall durch Tod oder Desertionen ist im Innern kaum zu ersetzen. Ein wenig besser ist dies bei Expeditionen aus dem Innern an die Küste, für welche in manchen Ländern, besonders in Usukuma und Unyamwesi, in der Regel Leute zu haben sind. Aber der Reisende, gleichviel ob er zum Gouvernement gehört oder Privater ist, welcher an den Kilima-Ndjaro oder an den Victoriasee zieht, ist für die Durchführung seiner Unternehmung im wesentlichen auf das Trägermaterial angewiesen, welches er in Tanga oder in Bagamoyo angeworben hat; der Geist in dieser, oft sehr zufällig zusammengebrachten Truppe entscheidet über das Gelingen oder Nichtgelingen der Expedition! Wie manches ostafrikanische Unternehmen ist nicht schon durch die Unzuverlässigkeit dieser Mannschaft zum Scheitern gebracht, und wie viele Tausende von Rupies gehen alljährlich auf diese Weise verloren!

Diesen ganzen Frachtenverkehr, wenigstens auf den Hauptstrecken, möchte ich, wie in den europäischen Ländern, einheitlich organisieren, durch eine Art von Post befördern lassen; und zwar nach dem Vorbild des alten Relais-Systems.

Von der Küste zum Kilima-Ndjaro sind 19 Tagemärsche, und zwar befinden sich die Lagerplätze mit wenig Ausnahmen in oder bei bewohnten Ortschaften, deren bedeutendste Korogwe, Masinde, Gonya, Kisiwani und Kwa Manamate unter Pare Ugueno sind.[1])

An jedem dieser Plätze sind kleine Etappenstationen einzurichten für die Beförderung des Verkehrs; da, wo noch keine Militärposten sind, am besten unter älteren, besonnenen farbigen Unteroffizieren der Schutztruppe. Zur Beaufsichtigung der ganzen Einrichtung könnten Offiziere und deutsche Unteroffiziere der Schutztruppe abkommandiert werden. Es sind nun durch Verträge mit den Häuptlingen für die in Frage kommenden kleineren Strecken, welche nie größer sind als 3 bis 4 Tagemärsche, Trägerkräfte gegen entsprechende Entschädigung zu sichern, welche die Lasten bis zur nächsten Etappenstation befördern und dort wiederum Lasten zum Rücktransport an die Küste in Empfang nehmen. Daneben empfiehlt es sich, auf den einzelnen Stationen Esel einzustellen,

[1]) Nachfolgenden Plan habe ich bereits im Jahre 1891 in einer Denkschrift am Kilima-Ndjaro ausgearbeitet. Neuerdings hat der verstorbene Dr. Lent die Verbindung des Kilima-Ndjaro mit der Küste auf Grund der Eisenbahnlinie Tanga—Korogwe und der Pangani-Schiffahrt zwischen Buiko und Ronga zum Gegenstand einer sehr sorgfältigen Studie gemacht (s. D. Kolonialblatt 1894 Nr. 22—25).

um nicht durchaus auf die Zuverlässigkeit der Eingeborenen angewiesen zu sein. Diese Verkehrslinie ist nun so zu organisieren, daß für den Anfang etwa am 1. und 15. jeden Monats eine Transportkolonne von Pongwe, bis wohin die Eisenbahn geht, aufbricht, welche die Lasten bis Korogwe schafft, dort muß die Trägeranzahl oder der Eselersatz am bestimmten Tage bereit stehen, um sofort nach Masinde weiter zu gehen; und so weiter bis zum Kilima-Ndjaro hin. Was vom Kilima-Ndjaro an die Küste befördert werden soll, wird von dort aus spediert, der letzten Etappe zum fälligen Tage zugestellt und bildet die Rückfracht. Die beiden Transportmassen hinauf und hinunter müssen so in einander eingreifen, daß die einmal engagierten Träger nach beiden Seiten hin verwendet werden können. Diese Art der Beförderung ist zunächst und vor allem schneller, als die gegenwärtige, weil sie überall mit frischen Kräften arbeitet und die bei jedem Expeditionsbetrieb erforderlichen Rasttage ersparen kann. Auch erspart sie bei jeder Etappenstation einen Tag, weil die gegen Mittag eintreffenden Lasten einfach übernommen werden können, um in einem Nachmittagsmarsch bis zur nächsten Etappe geschafft zu werden. Bei einer gründlichen Durchführung dieses Systems wird man solche Doppelmärsche überall da einrichten können, wo bewohnte Ortschaften das Abwechseln von Trägern um die Mittagszeit möglich machen; bis zum Kilima-Ndjaro ist dies vierzehnmal der Fall. Wir kommen dadurch für den Frachtverkehr auf 5 + 7 = 12 anstatt auf 5 + 14 = 19 Tage Entfernung. Außerdem ist dieser Betrieb zuverlässiger, weil bei einer Strecke von einem oder wenigen Tagen die Gefahr des Ausreißens erheblich geringer und, bei richtiger Eingewöhnung, wenn man die Häuptlinge selbst für ihre Leute haftbar macht, praktisch gleich Null wird. Schließlich wird sich eine derartige Beförderungsart von Lasten für den einzelnen als außerordentlich viel billiger herausstellen. Während heute z. B. der Krämer am Kilima-Ndjaro oder in Masinde, wenn er neue Güter von Tanga beziehen will, gezwungen ist, jedesmal das Risiko und die Unkosten einer eigens ausgerüsteten Karawane auf sich zu nehmen, läßt er in Zukunft seine Fracht der öffentlichen Frachtpost in Tanga übergeben und erhält sie für einen ganz bestimmten, vorher bekannten Frachtsatz an seinem Wohnplatz. Auch der Reisende, welcher Usambara, Pare oder die Kilima-Ndjaro-Gebiete besuchen will, kann sich diese Einrichtung zu nutze machen,

indem er das Hauptgros seiner Lasten an genau anzugebende Punkte der Strecke bringen läßt, von wo aus er sie nach Bedarf durch lokal gemietete Kräfte weiter schaffen lassen kann. Vor allem aber werden den Vorteil solcher Posteinrichtungen die dauernden Niederlassungen im Innern haben, sowohl die Kaiserlichen Stationen, wie die Missionsgesellschaften, Faktoreien und Plantagen. Man muß selbst im Innern gewohnt haben, um den vollen Segen einer solchen Einrichtung sich veranschaulichen zu können. Aber auch der Unbeteiligte wird verstehen, daß, wie in Europa, so auch in Ostafrika der einheitliche Betrieb jede ins einzelne zersplitterte Beförderungsmethode durch Zweckmäßigten und Billigkeit schlagen muß. Das große Beispiel unserer modernen Post ist doch deutlich und überzeugend genug.

Was die Frachtsätze anbetrifft, so muß man bei der heutigen Methode der Spezialkarawane eine Last von 30 kg auf immer etwa 25 Rupeen bis zum Kilima-Ndjaro rechnen, eben weil Hin- und Rückweg eines Trägers vom Unternehmer bezahlt werden muß. Bei dem von mir vorgeschlagenen System kann ich streckenweise, d. h. von Masinde ab, eine Tageslast für 1/4 Rupee und von Pongwe bis Masinde auf dem Kontraktwege mit den Häuptlingen für 1/2 Rupee haben. Ich will rund 1/2 Rupee für jeden Lasttag rechnen, so kostet mich das Hinaufbefördern einer Last für die 5 einfachen und 14 Doppeltagemärsche nach dem Kilima-Ndjaro 9 1/2 Rupes. Wenn ich mir dafür 15 Rupees bis zum Kilima-Ndjaro, 12 bis Kisiwani, 7 bis Masinde, 4 bis Korogwe bezahlen lasse, so mache ich mit meiner Einrichtung obendrein ein sehr gutes Geschäft, und meine Kunden stehen sich immer noch viel besser, als wenn sie sich selbst ihre Expedition ausrüsten müßten. Denn anstatt ihre Last in 19 Tagen für 25 Rupees am Kilima-Ndjaro zu haben, wird sie ihnen dorthin in 12 Tagen für 15 Rupees geliefert.

Diese Aufstellung soll nur den Zweck haben, klarzumachen, welche Vorteile für alle Teile in solcher Organisation des Frachtenverkehrs liegen würden, ohne daß die vorgeschlagenen Frachtsätze selbst als maßgebend hingestellt werden sollen. Diese Frage wird eben einer Berechnung im einzelnen vorbehalten bleiben können.

Ganz dieselbe Einrichtung nun, wie sie hier für die Strecke Tanga-Kilima-Ndjaro vorgeschlagen ist, würde ohne weiteres und in größerem Umfang für die große Karawanenstraße von Bagamoyo, beziehentlich

Dar-es-Salam zunächst bis Tabora zu schaffen sein, mit den Hauptetappen Simbamweni (Ukami), Kondoa (Usagara), Mpwapwa, Muhalala, Uyansi, Tabora. Hier wird von vornherein auf die Bewältigung einer viel größeren Verkehrsmasse zu rechnen sein, und es wird dazu in größerem Umfang mit Lasttieren gearbeitet werden müssen. Ich bin überzeugt, daß auch die Araber, vornehmlich aber die Indier, die Vorteile einer solchen Beförderungsart sehr schnell einsehen und sich zu nutze machen würden. Auf dieser Strecke wird monatelang mindestens einmal täglich eine Frachtpostsendung nötig werden. Vielleicht wird es sich im Interesse der schnelleren Trägerbeschaffung auf den verschiedenen Etappen empfehlen, die Mamboya-Straße neben der Kondoa-Straße von vornherein heranzuziehen.

Ich glaube, daß man die Reisezeit von der Küste bis Mpwapwa durch Organisation von Doppelmärschen von 17 bis auf 10, bis Tabora von 40 auf etwa 25 zurückführen könnte, und daß der Frachtsatz sich leicht von 45 Rupees bis zu 30 vermindern ließe.

Die Einführung dieses Systems auf den übrigen Verkehrsstraßen des Schutzgebietes würde sich alsbald daran schließen. Es liegt auf der Hand, daß solche Frachtpost an sich sowohl durch Privat-Gesellschaften wie durch das Gouvernement geschaffen werden kann. Aber das Gouvernement ist durch das Personal-Material, welches die Schutztruppe an die Hand gibt, in der Lage, die Sache sowohl besser, als auch weit billiger zu leisten, ohne doch dadurch ihrem eigentlichen Zweck erhebliche Kräfte zu entziehen. Denn die für solchen Postverkehr abkommandierten Mannschaften und Offiziere tragen ja doch zur Sicherheit der Karawanenstraßen unmittelbarer bei, als wenn sie in Garnisonen zusammengezogen bleiben, und dienen gleichzeitig einem hohen wirtschaftlichen Zweck. Am besten wäre es jedenfalls, wenn die Kaiserlich deutsche Postverwaltung in Verbindung mit dem deutsch-ostafrikanischen Gouvernement die Sache in die Hand nähme. Solch eine Frachtpost-Einrichtung, welche durch eine Relaisbriefpost zu ergänzen wäre, würde gleichzeitig die natürlichste Einleitung für den Ausbau der Kolonie mit Wegen sein. Der Wegebau könnte, wenn einmal die Aufsichtsorgane vorhanden sind, an den einzelnen Strecken auf allen Etappen-Stationen gleichzeitig begonnen werden, und ohne irgend einen außergewöhnlichen Sprung würden ganz allmählich, hier früher dort später, die Negerrücken und Lastesel

durch zweirädrige Karren, Feldbahnen oder andere Fahrgelegenheiten ersetzt. Dies von mir vorgeschlagene System ist demnach als die eigentliche Pionierarbeit in der Erschließung der Kolonie gedacht; es stellt die ersten europäisch organisierten Verkehrsadern dar, an welche sich unmittelbar eigentliche Fahrwege, beziehentlich Eisenbahnen anschließen sollen. Auch dann, wenn die Hauptverkehrslinien bereits auf eine höhere Stufe der Einrichtungen gebracht sein werden, wird die Einrichtung der Trägerrelais immer für die Eröffnung der Seitengebiete in Anwendung gebracht werden können.

Allgemeines Programm. Das Wesentliche dieser ganzen Methode besteht, wie der Leser erkennen wird, darin, daß ich die Entwickelung der Verkehrsverhältnisse möglichst an das Bestehende anschließen möchte. Ich finde, daß man in so neuen Verhältnissen, wie den mittelafrikanischen, Schritt für Schritt vorzugehen hat, und Sprünge soviel- als möglich zu vermeiden sind. Kapitalaufwendungen sollen sich immer unmittelbar vorhandenen Bedürfnissen anschließen und im einzelnen wohl überlegt sein. Wenn man sich damit in das Gebiet phantasievoller Kalkulationen versteigt, so kann man sich außerordentlich leicht verrechnen, und mit solchen Rechenfehlern Vermögen verlieren, ohne doch das zu erreichen, was man im letzten Ende erstrebte. Mein Rat geht demnach dahin, zunächst durch das Relais-System eine Verbesserung der heute vorhandenen Methode zu schaffen und im Anschluß daran diese ganze Karawanen-Methode durch das südafrikanische Karren-System oder auch Feldbahnen allmählich zu ersetzen; daneben durch eine Reihe von Lokalbahnen vorerst einmal die der Küste nächstgelegenen Besiedelungs- und Plantagengebiete ausnutzungsfähig zu gestalten. Erst in letzter Linie, und auch da an der Hand des praktischen Bedürfnisses, ist durch Fortsetzung des Lokalbahnsystems von Ausnutzungsgebiet zu Ausnutzungsgebiet die Aufschließung des Seengebiets anzustreben. Die mehr oder weniger große Schnelligkeit in der Durchführung dieses Erschließungsplanes wird völlig von der Größe der sich dafür bietenden finanziellen Kräfte und der Energie der wirtschaftlichen Bethätigung überhaupt abhängen. Immer müssen Eisenbahn-Unternehmungen und ackerbauliche Kultivationsarbeit Hand in Hand gehen.

Arbeiterfrage. Es liegt auf der Hand, daß die Lösung dieses Problems in unmittelbarstem Zusammenhang mit der ostafrikanischen Arbeiterfrage im

allgemeinen steht. Denn für die Durchführung der ins Auge gefaßten Unternehmungen sind wir doch überall auf die eingeborenen Arbeitskräfte angewiesen. Nun haben wir bei der Beschreibung der Kolonie gesehen, daß das Material dazu im Schutzgebiet allerdings vorhanden ist. Sowohl die Suahelis der Küste, wie auch Wasagara, Wanyamwesi, Wasukuma im Westen, Bakonde und Wangoni im Süden, außer manchen andern, können ihrer natürlichen Charakteranlage nach als gute Arbeiter betrachtet werden. Sie sind dies überall da schon gewesen, wo sie unter dem Drucke der Sklaverei zur Arbeitsleistung gezwungen waren. Nun ist die Periode solchen Zwanges auch für Deutsch-Ostafrika im wesentlichen vorüber. Das Arbeiter-Kontraktverhältnis ist mit der europäischen Herrschaft auch dort eingezogen, und es ist bereits früher von mir darauf hingewiesen worden, welche Mißstände damit zunächst für wirtschaftliche Unternehmungen im Schutzgebiet eingerissen sind. Sie beruhen in der Thatsache, daß die Voraussetzung für Kontraktverhältnisse doch in der Anerkennung der Verbindlichkeit für beide Teile liegt; daß der Neger aber von vornherein nicht geneigt ist, Fremden gegenüber seinen Teil der Verpflichtung in vollem Umfange anzuerkennen.

Über die Frage, was zu thun ist, um diesem Mißstande für die praktische Entwickelung des ostafrikanischen Schutzgebietes abzuhelfen, gibt es eine ganze Literatur. „Wie erzieht man den Neger zur Arbeit?“ ist ein oft behandeltes Thema. Die Allgemeinheit des Gegenstandes, welche eine Behandlung ohne eigentliches Erfahrungsmaterial nach rein theoretischen Gesichtspunkten zuläßt, mußte naturgemäß mehr als anderswo, gerade in Deutschland zu allen möglichen abstrakten Erörterungen anreizen. Aber, wie bei der Wegefrage, ist auch in diesem Falle mit Doktor-Dissertationen nicht eben gedient. Die reale Entwickelung pflegt sich um solche in der Regel nicht zu kümmern, sondern geht ihren Gang nach ihren eigenen Voraussetzungen und nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Es kann demnach nicht meine Absicht sein, die hundert aufgestellten Theorien um eine hundert und erste zu vermehren, sondern ich will nur kurz darlegen, in welcher Beziehung wir unmittelbar praktisch in die Arbeiterverhältnisse des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes einzugreifen vermögen.

Zunächst muß ausgesprochen werden, daß von einer Zurückstauung der rechtlichen Stellung unserer schwarzen Bevölkerungen von der Stufe

der individuellen Freiheit in solche der Hörigkeit oder gar der Sklaverei natürlich nicht die Rede sein kann. Das europäische Gemeinbewußtsein am Ausgang des 19. Jahrhunderts verlangt die prinzipielle Anerkennung der sogenannten „Menschenrechte" für sämtliche Angehörige der Gattung Mensch, gleichviel welche Hautfarbe dieselben tragen mögen, in welchen Klimaten sie wohnen, oder wie groß ihr Gesichtswinkel und das Durchschnittsgewicht ihrer Gehirnmasse ist. Mit dieser Thatsache müssen wir auch für die Behandlung der Frage in Ostafrika rechnen, ohne Unterschied, ob uns dies bequem oder nicht bequem ist. Wir können demnach keinen Anspruch auf menschliche Arbeitsleistung mit dem Recht der Eroberung und der brutalen Gewalt der Waffen begründen, sondern die Anschauungsweise unseres Zeitalters zwingt uns, auch dem Neger, genau wie dem deutschen und englischen Arbeiter, die Freiheit der Entscheidung zu lassen, ob er für uns arbeiten will oder nicht; d. h. mit anderen Worten, wir müssen uns auf den Zwang beschränken, dessen Anwendung durch eine freiwillig eingegangene Kontraktverpflichtung zu begründen ist.

Behandlung von Kontraktbruch.

Freilich, das Maß dieses Zwanges kann uns durch die europäische Gesetzgebung nicht vorgezeichnet werden. Denn diese ist berechnet für eine Bevölkerung, welcher durch eine Erziehung von Jahrhunderten das instinktive Gefühl für die Gegenseitigkeit eingegangener Verpflichtungen in Fleisch und Blut übergegangen ist, während der Mittelafrikaner, wie ich schon im zweiten Kapitel ausgeführt habe, viel zu sehr als Kind des Augenblickes von anschaulichen Motiven abhängig, dabei auch, ebenfalls durch eine Vererbung von Jahrhunderten, viel zu verlogen und unzuverlässig ist, als daß das moralische Bewußtsein eingegangener Verpflichtungen seinen Willen in einer für das System der Kontraktverhältnisse genügenden Weise zu bestimmen vermöchte. Es müssen deshalb stärkere Motive, als sie für die europäische Menschheit nötig sind, für die Afrikaner geschaffen werden, um die Innehaltung eingegangener Verpflichtungen als die Norm zu sichern. Solche Motive lassen sich in der ganzen Welt auf zwei Wegen herstellen: durch größere Belohnungen oder durch größere Strafen. Der erstere Weg ist in Ostafrika unsicher und auch unzulässig, weil eine wesentliche Erhöhung der Löhne, welche schon erforderlich wäre, um auf den Schwarzen irgend welchen Eindruck überhaupt zu machen, das Gebiet konkurrenzunfähig mit anderen Teilen des Weltmarktes machen würde. Also bleibt nur

übrig, vom Kontraktbruch abzuschrecken dadurch, daß man ihn mit härteren Strafen belegt als in Europa.

Dies kann auch ohne Frage nicht unbillig genannt werden. Wenn man bedenkt, mit welchen unerhörten Strafen noch im vorigen Jahrhundert kleine Vergehen, z. B. Jagdfrevel, bei uns belegt wurden, und wie dies doch die Grundlage gewesen ist, aus welcher die sittliche und rechtliche Anschauungsweise unseres Zeitalters emporgewachsen ist, so wird man nicht mit sentimentalen Einwänden kommen mögen, wo es sich darum handelt, durch Ernst und Strenge eine Bevölkerung zur Reife für die soziale Freiheit heranzuziehen, welcher eben eine solche geschichtliche Erziehung vollkommen fehlt. Das Einzige, was eine billige Erwägung verlangen kann und muß, ist, daß der Betreffende sich über den Umfang der Strafe, welcher er unterliegen werde, völlig im klaren war, bevor er das Vergehen des Kontraktbruches beging. Wählt er solchen trotzdem, so trägt er für die Folge allein die Verantwortung.

Ich empfehle demnach strenge Bestimmungen für bewußte Nichterfüllung freiwillig eingegangener Verpflichtungen in unserem Schutzgebiet. Diesen Leuten muß der Inhalt und der Ernst eines gegebenen Wortes oder Versprechens deutlich gemacht werden, und dies ist nur möglich, wenn man sie für die Nichtinnehaltung ihrer Verpflichtungen gebührend züchtigt. In europäischen Feldzügen wird ein Deserteur der eigenen Rasse einfach erschossen; es liegt doch nicht der geringste Grund vor, gegen das gleiche Vergehen bei Negern in Afrika, wo oft das Gelingen einer Expedition dadurch in Frage gestellt wird, irgendwie rücksichtsvoller zu sein? Bei der Plantagenarbeit liegt die Sache freilich anders, weil die Folgen nicht so verhängnisvoll sind. Aber das kann doch auch dort nicht für unbillig erscheinen, wenn ein Ausreißer zum wenigsten dadurch bestraft wird, daß man ihn auf eine längere Zeit durch Zwangsarbeit fühlen läßt, daß wir den Grundsatz der Innehaltung gegenseitig eingegangener Verpflichtungen, es mag kosten, was es wolle, auch in Mittelafrika zur vollen Anerkennung zu bringen gedenken.

Natürlich ist, um Mißbräuche zu vermeiden, für diese Erziehungsarbeit mehr als sonst die gewissenhafte Kontrolle der Behörden nötig. Es kann nicht angehen, daß irgend einem beliebigen Weißen das Strafrecht über seine schwarzen Arbeiter übertragen wird, für welchen nicht die Garantie einer gerechten und billigen Ausführung gegeben ist.

Strafmaß und Art des Vollziehens muß für Afrika durch Gesetz ebenso geregelt werden, wie dies in Europa der Fall ist. Nur die Höhe und Eigenart dieses Strafmaßes wird im Schutzgebiet ein anderes als bei uns sein müssen. Ein anderes auch schon deshalb, weil bloße Freiheitsstrafen, welche für den Europäer entehrend und fürchterlich sind, für den indolenten und faulen Mittelafrikaner, zumal, wenn er gut dabei verpflegt wird und im Schatten sitzen kann, jeder Härte entbehren, ja unter Umständen geradezu den Charakter einer Belohnung tragen können. Da sind Verschärfungen nötig, um auch nur das Maß von Europa für sein subjektives Empfinden zu erzielen, und nach dem Prinzip der Abschreckung darüber hinaus, weil das in Frage kommende Laster bei ihm soviel tiefer sitzt und so sehr viel eingefleischter ist.

Eine solche Ausnahmebestimmung für verletzte Kontraktverpflichtungen ist das Einzige, was die Gesetzgebung für den Arbeitgeber im Schutzgebiet wird thun können. Dieselbe wird ihre Wirkung um so nachdrücklicher erzielen, wenn sie Hand in Hand geht mit einer Entwickelung des Polizeiwesens, welche die Ergreifung des Missethäters wenigstens als Regel gewährleistet. Dazu wird man am besten die Dorfhäuptlinge und Ältesten mitheranziehen. Wenn man den Jumbe eines Dorfes für die Ergreifung eines solchen Ausreißers aus seinen Leuten mit seiner Habe verantwortlich macht und strenge Bestrafung auf das Hehlertum bei solchen Vorkommnissen setzt, wird man seinen Zweck in der Regel erreichen. Dann aber werden auch die Eingeborenen es sehr schnell lernen, daß sie ihren Vorteil in einer Erfüllung ihrer Kontrakte finden, und es sich immer erst zweimal überlegen, bevor sie sich denselben durch einfaches Davongehen entziehen.

Neben solchem strafrechtlichen Eingreifen nun hat die Verwaltung auch ein direktes Mittel, um segensreich auf die Arbeiterverhältnisse Ostafrikas einzuwirken, das Mittel eines erlaubten Arbeitszwanges selbst. Es gibt einen Weg, um solchen auszuüben, welcher sowohl mit den Rechtsanschauungen von Europa im Einklange steht, als auch andererseits im Schutzgebiet zu wirklichen Leistungen verwendet werden kann. Ich meine den fiskalischen Zwang. Bei uns in Deutschland muß jeder Staatsbürger, der gesund ist, als Soldat dem Vaterlande dienen und muß, mit Ausnahme der ganz armen Klassen, ein jeder zu den Lasten des Staatshaushaltes durch Steuerzahlung, das ist doch umgesetzte

Fiskalischer Arbeitszwang.

Arbeitsleistung, beitragen. Ich sehe nicht ein, warum ein staatlicher Zwang, welchen bei uns jeder verständige Mensch als vernünftig, ja, selbstverständlich anerkennt, in Afrika als hart und ungerecht beurteilt werden sollte.

Thatsächlich ist derselbe ja nichts, als die natürliche Folge der staatlichen Organisation selbst. Der Staat, als organisierte Gesellschaft, zieht zu gewissen Arbeitsleistungen, welche der Gesamtheit gleichmäßig zu nutze kommen, seine sämtlichen Angehörigen im Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit heran. Oder aber er zwingt seine einzelnen Unterabteilungen, die Kommunen, zur Ausführung gewisser Arbeiten, z. B. zum Bau von Wegen, welche in erster Linie diesen selbst, letzten Endes aber dem großen Ganzen überhaupt dienen. Es steht nichts, aber auch gar nichts im Wege, ein System, welches bei uns jedermann selbstverständlich findet, auf welchem unsere gesamte Kultur beruht, nicht ohne weiteres auf Ostafrika anzuwenden. Umsoweniger, als wir durch solche Anwendung zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, auf Wege- und Arbeiterfrage gleichmäßig gedeihlich einwirken.

Ich schlage also vor, gewissermaßen eine Steuer auf die Arbeitskraft unserer afrikanischen Schutzbefohlenen, welche zur Zeit ihr einziger reeller, unter allen Umständen vorhandener Besitz ist, zu legen. Eine Besteuerung von Hab und Gut, in welcher Form sie auch erhoben werden mag, wird diesen Leuten einstweilen doch immer als eine Art von Raub, verübt vom Stärkeren am Schwächeren, wie er ja in Afrika gang und gäbe ist, angesehen werden. Die Arbeitsleistung, wenn sie richtig angewendet wird, hat den Vorteil, daß ihnen unmittelbar der Zusammenhang zwischen Einzelbeitrag und Gesamtvorteil zur Anschauung gebracht wird. Wenn die Dörfer im Schutzgebiet gezwungen werden, für gute Wege zum Nachbardorf Sorge zu tragen, so werden sie zwar zuerst auch nur den Zwang solchen Ansinnens unangenehm empfinden. Aber es wird ihnen doch alsbald aufdämmern, daß, wenn der Weiße mit solcher Forderung einen unbequemen Eingriff in ihre Behaglichkeit vornahm, letzten Endes sie selbst den größten Vorteil aus der Erfüllung seines Gebotes hatten. So gleichgültig ist auch der Neger nicht, daß er nicht doch lieber auf einem schönen, breiten Weg dahinspaziert, als auf einem busch- und dornüberwachsenen Pfad; und die Überlegenheit des Wagenverkehrs über den Trägertransport vermag

auch er einzusehen. Eine erzwungene Arbeitsleistung in dieser Richtung, welche zunächst als Steuer (hongo) gedacht ist, und von ihm als solche empfunden sein mag, wird demnach auch ihm letzten Endes plausibel und berechtigt erscheinen. Sie wird dazu beitragen, ihm eine Ahnung von der Überlegenheit der organisierten Arbeit oder des Staatsbegriffs beizubringen, und dadurch zum sichersten Mittel für das werden, was wir anstreben: zu seiner Erziehung als nützliches Glied der Gesamtheit.

Gegen diesen Vorschlag wird sich nur einwenden lassen, daß zu seiner Durchführung die unbedingte Herrschaft über die Eingeborenen und die hiervon abhängige Strafgewalt gehört. Dies ist freilich wahr. Aber, wenn solche nicht vorhanden ist, vermögen wir überhaupt in diese Verhältnisse mit Erfolg nicht einzugreifen. Um sie ausüben zu können, empfiehlt es sich, die vorhandenen militärischen Kräfte nach Möglichkeit auf die Gebiete zu konzentrieren, wo wir solche wirtschaftlichen Unternehmungen irgendwie betreiben und die militärische Besetzung gleichzeitig mit der Ausdehnung der wirtschaftlichen Arbeiten Schritt für Schritt gewissermaßen organisch auswachsen zu lassen. Die militärische Besitzergreifung ist wie die Schale einer Nuß, welche mit dem Kern, der wirtschaftlichen Arbeit, gleichmäßig wachsen und sich ausdehnen muß, wenn beide in einem gesunden Verhältnis bleiben sollen. Dies bedeutet nicht, daß sie sich auch räumlich völlig an die Arbeiten anzuschließen hat; es kann sehr gut der Fall sein; ja ist sogar in der Regel der Fall, daß sie darüber nach manchen Richtungen hinausgreifen muß, um ihren Zweck zu erfüllen; z. B. wenn es sich darum handelt, Schutz gegen Plünderungszüge feindlicher Stämme auszuüben. Aber der wirtschaftliche Endzweck muß immer das Maßgebende bleiben.

Durch solchen staatlichen Zwang, welcher zunächst völlig auf den Straßenbau sich richten könnte, später aber alle andern Arten der Verbesserung des Landes zu umfassen hat, wie Aufforstung, Dränierung, Regulierung von Flüssen 2c. wird die Verkehrsfrage sehr schnell in eine praktische Entwickelung kommen, und andererseits die Gewöhnung des Negers an geregelte Arbeit sich vollziehen. Am sichersten wird man für den Erfolg fahren, wenn man den einzelnen Dorfältesten gewisse Teilstrecken unter gouvernementaler Oberaufsicht überträgt, und sie direkt für die Ausführung verantwortlich macht. In der Regel nämlich haben sie immer noch mehr Autorität über ihre einzelnen Leute, als

die fremden Herren; und vor allem bietet ihr Hab und Gut doch eine Handhabe, um sie in Strafe nach europäischem Vorbild nehmen zu können. Natürlich wird zum Erfolge in letzter Linie der Takt und die Gewandtheit der mit der Oberaufsicht betrauten Europäer das gute Beste thun müssen. Auch wird es sich empfehlen, für den Anfang wenigstens, mit Lohngewinnen für besonders gute Leistungen nachzuhelfen. Ist erst einmal ein Anfang gemacht, so wird die Fortsetzung sich ganz von selbst ergeben.

Damit werden wir dann erst die Voraussetzung für die Unternehmungen geschaffen haben, auf welche es eigentlich bei der ganzen Kolonialgründung ankam. Wenn Ostafrika für uns Wert gewinnen soll, so müssen wir es, kurz gesagt, bepflanzen und bebauen, soweit es mit nützlichen Artikeln bepflanzt und bebaut werden kann. Die Umwandlung des Landes aus Steppen und Brachland in Felder und Anpflanzungen ist die Aufgabe, welche uns obliegt. Dies kann durch Anlegung von Plantagen und durch Besiedelung geschehen.

Plantagenbau. Über den Plantagenbau braucht hier nicht gesprochen zu werden. Der Stand der Arbeiten, wie er heute vorliegt, hat gezeigt, daß das Schutzgebiet guten Kaffee und gute Baumwolle, sowie Vanille hervorzubringen vermag, und daß in den Küstenstrichen Kokosnuß-Kultur im großen möglich ist. Es ist ferner keine Frage, daß am mittleren Ulanga ein großartiges Reisgebiet gelegen ist. Daß ein anderes Plantagenprodukt wie z. B. Tabak oder Kakao im Schutzgebiet überhaupt nicht gut gedeiht, ist nirgends bewiesen. Für Plantagenunternehmungen ist also ein weites Feld gegeben, und dieselben sind ja auch zunächst in Handëi und hinter Bagamoyo mit Energie in Angriff genommen worden. Hier wird sich die Entwickelung ganz von selbst vollziehen; eine gelungene Anlage wird eine ganze Reihe anderer nach sich ziehen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo außer in Handëi auch zunächst in Ukami, im Samanga- und Makonde-Plateau deutsche Plantagen entstehen werden.

Ob es sich empfiehlt, zum Emporblühen dieser Unternehmungen gewisse Vergünstigungen und Erleichterungen in der europäischen Zollbehandlung zu gewähren, will ich hier nicht untersuchen. Es wird dies im großen und ganzen mit der Frage zusammenhängen, wie weit man die Kolonien staatsrechtlich als Ausland betrachtet. Es wird wahr-

scheinlich schon genügen, wenn man sie in Afrika selbst durch Wegebauten und Schutz in der Arbeiterfrage nach Kräften unterstützt.

Weit weniger einfach liegt die Besiedelungsfrage. Der Streitpunkt, ob überhaupt eine Besiedelung in Deutsch-Ostafrika möglich ist, ist freilich für uns entschieden, und auch die Frage des „Wo“ findet durch unsere Wertschätzungskarte ihre Beantwortung. Uns beschäftigt hier demnach nur noch das „Wie“. Besiedelung.

Bei der Beschreibung der einzelnen Gebiete habe ich jedesmal und immer wieder darauf hingewiesen, daß die Umgestaltung der ostafrikanischen Verkehrsverhältnisse die unumgängliche Vorbedingung ist, um eine Besiedelung nach irgend einer Richtung hin praktisch in Angriff zu nehmen. Vorher sollte man von einer solchen überhaupt gar nicht im Ernste sprechen. Es ist einfach lächerlich, an eine Besiedelung z. B. des Kilima-Ndjaro-Gebiets auch nur zu denken, so lange der Kolonist gezwungen ist, zu Fuß dorthin zu pilgern und sein Gepäck nach Art der Dienstmann-Beförderung dorthin zu schaffen. Auch, wenn wir ganz davon absehen wollen, wie viel Prozent der Einwanderer schon beim Hinmarsch den ganz ungewohnten Verhältnissen und Anstrengungen erliegen werden, ist ja ein Geldverdienst ganz ausgeschlossen, so lange es keine billigen Frachtverhältnisse an die Küste gibt. *Als Voraussetzung für jede Besiedelungsunternehmung in Mittelafrika betrachte ich es, daß das in Frage kommende klimatisch geeignete Besiedelungsgebiet durch eine Eisenbahn oder wenigstens eine Fluß-Dampfschiffsfahrt in Verbindung mit der Küste und dadurch mit Europa steht.*

Aber hiermit ist es keineswegs gethan. Wenn wir auf einen durchschlagenden Erfolg rechnen wollen, so sind, besonders für den Anfang, noch ganz andere Vorbereitungen zu treffen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß der Kolonist, wenn er an Ort und Stelle kommt, seinen, für ihn gewissenhaft ausgesuchten Landbesitz richtig ausgemessen und abgesteckt zugewiesen bekommt. Man kann ihm ja an Ort und Stelle überlassen, sich aus den verschiedenen Grundstücken ein ihm genehmes zu wählen; aber die Vermessung und Zuweisung muß für ihn besorgt werden. Es ist deshalb erforderlich, die in Frage kommenden Besiedelungsgebiete von vornherein korrekt und gewissenhaft zu vermessen und ein richtiges Flurbuch anzulegen. Ferner muß, schon ehe der Kolonist

eintrifft, für ein gesundes Obdach Sorge getragen werden. Da es sich kaum empfehlen wird, der Geschmacksrichtung und dem Bedürfnis des Einzelnen durch Herstellung wirklicher Wohnhäuser auf dem von ihm zu erwerbenden Gehöft zuvorzukommen, und hierdurch auch ein zu großes Kapital von vornherein festgelegt werden würde, so kann man sich darauf beschränken, solches Unterkommen einstweilen durch zweckmäßige Karawansereien oder allgemeine Gasthäuser zu schaffen. Was zu vermeiden ist, das ist, den Ankömmling gerade zu Beginn seines Aufenthalts in Ostafrika ganz ungewohnten Lebensbedingungen auszusetzen, und in den genügenden Vorkehrungen hiergegen erkenne ich die zweite Voraussetzung für eine praktische Inangriffnahme der Besiedelung unseres Gebiets.

Aus diesen Forderungen schon ergibt sich, daß auch dieser Teil der Unternehmungen in unserm Schutzgebiet nur durch kapitalistische Gesellschaften in die Hand genommen werden kann, und daß für absehbare Zeit auch nur Kolonisten mit einem gewissen Vermögen in Frage kommen können. Denn die Kapitalgesellschaften werden sich durch Verkauf von Landgütern oder durch Rentenpacht bezahlt machen müssen und werden dazu mit Recht die Garantie einer bestimmten, wenn auch nicht zu hoch gegriffenen eigenen Kapitalskraft verlangen.

Es kommt demnach für die Inangriffnahme der Besiedelungsarbeit zunächst darauf an, das Material in Deutschland nach dem angegebenen Gesichtspunkt, zu welchem noch der der guten Gesundheit kommt, sorgfältig auszuwählen; und zwar handelt es sich, wie überall auf der Erde, als Grundlage der neuen Bevölkerung um Landwirte, neben denen freilich Handwerker aller Art sofort in Frage kommen. Erst viel später wird es sich um eine Einwanderung von Angehörigen der „studierten“ Klassen handeln können. Da die Landwirtschaft den Ausgangspunkt und die eigentliche Grundlage der Besiedelung unseres Gebietes bilden muß, wird der Erfolg eine wesentliche Steigerung der Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn schon vorher mit der Einführung von Zug- und Haustieren die genügenden Versuche gemacht sind, und dem Einwanderer die Möglichkeit gewährt wird, sich seinen Bedarf an Ort und Stelle zu kaufen. Auch empfiehlt es sich, Lager von Acker- und Hausgerätschaften, Sämereien u. s. w. im großen Stil anzulegen, aus denen

der Einwanderer seinen Bedarf an Ort und Stelle käuflich beziehen kann, um ihm die Gewähr einer zweckgemäßen Ausrüstung zu schaffen. Wenn diese verschiedenen Vorbedingungen zweckmäßig erfüllt werden, so ist meiner Ansicht nach an einem endgültigen Erfolg nicht zu zweifeln.

Eine solche Besiedelungsgesellschaft unter staatlicher Beaufsichtigung zu bilden, ist also die Aufgabe. Eine derartige Gründung wird, wie die Verhältnisse liegen, nur durch sehr weitgehende Landkonzessionen zu ermöglichen sein. Wenn man erwägt, welche Kapitalaufwendungen einer solchen Gesellschaft zugemutet werden müssen, damit sie sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigt, und wie prekär ihre Gewinnsaussichten zunächst erscheinen, wird man geneigt sein, bei der Bemessung dieser Landüberweisungen nach großen Gesichtspunkten zu verfahren. Die Verwaltung gewinnt ja bei einer Besiedelung des Gebietes sofort durch Erhöhung der Zolleinkünfte, und könnte die Zahlung für derartige Landkonzessionen von dem Zeitpunkt einer näher zu bestimmenden Dividendenzahlung an in Raten erfolgen lassen, wofern die Besiedelungsgesellschaft durch ihre Kapitalkraft und die Zusammensetzung ihrer Leitung die Gewähr des Gelingens bietet. Oder aber, es empfiehlt sich, das amerikanische Schachbrett-System, daß man nämlich Land der Gesellschaft und das der Regierung verbleibende Land schachbrettartig verteilt und dann der Gesellschaft, durch deren Arbeit das Regierungsland erst Wert gewinnt, ihre Hälfte ganz umsonst gibt. Beginnen müßte solche Verteilung immer mit einer genauen Verzeichnung des von den Eingeborenen thatsächlich occupierten, d. h. in Bearbeitung genommenen Landes. Besonders zu Anfang dieser Unternehmungen wird der Staat, um die Sache erst einmal in Fluß zu bringen, in seinen Bedingungen gar nicht entgegenkommend genug sein können. Man vergegenwärtige sich, welches Entgegenkommen die großen Kolonisatoren aus dem Hause Hohenzollern: der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große den einwandernden Hugenotten, Salzburgern und Holländern gewährten, um überhaupt erst wirtschaftliches Leben in ihren Landen entstehen zu lassen.

Auch diese Art wirtschaftlicher Besitzergreifung des Schutzgebietes, die nachdrücklichste, welche es überhaupt gibt, beginnt am besten in möglichst großer Nähe der Küste, also in Usambara und Ukami, und schreitet von hier aus systematisch gegen das Innere Schritt um Schritt

vor. Der Zusammenhang zwischen ihr und dem Eisenbahnbau ist oben dargelegt worden. Das soll sich alles Hand in Hand, wie in konzentrischen Kreisen ausbreiten und nach und nach das ganze Schutzgebiet in Besitz nehmen. Das Schwierigste ist, mehr noch als anderswo, der Anfang. Ist dieser gemacht, so wird sich dies alles aus seinen eigenen Voraussetzungen organisch weiterentwickeln, und welche Ausdehnung diese Besiedelung gewinnen kann, ergibt sich aus der Thatsache, daß das dafür geeignete Gebiet ²/₃ des Königreiches Preußen umfaßt, also einen Flächenraum, auf welchem in Deutschland gegen 20 Millionen Menschen leben.

Erst eine Besetzung mit Kolonisten wird auch den unanfechtbaren militärischen Besitz des Schutzgebietes verbürgen. Wo Kolonisten, wenn auch nur in geringer Anzahl, wohnen, da bedarf es keiner Schutztruppe, da der deutsche Ansiedler sich ebensogut wie der angelsächsische in Amerika und Australien, und wie der Boer im Transvaal mit seinem eigenen Arm seiner Haut zu wehren vermag. Die von ihm eingenommenen Gebiete werden dann auch die eigentlichen Hochburgen der deutschen Herrschaft in Mittelafrika sein.

Kultivierung. Oasenartig werden ja diese Weißen immer im weiten Schutzgebiet bleiben. Denn wie wir gesehen haben, wird die große Masse desselben als Kultivationsgebiet dauernd der schwarzen Rasse angehören. Aber auch in diese Hauptmasse unseres Gebietes, welche europäischer Besiedelung verschlossen ist, können wir neues wirtschaftliches Leben tragen. Wir haben gesehen, wie die Entwickelung dieser Landschaften überall entweder unter dem Fluch der Sklavenjagden oder aber der einzelnen Stammesfehden darniederlag, wie besonders vom Norden her die Massais, vom Süden die Sulustämme Mord und Vernichtung über die Länder verhängten. Dies zunächst beseitigt die deutsche Herrschaft da, wo sie durchdringt, von selbst, und damit fällt eine Haupthemmung für die friedliche Produktionsarbeit und das Anwachsen der Bevölkerungen fort. Wo das schwarz-weiß-rote Banner weht und herrscht, da ist es das Symbol, daß jede ehrliche Arbeit Schutz und Sicherheit findet, und daß derjenige, welcher sich durch solche Arbeit Eigentum verdient, dasselbe auch für sich zu genießen in der Lage ist. Damit erst ist die eigentliche Voraussetzung für die Entfaltung des Erwerbssinnes gegeben, und hiermit dem Unternehmungsgeist der schwarzen Welt der Weg gebahnt.

Einen unmittelbaren Ansporn gewinnt diese Neigung, sich Besitz zu schaffen dadurch, daß durch immer häufigere friedliche Berührung mit seinem deutschen Nachbarn der Neger die Bedürfnisse Europas anschaulich kennen lernt. Dies entfacht den Drang in ihm, sich ebenfalls für seinen Bedarf so viel wie möglich zu verschaffen. Wie sehr dies der Fall ist, beweist nicht nur der nordamerikanische Neger; auch an der Küste Deutsch-Ostafrikas, bei den Herrschern am Kilima-Ndjaro und von Uganda, bei den Nachbarn der großen Handelsmärkte in Tabora und Udjidji nehmen wir dieselbe Thatsache wahr. Überall zeigt sich das Verlangen nach europäischen Industrieerzeugnissen, und überall wird dieses Verlangen auch zum Motiv, durch Arbeit sich die Mittel zu verdienen, um solche sich zu kaufen. Die Errichtung von Handelsfaktoreien, welche den Eingeborenen solche Sachen unmittelbar vor die Augen bringt, ist ohne Frage das geeignetste Mittel, die „verfluchte Bedürfnislosigkeit" dieser Rasse zu überwinden und sie an europäische Artikel zu gewöhnen; das zu schaffen, was das Klima der sonnigen Tropenwelt diesen Leuten versagt, und was doch zu allen Zeiten der Geschichte die beste Lehrmeisterin der Völker gewesen ist, die Not. Denn ein unbefriedigtes Bedürfnis schafft Not, und diese zwingt zur Thätigkeit. Das Schaffen von Bedürfnissen ist also unsere Aufgabe, welches nur durch das Bekanntmachen mit den anschaulichen Genüssen der Civilisation zu erreichen ist. Erst, wenn dieser Drang mit genügendem Nachdruck erweckt ist, werden wir die Eingeborenen mit Erfolg belehren, wie sie ihn am besten befriedigen. Erst dann werden sie uns nämlich mit Interesse zuhören, wenn wir ihnen praktisch die große volkswirtschaftliche Lehre plausibel machen, daß jemand national-ökonomische Werte schaffen muß, wenn er solche verbrauchen will; und daß man etwas für den Handel zu liefern hat, wenn man anderes aus ihm gewinnen will. Dann werden sie sich bemühen, ihrerseits Kaufartikel als Gegenwerte für die Güter Europas zu schaffen, und geneigt sein, von uns zu lernen, was wir dafür haben wollen. Sie werden sich dann entschließen, Getreide, Früchte, Baumwolle u. s. w. nicht bloß für ihren eigenen Bedarf zu bauen, worauf es heute im wesentlichen noch immer hinausläuft; sondern sie werden bewußt für die Ausfuhr arbeiten, um sich Geld zu verdienen. In diesem Stadium vermag die Verwaltung dann von neuem segensvoll einzugreifen, indem sie Sämereien austeilt und die Ein-

geborenen in der Behandlung einzelner Produkte unterweist, um solche verwendbar für den Welthandel zu machen. Dann wird die Sonne des europäischen Wirtschaftssystems auch am Himmel des dunklen Welteiles aufgehen, und damit die Vorarbeit für die Hereinbeziehung auch dieses Gebietes in die Weltkultur gethan sein. Für den deutschen Handel und die deutsche Industrie aber sind damit neue kaufkräftige Ausfuhr- und Umsatzgebiete gewonnen.

Vorbild von Indien.

Die Weltgeschichte hat wiederholt gezeigt, was eine solche Aufschließung von Handelsgebieten für die Völker bedeutet, nirgends großartiger als in Indien. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr gestaltet sich dieses Land unter europäischer Anleitung zum Markt für europäische Güter; und in der Entwickelung Indiens erkenne ich das Ideal, dem wir in der Entwickelung der Kultivationsländer unseres Schutzgebietes zuzustreben haben. Denn Indien ist für Großbritannien ein Kultivationsgebiet im großen Stil. Freilich, erreichen werden die Neger Deutsch-Ostafrikas dieses Vorbild niemals, denn dafür ist der Unterschied in der Befähigung der schwarzen Rasse und der indogermanischen Welt zu groß. Aber wir haben das unsrige gethan, wenn wir die Schwarzen Ostafrikas diesem Vorbild so nahe wie möglich gebracht haben werden.

Verwaltung.

Wir sehen, die Aufgaben, denen wir in den einzelnen Teilen des Schutzgebietes gegenüberstehen, sind vielseitige, verschieden, wie ihre Verwendungsmöglichkeit in wirtschaftlicher Beziehung. Allgemeine Gesichtspunkte für die Verwaltung der Kolonie lassen sich demnach auch gar nicht aufstellen; abgesehen von dem einen, im ersten Kapitel ausgeführten, daß die wirtschaftliche Seite der Entwickelung das eigentliche punctum saliens bei der ganzen Sache ist. Im übrigen wird sich alles den unmittelbaren praktischen Bedürfnissen von Fall zu Fall anzupassen haben und stets individuell verschieden sein. Denn es gibt ja keine Wissenschaft, aus welcher man lernen könnte, wie neue lebendige Bildungen im Völkerdasein zu gestalten sind, sondern vielseitig wie die Natur überall, sind auch die Entwickelungen der Kolonialländer, und Regeln, welche für alle paßten, gibt es nicht, sondern jeder einzelne Fall hat seine eigenen Bedingungen und Gesetze. Deshalb ist die Politik auch nach dieser Seite hin keine Wissenschaft, die man lernen kann, sondern eine Kunst.

Nur folgendes wird sich sagen lassen:

Wie für die Verwaltung unserer Kultivationsgebiete in Indien ein natürliches Vorbild gegeben ist, so können wir für die Behandlung der Besiedelungsländer, sobald es sich da um weiße Bevölkerungen handelt, aus der Entwickelung der angelsächsischen Ackerbaukolonien manches für uns lernen, für die Ausnutzung der Steppen mit ihren Wild- und Holzwerten aber gehen wir am besten in Deutschland selbst in die Schule.[1])

Auch für unsere Besiedelungssphäre können wir aus der Geschichte englischer Kolonien nur das Prinzip lernen, daß es sich nämlich empfiehlt, dieselben sich möglichst nach eigenem Bedarf einrichten zu lassen. Im übrigen ist unsere preußische Kreisverfassung mit ihrem Maß von Selbstverwaltung sehr wohl geeignet, die Grundlage für koloniale Einrichtungen abzugeben. Die Einteilung der Provinzen in Kreise und Gemeinden mit ihren durch Wahl geschaffenen, in ihren Spitzen aber durch die Regierung bestätigten Verwaltungsorganen bietet ein sehr gutes Muster, um auch in Ostafrika allen berechtigten Forderungen zu entsprechen. Denn das Wesen des Kreises ist ja gerade, daß er nicht nur der Verwaltungsbezirk des Regierungsbeamten (Landrates), sondern zugleich das Organ der kommunalen Selbstverwaltung ist. Der Landrat ist zugleich Staatsbeamter und Chef der kommunalen Selbstverwaltung. Hier ist also ein Vorbild gegeben, dessen Anwendung in den Kolonien, wenn auch sicherlich mit Umwandlungen im einzelnen, eine Grundlage schaffen kann, auf welcher die Interessenten eine zweckentsprechende Mitwirkung an der Gestaltung der Dinge zu gewinnen vermögen.

Es kann nicht meine Absicht sein, dies hier im einzelnen auszuführen. Ich würde dadurch in denselben Fehler verfallen, den ich doch bekämpfen möchte, nämlich eine Schablone aufzustellen, in welche nachträglich die lebendige Entwickelung hineingezwängt werden soll, während die Wirklichkeit sich überall ihre natürlichen Formen aus ihren eigenen Voraussetzungen herausschaffen muß. Genug, wenn wir nur den Grundgedanken dieser ganzen Darstellung auch gegenüber diesen Bildungen

[1]) Hauptsächlich auch, was Erlasse für die Schonung des edlen Wildes anbetrifft. Wer z. B. im Besitz von Elfenbeinzähnen unter einem näher zu bestimmenden Umfang anbetroffen wird, sollte auf das empfindlichste bestraft werden.

stets festhalten; uns jederzeit darauf besinnen, welches denn der eigentliche Zweck von kolonialen Gründungen für den Staat ist. Dann werden auch unsere Maßnahmen bis ins einzelne praktisch und zweckentsprechend sein, und wir werden es lernen, den Fehler theoretischen willkürlichen Reglementierens zu vermeiden. Vor allem wird uns eine solche Betrachtungsweise dazu führen, einzusehen, daß der Staat keinerlei Interesse daran hat, seine Verwaltungsmaßregeln über das Maß des wirtschaftlich Gebotenen auszudehnen, sondern sich darauf beschränken kann, da einzugreifen, wo der Vorteil der weißen Unternehmer oder Besiedler selbst dies verlangt, oder aber es den berechtigten Schutz der eingeborenen Rassen gegen Übergriffe seitens dieser europäischen Einwanderung gilt. Die natürliche lebendige Entwickelung wird dann voraussichtlich auch in Ostafrika zur praktischen Anerkennung des Grundsatzes führen, daß die farbigen Elemente des Schutzgebietes in ihrem eigenen Interesse nach dem System des „aufgeklärten Despotismus" beherrscht werden müssen; daß man den weißen Ansiedlern aber die Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten, natürlich unter der Kontrolle der Kaiserlichen Regierung, nach dem Prinzip der kommunalen Selbstverwaltung mehr und mehr überläßt. Dann werden wir nach beiden Richtungen hin zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen. Die Schwarzen werden der ihnen allein angemessenen Staatsform entsprechend leben und zu nützlichen Menschen erzogen werden; die Weißen aber werden sich im Schutzgebiet behaglich fühlen und ungestört ihren verschiedenen Beschäftigungen nachgehen können. Ich glaube weder für die farbige Welt an das allein seligmachende Rezept des Parlamentarismus und des self-Government, mit welchem die englische Politik in allen Erdteilen beglückend auftreten möchte, noch verspreche ich mir für Angehörige der germanischen Rasse besonderen Segen von der Fürsorge polizeilichen Regimentes, mit welchem wir in Europa längst gebrochen haben, und welches in neuen Ländern nur die Wirkung haben kann, den weißen Unternehmer und Ansiedler zu lähmen und schließlich ganz zu verscheuchen.

Ich glaube nicht, mit den in diesem Kapitel gegebenen Ausführungen ein unfehlbares Programm aufgestellt zu haben, wie sich die Entwickelung in Deutsch-Ostafrika unter allen Umständen vollziehen müsse, wenn sie erfolgreich sein will. Die lebendige Natur hat mancherlei

Wege, um ihre Zwecke zu verwirklichen, und auch die Weltgeschichte ist nicht an Schablonen gebunden, um zu ihren Zielen zu gelangen. Aber der Überzeugung bin ich allerdings, daß in den gezeichneten Linien der einfachste und kürzeste Weg angedeutet ist, um dieses Schutzgebiet zu einem wirtschaftlichen Faktor für uns zu gestalten, und ich glaube demnach, daß der Gang der Entwickelung sich, so oder so, wenigstens in der allgemeinen Richtung dieser Linien vollziehen wird.

Allgemeiner Standpunkt.

Deutschland ist es seinen wirtschaftlichen Interessen und der Ehre seines Namens schuldig, diese Aufgabe erfolgreich durchzuführen. Nachdem unser Volk einmal in diese Bahn eingelenkt ist, muß es den Nachweis liefern, daß es auch in dieser Beziehung den Nationen von Westeuropa zum mindesten ebenbürtig ist. Weshalb sollten wir auch hieran verzweifeln? Weil im Beginn dieser Arbeiten hier und da Irrtümer oder Mißgriffe begangen sind? Es wäre das erstemal in der Weltgeschichte, daß ein Volk so ganz neue Aufgaben von vornherein fehlerfrei in Angriff genommen hätte, wenn dies uns vergönnt gewesen wäre. Auf dieser Erde will ein jedes Ding gelernt sein; und es ist nicht nötig, zu untersuchen, welches Lehrgeld die anderen Kolonialvölker haben zahlen müssen, um uns in unserem Vertrauen nicht durch einzelne Mißerfolge erschüttern zu lassen, welche eben mit der Ungewohntheit der neuen Anschauungen und Pflichten von selbst gegeben waren. Man kann ein ganzes Volk nicht von heute auf morgen in seinen Begriffen und Meinungen umstempeln, sondern alles dies vollzieht sich organisch und demnach langsam. Aber die allgemeine kolonisatorische Befähigung des Deutschtums überhaupt ist doch durch unsere Vergangenheit bereits unwiderleglich nachgewiesen. Preußen, unter den Hohenzollern, was ist es denn anderes als die glänzendste Bethätigung solch kolonialen Geistes? Denn seine Anfänge rechts der Elbe liegen durchaus auf deutschem Kolonialgebiet, aus welchem diese großartige geschichtliche Bildung erwachsen ist. Auch in allen fremden Kolonien rechnet man das deutsche Element zu dem besten Kolonisationsmaterial. Es wäre doch sehr wunderbar, wenn diese nachgewiesene nationale Befähigung nun mit einem Mal versagen sollte, wo wir in Afrika eigenen überseeischen Gebieten gegenüberstehen! Dies kann in der That nur eine sehr kurzsichtige Betrachtungsweise aussprechen. Es liegt nicht der geringste Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich die Rasse Alarichs und

Theoderichs, der Hohenzollern und des deutschen Ordens, eng verwandt, wie sie ist, mit der Hengists und Horsas, William Penns und der Pitts, sowie der Boern im Transvaal, auch der in Afrika vorliegenden Aufgaben vollständig gewachsen zeigen wird. Dann aber dürfen wir in Ostafrika auf eine gesunde Entwickelung rechnen.

Ausblick in die Zukunft.

Als ich am 23. November 1884 bei untergehender Sonne mit meinem unvergeßlichen Freunde Karl Jühlke zum erstenmal von den Geländen Ngurus über die von uns durch Vertrag erworbenen Gebiete blickte, da fragte er mich, ob ich wohl glaube, daß die uns nachfolgende Generation die Einführung von Eisenbahnen in diese Gegenden erleben werde, und war sehr überrascht, als ich antwortete, daß ich hoffe, wir würden dies noch selbst ausführen können. So bescheiden, um nicht zu sagen zaghaft, waren damals die Erwartungen auch der ausgesprochensten und begeistertsten Vorkämpfer des kolonialen Gedankens, welcher in der weitaus überwiegenden Masse unseres Volkes überhaupt noch nicht erweckt war. Wenn wir auf diese letzten zehn Jahre zurückblicken, so müssen wir doch dankbar anerkennen, wie schnell und nachdrücklich sich dies geändert hat in den Anschauungen der Heimat, und wie viel doch, wenn wir das reine Ergebnis dieses Jahrzehntes betrachten, ohne die Empfindung getäuschter Hoffnungen mitreden zu lassen, auch draußen schon erreicht worden ist. Überall hat doch ein ernstes Streben und nachdrückliche Arbeit eingesetzt, und nur die Kurzsichtigkeit kann verzweifeln, daß die vielen angesetzten Keime einer gesunden Entwickelung nicht schließlich lohnende Früchte bringen werden.

Wie ganz anders wird dann das Schutzgebiet sich ausnehmen. Wo heute auf weiten Strecken die Wildnis herrscht, wird alsdann gesundes wirtschaftliches Leben sich regen. Wenn erst der Schienenstrang diese Länder durchzieht und mit dem Weltverkehr in Verbindung setzt, dann werden auch sie zur Erhöhung des Reichtums der Erde in nachdrücklicher Weise beitragen. Auf den gesunden Höhen wird eine deutsche Bevölkerung wohnen, als Bannerträgerin deutscher Art und Gesittung im dunklen Weltteil. In den tiefer gelegenen Ländern aber, welche heute nur oasenartig bewohnt sind, wird dann eine dichte schwarze Einwohnerschaft sitzen, sicher und glücklich im Schutz unserer Flagge, und unter dem Zeichen des Kreuzes die Früchte der eigenen Arbeit

genießend. Auch hier wird die deutsche Sprache dann vorherrschend sein. Durch seine Häfen aber wird Deutsch-Ostafrika in lebhaftem Güteraustausch mit dem deutschen Vaterland stehen.

Es wäre leicht, nach Art eines Bellamy ein solches Zukunftsbild im einzelnen auszuführen. Denn die Thatsachen, welche uns die Beschreibung dieser Länder geliefert hat, lassen derartige Schlußfolgerungen in den verschiedensten Richtungen zu. Aber, warum uns in solches Gebiet phantasievoller Träume verlieren! Die Aufgaben, welche Deutsch-Ostafrika bietet, stehen nüchtern und real vor uns da, und sie erfordern die ganze kühle Thatkraft eines Volkes. Es gilt, der spröden Natur ein neues großes Bethätigungsfeld menschlichen Schaffens abzuringen, und dies kann nur in ernster und ehrlicher Arbeit geschehen. Der Lohn, welcher winkt, ist groß und des Ehrgeizes einer vorwärtsringenden Nation würdig. Gelingt es Deutschland, diesen zu gewinnen, so wird es damit sich selbst materiell und ideell bereichern, und gleichzeitig den schönsten Triumph erringen, welchen der Genius der Geschichte den Kulturvölkern dieser Erde gewähren kann: eine tiefer stehende und verkümmernde Rasse emporzuheben und in den Strom der lebendigen Menschheitsentwickelung mit hineinzuziehen. Erst mit einer solchen Bethätigung wird sich das Deutschtum die letzte Palme erringen, welche die Vorsehung dem Ehrgeiz ganzer Nationen bietet, dadurch, daß sie ihren eigenen Stempel großen Teilen der Erdoberfläche aufprägt, unmittelbar an der Veredelung der menschlichen Rasse überhaupt mitzuwirken. Ein Volk, welches sich so in den Dienst der höchsten Aufgaben stellt, welche es in der Weltgeschichte gibt, wird in seiner eigenen Seele etwas von der stolzen Genugthuung empfinden, welche der Erdgeist im Faust in die großen Worte faßt:

„So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Anhang.

Abriß der Entstehungsgeschichte des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes an der Hand des Aktenmaterials.

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ist durch Privatunternehmung vermittelst von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen völkerrechtlich für Deutschland gewonnen.

Im Herbst 1884 schickte die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" mich mit einer Expedition nach Ostafrika zum Zwecke kolonialer Landerwerbungen. Es gelang mir damals, durch Verträge die Landschaften Useguha, Nguru, Ukami und Usagara, d. h. das Gebiet, welches später auf den Karten immer als Schutzgebiet im engeren Sinne (im Gegensatz zur Interessensphäre) eingezeichnet geblieben ist, für die Gesellschaft zu erwerben.

Von solchen Verträgen lasse ich die beiden auf die Landschaft Nguru bezüglichen nachfolgen.

Vertrag.

Mafungu Biniani, Herr von Quatunga, Quaniani ꝛc., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschriebenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigem Souverän gehörige Land Quaniani, Quatunga in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, ab.

Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Karl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und

mündlich dargelegten Rechte, welche, nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes, die Staatsoberhoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter anderem das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Karl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation gefällt, Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke zc. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse u. s. w. in jeder ihm beliebenden Weise auszunützen; das alleinige Recht, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und Steuern aufzuerlegen.

Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, und verspricht durch ihren Vertreter, Dr. Karl Peters, den Sultan Mafungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen Jedermann, soweit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reserviertes Eigentum als solches zu respektieren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche, mündlich vereinbarte Rente in Vieh und Handelsartikeln zahlbar zu gewähren.

Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen, und nachdem Herr Dr. Karl Peters mit dem Sultan Mafungu Biniani Blutsbrüderschaft gemacht hatte, unter Zuziehung rechtsgültiger Zeugen, als für ewige Zeiten gültig und beide Teile ohne Widerruf bindend, am 23. November Eintausend achthundert und vierundachtzig in Quaniani abgeschlossen und von beiden Teilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Mafungu Biniani durch den Dolmetscher Ramasani sachgemäß und wortgetreu mitgeteilt war.

gez. **Dr. Karl Peters.**

Handzeichen des Sultans Mafungu Biniani.

Für die Richtigkeit der wortgetreuen Übersetzung.

(Arabische Unterschrift.)

Zeugen:

Bori, Neffe des Sultans Mafungu Biniani.
Handzeichen des Dieners Hamisi Adi Osmani.
Handzeichen des Dieners Sururu.
Handzeichen des Dieners Ali, früheren Begleiters des Majors Cambier.
Handzeichen des Dieners Marabu, früheren Begleiters Stanleys.

gez. **Dr. Karl Jühlke.**
" **J. E. Graf Pfeil.**
" **August Otto.**

Kwindokaniani,
den 24. November 1884.

Zweiter Vertrag zwischen Sr. Hoheit dem Sultan Mafungo von Nguru, Besitzer von Kwamkungu, Kwindokaniani ꝛc. ꝛc., und Herrn Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha und Nguru.

Der Sultan von Nguru, Mafungo, nachdem er gestern, Sonntag den 23. November 1884, sein Land mit allen Hoheitsrechten an Herrn Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, auf ewige Zeiten abgetreten hat, fühlt das Bedürfnis, mit seinem Blutsfreunde und Bruder Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, eine noch engere Verbindung zu schaffen.

Zu diesem Zwecke erklärt er am 24. November 1884, abends 6 Uhr, vor versammeltem Volke, in seiner Nebenresidenz Kwindokaniani, daß er die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche er als Herrin von Useguha anerkennt, in deren Vertreter, seinem Blutsfreund und Bruder, Herrn Dr. Karl Peters, auf ewige Zeiten als alleinige und ausschließliche Oberherrin seiner selbst und seines ganzen Volkes anerkennt.

Insbesondere verspricht er, die Bestrebungen des Herrn Dr. Karl Peters und der von ihm vertretenen Gesellschaft in Ostafrika mit allen Mitteln und in jeder Weise zu unterstützen. Er verspricht auf Wunsch Arbeitsleistungen und militärische Gefolgschaft gegen Jedermann.

Dafür verspricht Herr Dr. Karl Peters, im Namen der von ihm vertretenen Gesellschaft, Sr. Hoheit dem Sultan von Nguru, seinem Blutsfreund, nach Kräften Schutz und dauernde Freundschaft.

Kwindokaniani, den 24. November 1884.

gez. **Dr. Karl Peters.**

Handzeichen des Sultans von Nguru.

Am 24. November 1884.

Daß Se. Hoheit der Sultan von Nguru, Mafungo Bin Niani, mit Herrn Dr. Karl Peters durch dieses sein eigenes Handzeichen den vorstehenden Kontrakt rechtsgültig abgeschlossen hat, bescheinigen:

Zeugen:

Handzeichen des Dolmetschers Ramassan.
" von Marabu, Stanleys Begleiter.
" " Ali, Begleiter Cambiers.
" " Sururu, Schölers Begleiter.
" " Hamissi, Bruder Ramassans.
" des Semdi, Neffen Sr. Hoheit des Sultans von Nguru.

(Arabische Unterschrift.) (Diese Unterschrift ist die Osmanis.)

Handzeichen des Mariko, Schwagers Sr. Hoheit des Sultans von Nguru.
" " Sekeromo, Schwagers Sr. Hoheit des Sultans von Nguru.

gez. **Dr. Karl Jühlke.**
" **J. T. Graf Pfeil.**
" **August Otto.**

Ihren staatsrechtlichen Wert erhielten diese Verträge durch die Anerkennung der Kaiserlichen Regierung des Deutschen Reiches, welche ihren feierlichen Ausdruck in dem unter dem 25. Februar 1885 erlassenen Allerhöchsten Schutzbriefe fand:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft „für deutsche Kolonisation“, Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr Felix Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die vom besagten Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami im

November und Dezember v. J. abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die Deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben.

Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt, und daß die Mitglieder des Direktoriums oder der sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft, unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsarbeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes.

Zu Urkund dessen haben wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.

Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885.

gez.: **Wilhelm.**

gez.: Fürst von Bismarck.

Infolge dieses Schutzbriefes wurde der Protest des Sultans von Sansibar gegen unsere Erwerbungen im Sommer 1885 durch eine Flottendemonstration vor Sansibar beseitigt. Gleichzeitig wurde mit

der englischen und französischen Regierung vereinbart, die Ansprüche des Sultans ans Festland durch eine Grenzregulierungskommission feststellen zu lassen. Das Ergebniß dieser Kommission war, daß Sansibar im Herbst 1886 ein Küstenstreifen von 10 englischen Meilen landeinwärts zugesprochen wurde.

Inzwischen war bereits im Februar 1885 in Deutschland die „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen" begründet worden, an deren Spitze, mit sehr ausgedehnten Vollmachten, ich selbst gestellt wurde. Wir waren in den Jahren 1885 und 1886 eifrigst bemüht, unsere vertragsmäßigen Rechte in Ostafrika, soweit wie irgend möglich, auszudehnen. Dazu wurden eine Anzahl von Expeditionen ausgesendet, von denen die des Dr. Jühlke mit Lieutenant Weiß, welcher die Erwerbung von Usambara und des Kilima-Ndjaro-Gebietes zu verdanken war, des Grafen Pfeil mit Lieutenant Schlüter, welche Besitzrechte auf große Teile des Südens zwischen Rufiyi und Rovuma schafften, des Lieutenant Rochus Schmidt, der Usaramo erwarb, und die des Regierungsbaumeisters Hoernecke mit Lieutenant v. Anderten, welche Vertragsrechte auf die Somali-Küste bis ums Kap Guardafui herum begründete, erwähnt werden mögen. Das Gebiet, auf welches wir solchergestalt vertragsmäßige Rechte erworben, berechneten wir im Sommer 1886 auf 56000 deutsche Quadratmeilen, etwa so groß wie Brittisch-Indien.

Solche Bestrebungen und Unternehmungen führten natürlich auf verschiedenen Punkten zum Zusammenstoß mit den Wünschen und Interessen Fremder, besonders denen von Großbritannien. Dies hat den Gegenstand von diplomatischen Verhandlungen gebildet, deren erstes Ergebnis das deutsch-englische Abkommen vom 29. Oktober 1886 war, welches folgenden Wortlaut hatte:

„Nachdem die Regierung Seiner Majestät des Kaisers und die Königlich Großbritanische Regierung übereingekommen sind, im Wege freundschaftlicher Verständigung verschiedene das Sultanat von Sansibar und das gegenüberliegende ostafrikanische Festland betreffende Fragen zu regeln, haben zu diesem Zwecke mündliche Verhandlungen stattgefunden, bei welchen die nachstehenden Artikel vereinbart sind:

1. Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie

über diejenigen kleineren Inseln an, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen, desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia.

Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Miningani-Flusses am Ausgang der Tunghi-Bucht bis Kipini reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Miningani-Flusses, folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rovuma-Flusses trifft, durchschneidet den Rovuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang.

Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von zehn Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Flutzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an die Stationen von Kismaju, Barawa, Merka, Makdischu mit einem Umkreis landeinwärts von je zehn Seemeilen und Warscheik mit einem Umkreis von fünf Seemeilen.

2. Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salam und Pangani an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken.

3. Beide Mächte kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Teile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist.

Das Gebiet, auf welches dies Übereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovuma-Fluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tana-Flusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkte des Äquators mit dem 38° östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkt des 1. ° nördlicher Breite mit dem 37. ° östlicher Länge, wo die Linie ihr Ende erreicht.

Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umba, in gerader Richtung nach dem Djipe-See laufen,

dann entlang an dem Ostufer und um das Norduser des Sees führend den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Külma-Ndjaro in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Nyanza-Sees, welcher von dem 1.° südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt.

4. Großbritannien wird seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Übereinkommens hinsichtlich der konkurrierenden Ansprüche des Sultans von Sansibar und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auf den Kilima-Ndjaro-Gebiet zu befördern.

5. Beide Mächte erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Manda-Bucht erstreckt.

6. Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Sansibar zum Beitritt zu der General-Akte der Berliner Konferenz auffordern, vorbehaltlich der bestehenden Rechte Seiner Hoheit gemäß der Bestimmungen des Artikels I der Akte.

7. Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Sansibar gezeichnet haben."

Dieses Abkommen fand seine Ergänzung durch die Erklärung zwischen der Kaiserlich Deutschen und Königlich Portugiesischen Regierung am 30. Dezember 1886, welche in Bezug auf Ostafrika Folgendes bestimmte:

Artikel 2.

„Die Grenzlinie, welche in Südostafrika die deutschen Besitzungen von den portugiesischen Besitzungen scheiden soll, folgt dem Laufe des Flusses Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo der M'sinje-Fluß in den Rovuma mündet, und läuft von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassa-Sees."

Im Jahre 1887 wurde ich beauftragt, als Generalvertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar in Unterhandlungen einzutreten zum Zweck der Überlassung der Zollerhebung in den Plätzen Pangani und Dar-es-Salam an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft. Diese Verhandlungen führten am 25. Juli 1887 zu einem Präliminarvertrag, in welchem der Sultan nicht nur die angestrebte Zollverwaltung in den beiden Küstenplätzen, sondern die Verwaltung des gesamten Küstengebietes von der Mündung des Umba bis zum Kap Delgado einschließlich aller Hoheitsrechte an die Gesellschaft abtrat. Dieser Präliminarvertrag wurde mit einigen Abänderungen am 28. April 1888 vom Kaiserlichen Generalkonsul in Sansibar und Seiner Hoheit Seyyid Khalifa ben Said vollzogen.

Er hat folgenden Wortlaut:

Artikel 1.

„Seine Hoheit der Sultan überträgt der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft alle Gewalt, welche Ihm auf dem Festlande (Mrima) und in Seinen Territorien und Dependenzen südlich vom Umba-Fluß zusteht, und Er überläßt und übergibt derselben die gesamte Verwaltung dieser Gebiete. Die Verwaltung soll von der Gesellschaft im Namen Seiner Hoheit und unter Seiner Flagge, sowie unter Wahrung seiner Souveränitätsrechte geführt werden. Es versteht sich hierbei jedoch, daß die Gesellschaft für alle Angelegenheiten und für die gesamte Verwaltung der in diese Abtretung (concession) eingeschlossenen Gebiete Seiner Hoheit verantwortlich ist, und daß Seiner Hoheit dem Sultan weder aus den damit verbundenen Ausgaben, noch aus Krieg und Diya (Blutgeld), noch aus hiermit im Zusammenhang stehenden Ansprüchen Verbindlichkeiten erwachsen sollen, und daß Er zu einer Regelung dieser Angelegenheiten nicht herangezogen werden darf. Niemand außer der Gesellschaft soll das Recht haben, öffentliche Ländereien auf dem Festlande oder sonstwo in den Gebieten, Besitzungen und Dependenzen Seiner Hoheit innerhalb der oben genannten Grenzen zu kaufen, es sei denn, daß der Erwerb durch Vermittelung der Gesellschaft, wie jetzt durch Vermittelung Seiner Hoheit geschieht. Der Sultan gewährt der Gesellschaft auch die Befugnis, von der Bevölkerung des Festlandes innerhalb der bezeichneten Gebietsgrenzen Steuern zu erheben. Seine

Hoheit willigt ferner ein, alle Akte und Handlungen, welche erforderlich sind, um die Bestimmungen dieses Vertrages zur Ausführung zu bringen, vorzunehmen und der Gesellschaft mit Seiner ganzen Autorität und Macht zu helfen und beizustehen, damit die gewährten Rechte und Gewalten sichergestellt werden. Die vertragschließenden Teile sind ferner darüber einig, daß der Inhalt der folgenden Artikel des Vertrages die Rechte, welche von Seiner Hoheit den Unterthanen oder Bürgern von Deutschland, Frankreich, Großbritannien, von den Vereinigten Staaten von Amerika oder anderen mit Seiner Hoheit in Vertragsverhältnissen stehenden Mächten bewilligt sind, in keiner Weise beeinträchtigen oder schmälern soll; ebensowenig sollen die Verpflichtungen berührt werden, welche Seiner Hoheit in Folge Seines Beitrittes zur Generalakte der Berliner Konferenz auferlegt sind oder auferlegt werden mögen.

Artikel II.

Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft, vorbehaltlich der unten vorgesehenen Ausnahmen, in Seinem Namen und an Seiner Statt überall in den obenbezeichneten Gebietsgrenzen Beamte für die Verwaltung Seiner Besitzungen zu bestellen; die erforderliche Anzahl von Unterbeamten zu ernennen; Gesetze für die gedachten Gebiete zu erlassen; Gerichtshöfe einzurichten und überhaupt alle Maßnahmen zu treffen, welche zum Schutz der unter ihrer Regierung stehenden Gebiete und Interessen notwendig sind. Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft ferner, Verträge mit ihm unterstehenden oder anderen Häuptlingen der Eingeborenen zu schließen, und sollen solche Verträge und Abmachungen in denjenigen Fällen, in welchen sie im Namen Seiner Hoheit abgeschlossen werden, von Ihm ratifiziert und bestätigt werden. Seine Hoheit willigt auch ein, abgesehen von Seinen Privatländereien und Schambas, alle die Grundgerechtsame, welche Ihm auf dem Festlande von Afrika innerhalb der oben bezeichneten Grenzen zustehen, der Gesellschaft abzutreten und ihr alle Forts und nicht im Gebrauch befindlichen öffentlichen Gebäude zu übergeben, sofern Er sie nicht für Seinen Privatgebrauch zurückzubehalten wünscht. Ein Verzeichnis solcher Gebäude, Pflanzungen oder Besitzungen soll aufgestellt und von Seiner Hoheit und der Gesellschaft genehmigt werden. Ferner ermächtigt Er die Gesellschaft, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben

und Bestimmungen über die Okkupation von solchem Land zu treffen; lokale sowie andere Steuern, Abgaben und Zölle auszuschreiben und zu erheben und alle Maßnahmen zu treffen, welche zur Einrichtung und Unterhaltung der Verwaltung, der Streitkräfte, des Justizwesens, zur Anlage und Verbesserung der Wege oder Wasserstraßen oder anderer öffentlicher Arbeiten, sei es für Verteidigungs- oder sonstige Zwecke, zur Zahlung von Schulden und von Zinsen des aufgewandten Kapitals notwendig sind. Die Richter sollen von der Gesellschaft vorbehaltlich der Zustimmung des Sultans bestellt, alle „Kadis“ dagegen sollen von Seiner Hoheit ernannt werden. In den von Ureinwohnern besiedelten Landstrichen ist die Rechtspflege Sache der Gesellschaft und ihrer Beamten. Die Gehälter der Gouverneure und aller anderen Beamten in den von der Gesellschaft in Besitz genommenen und verwalteten Territorien sollen von derselben bezahlt werden.

Artikel III.

Seine Hoheit gewährt der Gesellschaft das Recht, überall innerhalb der durch diesen Vertrag bezeichneten Gebietsgrenzen Handel zu treiben, Eigentum zu haben, Gebäude zu errichten und mit Zustimmung der Eigentümer Ländereien oder Häuser durch Kauf oder sonstiges Rechtsgeschäft zu erwerben.

Artikel IV.

Seine Hoheit erteilt der Gesellschaft das besondere und ausschließliche Recht und die Befugnis, Vorschriften für den Handel und Verkehr, die Schiffahrt auf Flüssen und Seen, die Kontrole der Fischerei, den Bau von Wegen, Straßen und Eisenbahnen, Kanälen und Telegraphen zu erlassen, und hierfür Zölle und Abgaben zu erheben. Insoweit Seine Hoheit nicht Verpflichtungen gegen die anderen Mächte eingegangen ist, überträgt Er der Gesellschaft ferner die Befugnis, die Einfuhr von Waren, Waffen, Munition, berauschenden Getränken jeglicher Art und allen anderen Gütern, welche nach ihrer Ansicht der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit schädlich sind, zu beaufsichtigen oder zu verhindern. Es versteht sich indessen, daß bei Ausübung dieser Privilegien und Befugnisse die Verträge, welche zwischen Seiner Hoheit und den anderen Mächten abgeschlossen sind, beobachtet werden sollen.

Artikel V.

Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft, in Seinem Namen alle Häfen, welche an den Flußmündungen oder an anderen Stellen Seiner oben bezeichneten Besitzungen gelegen sind, in Besitz zu nehmen, und Er verleiht ihr das Recht, Zollhäuser zu errichten und von Schiffen, Gütern u. s. w., welche in den Häfen ankommen oder aus denselben abgehen, Abgaben zu erheben und alle zur Verfolgung des Schmuggels erforderlichen Maßregeln zu treffen, jedoch sollen auch hier in allen Fällen die Bestimmungen der oben genannten Verträge gewahrt bleiben.

Artikel VI.

Seine Hoheit verleiht der Gesellschaft das ausschließliche Recht, in allen Teilen der Territorien Seiner Hoheit innerhalb der oben bezeichneten Gebietsgrenzen Blei, Kohlen, Eisen, Kupfer, Zinn, Gold, Silber, Edelsteine, sonstige Metalle und Mineralien, sowie Mineralöle aller Art aufzusuchen und zu gewinnen, hierauf bezügliche Verordnungen zu erlassen und die gedachten Bergwerksrechte zu verpachten oder zu überweisen; ebenso soll die Gesellschaft allein berechtigt sein, mit den gewonnenen Metallen u. s. w., frei von Steuern und Abgaben, Handel zu treiben. Nur an Seine Hoheit hat die Gesellschaft eine mäßige Abgabe (royalty) für Mineralien zu entrichten; dieselbe soll 5 Prozent des ersten Preises der Artikel, von welchem die für Gewinnung des Minerals aufgewendeten Kosten in Abzug gebracht sind, nicht übersteigen und später zwischen dem Sultan und der Gesellschaft vereinbart werden. Auch wird der Gesellschaft das Recht eingeräumt, alle Waldbäume, sonstiges Holz, sowie Materialien aller Art für die vorgenannten Arbeiten, wie auch zum Handelsbetriebe zu benutzen. Das Bau- und Brennholz indessen, welches unter dem Namen „Burti“ bekannt ist, darf auf dem Festlande auch von anderen, wie bisher, geschlagen werden, falls sie hierfür die mit der Gesellschaft zu vereinbarenden Abgaben bezahlen; solche Abgaben sollen jedoch nicht für Holz gefordert werden, welches für den Gebrauch Seiner Hoheit gefällt wird.

Artikel VII.

Seine Hoheit gewährt der Gesellschaft das Recht, in Seinen oben erwähnten Territorien ein oder mehrere Bankinstitute mit dem ausschließlichen Privileg der Notenausgabe einzurichten.

Artikel VIII.

Alle zuvor genannten Befugnisse und Privilegien sollen verliehen werden und der Gesellschaft zur Verfolgung ihrer Zwecke und Ziele zustehen für die Zeit von fünfzig (50) Jahren, welche von dem Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages zu laufen beginnt. Mit dem Ablauf der bezeichneten Zeit fallen alle öffentlichen Werke, Gebäude u. s. w. an den Sultan, Seine Erben oder Nachfolger zu einem Schätzungswerte zurück, welcher auf Verlangen von beiderseits bestellten Taxatoren festzusetzen ist.

Artikel IX.

Seine Hoheit gewährt der Gesellschaft die „Regie" oder Pacht der Zölle in sämtlichen Häfen des oben bezeichneten Teils Seiner Territorien für eine gleiche Zeitperiode, wie die vorher erwähnten anderen Rechte (concessions) und zwar unter den folgenden Bedingungen:

Beim Beginn ihrer Verwaltung zahlt die Gesellschaft Seiner Hoheit einen Vorschuß von fünfzigtausend (50000) Rupien in bar; dieser Betrag ist in gleichen Monatsraten binnen der ersten sechs Monate zurückzuerstatten. Im ersten Jahre liefert die Gesellschaft am Ende eines jeden Monats europäischer Zeitrechnung den ganzen Betrag der in den oben bezeichneten Territorien erhobenen Ein- und Ausfuhrzölle an Seine Hoheit ab. Abgezogen wird nur eine gewisse Summe für die Ausgaben, welche durch die Zollerhebung erwachsen. Diese Ausgaben dürfen die Summe von einhundertundsiebenzigtausend (170000) Rupien in dem ersten Jahre nicht übersteigen, und wenn die Gesellschaft nicht in der Lage ist, durch ihre Bücher nachzuweisen, daß sie in Wirklichkeit die obenerwähnte Summe verausgabt hat, so hat sie an Seine Hoheit auch die Differenz zwischen ihren wirklichen Ausgaben und dem Betrage von 170000 Rupien zu zahlen. Der einzige Nutzen, welchen die Gesellschaft im ersten Jahre haben soll, besteht in einer Kommissionsgebühr von fünf (5) Prozent der an Seine Hoheit gezahlten Nettoeinkünfte.

Auf Grund der im ersten Jahre gemachten Erfahrungen soll die Durchschnittssumme, welche von der Gesellschaft jährlich an Seine Hoheit zu zahlen ist, festgesetzt werden; die Gesellschaft soll jedoch das Recht haben, am Ende eines jeden dritten Jahres auf Grund der in den

letzten drei Jahren erzielten Ergebnisse, welche durch ihre Bücher nachzuweisen sind, in neue Unterhandlungen mit Seiner Hoheit einzutreten, um die Durchschnittssumme zu revidieren und neu festzusetzen. Seine Hoheit ist berechtigt, einen Beamten zu bestellen, welcher die Zolleinnahmen in den Häfen des hier in Betracht kommenden Gebietes zu kontrolieren hat. Ferner versteht es sich, daß Seine Hoheit von keinem Zweige des Handels den Zoll zum zweiten Mal beanspruchen darf. Der Gesellschaft steht daher das Recht zu, über die Zollbeamten Seiner Hoheit in Sansibar zu diesem Behuf eine Kontrole auszuüben und die Rückvergütung aller Zollbeträge zu verlangen, welche künftighin etwa von der Einfuhr nach den in diesem Vertrage (concession) bezeichneten Häfen oder von der Ausfuhr aus denselben direkt an Seine Hoheit bezahlt werden. Die Gesellschaft verspricht ferner Seiner Hoheit fünfzig (50) Prozent von dem weiteren Reineinkommen zu zahlen, welches ihr aus den Zollabgaben der hier in Rede stehenden Häfen zufließen wird. Seine Hoheit überträgt der Gesellschaft alle Rechte an den Territorialgewässern, welche innerhalb der oben bezeichneten Grenzen Seines Gebietes liegen oder zu denselben gehören, insbesondere soll sie die Befugnis haben, die Beförderung, die Durchfuhr, das Landen und Verschiffen von Waren und Produkten innerhalb der genannten Gewässer durch Küstenwächter zu Lande und zu Wasser zu beaufsichtigen und zu kontrolieren.

Artikel X.

In anbetracht der Konzessionen, Befugnisse und Privilegien, welche der Gesellschaft im Vorstehenden eingeräumt sind, sichert dieselbe dem Sultan die Zahlung der Dividende von zwanzig (20) Anteilscheinen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu je zehntausend (10000) Mark, das heißt die Zahlung der Dividende eines Kapitalbetrages von ungefähr zehntausend (10000) Pfund Sterling zu; diese Zusicherung soll Ihm den Anspruch auf den einem solchen Anteil an dem Gesellschaftsvermögen zukommenden Teil desjenigen Reingewinnes geben, welcher ausweislich der Bücher der Gesellschaft vorhanden ist, nachdem Zinsen in Höhe von acht (8) Prozent auf das eingezahlte Kapital der Anteilscheinbesitzer bezahlt worden sind.

Artikel XI.

Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft soll alle Rechte, Privilegien Abgabenfreiheiten und Vorteile genießen, welche anderen Gesellschaften oder Personen eingeräumt sind oder künftighin eingeräumt werden, denen für einen anderen Teil des Herrschaftsgebietes Seiner Hoheit ähnliche Rechte wie die in diesem Vertrage gewährten übertragen sind oder übertragen werden mögen.

Artikel XII.

Die im Vorstehenden bezeichneten Rechte (concessions) erstrecken sich nicht auf die Besitzungen Seiner Hoheit auf den Inseln von Sansibar und Pemba, noch auf Seine Territorien nördlich des Umba-Flusses, und es versteht sich, daß alle öffentlichen, richterlichen oder Regierungsbefugnisse und Funktionen, welche der Gesellschaft in diesem Vertrage übertragen sind, von derselben nur im Namen und unter der Autorität des Sultans von Sansibar ausgeübt werden sollen.

Artikel XIII.

Beide Teile sind darüber einig, daß die hier in Rede stehenden Rechtsübertragungen (concessions) und die denselben entsprechenden Verpflichtungen, so wie sie im Vorstehenden dargelegt sind, für beide Teile, ihre Erben und Rechtsnachfolger für den vereinbarten Zeitraum von fünfzig (50) Jahren bindend sein sollen.

Artikel XIV.

Seine Hoheit ist bereit, die im Vorstehenden bezeichneten Zölle, Ländereien und Gebäude der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft an einem von ihr zu wählenden Tage nach dem fünfzehnten (15.) August eintausendachthundertachtundachtzig (1888) zu übertragen."

Dieser Vertrag erhielt auf Verhandlungen hin, welche Consul Vohsen führte, noch eine veränderte Fassung am 13. Januar 1890, durch welche insbesondere Artikel IX, der die Entschädigung an den Sultan behandelt, in folgender Form festgesetzt wurde:

„Artikel IX.

Seine Hoheit gewährt der Gesellschaft die „Regie“ oder Pacht der Zölle in sämtlichen Häfen des oben bezeichneten Teils Seiner Territorien für eine gleiche Zeitperiode, wie die vorher erwähnten anderen Rechte (concessions), und zwar unter den folgenden Bedingungen:

Die Gesellschaft liefert am Ende eines jeden Monats europäischer Zeitrechnung den ganzen Betrag der in den oben bezeichneten Territorien erhobenen Ein- und Ausfuhrzölle an Seine Hoheit ab. Abgezogen wird nur eine gewisse Summe für die Ausgaben, welche durch die Zollerhebung erwachsen. Diese Ausgaben dürfen die Summe von einhundert und siebenzigtausend (170000) Rupien per Jahr für die ersten 3 Jahre des Vertrages nicht übersteigen, und wenn die Gesellschaft nicht in der Lage ist, durch ihre Bücher nachzuweisen, daß sie in Wirklichkeit die oben erwähnte Summe verausgabt hat, so hat sie an seine Hoheit auch die Differenz zwischen ihren wirklichen Ausgaben und dem Betrage von 170000 Rupien zu zahlen.

Auf Grund der in den ersten 3 Jahren durch die Gesellschaft direkt gemachten Nettozolleingänge (das sind die eingenommenen Jahres-Zollgelder weniger 170000 Rupien) soll am 18. August 1891 europäischer Zeitrechnung die Durchschnittssumme, welche von der Gesellschaft jährlich an Seine Hoheit zu zahlen ist, festgesetzt werden; die Gesellschaft soll jedoch das Recht haben, am Ende eines jeden dritten Jahres auf Grund der in den letzten 3 Jahren erzielten Ergebnisse, welche durch die Bücher nachzuweisen sind, in neue Unterhandlungen mit Seiner Hoheit einzutreten, um die Durchschnittssumme zu revidieren und neu festzusetzen. Seine Hoheit ist berechtigt, einen Beamten zu bestellen, welcher die Zolleinnahmen in den Häfen des hier in Betracht kommenden Gebietes zu kontrolieren hat.

Ferner versteht es sich, daß Seine Hoheit von keinem Zweige des Handels den Zoll zum zweiten male beanspruchen darf. Der Gesellschaft steht daher das Recht zu, über die Zollbeamten Seiner Hoheit in Sansibar zu diesem Behuf eine Kontrole auszuüben und die Rückvergütung aller Zollbeträge zu verlangen, welche künftighin etwa von der Einfuhr nach den in diesem Vertrage bezeichneten Häfen oder von der Ausfuhr aus denselben direkt an Seine Hoheit bezahlt werden.

Die Gesellschaft verzichtet hierbei ausdrücklich auf Rückerstattung solcher Zölle, welche durch Seine Hoheit auf von Europa oder dem Auslande kommende Waren in Sansibar vereinnahmt worden sind und die nachträglich von Sansibar nach dem der Verwaltung der Gesellschaft unterstellten Gebiete ausgeführt werden. Die Gesellschaft verspricht ferner, Seiner Hoheit fünfzig (50) Prozent von dem weiteren Reineinkommen zu zahlen, welches ihr aus den Zollausgaben der hier in Rede stehenden Häfen zufließen wird. Seine Hoheit überträgt der Gesellschaft alle Rechte an den Territorialgewässern, welche innerhalb der oben bezeichneten Grenzen Seines Gebietes liegen oder zu denselben gehören, insbesondere soll sie die Befugnis haben, die Beförderung, die Durchfuhr, das Landen und Verschiffen von Waren und Produkten innerhalb der genannten Gewässer durch Küstenwächter zu Lande und zu Wasser zu beaufsichtigen und zu kontrolieren."

Inzwischen hatte die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft unter ihrem damaligen Generalvertreter Konsul Vohsen am 15. August 1888 versucht, die Verwaltung an der ganzen Küste zu übernehmen. Da dies ohne militärische Vorbereitungen geschah, so konnte sie nirgends mit entsprechender Kraftentfaltung auftreten. Sie war demnach auch nicht im stande, die gegen die deutsche Besitzergreifung sich regende Unzufriedenheit insbesondere der am Sklavenhandel interessierten Elemente der arabischen Bevölkerung rechtzeitig zu unterdrücken. So kam es zu einer Bewegung gegen die Gesellschaft, welche an einzelnen Punkten, wie in Pangani, Kilwa, Lindi, in offene Empörung ausartete. Besonders stellte sich der Halbneger Buschiri an die Spitze eines Haufens von Küstenpöbel und allem möglichen anderen Volke, mit welchem er angriffsweise gegen die deutsche Station in Bagamoyo vorging, welche sich jedoch unter Freiherrn von Gravenreuth, ebenso wie sich Dar-es-Salam unter Leue erfolgreich behauptete. Diese Vorgänge veranlaßten im Herbst 1888 die Kaiserliche Regierung, eine militärische Expedition unter dem damaligen Hauptmann Wißmann nach Ostafrika zu entsenden, dem es im Sommer 1889 gelang, die aufständische Bewegung niederzuschlagen und die Küste zu beruhigen. Zur selben Zeit versuchte ich, an der Spitze der deutschen Emin-Pascha-Expedition, eine vertragsmäßige Ausdehnung des Schutzgebietes gegen Norden über den Tana hinaus zu

bewirken, und insbesondere die Länder am oberen Nil unserm Einfluß zu erschließen.

Alle diese Vorgänge fanden ihren Abschluß in einem neuen Vertrag mit England, durch welchen die deutsch-ostafrikanische Küste endgültig politisch an das Deutsche Reich abgetreten wurde, dagegen die nördlichen Gebiete und das Protektorat über Sansibar der Großbritannischen Regierung überlassen wurden. Der Vertrag wurde am 1. Juli 1890 abgeschlossen, und seine beiden ersten auf Ostafrika bezüglichen Artikel haben folgenden Wortlaut:

„Artikel 1.

In Ostafrika wird das Gebiet, welches Deutschland zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wird, begrenzt:

1. Im Norden durch eine Linie, welche an der Küste vom Nordufer der Mündung des Umba-Flusses ihren Ausgang nimmt und darauf in gerader Richtung zum Djipe-See läuft. Dem Ostufer des Sees entlang und um das Nordufer desselben herumführend, überschreitet die Linie darauf den Fluß Lumi, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann, entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima-Ndjaro, in gerader Linie weitergeführ zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Nyanza-Sees, welcher von dem ersten Grad südlicher Breite getroffen wird. Von hier den See auf dem genannten Breitengrade überschreitend, folgt sie dem letzteren bis zur Grenze des Kongostaates, wo sie ihr Ende findet. Es ist indessen Einverständnis darüber vorhanden, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westseite des genannten Sees nicht den Mfumbiro-Berg umfaßt. Falls sich ergeben sollte, daß dieser Berg südlich des genannten Breitengrades liegt, so soll die Grenzlinie in der Weise gezogen werden, daß sie den Berg von der deutschen Interessensphäre ausschließt, gleichwohl aber zu dem vorher bezeichneten Endpunkte zurückkehrt.

2. Im Süden durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma bis zu dem Punkte folgt, wo der M'sinje-Fluß in den Rovuma mündet, und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassa-Sees läuft. Dann sich nordwärts wendend,

setzt sie sich längs den Ost-, Nord- und Westufern des Sees bis zum nördlichen Ufer der Mündung des Songwe-Flusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 33. Grad östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongo-Beckens, wie dieselbe auf der dem 9. Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorher gedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem 32. Grad östlicher Länge, sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarmes des Kilambo-Flusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Tanganyika-See folgt.

Der Lauf der vorgedachten Grenze ist im allgemeinen nach Maßgabe einer Karte des Nyassa-Tanganyika-Plateaus angegeben, welche im Jahre 1889 amtlich für die britische Regierung angefertigt wurde.

3. Im Westen durch eine Linie, welche von der Mündung des Flusses Kilambo bis zum 1. Grad südlicher Breite mit der Grenze des Kongo-Staates zusammenfällt.

Das Großbritannien zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehaltene Gebiet wird begrenzt:

1. Im Süden durch die vorher erwähnte Linie von der Mündung des Umba-Flusses zu dem Punkte der Grenze des Kongo-Freistaates, welcher von dem 1. Grad südlicher Breite getroffen wird. Der Berg Mfumbiro ist in dieses Gebiet eingeschlossen.

2. Im Norden durch eine Linie, welche an der Küste am Norduſer des Juba-Flusses beginnt, dem genannten Ufer des Flusses entlang läuft und mit der Grenze desjenigen Gebiets zusammenfällt, welches dem Einflusse Italiens im Gallalande und in Abessinien bis zu den Grenzen Egyptens vorbehalten ist.

3. Im Westen durch den Kongo-Freistaat und durch die westliche Wasserscheide des oberen Nilbeckens.

Artikel 2.

Um die in dem vorstehenden Artikel bezeichnete Abgrenzung zur Ausführung zu bringen, zieht Deutschland seine Schutzherrschaft über

Witu zu gunsten von Großbritannien zurück. Großbritannien verpflichtet sich, die Souveränität des Sultans von Witu über das Gebiet anzuerkennen, welches sich von Kipini bis zu dem im Jahre 1887 als Grenze festgesetzten Punkte gegenüber der Insel von Kweihu erstreckt.

Deutschland verzichtet ferner auf seine Schutzherrschaft über die an Witu grenzende Küste bis nach Kismaju und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes nördlich vom Tana-Flusse und auf die Inseln Patta und Manda."

Dieser internationale Vertrag fand seine Ergänzung durch einen Vertrag zwischen der Kaiserlichen Regierung und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft am 20. November 1890, durch welchen das Reich die Ausübung der Hoheitsrechte unter folgenden Bedingungen unternahm:

„Zwischen der Kaiserlichen Regierung einerseits und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sitz zu Berlin, vertreten durch ihren Vorstand, andererseits, wird nach erfolgter Zustimmung der Hauptversammlung der Mitglieder der Gesellschaft folgender Vertrag abgeschlossen, in dessen Text unter der „Gesellschaft" stets die „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft" verstanden wird.

§ 1.

Die Kaiserliche Regierung beabsichtigt den Abschluß eines Staatsvertrages, durch welchen die Hoheitsrechte über das der deutschen Interessensphäre in Ostafrika vorgelagerte Küstengebiet samt dessen Zubehörungen und der Insel Mafia gegen Entschädigung Seiner Hoheit des Sultans von Sansibar an Seine Majestät den Deutschen Kaiser abgetreten werden sollen. Das gegenwärtige Übereinkommen tritt nur unter der Voraussetzung in Rechtswirkung, daß der vorgedachte Vertrag spätestens am 1. Dezember 1890 zum Abschluß gelangt ist, und daß in diesem Vertrage der Übergang der Hoheitsrechte von Seiten des Sultans von Sansibar auf keinen späteren Zeitpunkt als den 1. Januar 1891 festgesetzt wird.

§ 2.

Zum Zweck der Bezahlung der dem Sultan von Sansibar für die Abtretung Seiner Hoheitsrechte zu gewährenden Entschädigung verpflichtet sich die Gesellschaft, der Kaiserlichen Regierung spätestens am

28. Dezember 1890 den Betrag von vier (4) Millionen Mark deutscher Reichswährung in Gold zur Verfügung zu stellen und auszuzahlen.

Die Kaiserliche Regierung wird dafür besorgt sein, daß der Gesellschaft zum Zweck der Aufbringung der Mittel für diese Zahlung sowie zu den in § 3 dieses Vertrages bezeichneten weiteren Zwecken rechtzeitig die nach dem preußischen Gesetz vom 17. Juni 1833 (Ges.-Slg. 1833, S. 75) erforderliche landesherrliche Genehmigung zur Aufnahme einer mit 5 % jährlich verzinslichen und halbjährlich mit 0,3257 % ihres Nennbetrages zuzüglich der aus den ersparten Zinsen tilgbaren Nominalbeträge zu amortisierenden, zum Kurse von 105 % rückzahlbaren, Darlehensschuld in auf jeden Inhaber lautenden Schuldverschreibungen und die nach § 37, Ziffer 4, und § 42, Ziffer 3, der Satzungen der Gesellschaft nötige Genehmigung ihrer Aufsichtsbehörde erteilt werden.

§ 3.

Zur Aufbringung der Mittel für die nach § 2 an die Kaiserliche Regierung zu leistende Zahlung, sowie zur Verwendung für dauernde wirtschaftliche Anlagen in dem deutsch-ostafrikanischen Gebiet und zur Beförderung des Verkehrs nach demselben verpflichtet sich die Gesellschaft, eine Anleihe im Gesamtbetrage von 10556000 Mark zu schaffen.

Die Gesellschaft ist gehalten, aus dem Erlöse der Anleihe, soweit sie die in § 2 vorgesehene, sofort zu leistende Zahlung übersteigt, die Betonnung der Häfen im Küstengebiete nach Maßgabe des unter dem 27. Mai 1890 von seiten des Reichsmarineamts ausgearbeiteten Planes (Anlage) auszuführen, sowie Beleuchtungsanlagen im Höchstbetrage von 250000 Mark zu machen. Mit dieser Arbeit wird spätestens am 1. April 1891 begonnen werden.

Eine Verwendung des Erlöses der Anleihe muß, sofern diese Verwendung sich nicht innerhalb der in Abs. 1 gedachten Zweckbestimmung hält, auf Verlangen der kaiserlichen Regierung unterbleiben.

Die Verwendung muß innerhalb der ersten zehn Jahre erfolgen, soweit die Kaiserliche Regierung eine Verlängerung nicht eintreten läßt.

§ 4.

Der von der Gesellschaft am 28. April 1888 mit Seiner Hoheit dem Sultan von Sansibar abgeschlossene und durch das Nachtrags-

übereinkommen vom 13. Januar 1890 modifizierte Vertrag wird mit dem Zeitpunkt der Zahlung der Abfindungssumme (§ 2) außer Kraft gesetzt, insoweit seine Festsetzungen nicht durch den gegenwärtigen Vertrag ausdrücklich aufrecht erhalten werden.

Die Kaiserliche Regierung übernimmt von diesem Zeitpunkte ab die Verwaltung des Küstengebietes und seiner Zubehörungen, der Insel Mafia, sowie des Schutzgebietes.

Der Kaiserlichen Regierung fallen dementsprechend alle vom Zeitpunkte der Übernahme der Verwaltung ab eingehenden Zölle, sowie die etwa zur Hebung gelangenden Steuern und sonstigen öffentlichen Gefälle jeder Art zu.

§ 5.

Dagegen verpflichtet sich die Kaiserliche Regierung, vom 1. Januar 1891 ab bis dahin, daß die von der Gesellschaft aufzunehmende Anleihe (§§ 2 und 3) zur völligen planmäßigen Tilgung gelangt ist, an die von der Gesellschaft zu bezeichnende Stelle zum Zweck der Verzinsung und Amortisation der aufzunehmenden Anleihe aus den von der Kaiserlichen Regierung vereinnahmten Bruttozollerträgen der Ein- und Ausfuhr in das Küstengebiet bezw. aus demselben ohne jeden Abzug und ohne jede Aufrechnung unter allen Umständen den Jahresbetrag von sechshunderttausend (600000) Mark zu zahlen.

Die Zahlung erfolgt in halbjährlichen Raten von je 300000 Mark an jedem 20. Juni und 20. Dezember.

Vier Wochen nach Abschluß jeder Monatsaufstellung der Zolleingänge wird der Gesellschaft von ihrem Betrage Kenntnis gegeben.

§ 6.

Solange die Verpflichtung der Kaiserlichen Regierung zu der in § 5 bedungenen Zahlung besteht, wird die Kaiserliche Regierung Änderungen der zur Zeit des Vertragsschlusses an der Küste geltenden Zollsätze nicht eintreten lassen, sofern eine solche Änderung das Aufkommen eines Bruttozollerträgnisses von mindestens 600000 Mark jährlich gefährdet.

Werden Zollstellen seitens der Kaiserlichen Regierung außerhalb des Küstengebietes errichtet, so werden für die Dauer der Vertragszeit

auch die Erträgnisse dieser Zollstellen zur Aufbringung der vorerwähnten 600000 Mark verwendet werden.

Falls in einem Jahre oder in einer Mehrheit von Jahren der für den Dienst der Anleihe erforderliche Betrag von 600000 Mark durch die Bruttoerträgnisse der Zölle nicht erbracht werden sollte, ist die Differenz aus den den Betrag von 600000 Mark überschreitenden Erträgnissen späterer Jahre nachzuzahlen (§ 5).

§ 7.

Die kaiserliche Regierung räumt der Gesellschaft als ein ferneres Entgelt für die Aufgabe ihrer Rechte aus dem Vertrage vom $\frac{\text{28. April 1888}}{\text{13. Januar 1890}}$ die folgenden Befugnisse ein:

1. Unbeschadet der von der Gesellschaft außerhalb des Küstengebietes, seiner Zubehörungen und der Insel Mafia (§ 1), sowie außerhalb des Gebietes, für welches der Kaiserliche Schutzbrief erteilt ist, vertragsmäßig erworbenen Rechte tritt die Kaiserliche Regierung der Gesellschaft für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des Schutzbriefes das ausschließliche Recht auf den Eigentumserwerb durch Ergreifung des Besitzes (Okkupationsrecht) an herrenlosen Grundstücken und deren unbeweglichen Zubehörungen, vornehmlich also auch das Okkupationsrecht an Wäldern ab, jedoch mit dem Vorbehalt:
   a) der wohlerworbenen Rechte Dritter an dergleichen herrenlosen Grundstücken;
   b) des Rechts der Kaiserlichen Regierung, herrenlose Grundstücke, insoweit solche nach ihrem Ermessen zu öffentlichen Bauten im Interesse der Verwaltung und der Sicherung der Küsten- und des Schutzgebietes erfordert werden, durch Okkupation für das Reich zu Eigentum zu erwerben;
   c) des Rechts der Kaiserlichen Regierung, für die Ausnutzung der Wälder auch für die Gesellschaft verbindliche Gesetze und Verordnungen im Interesse der Landes- und Forstkultur zu erlassen.
2. In Bezug auf die Gewinnung von Mineralien werden der Gesellschaft für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des Kaiserlichen Schutzbriefes, gleichviel

ob die Gesellschaft selbst oder ein Anderer der Finder ist, die gleichen Vorteile insbesondere auf die Verleihung von Feldern eingeräumt, welche die in jenen Gebieten jeweilig geltende Gesetzgebung dem Finder zusteht. Außerdem verpflichtet sich die Kaiserliche Regierung, bei Verleihung von Feldern an Andere, als die Gesellschaft, dem Beliehenen, insofern er nicht der Finder ist, eine Abgabe von fünf (5) Prozent der von ihm geförderten Mineralien zu gunsten der Gesellschaft aufzuerlegen.

3. Bei der Konzessionierung des Baues und Betriebes von Eisenbahnen im Küstengebiet, dessen Zubehörungen, auf der Insel Mafia und in dem Gebiet des Kaiserlichen Schutzbriefes soll der Gesellschaft im Falle der Übernahme und der Erfüllung der gestellten Konzessionsbedingungen ein Vorrecht vor anderen Bewerbern zustehen. Die ihr, im Fall sie von diesem Vorrecht Gebrauch macht, zu erteilende Bau- und Betriebserlaubnis soll übertragbar sein.

4. Der Gesellschaft wird das Recht auf Errichtung einer Bank mit dem Privilegium der Ausgabe von Noten erteilt werden.

5. Die Gesellschaft verbleibt im Besitz der ihr zur Zeit des Vertragsschlusses zustehenden Befugnis, Kupfer- und Silbermünzen, welche an den öffentlichen Kassen des Küstengebietes, dessen Zubehörungen und der Insel Mafia, sowie des Gebietes des Kaiserlichen Schutzbriefes in Zahlung genommen werden müssen, zu prägen und auszugeben.

§ 8.

Vor dem Erlaß von Gesetzen und Verordnungen für das Küstengebiet, dessen Zubehörungen, die Insel Mafia und das Gebiet des kaiserlichen Schutzbriefes wird die Kaiserliche Regierung die Gesellschaft zur gutachtlichen Äußerung auffordern, sofern nicht die Dringlichkeit des Falles eine Abweichung von der Regel erheischt.

§ 9.

Insoweit es sich nicht um Rechte handelt, welche die Gesellschaft auf Grund der ihr hier eingeräumten Befugnisse während der Dauer dieses

Vertrages erworben hat (vgl. § 7), tritt das gegenwärtige Übereinkommen außer Geltung, sobald die aufzunehmende Anleihe (§§ 2 und 3) getilgt ist.

Berlin, den 20. November 1890.

Der Reichskanzler.
(gez.) **v. Caprivi.**

Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft.

Die Vorsitzenden des Verwaltungsrates.
(gez.) **Karl v. d. Heydt.**
(gez.) **Hugo Oppenheim.**

Der Vorstand.
(gez.) **Bourjau.**
(gez.) **Lucas.**"

Damit war die Umwandlung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes in eine Reichskolonie thatsächlich vollzogen, und die Kaiserliche Regierung übernahm alsbald die Verwaltung durch Einsetzung des Gouvernements in Dar-es-Salam. Am 1. Januar 1891 wurde die Reichsflagge in den sämtlichen Küstenplätzen gehißt.

Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

K.

T.

U.

Y.

Z.